Buch

Buch

für

die deutsche Jugend.

Eine Sammlung

von Lesestücken aus deutschen Klassikern

mit besonderer Rücksicht

auf die Jugend gereifterer Bildung namentlich in höheren Schulen und Erziehungs-Anstalten.

München.

Verlag des katholischen Büchervereins.

1854.

Druck von Franz Seraph Hübschmann.

Vorwort.

Man hat es häufig beklagt, daß es noch immer an einem Buche fehle, welches als zweckmäßige, stoffreiche Auswahl aus den Schätzen der deutschen Literatur der deutschen Jugend, katholischen Bekenntnisses vertrauensvoll in die Hände gegeben werden könnte, einem Buche, welches sich zugleich zur Einführung in Schulen und Erziehungs-Anstalten eigne. Das vorliegende Buch soll diesem Mangel abhelfen. Eingedenk vor Allem der Regel, daß der Jugend nichts geboten werden dürfe, was, wenn auch jetzt noch unbegriffen oder arglos in gutem Sinne aufgefaßt, doch als ein gefährliches Samenkorn in der Seele zurückbleiben und später zu böser Frucht sich entwickeln könnte, ist bei der Auswahl mit sorgfältigster Prüfung verfahren worden, und wir dürfen zuversichtlich behaupten, daß auch eine bis zur Aengstlichkeit wachsame Fürsorge nichts hier entdecken werde, was in sittlicher oder religiöser Beziehung den anvertrauten Pfleglingen irgendwie Anstoß geben möchte.

Nicht geringere Bemühung ist dem Zwecke gewidmet worden, neben den rein poetischen Stücken solche Abschnitte auszuwählen, welche durch die gediegene Lehrhaftigkeit ihres Inhalts den geistigen Gesichtskreis der jugendlichen Leser zu erweitern ihrem Verstande und Gedächtnisse eine gesunde wohlthuende Nahrung zuzuführen geeignet sind. Es ist wahr: unsere Sammlung

sieht andern gleichartigen Büchern nicht sehr ähnlich; nicht blos jene Literatur, welche gerade in der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit sich Ruf und Geltung erworben, ist berücksichtigt worden; vielmehr wird man manche gefeierte Namen hier vergeblich suchen; dafür aber ist der Kreis der Schriftsteller älterer und neuerer Zeit, aus deren Werken gewählte Abschnitte hier mitgetheilt sind, um Vieles weiter gezogen worden, als es sonst zu geschehen pflegt. Werke, die man sonst nur der speciellen Fach-Literatur zuzuzählen gewohnt ist, haben beigesteuert. Die deutsche Literatur ist aber auch reicher als irgend eine andere an Erzeugnissen, deren Urheber sich ihren eigenthümlichen Styl ohne Nachahmung bestimmter Muster gebildet haben, und es schien gerathen, der Jugend, die hiemit in den großen Geistesgarten unsers Vaterlandes eingeführt werden soll, nicht blos einige Schau- und Prachtpflanzen aus den Jedermann in die Augen fallenden Hauptbeeten zu einem Strauße zusammenzubinden, sondern sie auch in manche entlegnere Laube dieses Gartens zu führen, sie auch mit stilleren, und in bescheidneren Farben blühenden Gewächsen bekannt zu machen. Lehrhafte Ausbeute war hier oft leichter zu gewinnen, als in den Schriften der überall gefeierten Koryphäen.

Und somit sei denn diese Sammlung, die Frucht reifer Ueberlegung und mühsamen Fleißes, den Freunden unsrer Jugend, ihren Lehrern und Erziehern, zu günstiger Aufnahme bestens empfohlen.

München, den 4. Juli 1854.

1.

Das Weſſobrunner-Gebet. *)

Dat gafregin ih mit firahim
firiuuizzô meiſta
dat ero ni uuas
noh ûfhimil
noh paum nohheinîg
noh pereg ni uuas;
ni . . . . . **)
noh ſunna ni ſcein
noh mâno ni liuhta
noh der mareoſêo.
dô dâr niuuiht ni uuas
enteô nî uuenteô,
enti dô uuas der eino
almahtîco cot,
mannô miltiſto;
enti dâr uuârun auh manakê
mit inan cootlîhhê geistâ.

Enti cot heilac, cot almahtîco, dû himil enti erda gauuorahtôs, enti dû mannun ſô manac coot forgâpi, forgip mir in dînô ganâdâ rehta galaupa enti côtan uuilleon, uuîstôm enti ſpâhida, enti craſt tiuflun za uuidarſtantanne enti arc za piuuîſanne enti dînan uuilleon za gauurchanne.

Das erfrug ich als die größte
der Wissenswürdigkeiten,
daß die Erde nicht war,
noch der Himmel,
noch ein Baum,
noch ein Berg,
noch . . . . . .
und daß die Sonne nicht schien
noch der Mond leuchtete,
noch die wogende See.
Und da nichts war
von Marken und Grenzen,
da war der Eine
allmächtige Gott,
der mildeste der Menschen,
und da waren auch manche
der guten Geister mit ihm.

Und Gott heilig, Gott allmächtig, der du Himmel u. Erde geschaffen (gewirkt), u. der du den Menschen so manche Güter gegeben, gieb mir in deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen, Weisheit und Vorsicht und Kraft, den Teufeln zu widerstehen, und das Böse abzuweisen, und deinen Willen zu wirken.

*) Dieses „Weſſobrunner-Gebet" stammt aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts. Die Handschrift desselben wird jetzt in der königlichen Hofbibliothek zu München aufbewahrt. Seinen Namen trägt das Gebet von dem Orte, wo es auf Pergament geschrieben und bis auf die neueste Zeit erhalten worden ist, nämlich von dem ehemaligen Benediktiner-Kloster Weſſobrunn in Oberbayern, das schon um das Jahr 753 von dem frommen bayerischen Herzoge Thaſſilo II. mit Hülfe des heiligen Bonifaz gestiftet und aus dem Kloster Altach bevölkert wurde.

**) Hier fehlen einige Worte in der Handschrift.

2.

Ein Gleichniß

von Joh. Tauler.

Der Weingärtner beschneidet die Reben, das ist: das wilde Holz schneidet er ab, denn thäte er das nicht und ließe es stehen an dem guten Holz, so brächte es Alles mit einander sauren Wein. Also sollen die edeln Menschen thun, sie sollen sich selber beschneiden von aller Unordnung und das von Grund heraus, in allen Weisen und Neigungen, Liebes und Leids; das sind die bösen Gebrechen, die sollst du abschneiden an deinem Herzen und das zerbricht dir weder Haupt, noch Arm, noch Gebein. Halte auch stille das Messer, bis du wahrlich besehest, was du abschneiden sollest. Und kennte der Weingärtner nicht die Kunst, er schnitte das edle Holz, das die Trauben bringen soll, eben so bald ab als das böse Holz, und also verdürbe er damit den Weingarten. Also thun auch solche Menschen, die diese Kunst nicht kennen; sie lassen die Untugend und die bösen Neigungen in dem Grund der Natur liegen, und hauen und schneiden die arme Natur ab, und dadurch verderben sie denn diesen edeln Weingarten. Die Natur ist an sich selbst gut und edel, was willst du ihr denn noch abgewinnen? denn, ich sage dir, wenn die Zeit der Frucht kommen sollte — das ist ein göttliches, seliges, andächtiges Leben — so hast du die Natur verderbet.

3.

Denkspruch

von Angelus Silesius.

Rein, wie das feinste Gold, fest, wie ein Felsenstein,
Ganz lauter wie Krystall, soll dein Gemüthe sein.

4.

Armer Kinder Erntelied

von Clemens Brentano.

Engel, segnet uns das Korn,
Laßt es golden reifen,
Hütet es vor Wetterzorn,
Bis wir Aehren streifen.

Wiegt ihr unser täglich Brod
Golden auf den Halmen,
Singen frei von Hungersnoth
Wir euch Dankespsalmen.

Wollen treu das zehnte Korn
Unsern Hirten bieten,
Die von Distel und von Dorn
Schwache Schäflein hüten.

Schützet uns vor Hagelnoth
Gebet Sonn' und Regen
Bis wir tragen Wein und Brod
Unserm Hirt entgegen.

Gebt, daß Alles leben kann,
Und daß keiner darbe,
Selbst dem allerärmsten Mann
Eine feine Garbe.

Wenn wir durch die Felder zieh'n
Und die Aehren lesen,
Danken Gott wir auf den Knie'n,
Der so treu gewesen.

5.

Die Haide und das Haidehaus

von Adalbert Stifter.

I.

Im eigentlichen Sinne des Wortes ist es nicht eine Haide, wohin ich den lieben Leser führen will, sondern weit von unserer Stadt ein traurig liebliches Fleckchen Landes, das sie Haide nennen, weil seit unvordenklichen Zeiten nur kurzes Gras darauf wuchs, hie und da ein Stamm Haideföhre, oder die Krüppelbirke, an deren Rinde zuweilen ein Wollflöckchen hing, von den wenigen Schafen und Ziegen, die zeitweise hier herumgingen. Ferner war noch in ziemlicher Verbreitung die Wachholderstaude da, im Weitern aber kein anderer Schmuck mehr; man müßte nur die ferneren Berge hierher rechnen, die ein wunderschönes blaues Band um das mattfärbige Gelände zogen.

Wie es aber des Oeftern geht, daß tiefsinnige Menschen, oder solche, denen die Natur allerlei wunderliche Dichtung und seltsame Gefühle in das Herz gepflanzt hatte, gerade solche Orte aufsuchen und liebgewinnen, weil sie da ihren Träumen und innerem Klingklang nachgehen können: so geschah es auch auf diesem Haideflecke. Mit den Ziegen und Schafen nämlich kam auch sehr oft ein schwarzäugiger Bube von zehn oder zwölf Jahren, eigentlich um dieselben zu hüten; aber wenn sich die Thiere zerstreuten — die Schafe, um das kurze würzige Gras zu genießen, die Ziegen hingegen, für die im Grunde kein passendes Futter da war, mehr ihren Betrachtungen und der reinen Luft überlassen, nur so gelegentlich den einen oder andern weichen Sprossen pflückend — fing er inzwischen an, Bekanntschaft mit den allerlei Wesen zu machen, welche die Haide hegte, und schloß mit ihnen Bündniß und Freundschaft.

Es war da ein etwas erhabener Punkt, an dem sich das graue Gestein, auch ein Mitbesitzer der Haide, reichlicher vorfand, und sich gleichsam emporschob, ja sogar am Gipfel mit einer überhängenden Platte ein Obdach und eine Rednerbühne bildete. Auch der Wachholder drängte sich dichter an diesem Orte, sich breit machend in vielzweigiger Abstammung und Sippschaft, nebst manch' schönblumiger Distel. Bäume aber waren gerade hier weit und breit keine, weßhalb eben die Aussicht weit schöner war, als an andern Punkten, vorzüglich gegen Süden, wo das ferne Moorland, so ungesund für seine Bewohner, so schön für das entfernte Auge, blauduftig hinausschwamm in allen Abstufungen der Ferne. Man hieß den Ort den Roßberg, aus welchen Gründen ist unbekannt, da hier seit Menschenbesinnen nie ein Pferd ging, was überhaupt ein für die Haide zu kostbares Gut gewesen wäre.

Nach diesem Punkte nun wanderte unser kleiner Freund am allerliebsten, wenn auch seine Pflegbefohlenen weit ab in ihren Berufsgeschäften gingen, da er aus Erfahrung wußte, daß keines die Gesellschaft verließ, und er sie am Ende alle wieder vereint fand, wie weit er auch nach ihnen suchen mußte, ja, das Suchen war ihm selber abenteuerlich, vorzüglich, wenn er weit und breit wandern mußte. Auf dem Hügel des Roßberges gründete er sein Reich. Unter dem überhängenden Blocke bildete er nach und nach durch manche Zuthat, und durch mühevolles, mit spitzen Steinen bewerkstelligtes Weghämmern einen Sitz, anfangs für Einen, dann füglich für Drei geräumig genug; auch ein und das andere Fach wurde vorgefunden oder hergerichtet, oder andere bequeme Stellen und Winkel, wohin er seinen leinenen Haidesack legte, und sein Brod, und die unzähligen Haideschätze, die er oft hieher zusammentrug. Gesellschaft war im Uebermaße da. Vorerst die vielen großen Blöcke, die seine Burg bildeten, ihm alle bekannt und benannt, jeder anders an Farbe und Gesichtsbildung, der unzähligen kleinen gar nicht zu gedenken, die oft noch bunter und farbenfeuriger waren. Die großen theilte er ein, je nachdem sie ihn durch Abenteuerlichkeit entzückten, oder durch Gemeinheit ärgerten, die kleinen liebte er alle. Dann war der Wachholder, ein widerspenstiger Geselle, unüberwindlich zähe in seinen Gliedern, wenn er einen köstlichen, wohlriechenden Hirtenstab sollte fahren lassen, oder Platz machen für einen anzulegenden Weg — seine Aeste starrten rings von Nadeln, strotzten aber auch in allen Zweigen von Gaben der Ehre, die sie Jahr aus Jahr ein den reichlichen Haidegästen auftischten, die millionenmal Millionen blauer und grüner Beeren.

Dann waren die wundersamen Haideblümchen, glutfärbig oder himmelblau brennend, zwischen dem sonnigen Gras des Gesteines, oder jene unzählbaren kleinen, zwischen dem Wachholder sprossend, die ein weißes Schnäbelchen aufsperren, mit einem gelben Zünglein darinnen — auch manche Erdbeere war hie und da, selbst zwei Himbeersträuche, und sogar, zwischen den Steinen emporwachsend, eine lange Haselruthe. Böse Gesellschaft fehlte wohl auch nicht, die er vom Vater gar wohl kannte, wenn sie auch schön war, z. B. hie und da, aber sparsam, die Einbeeren, die er nur schonte, weil sie so glänzend schwarz waren, so schwarz, wie gar nichts auf der ganzen Haide; seine Augen ausgenommen, die er freilich nicht sehen konnte.

Fast sollte man von der lebenden und bewegenden Gesellschaft nun gar nicht mehr reden, so viel ist schon da; aber diese Gesellschaft ist erst vollends ausgezeichnet. Ich will von den tausend und tausend goldenen, rubinenen, smaragdenen Thierchen und Würmchen gar nichts sagen, die auf Stein, Gras und Halm kletterten, rannten und arbeiteten, weil er von Gold, Rubinen und Smaragden noch nichts sah, außer was der Himmel und die Halde zuweilen zeigte — aber von Anderem muß gesprochen werden.

Da war einer seiner Günstlinge, ein schnarrender purpurflügliger Springer, der dutzendweise vor ihm aufflog, und sich wieder hinsetzte, wenn er eben seine Gebiete durchreiste — da waren dessen unzählbare Vettern, die größern und kleinern Heuschrecken, in mißfarbiges Grün gekleidete Heiduken, lustig und rastlos zirpend und schleifend, daß an Sonnentagen ein zitterndes Gesinge längs der ganzen Haide war — dann waren die Schnecken mit und ohne Häuser, braune und gestreifte, gewölbte und platte, und sie zogen silberne Straßen über das Haidegras, oder über seinen Filzhut, auf den er sie gerne setzte — dann die Fliegen, summende, singende, pipende, blaue, grüne, glasflüglige — dann die Hummel, die schläfrig vorbeiläutete, — die Schmetterlinge, besonders ein kleiner mit himmelblauen Flügeln, auf der Kehrseite silbergrau mit gar anmuthigen Aeuglein, dann noch ein kleinerer mit Flügeln wie eitel Abendröthe — dann endlich war die Ammer, und sang an vielen Stellen; die Goldammer, das Rothkehlchen, die Haidelerche, daß von ihr oft der ganze Himmel voll Kirchenmusik hing; der Distelfink, die Grasmücke, der Kibitz, und andere und wieder andere. Alle ihre Nester lagen in seiner Monarchie, und wurden aufgesucht und beschützt. Auch manch rothes Feldmäuschen sah er schlüpfen; und schonte sein, wenn es plötzlich stille hielt, und ihn mit den

glänzenden erschrockenen Aeuglein ansah. Von Wölfen oder andern gefährlichen Bösewichtern war seit Urzeiten aller seiner Vorfahren keiner erlebt worden, manches eiersaufende Wiesel ausgenommen, das er aber mit Feuer und Schwert verfolgte.

Inmitten all dieser Herrlichkeiten stand er, oder ging, oder sprang, oder saß er — ein herrlicher Sohn der Haide: aus dem tiefbraunen Gesichtchen voll Güte und Klugheit leuchteten in blitzendem, unbewußten Glanze die pechschwarzen Augen, voll Liebe und Kühnheit, und reichlich zeigend jenes gefahrvolle Element, was ihm geworden, und in der Haideeinsamkeit zu sprossen begann, eine dunkle glutensprühige Phantasie. Um die Stirne war eine Wildniß dunkelbrauner Haare, kunstlos den Winden der Fläche hingegeben. Wenn es mir erlaubt wäre, so würde ich meinen Liebling vergleichen mit jenem Hirtenknaben aus den heiligen Büchern, der auch auf der Haide vor Bethlehem sein Herz fand, und seinen Gott, und die Träume der künftigen Königsgröße. Aber so ganz arm, wie unser kleiner Freund, war jener Hirtenknabe gewiß nicht; denn des ganzen lieben Tages Länge hatte er nichts, als ein tüchtig Stück schwarzen Brodes, wovon er unbegreiflicher Weise seinen blühenden Körper und den noch blühenderen Geist nährte, und ein klares kühles Wasser, das unweit des Roßberges vorquoll, ein Brünnlein füllte, und dann flink längs der Haide forteilte, um mit andern Schwestern vereint jenem fernen Moore zuzugehen, dessen wir oben gedachten. Zu guten Zeiten waren auch ein oder zwei Ziegenkäse in der Tasche. Aber ein Nahrungsmittel hatte er in einer Güte und Fülle, wie es der überreichste Städter nicht aufweisen kann, einen ganzen Ocean der heilsamsten Luft um sich, und eine Farbe und Gesundheit reifende Lichtfülle über sich. Abends, wenn er heim kam, wohin er sehr weit hatte, kochte ihm die Mutter eine Milchsuppe, oder einen köstlichen Brei aus Hirse. Sein Kleid war ein halbgebleichtes Linnen. Weiter hatte er noch einen breiten Filzhut, den er aber selten aufthat, sondern meistens in seinem Schlosse an einen Holznagel hing, den er in die Felsenritze geschlagen hatte.

Dennoch war er stets lustig, und wußte sich oft nicht zu halten vor Frohsinn. Von seinem Königssitze aus herrschte er über die Haide. Theils durchzog er sie weit und breit, theils saß er hoch oben auf der Platte oder Rednerbühne, und so weit das Auge gehen konnte, so weit ging die Phantasie mit, oder sie ging noch weiter, und überspann die ganze Fernsicht mit einem Fadennetze von Gedanken und Einbildungen, und je länger er

saß, desto dichter kamen sie, so, daß er oft am Ende selbst ohnmächtig unter dem Netze steckte. Furcht der Einsamkeit kannte er nicht; ja, wenn recht weit und breit kein menschliches Wesen zu erspähen war, und nichts, als die heiße Mittagsluft längs der ganzen Haide zitterte, dann kam erst recht das ganze Gewimmel seiner inneren Gestalten daher, und bevölkerte die Haide. Nicht selten stieg er dann auf die Steinplatte, und hielt sofort eine Predigt und Rede — unten standen die Könige und Richter, und das Volk und die Heerführer, und Kinder und Kindeskinder, zahlreich, wie der Sand am Meere; er predigte Buße und Bekehrung — und alle lauschten auf ihn; er beschrieb ihnen das gelobte Land, verhieß, daß sie Heldenthaten thun würden, und wünschte zuletzt nichts sehnlicher, als daß er auch noch ein Wunder zu wirken vermöchte. Dann stieg er hernieder und führte sie an, in die fernsten und entlegensten Theile der Haide, wohin er wohl eine Viertelstunde zu gehen hatte; zeigte ihnen nun das ganze Land der Väter, und nahm es ein mit der Schärfe des Schwertes. Dann wurde es unter die Stämme ausgetheilt, und jedem das Seinige zur Vertheidigung angewiesen.

Oder er baute Babylon, eine furchtbare und weitläufige Stadt — er baute sie aus den kleinen Steinen des Roßberges, und verkündete den Heuschrecken und Käfern, daß hier ein gewaltiges Reich entstehe, das Niemand überwinden kann, als Cyrus, der morgen oder übermorgen kommen werde, den gottlosen König Balsazar zu züchtigen, wie es ja Daniel längst vorher gesagt hat.

Oder er grub den Jordan ab, d. i. den Bach, der von der Quelle floß, und leitete ihn anderer Wege — oder er that das Alles nicht, sondern entschlief auf der offenen Fläche, und ließ über sich einen bunten Teppich der Träume weben.

Die Sonne sah ihn an, und lockte auf die schlummernden Wangen eine Röthe, so schön und so gesund, wie an gezeitigten Aepfeln, oder so reif und kräftig, wie an der Lichtseite vollkörniger Haselnüsse, und wenn sie endlich gar die hellen großen Tropfen auf seine Stirne gezogen hatte, dann erbarmte ihr der Knabe, und sie weckte ihn mit einem heißen Kusse.

So lebte er nun manchen Tag und manches Jahr auf der Haide, und wurde größer und stärker, und in das Herz kamen tiefere, dunklere und stillere Gewalten, und es ward ihm wehe und sehnsüchtig — und er wußte nicht, wie ihm geschah. Seine Erziehung hatte er vollendet, und was die Haide geben konnte, das hatte sie gegeben. Sein Auge ging

über die fernen Duftstreifen des Moores, und noch weiter hinaus; als müsse dort draußen etwas sein, was ihm fehle, und als müsse er eines Tages seine Lenden gürten, den Stab nehmen, und weit, weit von seiner Heerde gehen.

Die Wiese, die Blumen, das Feld und seine Aehren, der Wald und seine unschuldigen Thierchen sind die ersten und natürlichen Gespielen und Erzieher des Kinderherzens. Dann, wenn das fruchtbare Herz hungert nach Wissen und Gefühlen, dann schließ ihm auf die Größe der Welt, und des Menschen und Gottes.

Und somit laßt uns Abschied nehmen von dem Knaben auf der Haide.

II.

Eine gute Wegstunde von dem Roßberge stand ein Haus, oder vielmehr eine weitläufige Hütte; sie stand am Rande der Haide weit ab jeder Straße menschlichen Verkehres; sie stand ganz allein, und das Land um sie war selber wieder eine Haide, nur anders, als die, auf der der Knabe die Ziegen hütete. Das Haus war ganz aus Holz, faßte zwei Stuben und ein Hinterstübchen, alles mit mächtigen braunschwarzen Tragebalken, daran manch Festkrüglein hing, mit schönen Trinksprüchen bemalt. Die Fenster licht und geräumig sahen auf die Haide, und das Haus war umgeben von dem Stalle, Schoppen und der Scheune. Es war auch ein Gärtlein vor demselben, worin Gemüse wuchs, ein Holunderstrauch und ein alter Apfelbaum stand — weiter ab waren noch drei Kirschbäume, und unansehnliche Pflaumengesträuche. Ein Brunnen floß vor dem Hause, kühl, aber sparsam; er floß von dem hohen starken Holzschaft in eine Kufe nieder, die aus einem einzigen Haidestein gehauen war.

In diesem Hause war es sehr einsam geworden; es wohnten nur ein alter Vater und eine alte Mutter darinnen, und eine noch ältere Großmutter — und Alle waren sie traurig; denn er war fortgezogen, weit in die Fremde, der das Haus mit seiner jugendlichen Gestalt belebt hatte, und der die Freude Aller war. Freilich spielte noch ein kleines Schwesterlein an der Thürschwelle, aber sie war noch gar zu klein, und war noch zu thöricht; denn sie fragte ewig, wann der Bruder Felix wieder kommen werde. Weil der Vater Feld und Wiese besorgen mußte, so war ein anderer Ziegenknabe genommen worden; allein dieser legte auf der Haide Vogelschlingen, trieb immer sehr früh nach Hause, und schlief gleich

nach dem Abendessen ein. Alle Wesen auf der Haide trauerten um den schönen lockigen Knaben, der von ihnen fortgezogen.

Es war ein traurig schöner Tag gewesen, an dem er fortgegangen war. Sein Vater war ein verständig stiller Mann, der ihm nie ein Scheltwort gegeben hatte, und seine Mutter liebte ihn, wie ihren Augapfel, und aus ihrem Herzen, dem er oft und gerne lauschte, sog er jene Weichheit und Phantasiefülle, die sie hatte, aber zu nichts verwenden konnte, als zu lauter Liebe für ihren Sohn. Den Vater ehrte sie als den Oberherrn, der sich Tag und Nacht so plagen müsse, um den Unterhalt herbeizuschaffen, da die Haide karg war, und nur gegen große Mühe sparsame Früchte trug, und oft die nicht, wenn Gott ein heißes Jahr über dieselbe herabsandte. Darum lebten sie in einer friedsamen Ehe, und liebten sich pflichtgetreu von Herzen, und standen einander in Noth und Kummer bei. Der Knabe kannte daher nie den giftigen Mehlthau für Kinderherzen, Hader und Zank, außer, wenn ein stößiger Bock Irrsal stiftete, den er aber immer mit tüchtigen Püffen seiner Faust zu Paaren trieb, was das böseste Thier von ihm, und nur von ihm allein gutwillig litt, weil es wohl wußte, daß er sein Beschützer und zuversichtlicher Kamerade sei. Der Vater liebte seinen Sohn wohl auch, und gewiß nicht minder als die Mutter, aber nach der Verschämtheit gemeiner Stände, zeigte er diese Liebe nie, am wenigsten dem Sohne — dennoch konnte man sie recht gut erkennen an der Unruhe, mit der er aus und ein ging, und an den Blicken, die er häufig gegen den Roßberg that, wenn der Knabe einmal zufällig später von der Haide heim kam, als gewöhnlich — und der Bube wußte und kannte diese Liebe sehr wohl, wenn sie sich auch nicht äußerte.

Von solchen Eltern hatte er keinen Widerstand zu erfahren, als er den Entschluß aussprach, in die Welt zu gehen, weil er durchaus nicht mehr zu Hause zu bleiben vermöge. Ja, der Vater hatte schon seit langem wahrgenommen, wie der Knabe sich in Einbildungen und Dingen abquäle, die ihm selber von Kindheit an nie gekommen waren; er hielt sie deßhalb für Geburten der Haideeinsamkeit, und sann auf deren Abhilfe. Die Mutter hatte zwar nichts Seltsames an ihrem Sohne bemerkt, weil eigentlich ohnehin ihr Herz in dem seinen schlug; allein sie willigte doch in seine Abreise aus einem dunklen Instincte, daß er da ausführe, was ihm noth thue.

Noch eine Person mußte gefragt werden, nicht von den Eltern, son-

dern von ihm: die Großmutter. Er liebte sie zwar nicht so, wie die Mutter, sondern ehrte und scheute sie vielmehr; aber sie war es auch gewesen, aus der er die Anfänge jener Fäden zog, aus welchen er vorerst seine Haidefreuden webte, dann sein Herz und sein ganzes zukünftiges Schicksal. Weit über die Grenze des menschlichen Lebens schon hinausgeschritten, saß sie, wie ein Schemen, hinten am Hause im Garten an der Sonne, ewig einsam und ewig allein in der Gesellschaft ihrer Todten, und zurückspinnend an ihrer innern ewig langen Geschichte. Aber so wie sie da saß, war sie nicht das gewöhnliche Bild unheimlichen Hochalters, sondern wenn sie oft plötzlich ein oder das andere ihrer innern Geschöpfe anredete, als ein lebendes und vor ihr wandelndes, oder wenn sie sanft lächelte oder betete, oder mit sich selbst redete, wundersam spielend in Blödsinn und Poesie, in Unverstand und Geistesfülle: so zeigte sie gleichsam, wie eine mächtige Ruine, rückwärts auf ein denkwürdiges Dasein. Ja, der Menschenkenner, wenn hier je einer hergekommen wäre, würde aus den wenigen Blitzen, die noch gelegentlich auffuhren, leicht erkannt haben, daß hier eine Dichtungsfülle ganz ungewöhnlicher Art vorübergelebt worden war, ungekannt von der Umgebung, ungekannt von der Besitzerin, vorübergelebt in dem schlechten Gefäße eines Haidebauerweibes. Ihre gemüthreiche Tochter, die Mutter des Knaben, war nur ein schwaches Abbild derselben. Das alte Weib hatte in ihrem ganzen Leben voll harter Arbeiten nur ein einziges Buch gelesen, die Bibel; aber in diesem Buche las und dichtete sie siebenzig Jahre. Jetzt that sie es zwar nicht mehr, verlangte auch nicht mehr, daß man ihr vorlese; aber ganze Prophetenstellen sagte sie oft laut her, und in ihrem Wesen war Styl und Typus jenes Buches ausgeprägt, so daß selbst zuletzt ihre gewöhnliche Redeweise etwas Fremdes und Romanhaft-Poetisches zeigte. Dem Knaben erzählte sie die heiligen Geschichten. Da saß er nun oft an Sonntagnachmittagen gekauert an dem Holunderstrauch — und wenn die Wunder, und die Helden kamen, und die fürchterlichen Schlachten, und die Gottesgerichte — und wenn sich dann die Großmutter in die Begeisterung geredet, und der alte Geist die Ohnmacht seines Körpers überwunden hatte — und wenn sie nun anfing, zurückgesunken in die Tage ihrer Jugend, mit dem welken Munde zärtlich und schwärmerisch zu reden, mit einem Wesen, das er nicht sah, und in Worten, die er nicht verstand, aber tiefergriffen instinctmäßig nachfühlte, und wenn sie um sich alle Helden der Erzählung versammelte, und ihre eigenen Ver-

storbenen einmischte, und nun alles dramatisch skizzenhaft durcheinander reden ließ: da grauete er sich innerlich entsetzlich ab, und um so mehr, wenn er sie gar nicht mehr verstand — allein er schloß alle Thore seiner Seele weit auf, und ließ den phantastischen Zug eingehen, und nahm des andern Tags das ganze Getümmel mit auf die Haide, wo er Alles wieder nachspielte.

Dieser Großmutter nun wollte er sein Vorhaben deuten, damit sie ihn nicht eines Tages zufällig vermisse, und sich innerlich kränke, als sei er gestorben.

Und so — an einem frühen Morgen stand er neben den Eltern reisefertig vor der Thüre, sein dürftig Linnenkleid an, den breiten Hut auf dem Haupte, den Wachholderstab in der Hand, umgehängt den Haidesack, in welchem zwei Hemden waren und Käse und Brot. Eingenäht in die Brusttasche hatte er das wenige Geld, welches das Haus vermochte.

Die Großmutter, immer die Erste wach, kniete bereits nach ihrer Sitte inmitten der Wiese an ihrem Holzschemel, den sie dahin getragen, und betete. Der Knabe warf einen Blick auf den Haiderand, welcher schwarz den lichten Himmel schnitt — dann trat er zu der Großmutter und sagte: „Liebe Mutter, ich gehe jetzt, lebet wohl und betet für mich."

„Kind, Du mußt der Schafe achten, der Thau ist zu früh, und zu kühl."

„Nicht auf die Haide gehe ich, Großmutter, sondern weit fort in das Land, um zu lernen und tüchtig zu werden, wie ich es ja Euch gestern Alles gesagt habe."

„Ja, Du sagtest es," erwiederte sie, „Du sagtest es, mein Kind — ich habe Dich mit Schmerzen geboren, aber Dir auch Gaben gegeben, zu werden, wie einer der Propheten und Seher — ziehe mit Gott, aber komme wieder, Jacobus."

Jacobus hatte ihr Sohn geheißen, der auch einmal fortgegangen, vor mehr als sechzig Jahren, aber nie wieder zurückgekehrt war.

„Mutter," sagte er noch einmal, „gebt mir Eure Hand."

Sie gab sie ihm; er schüttelte sie und sagte: „Lebt wohl, lebt wohl."

„Amen, Amen," sagte sie, als hörte sie zu beten auf.

Dann wandte sich der Knabe gegen die Eltern, das Herz war ihm so sehr emporgeschwollen — er sagte nichts, sondern mit eins hing er am Halse der Mutter, und sie, heiß weinend, küßte ihn auf beide Wangen, und schob ihm noch ein Geldstück zu, das sie einst als Pathengeschenk

empfangen, und immer aufgehoben hatte, allein er nahm es nicht. Dem Vater reichte er bloß die Hand, weil er sich nicht getraute, ihn zu umarmen. Dieser machte ihm ein Kreuz auf die Stirne, auf den Mund und die Brust, und als hierbei seine rauhe Hand zitterte, und um den harten Mund ein heftiges Zucken ging, da hielt sich der Knabe nicht mehr, mit einem Thränengusse warf er sich an die Brust des Vaters, und dessen linker Arm umkrampfte ihn eine Secunde, dann ließ er ihn los, und schob ihn wortlos gegen die Haide. Die Mutter aber rief ihn noch einmal, und sagte, er möge doch auch das kleine Schwesterchen gesegnen, die man in ihrem Bettlein ganz vergessen habe. Drei Kreuze machte er über den schlafenden Engel, dann schritt er schnell hinaus, und trotzig vorwärts gegen die Haide.

So ziehe mit Gott, du unschuldiger Mensch, und bringe nur das Kleinod wieder, was du so leichtsinnig forttrágst!

Als er an den Roßberg gekommen, ging die Sonne auf, und schaute in zwei treuherzige, zuversichtliche, aber rothgeweinte Augen. Am Haidehause spiegelte sie sich in den Fenstern, und an der Sense des Vaters, der mähen ging.

6.

Die Aloe

von E. v. Schenk.

Unscheinbar, dunkel steht und mißgestaltet
Die Aloe; mag Licht und Wärme locken,
In ihr scheint jeder Lebenstrieb zu stocken,
Und wie zum Stein ihr Blätterschmuck erkaltet.

Bis sich ihr tiefstes Herz auf einmal spaltet,
Und, erst des Gärtners, dann der Welt Frohlocken,
Ein Blüthenbaum mit tausend Balsamglocken
Aus ihrem Schooße duftend sich entfaltet.

Des Menschen Seele gleicht der Wunderblume;
So lange sie sich selber will genügen,
Erfindet, sinnt und müht sie sich vergebens.

Doch kaum läßt sie in Demuth sich besiegen
Vom Licht des Heils, so wird zum Heiligthume
Ihr Innerstes und trägt den Baum des Lebens.

7.

Skizzen zur Charakteristik der Bischöfe Sailer und Wittmann

von M. v. Diepenbrock.

Das Bisthum Regensburg sah zwei der ausgezeichnetsten Lichter der katholischen Kirche in Deutschland als Bischöfe auf seinem Leuchter, Sailer und Wittmann. Sie hatten sich schon lange zuvor gekannt und als Freunde geliebt; denn wie sehr sie auch durch angeborene Eigenthümlichkeit, durch frühere Lebenswege und Schicksale, durch Beruf und Stellung verschieden waren, es war dennoch Ein Streben, Ein Ziel, Ein Glaube, Eine Liebe, die sie vereinigte, die sie einander innerlich nahe brachte, noch ehe sie äußerlich sich nahe geworden. Der Eine, von jeher mehr auf den offenen Schauplatz der Welt hingestellt in's Weite zu wirken, der Andere, durch seine Stellung auf einen engeren Kreis zu mehr intensiver Wirksamkeit angewiesen, arbeiteten sie beide für Gottes Reich, kämpften beide gegen Unglauben, Weltsinn und Finsterniß; der Eine ein Johannes, der Jünger der Liebe, mit dem zahmen Vöglein im Schooße, der Andere ein Jakobus, der Gerechte, mit den Kameelschwielen an den Knieen vom unaufhörlichen Beten im Tempel: denn das Christenthum vernichtet nicht die geistige Eigenthümlichkeit eines Menschen, so wenig als seine Gesichtszüge; sondern es verklärt und heiligt sie. Sailers Liebe und Verehrung für Wittmann hat sich am rührendsten gezeigt, als er in tödtlicher Krankheit sein Bisthum ihm empfahl, und dann sagte: nun könne er ruhig sterben; von Wittmanns Liebe und Verehrung für Sailer zeugten die Thränen, in die er ausbrach, als er seinen Alumnen des Sterbenden Abschiedsgruß brachte, und die Worte, die er an seinem Grabe gesprochen hat.

I.

Ein Herz so weit, so voll Liebe, Treue und hülfreichem Mitgefühl wie das von Sailer ist mir noch nicht begegnet. Rein und edel wie er durch das Leben gegangen war, kannte er doch als erfahrener Seelenarzt die tiefsten Abgründe der menschlichen Natur, und alle die schrecklichen Verirrungen und Schlangenwindungen der Sünde. Gegen das Verderbniß der Zeit, gegen Aergerniß, Verführung und Gottlosigkeit eiferte er als Prediger und Schriftsteller mit apostolischem Eifer; sobald ihm aber die Verirrung in menschlicher Gestalt entgegen trat, war Mitleid und Hülfbereitwilligkeit seine vorherrschende Empfindung und die Richtschnur seines

Handelns. „In jedem Menschen, wenn er nicht vollends verstockt ist,“ sagte er, „findet sich doch noch ein lichter Fleck, ein Punkt der Empfänglichkeit für das Gute; bei diesem soll man ihn fassen und ihn zu heben suchen, daß der Lichtpunkt sich erweitere und die Finsterniß allmälig verdränge. Gott, der Heilige, hat so unendlich viel Geduld mit den Sündern; sollten wir sie nicht auch haben?“

Vielen Menschen, auch in weiter Ferne, ist er durch seinen weisen Rath, den sie mündlich oder schriftlich von ihm erbaten, Arzt und Helfer geworden aus Sünde, Zweifel und Verzweiflung. Aber auch in leiblicher Noth war er stets hülfreich, so gering auch seine Mittel. Wohlthun war seine Freude; und er that es gern in aller Stille. Obwohl ich seine meisten Briefe für ihn schrieb, so besorgte er doch die Geldversendungen an bedürftige Freunde und Arme am liebsten selbst und mit einer gewissen Heimlichkeit, wobei ich ihn oft überraschte. Dieß geschah nicht aus Mangel an Vertrauen zu mir, seine Geldlade stand ohnehin gewöhnlich offen; sondern damit die linke Hand nicht wisse, was die rechte gethan. Es kam ihm dabei auch nicht auf größere, ja für sein Einkommen recht bedeutende Opfer an; denn er rechnete auf die Vorsehung.

Wie durch seine Weisheit, Liebe und Milde, so bleibt er mir auch wahrhaft groß und unerreichbar durch seine himmlische nicht zu erschöpfende Geduld und Sanftmuth. Nie habe ich ihn ungeduldig gesehen, welch störendes Hinderniß ihm auch plötzlich in den Weg treten mochte; vielmehr wußte er die Ungeduld Anderer bei solchen Anlässen durch einen passenden Scherz zu stillen; nie unwillig, wie oft auch ich selbst — zu meiner tiefen Beschämung gestehe ich's — ihm zur Ungeduld Veranlassung gegeben. Ich war damals viele Jahre hindurch kränklich, reizbar, hypochondrisch und gar nicht immer guter Laune. Vielmals muß ich ihm dadurch recht lästig und widerwärtig geworden sein. Aber seine Liebe war nicht zu trüben, seine Geduld nicht zu ermüden. Mit dem tiefsten innigsten Mitleid begegnete er meinem Leiden, suchte mich zu erheitern, ließ sich niemals verletzen, und öffnete mir jedesmal wieder sein weites warmes Vaterherz, so oft ich mich an dasselbe warf. Wie oft hat er mich, wenn ich ihm mein Herz und meinen Schmerz über solche Unart in der Beichte ausgeschüttet hatte, nach derselben liebreich umarmt, und mit einem Kuß auf die Stirn mir gesagt: „Freund glaube es, Gott hat uns nicht umsonst so wunderbar zusammen geführt; also Muth und Vertrauen.“

Und wie gegen mich, so war er gegen Jeden, der mit ihm in nähere

Berührung kam, ein unerschöpflicher Born von Liebe, Güte, Langmuth, Milde und weisem Rath.

Wahrhaft erhebend war es, ihn anzublicken in heiligen Functionen, am Altare, bei der hl. Messe u. s. w. Die höhere Weihe, die sein ganzes Wesen durchdrang, trat dann noch sichtbarer hervor, seine stets edlen Züge verjüngten, verschönerten sich; aus seinen Augen strahlte ein mildes Feuer; ein höheres Schweben klang durch die ganze gehobene, verklärte Persönlichkeit, und das Alles auch wieder ohne allen Zwang und Drang, wie unbewußt, so wie der Vogel sich von der Erde erhebt und auf seinen ausgebreiteten Schwingen ruht. Dabei war er höchst genau in Beobachtung auch der kleinsten rituellen Vorschriften und verbesserte z. B. auf die sanfteste Art jedes Versehen, daß ich etwa beim Aufschlagen des Meßbuches im Zusammentreffen mehrerer Feste begehen mochte. Ihn beten sehen, reizte zum Gebete; wie seine ganze Erscheinung geeignet war, die Religion, die Frömmigkeit ehrwürdig und liebwerth zu machen in Jedermanns Augen.

Und dieser Mann, dessen ganzes Wesen Würde, Weihe, veredelte Natur war, er stammte, eines armen Schusters Sohn, aus einem abgelegenen bayerischen Bauerndorfe. Und er, der in geistigem Verkehr mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, und in Freundschaft mit Vielen aus der vornehmsten Welt stand, blieb darum doch seinen ländlichen Verwandten der treue, theilnehmende Oheim und Vetter. Alljährlich mußten einige der Seinen ihn besuchen, wenn er nicht zu ihnen kam, und er berieth sie, auch brieflich, in ihren kleinen Familienangelegenheiten, erkundigte sich auch theilnehmend nach allen Ereignissen in der Familie und im Dorfe, als lebte er noch, ihres Gleichen, in ihrer Mitte. Er konnte sich auf jede Bildungsstufe versetzen, mit jedem in seiner Sprache reden, denn die Liebe und eine angeborne Genialität hatten ihn gelehrt, Allen Alles zu werden, jeden zu verstehen und zu sich heranzuheben, der nur irgend empfänglich dafür war. Er starb wie er gelebt hatte, einschlummernd im Gefühle der Gegenwart Gottes, am 20. Mai 1832, umgeben von liebenden Verwandten und Freunden. Aus den Händen seines ehrwürdigen Freundes, des Weihbischofs Wittmann, hatte er wenige Tage zuvor, im Beisein der ganzen Domgeistlichkeit, nochmals die heiligen Sacramente der Sterbenden mit inniger Andacht empfangen, und dann mit rührenden Worten die Sorge für sein Bisthum in Wittmanns treue Hände niedergelegt, der auch von König Ludwig bald darauf an Sailers Grabe zu

dessen Nachfolger ernannt wurde, jedoch den bischöflichen Stuhl, wie er es bestimmt vorher gesagt hatte, nicht wirklich bestieg, sondern schon nach neun Monaten ihm in die Gruft folgte, noch bevor seine Ernennung in Rom bestätigt wurde, was durch einen zufälligen Formfehler war verzögert worden, damit Wort und Gebet des demüthigen Mannes in Erfüllung gehen müsse.

Beider Gräber sind im herrlichen Regensburger Dome mit würdigen Denkmalen bezeichnet.

II.

Seit fünf und vierzig Jahren wandelte täglich zu gewissen Stunden durch die Straßen Regensburgs mit eilfertigem Schritte ein Mann in altpriesterlicher Kleidung, mit gesenktem Haupt und Blick, ehrerbietig gegrüßt von Jedermann, und freundlich liebreich wieder grüßend einen Jeden; nicht selten von einer Schaar Kinder begleitet, die an seinen schwarzen Mantel sich anklammerten. Sein Weg führte ihn durch die abgelegensten Gassen in die Häuser der Armen und Kranken, in die Spitäler, in die Schulen und Kirchen. Sein eilfertiger Gang, sein gesammeltes Wesen verrieth, daß er im höheren Auftrag und Dienst einherschritt; und wo er erschien, verbreitete sich Ernst, Ehrfurcht und Friede. So haben wir Alle ihn tagtäglich umherwandeln sehen, und erst seit wenigen Wochen sehen wir ihn nicht mehr, er wandelt nicht mehr unter uns, Bischof Wittmann ist todt.

Die Geschichte seines äußern Lebens ist höchst einfach, aber überall mit dem Stempel innerer Geistesgröße unverkennbar bezeichnet. Vorzüglich in den Tagen allgemeiner Noth war es, wo seine Entschlossenheit, sein Muth, seine rücksichtslose Hingebung, seine Liebe und Hirtentreue sich zeigte und er dann als ein rettender Engel aus besserer Welt mitten in der größten Gefahr erschien. So bei großer Wasserfluth, wo er mit Lebensgefahr auf einem Kahne zu den vom Wasser umspülten Häusern am Steinweg fuhr, um den bedrängten Einwohnern Nahrungsmittel durch die Fenster zu reichen. So an dem denkwürdigen Tage der Erstürmung von Regensburg, den 23. April 1809, wo er allein, mitten im heftigsten Gefechte, in den von Kugeln durchsausten, von wilden Kriegern durchzogenen Straßen erschien, um mit Feuerspritzen den nach allen Seiten um sich greifenden Flammen zu wehren, und zu helfen, zu retten, was zu retten war, oder, wo dies nicht möglich, den Unglücklichen Trost, den Sterbenden seine priesterliche Hülfe zu bringen. Er selbst

hat diese schrecklichen Scenen in einer kleinen höchst merkwürdigen Schrift beschrieben, hat alle Verluste so treu als möglich aufgezählt, und nur seine eigenen verschwiegen; denn er rettete nichts, als seine Pfarrbücher — ein Schatz, Millionen werth, wie er sagt — und sein Brevier: alle seine Habe, seine zahlreiche Bibliothek, seine kostbaren Handschriften gingen verloren. Seine ruhige priesterliche Erscheinung in Mitte dieser furchtbaren Greuelscenen machte selbst auf die erhitzten Krieger einen solchen Eindruck, daß sie ihn unangefochten als einen Friedensengel mitten durch ihre gedrängten Schaaren hindurch schreiten ließen.

Ganz derselbe zeigte er sich auch, als im Jahre 1813 die rückziehenden französischen Truppen das Nervenfieber in die Stadt brachten. Zu Hunderten lagen die Kranken und Sterbenden, halb nackt und voll Unreinigkeit, in dem Spitale zu St. Mang aufgehäuft; die furchtbarste Ansteckung wüthete unter den Elenden; täglich wurden Schiffe voll Leichen auf den untern Wörth gebracht, und dort eingegraben. Er allein besuchte das Spital und verwehrte seinen Hülfsgeistlichen den Eintritt: „sie sollten sich für die Pfarrei erhalten, um ihn sei es nicht Schade." Da lag er dann mitten unter den ekelhaften Kranken, sprach ihnen geistlichen Trost zu, reichte ihnen die heil. Sacramente, vernahm ihre letzten Seufzer und ließ sie in seinen Armen verscheiden. Dann eilte er heim, und trug ihren Namen und Geburtsort sorgfältig in die Pfarrbücher ein, um auch dereinst ihren Familien Nachricht von ihnen geben zu können. Vorzüglich kam ihm seine Kenntniß der französischen Sprache hierbei zu statten, und er pries sich dessen glücklich. Viele Wochen trieb er es so, bis er endlich selbst von der Seuche ergriffen und dem Tode nahe gebracht wurde. Er glaubte und wünschte schon damals zu sterben; aber er wurde dem Gebete der Frommen wieder geschenkt, seine Krone war noch nicht reich genug geflochten. Und als Prediger auf der Kanzel! — wen von uns, der ihn gehört, hat er nicht jedesmal tief gerührt und erbaut? Schon seine bloße Erscheinung war eine Predigt der Gottseligkeit. Er sprach höchst einfach, nicht mit gesuchten schönen Worten, aber was er sagte, war Geist und Kraft, denn es war Selbsterfahrenes, Selbsterlebtes. Es war, wenn er den Mund öffnete, wie wenn er die Reihe seiner fortwährend mit göttlichen Dingen beschäftigten Gedanken auf der Kanzel nur laut fortsetzte. Wie ein treuer Hausvater brach er den Armen und Demüthigen das Brod des Lebens; wen darnach hungerte, fand bei ihm volle Sättigung; wer aber Leckerbissen gekünstelter Rede suchte, sah sich getäuscht: denn auf

Gottes Tafel gehörte ihm nur Brod und Wein. Und dennoch brach seine innere Begeisterung nicht selten unbewußt in wahrhaft dichterische und erhabene Worte und Bilder aus. Unvergeßlich bleibt mir aus seinen Vorträgen über die Leidensgeschichte eine Stelle über Christus, den dorngekrönten König, vor Pilatus, die seine Grundanschauung und seine Redeweise nicht minder als sein eigenes innerstes Wesen darstellt: „Christi Macht," sprach er, „ist ein lauteres Dulden; sein Scepter ist ein Schilfrohr. Das Schilfrohr beugt sich und duldet. Der Sturm reißt Cedern ab, entwurzelt Bäume: das Schilfrohr beugt sich. Es kommen Wasserströme, reißen Häuser mit sich fort: das Schilfrohr beugt sich wie der Strom läuft, und steht dann wieder da. Es kommt brennende Sonnenhitze, versengt Laub und Gras: das Schilfrohr bleibt stehen und verdorrt nicht. Der Feind kommt, zertritt Felder und Fluren: das Schilfrohr steht im Schlamme und bleibt." Er selbst, der stille Dulder, mit seiner unverwüstlichen Beharrlichkeit in allem Guten und Heiligen, war dieses Schilfrohr: der Tod hat es geknickt, nun grünt und blüht es ewig vor Gott.

8.

Forschet die Zeichen der Zeit

von M. v. Sailer.

Wie kommt es denn, daß wir Menschen bei unzähligen neuen Auftritten, Umänderungen von außen, die wir sehen und zum Theile an uns selbst erfahren, doch in Hinsicht auf die größte, auf die Hauptveränderung, die in uns vorgehen soll, von dem Schlimmen zum Besseren, es so gerne und so allgemein beim Alten bewenden lassen? Wir sahen in unsern Tagen Königreiche fallen wie Baumblätter im Herbste, Republiken zerstäuben wie Seifenblasen; wir sahen Nationen wider Nationen aufstehen, und mußten wider Willen in unsern Mauern, und viele in ihren Häusern die Folgen dieses Aufstandes sehen — fühlen — beweinen; und doch blieben die meisten Menschen — in Hinsicht auf ihre ewige Angelegenheit die Alten. Wir sehen, hören, staunen, klagen, hoffen, fürchten, erzählen, vergessen — bleiben die alten ungebesserten Menschen. So kommen Jahre und vergehen, Feste und vergehen; wir traten vor wenig Tagen in ein neues Jahr, in ein neues Jahrhundert, und gewiß

die meisten sind noch dieselben ungebesserten Menschen, die sie vor Jahren gewesen sind.

Wie ist doch diese trostlose, unselige Unveränderlichkeit, bei allen Veränderungen von außen, so allgemein?

Nur der wahre Gottesverehrer, der Christ, der ist, was er heißt, macht eine Ausnahme; nur der, nur der benutzt alle Veränderungen, die vor seinen Augen vorgehen, oder zu seinen Ohren kommen, oder an denen er selbst Theil nehmen mußte, zum besten Zwecke, nur der vernimmt alle die tausend und tausend Stimmen, die von außen und von innen an sein Herz anschlagen, und läßt sie warnen, läßt sie spornen — zum Besserwerden; indeß seine Nachbarn entweder ganz ungerührt dem Schauspiele der Zeit zusehen, oder höchstens nur eine augenblickliche Rührung, die im Ganzen nichts bessert, in sich verspüren.

Es liege ein Wiegenkind, oder ein großes Reich in den letzten Zügen, es verheere ein Orcan See und Land, oder es erquicke ein milder Regen Vieh und Gras, es entzweien sich Völker und Völker, oder zwei Menschen in seinem Kreise, in jeder Begebenheit sieht der wahre Gottesverehrer den Finger Gottes, der ihn in sein Gewissen hinein und an seine Pflicht anweiset. In jeder neuen Begebenheit von außen findet er einen neuen Anlaß, weiter voran zu streben in Verbesserung seiner Gesinnungen, in Ordnung seiner Handlungen, bis er wird — ein neues Geschöpf, voll Glaube und Liebe. Mit neuer ernster Entschließung, neu tüchtig zu allem Guten, neu aufmerksam auf jeden Laut der Wahrheit, neu strebsam jeden Keim des Bösen in sich zu ersticken, neu wachsam jedem Reize des Bösen von außen zu widerstehen, neu geschäftig, in jeder Freude und in jedem Leiden zu Gott aufzuschauen, und dessen Willen zu thun — kurz mit neuem Entschlusse ein neuer Mensch zu werden, tritt er in jeden Tag, in jede Woche, in jedes neue Jahr ein; jeden Tag beginnt er mit einem neuen Vorsatz, sein Tagewerk heute treuer als gestern auszufüllen. Jeden Tag ermannt er sich mit neuem Eifer zur Selbstverläugnung, wenn ihm das Laster winkt, zum Fleiße, wenn ihn die Trägheit lockt, zum Gebete, wenn ihn sein Herz weich und die Einbildungskraft lüstern macht, zum Widerstande, wenn das Beispiel des Bösen fortreißend wird. Fern vom Leichtsinn wohnt er in sich, fern von dem einseitigen Tiefsinne forscht er nur tiefer in sich, forscht tiefer das Böse, das er besiegen, das Gute, das er thun, das Schwache, das er stärken, den Schaden, den er vergüten, die Versäumniß, die er hereinbringen, das

Mittel, das er anwenden, das Hinderniß, das er wegräumen, die Pflicht, die er erfüllen, den Segen, den er verbreiten, das Elend, das er mindern soll.

Bei diesem stets tiefer forschenden Sinnen nimmt er nach und nach wahr, was nur gesalbte Augen sehen können, die verborgenste Sünde, die getilgt, die geheimste Schlacke, die vom Golde seiner Tugend weggeschieden, die glänzendste Fessel, die zerbrochen werden muß, wenn der Sinn Christi in ihm herrschend, wenn das Bild Gottes in ihm hergestellt, wenn die Liebe gegen Gott und Menschen von Klarheit zu Klarheit in ihm vervollkommnet werden soll.

9.

Die Thräne des Erdenlebens

von G. M. Wittmann.

Im Himmel ist ein ewiges Leben ohne Schmerz und ohne Tod. „Gott wird jede Thräne von ihren Augen abtrocknen, es wird ferner kein Tod mehr sein, und kein Jammer und kein Seufzer, auch wird ferner kein Schmerz mehr sein." Jetzt sind wir im Thale der Thränen. Sobald das Kind geboren ist, gibt es einen Laut von sich, ähnlich dem Laute eines Weinens, dann weint es fort als Knabe, weint fort als Jüngling, weint fort als Mann, als Greis, und so wird fortgeweint bis — zum Sterben. Das ist recht! Unser Leben soll in Thränen verfließen. „Selig ihr," sprach Christus, „die ihr jetzt weinet, denn ihr werdet euch freuen." Und bei der letzten Oelung beten wir, Gott möge den Kranken Thränen geben. Sie sind so wohlthuend für die menschliche Natur; das können wir alle Tage sehen. Der Schmerz wird leichter, der sich in Thränen auflöst, und der Kranke, der Thränen hat, ist gut daran. Aber dann kommt das ewige Leben, wo weder Thräne noch Schmerz mehr ist.

10.

Was hat Bestand?

von M. Claudius.

Wohlthaten still und rein gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm besteh'n,
Sind Sternlein, die nicht untergeh'n.

11.
Die Auswanderer
von F. Freiligrath.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar;

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Heerd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank;
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Nekarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln zieh'n!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele steh'n.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

12.

Das taubstumme Kind

von Clemens v. Neumayr.

Einer meiner Freunde hatte unter vielen Kindern ein taubstumm gebornes Mädchen. Das Kind ist ungefähr fünf Jahre alt, schön gebildet und, das unglückliche Gebrechen abgerechnet, von der glücklichsten Organisation.

Mein Freund, der mit dem Religionsunterrichte seiner Kinder sich selbst befaßt, glaubt, daß dieser Unterricht nie zu früh beginnen könne, wenn selber in der Empfindung gedeihen, früher im Gemüthe erfaßt und anschaulich gemacht werden soll, ehe er später in der Vernunft begriffen und nachgewiesen werden kann. Eben darum, um den Glauben für das ganze Leben unvertilgbar zu begründen, übt mein Freund es als Grundsatz, seine Kinder schon in dem zarten Alter zu der kleinen, mechanischen Gottesverehrung anzuhalten, und in diesem Sinne sind seine Kinder gewöhnt, Morgens und Abends, vor einem Crucifixbilde hinzuknien und mit gefalteten Händen ihren kleinen Morgen- und Abendsegen abzubeten. Das taubstumme Mädchen kniet dann hin mit den übrigen Kindern, faltet die Händchen, bewegt den Mund, wie sie es an den übrigen wahrnimmt, und glaubt so wahrscheinlich ein ihr übrigens unbegreifliches Spiel mit ihnen zu theilen.

Eines Tages spielte dieses taubstumme Mädchen mit ihrem vierjährigen Bruder in einem Zimmer allein. Der lebhafte Knabe, im Spielen und Tändeln, — wer weiß wie? — schlang sich die Schnur eines Vorhangs um den Hals. Er konnte die Schleife nicht mehr lösen, die sich immer enger zusammenzog, je mehr er loszukommen sich bemühte. Der geängstigte Knabe erhob ringend und zappelnd ein gewaltiges Geschrei. Das Mädchen, die Noth des Bruders erblickend, strebte zu helfen; aber bestürzt und unbehilflich, schien sie das Uebel nur

ärger gemacht zu haben. Der Knabe schrie immer lauter und ängstlicher. Jetzt stürzte der Vater in das Zimmer.

Bald war dem Uebel abgeholfen; — aber, was sah er? — Das kleine taubstumme Mädchen, unvermögend zu retten, — war hingekniet vor das Crucifixbild, erhob die Augen und gefalteten Händchen vor demselben, und aus dem geöffneten Munde stieß es in der sichtbarsten Angst dumpfe klägliche Laute nach Weise der Taubstummen hervor.

Keine Anmerkungen und Erörterungen über diese einfache Begebenheit, deren Wahrheit ich, als ehrlicher Mann, verbürgen kann. — Mögen unsere starken Geister, denen ein Inwohner des Göttlichen in uns Fabel ist, sich selbe immerhin nach ihrer Weise deuten und erklären!

13.

Ein spanisches geistliches Lied

übersetzt von P. Heyse.

Führe mich Kind, nach Bethlehem!
Dich, mein Gott, dich will ich seh'n.
Wem geläng' es, wem,
Ohne dich zu dir zu geh'n!

Rüttle mich, daß ich erwache,
Rufe mich, so will ich schreiten:
Gieb die Hand mir, mich zu leiten,
Daß ich auf den Weg mich mache,
Daß ich schaue Bethlehem,
Dorten meinen Gott zu seh'n.
Wem geläng' es, wem,
Ohne dich zu dir zu gehn!

Von der Sünde schwerem Kranken
Bin ich träg' und bin beklommen.
Willst du nicht zu Hülfe kommen,
Muß ich straucheln, muß ich schwanken.
Leite mich nach Bethlehem,
Dich, mein Gott, dich will ich seh'n,
Wem geläng' es, wem,
Ohne dich, zu dir zu geh'n.

14.

Brief über Jerusalem.

Lieber Freund!

Gern entspreche ich deinem Wunsche, dir mitzutheilen, was von den Erlebnissen in Jerusalem noch frisch ist in meiner Erinnerung, um so lieber, wenn dadurch auch in andern ein guter Gedanke erweckt werden könnte. Es war in vergangenen Zeiten, als das Christenthum lebendig in dem Bewußtsein der europäischen Menschheit, nichts Ungewöhnliches

daß Christen aus dem Abendlande nach Palästina pilgerten auf mühseligen und gefahrvollen Wegen; denn es ist ein natürliches Gefühl, welches die Menschen antrieb, jene Orte zu besuchen, die durch die Fußstapfen ihres Erlösers geheiligt sind. Etwas von dem Geiste unserer Voreltern hat sich auch auf mich vererbt. Ich glaubte, der Anblick des irdischen Jerusalems könne die Liebe zum himmlischen, aller Christen Vaterland, nur stärker erregen; denn wer frei geboren in Knechtschaft lebt, empfindet heftiger was ihm fehlt, wie der Kranke den Werth der Gesundheit. Als ich darum in Rom, dem sichtbaren Centrum der katholischen Welt, mein Herz gestärkt hatte im Glauben an die Wahrheit der Geschichte, wanderte ich über Athen nach Constantinopel, von dort längs der Küste von Kleinasien nach Smyrna, schiffte mich dann nach Chios ein, von da nach Rhodus und Cypern, und betrat endlich in Joppe den Boden des heiligen Landes. Gleich hier empfangen jeden Pilger die spanischen Mönche des heil. Franciscus mit jener Gastfreundschaft, die man erfahren haben muß, um ihre Wohlthat ganz zu würdigen. Ohne sie wäre es keinem Europäer möglich, diese Stätten zu besuchen. Eingedenk, wessen Diener sie sind, heißen sie dich als Bruder willkommen, und theilen mit dir, was sie haben, ein reinliches Obdach, einen frischen Trunk, Brod und Früchte, etwas Fische und Gemüse. Es sind einfache Menschen ohne Falsch, ernst und heiter wie es Priestern ziemt, die wie ihr Meister in Gebet und Wohlthun ihre Tage vollbringen. Wer sie auf seinem Lebensweg begegnet hat, wird ihr Andenken segnen. Von Jaffa sind vier Stunden nach Ramle, auch dort erquicken dich dieselben Brüder. Da die Wege ohne Schatten, die Erde wie ausgebrannt und die Luft so trocken und glühend war, daß man lauter Flammen zu athmen glaubte, so beschloß ich, zur Weiterreise die Nacht zu benutzen. Um acht Uhr Abends verließ ich, von einem Araber begleitet, das Kloster und ritt einsam die Straße, die nach Sion führt. Es war eine von jenen stillen Nächten des Lebens, in denen unsere Seele sich enger anschließt an den Genius, der sie geleitet. Das erstgeborne Heer der Sterne glänzte freundlich aus sanftem, wolkenlosen Blau; gegen zehn stieg die abnehmende Scheibe des Mondes auf, und nach zwei, in der Richtung von Jerusalem, mein Lieblingsgestirn, der Orion. Bei dem Dorfe Kebal verließen wir die Ebene, und ritten zwischen felsigen Hügeln an den Trümmern von Emmaus vorüber durch ein enges, olivenbebautes Thal bis zum Fuß der öden Berge von Judäa. In fünf Stunden hatten wir diese erklettert, und kamen herabsteigend so

dann an einer verlassenen Templerkirche und weiterhin unten im Thale an bedeutenden Ruinen ehemaliger Klostergebäude vorüber. Mit Sonnenaufgang erreichten wir die nächste Höhe — da öffnet sich dem Blick ein unermeßliches Leichenfeld von Felsentrümmern, die vom Sturmregen der Jahrtausende zerrüttet und ausgewaschen, wie aufgewühlte Knochengerippe die ganze Hochebene, bis hart vor die Thore der heil. Stadt, bedecken. Drei einsame Oelbäume in der weiten Steinwüste und in der Ferne das olivenbekränzte Haupt des Oelberges sind der einzige Trost der erloschenen Natur, an ihnen allein haftet die Hoffnung deiner starren Augen, sie sind wie die Taube mit dem Oelzweig nach der großen Wasserfluth.

Donnerstags am 5. September 1833 um 6 Uhr Morgens erblickte ich die Zinnen der Friedensstadt, sie war ganz von einem lichtgrauen Nebelschleier umflossen, und über ihr hing eine Gewitterwolke von den Strahlen der Morgensonne durchbrochen, gleich als ob „ein Zorngericht Gottes die Tochter Zion umwölkte" *). Zu weinen war ich hieher gegangen, heiße Thränen und ein kalter Schauer meines Herzens waren der erste, wolle Gott nicht der einzige Tribut, den ich ihm darbrachte. Ich ließ mein Pferd dem Führer und schritt langsam und wie ein Träumender zwischen den verschleierten Landfrauen, die Trauben und Feldfrüchte zur Stadt trugen, durch das Pilgerthor; die lateinischen Mönche im Kloster des Erlösers, dem allgemeinen Hospitium der abendländischen Pilger, nahmen mich, wie alle die hier anklopfen auf's liebvollste auf. Mein erster Gang war zur Kirche des heil. Grabes, wo ich drei Tage und Nächte mit den Brüdern eingeschlossen blieb. Lateiner, Griechen, Kopten und Armenier halten hier ohne Unterlaß ihren Gottesdienst, niemals verlöschen die Lichter des Altars, niemals die Opfer der Priester. Wenn es möglich, daß ein Verbrechen, wie kein größeres zu denken ist, durch menschliche Gebete gesühnt werden könne, so geschieht dieß hier: die Thränen der Gläubigen, die da von allen Enden der Erde zusammenströmen, sind eine ununterbrochene Expiation des ungeheuren Mordes, der an dem Fürsten des Lebens begangen wurde. Und hier ist er auferstanden. Das ist die entscheidende That, die wie ein Blitz ausgeht und die Pforten des Todes zerschmetternd ewiges Leben trägt und Verständniß durch alle Zeiten vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne. Wer die Auferstehung Christi

---

*) Jerem. Klagl. 2, 1.

leugnet, nimmt der Geschichte alles Transcendentale, den hellsten schönsten Moment, er schneidet ihr die Augen aus und macht sie blind. Ohne diese Thatsache ist das ganze Christenthum eine Illusion, eine schöne Täuschung zwar, aber eine Täuschung; ohne sie entbehrt auch der Glaube an die persönliche Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode alles objectiven Haltes. Hier allein sind alle Schmerzen der Welt, die Schrecken des Todes selber, überwunden und verschlungen worden in den Sieg*).

Vom Grabe führte es mich durch die Schmerzensstraße zum Stephansthor hinaus in den Garten Gethsemane, am Fuße des Oelberges, „der vor Jerusalem liegt gegen Morgen, einen Sabatherweg von der Stadt". Noch heute stehen da acht uralte Oelbäume, von denen die Sage geht, daß sie aus der Zeit Christi seien. Auf Entfernung eines Steinwurfes wird die Stelle gezeigt, wo er hinging zu beten, als seine Stunde gekommen war. Neben dieser Grotte ist die schöne, in eine Felsnische eingesenkte Kirche über dem Grabe der heiligen Jungfrau; selbst die muhamedanischen Frauen haben dort ein Plätzchen, wo sie in Momenten mütterlicher Noth die Maria der Christen anrufen. Den Rückweg nahm ich durch das Thal Kidron, oder wie es gewöhnlich genannt wird, das Thal Josaphat. Es ist gegenwärtig, wie in alten Zeiten, die allgemeine Begräbnißstätte der Juden die, um hier beerdigt zu werden, ihre müden Glieder oft tausend Meilen weit hergetragen. Hier liegt auch das Oertchen Siloah und ihm gegenüber die gleichnamige Quelle: das stille Wasser von Siloah, welches wie der lebendige Quellbrunn, den es repräsentirt**) der einzige fons perennis***) in Jerusalem ist. Dreißig schöne Marmorstufen führen zu ihm hinab; ein enger Felsengang aus Salomonischer Zeit leitet dann das Wasser in das große Becken oder den Teich Siloah, und aus diesem weiterhin in den Garten des Königs, wo auch jetzt das frischeste Grün dem Auge einen wohlthuenden Ruhepunkt gewährt in der öden Verwüstung ringsum. Denn ach! Jerusalem, „wo des Herrn Gezelt war und seine Lust, die wohlgebaute Stadt, in deren Mauern einst der Friede gewohnt und Glückseligkeit in ihren Palästen" †), seufzet nun

*) Korinth. I. 15, 54. Röm. 6, 8 ff.

**) Jesaias 8, 6. Jeremias 2, 13. Vergl. Johannes 7, 37 ff.

***) Tacitus Hist. V. 12.

†) Ps. 75, 3. 121, 3. 7. 131, 13.

unter dem Fluch, Davids Veste liegt zu Boden geworfen im Staub, auf Zion werden die Pilger begraben, von Salomons Tempel ist kein Stein mehr sichtbar; wo er gestanden, erhebt die Moschee el Sakhra, von Omar erbaut, ihr leichtes Haupt. Isaak ist jetzt Ismaels Knecht.

Dann habe ich auch Bethlehem besucht und die Wüste Johannis des Täufers, und kann auch dieser Orte nicht gedenken, ohne die gastliche Aufnahme zu rühmen, die mir die Mönche trotz ihrer Armuth gewährten. Bethlehem bedeutet einen Ort des Brodes, in Wahrheit ein prophetischer Name für die irdische Geburtsstätte des Heilands, dessen Lehre, identisch mit ihm selbst, allein den eingebornen Gotteshunger der Seele zu befriedigen vermag. Denn „Er ist das lebendige Brod vom Himmel kommen, wer davon ißet, den hungert nimmer, sondern der lebt in Ewigkeit" *). Die Lage von Bethlehem ist eben so anmuthig, als die von Jerusalem traurig. Fruchtbare Felder und Weingärten, Feigen, Mandelbäume und Oliven umgeben es; der Ort selber liegt sehr malerisch zwischen zwei Hügeln und auf dem einen, während der andere zur Linken von dem Kloster und der Kirche über der Krippe des Christkindes, hochummauert wie eine Burg gekrönt wird. Die große, von der Kaiserin Helena gegründete Kirche auf acht und vierzig Marmorsäulen ruhend, sieht fast einer Ruine gleich, da kein Geld da ist, sie zu erhalten. Anderthalb Stunden jenseits Bethlehem, ein enges, tiefeingeschnittenes Thal entlang, liegen die ehemaligen verschlossenen Gärten Salomons; sie wurden getränkt von drei in den Felsen eingehauenen großen Wasserbehältern, die ihr kühles Bergwasser bis nach Jerusalem führten. Ich fand das Thal noch gegenwärtig von dunkeln Orangen- und Granatapfelbäumen erfüllt. Auch der Weg nach St. Johann zieht sich durch schöne, wohlangebaute Gründe mit Rosengärten, Weinreben und Terebinthen. Die Wüste des Täufers ist ein steiniger Ort voll duftender Kräuter, und Bienen und einiger Johannisbrodbäume; die Grotte, wo er gewohnt und Buße gepredigt, hat den frischesten Felsenquell und liegt so still und einsam traulich, daß sie unwillkürlich einladet, einige Stunden da zuzubringen. Erst spät in der Nacht kehrte ich nach Jerusalem zurück. Da begegnete mir eine seltsame Hochzeit. Voran zog ein Chor von Knaben und Mädchen, die in eintöniger, melancholischer Weise Worte sangen, die

*) Joh. 6, 35. 51.

ich zuerst für ein Grabeslied hielt, dann erschien der Bräutigam festlich geschmückt und von fackeltragenden Freunden gefolgt, endlich die Braut. Sie war in ein langes Purpurgewand gehüllt, ihr Haupt trug eine goldene Krone, und die herabfliegenden Zöpfe waren mit Goldmünzen durchflochten; weiß verschleierte Frauen mit kleinen Kindern auf dem Arme, folgten ihr. Alle wiederholten in lautem Gesange die Schlußworte des Brautliedes. Aus den Häusern der Straße goß man Rosenwasser auf die Vorüberziehenden. Ich nahm eine Fackel und begleitete den Zug bis zur Wohnung des Bräutigams.

Nachdem ich sodann noch die Stätte von Jericho besucht hatte und das todte Meer und die grünen Ufer des Jordan, und wieder nach Jerusalem gekommen, die Pest dort ausgebrochen fand, beschloß ich die Rückreise über Samarien nach Galiläa anzutreten. Noch einmal ging ich auf den Golgotha und zu dem Grabe, und nahm dann einen letzten Blick von dem Orte der Himmelfahrt auf der Spitze des Oelberges. Schweigen und ein namenloser Geist der Leere ist rings, so weit du die Augen aussendest, dem verblichenen Antlitz der Natur wie ein fahler Leichenschein aufgedrückt; die Stille die hier herrscht, ist nicht Ruhe, sondern innere Verlassenheit, das Leben hat sich aus dieser Natur zurückgezogen. Niemals habe ich etwas Aehnliches empfunden. Nur der ewig klare Himmel, der sich über dieser Erde ausspannt, ist unveränderlich derselbe geblieben. Da die Zelle, die ich bewohnte, eng und die Hitze unerträglich war, so suchte ich meine Ruhestätte gewöhnlich auf der oberen Terrasse des Hauses. Diese Nächte waren von wunderbarer Schönheit; was Zabismus sei, habe ich da oben erlebt: die Seele aufwärts gerissen zu den Gestirnen und eingehend in die stille Rotation des Himmels, trinkt hier in langen Zügen astralisches Feuer.

Der letzte Eindruck, den ich von Jerusalem mitnahm, ist ein sehr gemischtes Gefühl. Der Grundton tiefe Trauer und Wehmuth über die furchtbare Erfüllung des alten Bannfluches, womit Gott dies Land, das „vor Ihm ein Lustgarten, aber nach Ihm wie eine wüste Einöde ist" *), geschlagen und seine Bewohner heimathflüchtig und ruhelos unter alle Völker der Erde auseinander geworfen hat, also „daß die Kinder ihrer Nachbarn und die Fremden, die aus fernen Landen kommen, sich darüber

---

*) Joel 2, 3. Zachar. 7, 14.

entsetzen" *). Aber die Wehmuth hat einen starken Zusatz von Zorn über die Mächtigen Europas, die nach dem Sturz der lateinischen Waffen Alles gethan haben, um das bittere Wort Dantes zu verdienen, wenn er die Wiege des Christenthums das Land nennt, welches der Sultan beherrscht. Die ärmsten aller Ordensbrüder von der Regel des heil. Franciscus und die spärlichen Almosen, welche sie in Spanien und Italien erbetteln müssen, sind die einzigen, die den christlichen Namen in diesen Ländern erhalten, wie damals ihr Stifter den dem Einsturz drohenden Lateran auf seinen Schultern gestützt hat. Denn seitdem statt christlicher Ideen in der Politik die Seiltänzererfindung des europäischen Gleichgewichtes und die materiellen Interessen des Tages herrschen, wer gedenkt da noch der verlassenen Mönche in Jerusalem? Seit auch Spanien von einheimischem Blute getränkt, keine Zuschüsse mehr senden kann, sind die Armen in Italien nicht im Stande, ihre Brüder in Palästina zu erhalten; finden sie bei den Christen in Deutschland und Frankreich keine Hülfe, so bleibt ihnen, menschlich zu reden, nichts übrig, als am Grabe Christi zu verhungern. Zu Paulus Zeit steuerten alle Gemeinden aus fröhlichem Herzen „für die Heiligen zu Jerusalem"; der geistigen Güter Jerusalems theilhaftig geworden, hielten sie es für billig, ihr leiblichen Dienst zu erweisen, und der Apostel selbst überbrachte die Almosen **). Gäbe gegenwärtig jeder Christ in Deutschland nur Einen Kreuzer des Jahres, es könnten damit viele Thränen getrocknet und die europäische Christenheit vor unsäglicher Schmach bewahrt werden.

Gott, der die Herzen der Könige lenkt, bessere auch uns.

W. 5. Sept. 1838.

Peter Einsiedler.

15.

Der Pilger von St. Just ***)

von A. v. Platen.

Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!

---

*) Moses III. 26, 32 ff. V. 29, 22 ff.

**) Röm. 15, 26 ff. Korinth. I. 16. II. 9.

***) Kaiser Karl V., der sich wie bekannt, nachdem er im Jahre 1556 seine Kronen niedergelegt hatte, in das spanische Kloster Just zurückgezogen hatte.

Laßt mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

16.

Die Königskrönung Josephs II. in Frankfurt

von J. W. v. Göthe.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehrern Verwandten und Freunden in dem Römer selbst, in einer der obern Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem Frühsten begaben wir uns an Ort und Stelle, und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspektive, die Anstalten, die wir Tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Haber, hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin, und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge

wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas Besonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit Aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begaben sich die drei Churfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Chur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremoniel beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen, sowie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unterofficieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd; ein sehr schöner schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wamms, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten karolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichs-Insignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit, besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin, der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht, langsam auf prächtig

geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang, von dem Markte her, nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses liessen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches Andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Wir Andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit; denn wir mußten an dem festlichen Tage den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dieß alterthümliche Fest alterthümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit rothgelb- und weissem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf das Letzte freuten wir uns am meisten; denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten: Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jene Feierlichkeit an einem Balkonfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen, und sich ihr so zu sagen als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuhe hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen; welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das

Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die Vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß Alles gethan sey. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zu ging. Wir sahen ihn so wie den ganzen volkserfüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Churfürsten die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur eine Masse zu sein, die nur von Einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben, und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dieß, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lös'ten das Tuch von der Brücke, wickelten es banenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hiedurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rißen alle die

Mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten, und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedränge war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochnen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen *) überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, so wie Krone, Scepter und Reichsapfel, fielen wohl in die Augen: denn Alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt, um der günstigern Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der von Andern bereits eingenommen nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

---

*) Mit dem gemeinsamen Namen Menaechmus bezeichnet der Dichter Plautus in einer seiner Comödien zwei sich durchaus gleichsehende Zwillingsbrüder.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm: denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balkonfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor Allen schwang sich nun der schöne schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gemäß, und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratnen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun die kaiserliche Tafel bestellt, und Aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein Paar prächtige mit dem churpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf, und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balkon zurückgezogen, und nun sollte

dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle preiszugeben. Dießmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn Einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der Andere ihm ein Loch hinein schnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde dießmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil sie das letztemal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dießmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaften schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst Preis gemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein Paar der Zudringenden todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wiederschwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und Jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und Alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jederman wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Kabinet, wohin sie vom Balkon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vier und vierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Contrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthür war bewacht, indeß gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Hausofficianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das pfälzische Buffet stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen, Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldnen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Churfürsten hatten, ihre Buffette hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Chur-Mainz den Majestäten gegenüber, Chur-Trier zur Rechten und Chur-Cöln zur Linken. Dieser obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen, dagegen liessen die zwar prächtig aufgeputzten aber herrenleeren Buffette und Tische der sämmtlichen weltlichen Churfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmälich entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbaren Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen: denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten sich daran zu setzen, Anstands halber,

um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedränge der Gegenwart. Ich bemühte mich Alles möglichst ins Auge zu fassen, und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintraten, suchte ich das Freie, und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

17.

Der Frühling

von L. Tieck.

Nie vergißt der Frühling wiederzukommen,
Wenn Störche zieh'n, wenn Schwalben auf der Wiese sind:
Kaum ist dem Winter die Herrschaft genommen,
So erwacht und lächelt das gold'ne Kind.

Dann sucht er sein Spielzeug wieder zusammen,
Das der alte Winter verlegt und verstört;
Er putzt den Wald mit grünen Flammen,
Die Nachtigall er die Lieder lehrt.

Er rührt den Obstbaum mit röthlicher Hand,
Er klettert hinauf die Aprikosenwand;
Wie Schnee, die Blüthe noch vor dem Blatt ausdringt:
Er schüttelt froh das Köpfchen, daß ihm die Arbeit gelingt.

Dann geht er und schläft im waldigen Grund
Und haucht den Athem aus, den süßen;
Um seinen zarten, rothen Mund
Im Grase Viol' und Erdbeer' sprießen;
Wie röthlich und bläulich lacht
Das Thal, wenn er erwacht!

In den verschloß'nen Garten
Steigt er über's Gitter in Eil',
Mag auf den Schlüssel nicht warten:
Ihm ist keine Wand zu steil.

Er räumt den Schnee aus dem Wege,
Er schneidet das Buxbaumgehege,

Und feiert auch am Abend nicht;
Und schaufelt und arbeitet im Mondenlicht.

Dann ruft er: „Wo säumen die Spielkameraden,
Daß sie so lang' in der Erde bleiben?
Ich habe sie alle eingeladen,
Mit ihnen die fröhliche Zeit zu vertreiben."

Die Lilie kommt und reicht die weißen Finger;
Die Tulpe steht mit dickem Kopfputz da;
Die Rose tritt, bescheiden, nah;
Aurikelchen und alle Blumen, vornehm und geringer.

Der bunte Teppich ist nun gestickt;
Die Freude tritt aus Jasminlauben hervor.
Da danken die Menschen, da jauchzet der Vögel ganzer Chor:
Denn alle fühlen sich beglückt.

Dann küßt der Frühling die zarten Blumenwangen
Und scheidet und sagt: „Ich muß nun geh'n."
Da sterben sie alle an süßem Verlangen,
Daß sie mit welken Häuptern steh'n.

Der Frühling spricht: „Vollendet ist mein Thun.
Ich habe schon die Schwalben herbestellt,
Sie tragen mich in eine andere Welt:
Ich will in Indiens duftenden Gefilden ruh'n.

Ich bin zu klein, das Obst zu pflücken,
Den Stock der schweren Traube zu entkleiden,
Mit der Sense das gold'ne Korn zu schneiden;
Dazu will ich den Herbst euch schicken.

Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind,
Und nicht zur ernsten Arbeit gesinnt;
Doch, wenn ihr des Winters überdrüßig seid,
Dann komm' ich zurück zu eurer Freud'.

Die Blumen, die Vögel nehm' ich mit mir:
Wenn ihr erntet und keltert, was sollen sie hier?
Ade! Ade! Ist die Freude nur da,
So bleibt euch der Frühling ewiglich nah!"

18.

Eintritt in Italien

von Max v. Freyberg.

Meine Ankunft in diesem Lande war mir genußreicher, als ich es mir je geträumt hatte. Ich war im vollsten Sinn des Wortes ein einsamer Wanderer über die höchsten Gipfel der Alpen gewesen, und hatte mich mit dem Höchsten und Schauerlichsten, was die schweizerischen und rhätischen Gebirge nur immer darbieten können, durch und durch erfüllt. So erreichte ich endlich mitten durch die Schrecken des Splügens den grauen Gipfel, der den rauhen Nord vom sanften Süden trennt. Im Heruntersteigen war Alles um mich her noch ganz wild, und die kahlen Felstrümmer lagen wie aus gigantischer Empörung übereinander gestürzt in den Schluchten, durch die sich die tobenden Gewässer der Riosa und Isola schäumend nach dem Comer See hinunter drängen. Aber durch ein unaussprechliches Etwas war das Alles denn doch schon gemildert. Zumal von Campo dolcino bis Santa Maria ist es ein herrliches Schauspiel einer mit der üppigsten Vegetation überbuschten Wildniß. Die Felsblöcke liegen wie durch Erdbeben von den Felswänden losgerissen, die zu beiden Seiten schroff und drohend gegen den Himmel emporstarren, chaotisch übereinander. Aber in allen Ritzen haben die Steineichen, Feigen, Ahorne und andere kräftigen Bäume die knotigen Wurzeln eingesenkt, und das farbige Gestein ist allerwärts von Epheu und Mortellen überwoben und umstrickt.

Gleich zum Empfange war mir das Schauspiel der herrlichen Cascade von Isola bereitet. Mag es nun dem Zustande einer durch so Vieles auf's Höchste gespannten Einbildungskraft, oder dem zauberischen Effecte der Abendbeleuchtung zuzuschreiben sein — kurz ich wähnte mich plötzlich in eine jener Scenen versetzt, die uns Tasso, Ariost, Camoens in ihren schönsten Stanzen vor das Auge führen.

In Dolcino stieß ich auf eine lustige Gesellschaft aus einem nahen Städtchen; so ein Dutzend Personen aus dem mittleren Stande, und einige Originalfiguren darunter. Diese muntern Leutchen, sammt Kindern und Frauen, stiegen eben zu Wagen, fuhren ausgelassen schnell die Abhänge hinunter, und schwangen jauchzend die bändergeschmückten Hüte. Es begann schon zu dunkeln; der Abend war unaussprechlich mild. Mit

süßem Duft waren die wehenden Lüfte geschwängert; noch mancher Vogel trillerte sein Liedchen.

Ich verfolgte, die reizende Staffage, die dieser burleske bacchantische Zug der großartigen Gebirgsgegend verschaffte, ruhig genießend, meinen Weg.

Als die Schatten immer dunkler, die Sterne immer glänzender wurden, ward ich immer mehr und mehr erfüllt von Wehmuth. So manches der Bilder, die ich aus den Dichtern dieses Landes in die Seele aufgenommen, wurde lebendig in mir; ich tauchte in die Quelle der Begeisterung selbst, und ließ das Alles mit Hingebung auf mich einwirken. So erreichte ich Chiavenna bei schimmerndem Lichte des Mondes und der Venus. Es war das erste welsche Städtchen mit all' seinen Eigenheiten, das ich besuchte; Alles noch rührig und munter in den unteren, nach der ganzen Breite der Häuser offenen Räumen. Kaufläden und Werkstätten griffen ineinander, ja zu den letzten wurde ein Theil der Straße selbst mit verbraucht. Aus den Gewölben dufteten mir die Schinken und Stracchino, die Salamis und Mortadellen entgegen, die an den Ringen der Stöcke, welche durch die Bogen liefen, aufgehangen, und mit Lorbeer und Weinlaub reichlich verziert waren. Dazwischen standen Körbe voll der schönsten Orangen, Kastanien, Feigen, Aprikosen &c. pyramidalisch aufgestuft. Die Arbeiter trillerten bei ihrer Arbeit ein Liedchen, und die Schuster zumal pochten mit ihrem Werkzeug den Takt dazu. Die Frauen standen mit ihrem Strickzeug geschwätzig in den Thüren. Manches bona sera ward mir — dem Ankömmling, nachgerufen, und ich freute mich herzlich, die geliebte Sprache nun schon als Sprache des Gebrauches erklingen zu hören.

So erreichte ich sehr aufgeheitert das Posthaus, und gelangte über eine Treppe ohne Geländer nach meinem Zimmer. Die Möbel waren hier von der größten Einfachheit: ein ungeheures Bett mit gelbem Ueberzug, ein paar Stühle mit Stroh überflochten, ein in die Wand eingelassenes Waschbecken von Zinn, und ein paar illuminirte Kupferstiche mit Darstellungen aus Napoleons Feldzügen; die Thüren ohne Schlösser, und die Fenster mit Oelpapier statt mit Glas geschlossen. Reichlicher war der Speisesaal ausstaffirt. Hier stunden große Kästen von Nußbaumholz; der Plafond war in der nämlichen Holzart vertäfelt; eine dreiarmige Lampe hing an grüner, mit Quasten versehenen Schnur; auf dem kolossalen Kamine standen schwere Leuchter aus Bronze mit allerlei Geschnörkel; die Wände, kärglich übertüncht, waren mit verdunkelten Bildern in hellen Rahmen behangen, die wie schwarze Flecken auf dem hellen Weiß er-

schienen. Um die mit buntem Teppiche überhangene Tafel stand ein Dutzend Stühle mit ungeheuer hohen Rücken, in braunem Leder reichlich verpolstert. Ein Vorhang mit einer Art Draperie überhing den Uebertritt in die nur durch ein schmales Gewölbe von dem Saale getrennte Küche, so daß ich das Prasseln der Polenta und das Schmoren der Forellen des Comer Sees nicht ohne Behagen herüber hören konnte.

Endlich erschien der Wirth mit einer großen Schüssel Reis, die er mit einem kräftigen felicissima notte auf die Tafel stellte. Er war mit seinem Jäckchen von Nanquin, der halbzurückgeschlagenen Schürze, den wacker gepuderten Haaren und dem schweren Zopf im Nacken, eine wahre Originalfigur. Er wußte flugs ein Gespräch anzubinden, das er ab- und zugehend, und durchflochten mit mancher Zurechtweisung an die Dienerschaft, fortzusetzen Geschick hatte. Für's erste suchte er durch einige Späße, die er mit der größten Trockenheit und ohne den Mund zu verziehen, zum Besten gab, das Wohlwollen zu gewinnen, und dann ward schnell auf Kunstliebhaberei und das Glück der Sammler eingelenkt.

Als das Kunstgespräch bei mir nicht anklingen wollte, ließ der Patron das Gespräch nicht ohne Zeichen eines heimlichen Aergers fallen, und spielte mich dafür auf meine Anfrage um Reisegelegenheit in die Hände seines Bruders, welcher Cameriere's Dienste bei ihm vertrat, wie es schien, nur zur Aushilfe, denn er stellte sich als Einer, der wenigstens ein Dutzend Gewerbe trieb. Dieser versprach Pferde bis zum Einschiffplatz zu den billigsten Preisen zu verschaffen; er besorgte die Pässe, und versah mich mit Vorräthen; er erschien des Morgens mit Kamm, Bartscheere und Becken, brachte dann als Kaffetier das Frühstück aus seiner Bottega, und schwang sich, als angespannt war, nun auch zu meinem Erstaunen als Vetturin auf die Kutsche. So lenkte er nun zwei große schwarze Thiere mit langen weißen Zügeln von dem Bocke mit vieler Behendigkeit durch die engen Straßen des Städtchens und sofort zwischen den hohen Mauern der Weingärten hinaus.

Ich erreichte den Hafen und stieg wie mit schwerem Herzen zu Schiffe — denn der Regen fiel in Güssen, die Gebirge waren bis tief hinab in weißgraue Nebel gehüllt, und der herrliche Genuß der Comerfahrt, von der ich schon so viel Schönes hatte erzählen hören, schien für mich dahin zu sein. Ich hatte jedoch kaum das Castello Fuentes erreicht, und um das Vorland gewendet, wo sich ein Ausblick nach Süden öffnet, als schon die Sonne hie und da ihr Feuer durch's zerrissene Gewölke goß, das nun den blauen

Himmel Italiens durchblicken ließ. Der majestätische Gebirgsstock der Alpen stand mir nun mitternächtlich; das Gewölk zog allgemach dahin; die Gipfel verhüllten sich in große glänzende Massen und die tiefer liegenden Wälder wurden von dem schönsten Schwarzblau überzogen. Die Sonne glänzte jetzt in voller Pracht und verzehrte die wie Rauchsäulen in die Höhe steigenden Dünste. Das Land zur Rechten und Linken gab mir ein gar mannigfaltiges Schauspiel, das um so schneller an Bildern wechselte, als sich ein frischer Wind erhob, der mich schnell südwärts trieb an all den Ortschaften vorüber, die an die Berghänge gelagert, mit ihren terrassenförmig geordneten Frucht- und Weingärten ein gar stattliches und malerisches Aussehen hatten. Um meinen Genuß auf's Höchste zu steigern, kam in den nordwestlichen Gebirgen so gegen vier Uhr ein heftiges Gewitter zum Ausbruch. Es donnerte in dumpfen Schlägen, und die in Dunkel gehüllten Berge erdröhnten darob. Nun lös'ten sich die Gebräude der Wolken in einen sanften Staubregen auf, und plötzlich stand ein herrlicher Regenbogen am Himmel, mit dem einen Schenkel ruhend auf dem Festlande, mit dem andern auf den Wellen des frischbewegten Sees.

Gegen Abend stieg ich in Majolica an's Land, der Villa Melzi gegenüber, wo sich der See in zwei Arme theilt. Es war mir gar wohl und freudig zu Muthe. So viel Schönes zu genießen hatte ich nicht gewagt zu hoffen. Als der Mond die Höhe gewonnen, verflachte sich der See zum klarsten Spiegel.

19.

Christi Himmelfahrt

von **Annette v. Droste.**

Er war ihr eigen drei und dreißig Jahr.
Die Zeit ist hin, ist hin!
Wie ist sie doch nun alles Glanzes bar
Die öde Erd', auf der ich athm' und bin!
Warum durft' ich nicht leben, als Sein Hauch
Die Luft versüßte, als Sein reines Aug'
Gesegnet jedes Kraut und jeden Stein?
Warum nicht mich? warum nicht mich allein?
O Herr, Du hättest mich gesegnet auch!

Dir nachgeschlichen wär' ich überall
Und hätte ganz von fern,
Verborgen von gebüschesgrünem Wall
Geheim betrachtet meinen liebsten Herrn.
Zu Martha hätt' ich bittend mich gewandt,
Um einen kleinen Dienst für meine Hand:
Vielleicht den Herd zu schüren Dir zum Mahl,
Zum Quell zu geh'n, zu lüften Dir den Saal —
Du hättest meine Liebe wohl erkannt.

Und draußen in des Volkes dichtem Schwarm
Hätt' ich versteckt gelauscht,
Und Deine Worte, lebensreich und warm,
So gern um jede andere Lust getauscht;
Mit Magdalena hätt' ich wollen knieen,
Auch meine Thräne hätte sollen glüh'n
Auf Deinem Fuß; vielleicht dann, ach vielleicht
Wohl hätte mich Dein selig Wort erreicht:
Geh' hin, auch deine Sünden sind verzieh'n!

Umsonst! Und zwei Jahrtausende nun fast
Sind ihrem Schlusse nah,
Seitdem die Erde ihren süßen Gast
Zuletzt getragen in Bethania.
Schon längst sind Deine Märtyrer erhöht,
Und lange Unkraut hat der Feind gesät,
Gespalten längst ist Deiner Kirche Reich
Und trauernd hängt der mühbelad'ne Zweig
An Deinem Baume; doch die Wurzel steht.

Geboren bin ich in bedrängter Zeit;
Nach langer Glaubensrast
Hat ein verscholl'ner Frevel sich erneut;
Wir tragen wieder fast vergess'ne Last,
Und wieder Deine Opfer steh'n geweiht.
Ach ist nicht Lieben seliger im Leid?
Bist Du nicht näher, wenn die Trauer weint,
Wo drei in Deinem Namen sind vereint,
Als Tausende in Schmuck und Feierkleid?

S'ist sichtbar, wie die Glaubensflamme reich
Empor im Sturme schlägt,
Wie Mancher, der zuvor Nachtwandlern gleich,

Jetzt frisch und kräftig seine Glieder regt.
Gesundet sind die Kranken; wer da lag
Und träumte, wird vom Stundenschlage wach;
Und was zerstreut, zerflattert in der Welt,
Das hat um Deine Fahne sich gestellt
Und jeder alte, zähe Firniß brach.

Was will ich mehr? Ist es vergönnt dem Knecht
Die Gabe seines Herrn
Zu meistern? Was Du thust, das sei ihm recht!
Und ist Dein Lieben auch ein Flammenstern,
Willst läutern Du durch Gluth, wie den Asbest,
Dein Eigenthum von fauler Flecken Pest:
Wir sehen Deine Hand und sind getrost,
Ob über uns die Wetterwolke tos't,
Wir sehen Deine Hand und stehen fest.

20.

Zur Geschichte der deutschen Poesie

von A. F. C. Vilmar.

Vom zehnten Jahrhundert an tritt eine Zeit der Ruhe, ich möchte fast sagen eine Zeit des Schlafes unserer Poesie ein, während dessen die Nation die empfangenen mächtigen, umschaffenden Eindrücke, die das Christenthum ihr gegeben, sich in geistiger Stille anzueignen, in sich zu verarbeiten, in eigenes Blut und Leben zu verwandeln hatte. Man könnte sagen, die Poesie sei dritthalb Jahrhunderte lang im Sinken, im Erlöschen, im Verschwinden gewesen; aber so wenig die Kraft und Thätigkeit unserer Seele im Schlafe völlig erlischt und verschwindet, so wenig läßt sich dieß von dem deutschen Volke während der poetisch allerdings fast ganz stummen und öden Jahrhunderte, des 10. 11. und der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts behaupten. Im Traume gleichsam wurden bewahrt, gleichsam in der lallenden, nur dem eigenen inneren Sinne verständlichen Sprache des Traumes wurden fortgesungen die alten Heldenlieder von Siegfried und Dietrich, von Kriemhild und Hagen, von Walther und Etzel; Träumen gleich sind auch die Zeitlieder von der Schlacht bei der Eresburg (912), von Adelbert von Babenberg, von Kuonrad dem Kurzen, von dem Wisuntjagen des Bayernherzogs Erbo, und von den

Ungarkriegen Kaiser Heinrichs III., von denen alte Zeugnisse uns melden; sie sind Träume gewesen, die beim Erwachen verschwanden, denn übrig geblieben ist uns fast nichts von alle dem, was damals neu entstand, und wären sie auch vorhanden, sie würden nur Zeugniß geben von dem Schlummer, höchstens von dem Halbwachen unseres poetischen Geistes, wie diejenigen spärlichen Reste, die aus den bezeichneten Jahrhunderten bewahrt wurden, in der That davon Zeugniß geben. Ungenauigkeit der Sprache, Nachläßigkeit und Verwilderung des Versbaues, im Ganzen auch eine nur sehr dürftige Darstellung sind ihre bezeichenden Merkmale.

Ich maße mir nicht an, hiemit die Ursachen des scheinbaren Erlöschens unserer Poesie während eines dritthalbhundertjährigen Zeitraums aufgedeckt zu haben; es genügte mir, die Thatsache aufzustellen, und nur einfach daran zu erinnern, daß das Steigen und das Fallen, die höchste Anspannung und Lebhaftigkeit und die tiefste Ruhe in der dichterischen Thätigkeit eines ganzen Volkes zunächst eben so als naturgemäße Zustände aufgefaßt sein wollen, wie Bewegung und Ruhe, Einathmen und Ausathmen, Wachen und Schlaf des einzelnen Individuums; beides wesentlich durch einander bedingt, beides gleich nothwendig, beides gleich unerklärlich. Den Mißverstand fürchte ich jedoch nicht, als habe ich von einem Schlummer der Nation überhaupt während dieses Zeitraums gesprochen; ich habe die sächsischen und fränkischen Heinriche, ich habe die Ottonen nicht vergessen; — es kann nur von einem Schlummer des poetischen Vermögens der Nation die Rede sein, der Nation, die im Wirken nach Außen, in ihrer politischen Größe gerade während dieser Zeit eine ihrer Glanzperioden erlebte. Eben diese politische Größe aber ist vielleicht mit gutem Grunde unter den Veranlassungen aufzuzählen, welche dazu beitrugen, die poetische Kraft bei dem deutschen Volke während jener Zeit in den Hintergrund treten zu lassen; eine politische Strebsamkeit, welche zunächst nur auf praktische Erfolge ausgeht, wie bei dem sächsischen Heinrich und dem zweiten fränkischen Kaiser (Heinrich III.) ist der Entwickelung der Poesie nicht günstig; auch die kirchliche Größe, wie sie in Heinrich II. dem Heiligen, auftritt, begünstigte, dazumal die Nationalpoesie nicht; sie begünstigte die Gelehrsamkeit, die lateinische Sprache als die Sprache der Kirche und der kirchlichen Literatur, die schon von den Ottonen her im allgemeinen Ansehen und fast ausschließlicher Gunst der Culturwelt damaliger Zeit gestanden hatte. Verfertigte doch die Gandersheimer Nonne Hruodswintha, oder wie der Name gemeinhin ausgesprochen

wird, Roswitha, lateinische Comödien nach Terenz; blühete doch die Geschichtschreibung in lateinischer Sprache, getragen durch einen Witekind von Corvei, einen Dietmar von Merseburg, einen Lambert von Aschaffenburg! So arbeiteten politische und gelehrte Bestrebungen einander in die Hände, um das Erwachen des poetischen Genius des Volkes zu verhindern.

Dieses Erwachen erfolgte erst, als auch in die deutsche Welt die Funken fielen, die vom Orient ausgegangen, den ganzen Occident zu einer Flamme großartiger Begeisterung entzündeten; es erfolgte erst, als diejenigen Elemente wieder als weltbewegende hervortraten, die im 8. und 9. Jahrhundert als Keime in das deutsche Volk gelegt worden, und nunmehr bereits seit fast drei Jahrhunderten in der Stille gewachsen waren, um, als endlich der warme Geistesregen eintrat, dessen sie geharret hatten, mit einem Male kräftig und üppig emporzuschießen zu reichlichster Entfaltung und herrlichster Blüte. Die Kreuzzüge, die man als die Manifestation der Verschmelzung des occidentalischen Krieger- und Heldencharakters mit dem christlichen Geiste, der vollbrachten Durchdringung und Heiligung des erstern von Seite des letztern anzusehen hat, sie sind es, die auf den innern Sinn der deutschen Nation, deren eigenste Lebensaufgabe eben diese Verschmelzung war, allen gegebenen Bedingungen zufolge, die mächtigste Einwirkung äußern mußten; was im 8. bis 9. Jahrhundert in Deutschland innerlich vorbereitet war, das wurde in den Kreuzzügen äußerlich dargestellt und vollendet. Der deutsche Held war innerlich zum christlichen Helden gereift, und als nun im rechten Augenblicke, eben da die Reife vollendet war, sich sofort auch ein Kampfesfeld für dieses christliche Heldenthum zeigte, da wachten mit einem Male die Geister der Sänger des alten Heldenthums auf, die in den Enkeln vergeistigt und verklärt sich wiederfanden; die alte Poesie sproßte neugeboren aller Orten mit überraschender Schnelligkeit zu einem frischen, grünen, weithin sich erstreckenden Dichterwalde auf. Es ist der Lebensfrühling der deutschen Poesie, es ist die Zeit der Vollendung des nationalen Epos und die Zeit des Minnegesangs, die erste klassische Periode unserer Literatur.

21.

Der Löwe

von Jul. Mosen.

Im Dom zu Braunschweig ruhet
Der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet
Nach manchem harten Strauß.

Es liegt auf Heinrichs Grabe,
Gleichwie auf einem Schild,
Ein treuer Todtenwächter,
Des Löwen eh'rnes Bild.

Der Löwe konnt' nicht weichen,
Von seines Herzogs Seit,
Von ihm, der aus den Krallen,
Des Lindwurms ihn befreit.

Sie zogen mit einander
Durch Syrien's öden Sand,
Sie zogen mit einander
Nach Braunschweig in das Land.

Wo auch der Welfe wandelt,
Der Löwe ziehet mit,
Zieht mit ihm wie sein Schatten
Auf jedem Schritt und Tritt.

Doch als des Herzogs Auge
In Todesnöthen brach,
Der Löwe still und traurig
Bei seinem Freunde lag.

Vergebens fing den Löwen
Man in den Käfig ein;
Er brach die Eisenstäbe,
Beim Herren muß er sein.

Beim Herzog ruht der Löwe,
Hält jeden andern fern,
Doch nach drei Tagen fand man
Todt ihn beim todten Herrn.

D'rum mit des Herzogs Namen
Geht stolz Jahrhundert lang
Der Löwe wie beim Leben
Noch immer seinen Gang.

22.

Der Alpenbewohner.

Von G. B. Mendelssohn.

Wo wir immer den Sohn des Gebirges aufsuchen, in Thalesgründen und auf Bergeshöhen, am Bach oder auf jähem Felsenpfade, da sehen wir ihn von der mächtigen Natur seiner Alpen auf allen Seiten umgeben, ergriffen, bestimmt, umgarnt. Die Pfade, der Platz für Dorf und Haus, Acker und Weide, ja das Verhältniß zu seinen Nachbarn, ihrer Grundlage nach die Ordnung des Gemeinwesens, ist ihm unabänderlich vorgeschrieben. Abwehr drohender Gefahr, oder seltner Vorbeugung, — Aufsuchung oft mangelnder Nahrungszweige, eine höchst mannig-

faltige Thätigkeit, der überwältigende, stets wechselnde Eindruck seiner Felsen und Seen, in winterlicher Hülle oder im Frühlingskleide, von Orkanen aufgewühlt, von Nebeln verdeckt, oder im Abendglanz verklärt, alles das nimmt alle seine Augenblicke, alle seine Gedanken und Empfindungen in Anspruch. Fühlt er sich freier von menschlicher Willkühr, als Andre, so ist ihm dagegen sein Gebirg ein strenger, oft harter, unbedingt waltender Gebieter; aber kein roher Despot, der durch knechtische Furcht herabgewürdigte Maschinen in Bewegung setzt, sondern ein großer Herrscher, der Geist und Gemüth seines Volks auf alle Weise zu ergreifen, zu erregen, zu lenken versteht. Mit dem Seemann theilt der Alpenhirt den Vorzug, Muth und Thatkraft im Kampf gegen Naturmächte unblutig üben zu dürfen; aber nicht die unstete, alle Bande des Hauses und der Heimat auflösende Lebensweise. Auch der Bewohner der Küstenmarschen steht unter der Herrschaft der Natur, und lebt in stetem Kampf mit den Elementen; aber ihre Macht bedroht ihn seltner, — dann freilich noch weit furchtbarer. Seine Thätigkeit ist mehr vorbeugender Art.

Dem Naturleben der Alpen ist der veredelnde Einfluß höherer Bildung, milderer Sitte, der Religion nicht fremd geblieben. In verfeinerten Zeiten, unter verwickelten Verhältnissen, der einfachsten, frischesten Lebensweise treu, sind die deutschen Alpenstämme eine anziehende, erquickliche Erscheinung. Größe und Anmuth der Natur, mannigfache Gefahr, scharfe Contraste, ein festes Gesetz wie das Metrum im Gedicht in allem bunten Wechsel waltend, das Alles verbreitet einen poetischen Glanz über das Alpenleben; vorzugsweise poetisch, im engern Sinn, ist der Bewohner der Alpen nicht; seine dichterische Thätigkeit haftet fest an seinen Umgebungen. Er ist rüstig, von gesunder Naturkraft; Beschauliches oder Träumerisches ist nicht an ihm zu spüren. Mit dem Beduinen auf den Hochebnen, in den Wüsten Syriens und Arabiens, mit dem abenteuernden Normannen, zwischen Meereswogen und Felsklippen, hat er wenig gemein.

23.

Boarisch

von F. v. Kobell.

Mei Ahnl und mei Vater
Warn bravi boarischi Leut,
Und boarisch will i bleibn,
So lang mi 's Lebn freut.

Es hätt' an diem wohl oana
Uns gar gern anders g'macht,
Datho hat's aba koana,
Hat's koana z'wegnbracht.

Dees boarisch' Blau, dees Farbi,
Hat gar an guetn Halt,
Sunst waar der boarisch Himi
Scho gschoßn, er is alt,
Und weiß schickt unser Herrgott
'N Schnee, bal's schneibn thuat,
Dees hätt' er lang scho g'ändert,
Waar ebba d' Farb' nit guat.

Mir hamm aa für die Farbn,
So lang ma san, nix g'spart,
Der Löw' hat raaffe müß'n
Mit Adler aller Art,
Mir hamm en nie verlassn,
Vont wegen den weiß und blau
Und Gott hat allzeit gholfa
Und unser liebi Frau.

Drum laß i aa Leib und Lebn
Für's Boarn und für mein Herrn,
Und soll von meini Buabna
Aa koaner anderst wern,
Und soll's a jeder sag'n,
Als wie i 's sag'n ko:
Der Vater war guat boarisch,
Er war a braver Mo.

24.

Die Alpenpflanzen

von J. F. Schouw.

Wir kennen alle den mächtigen Einfluß, welchen die Wärme auf die Pflanzenwelt hat; wir wissen, daß es der Mangel hinreichender Wärme ist, welcher bei uns während des Winters das Pflanzenleben hemmt, daß es die beginnende Frühlingswärme ist, welche Stengel und Blätter hervorruft, die höhere Sonnenwärme, welche die Blume hervorlockt, die Frucht und den Samen reift; daß es das wärmere Klima ist, welches Südeuropa einen größeren Pflanzenreichthum als Nordeuropa schenkt und daß das noch wärmere Klima innerhalb der Wendekreise den höchsten Pflanzenreichthum und die höchste Pflanzenfülle hervorruft. Die Wärme zeigt sich also als der große Wecker des Pflanzenlebens.

Aber die Pflanzen sind von einer sehr verschiedenen Natur; der Wärmegrad, welcher Lebensäußerungen bei Einer hervorruft, vermag nicht, sie bei einer Andern zu wecken. Wir wollen uns heute mit denjenigen beschäftigen, welche durch den geringsten Wärmegrad ins Leben gerufen werden, mit denen, welche so zu sagen sich den Sieg über die Feinde des Pflanzenlebens, über den Frost und den Schnee erkämpfen, und welche also vom klimatischen Standpunkte aus die Erstgebornen Floras genannt

zu werden verdienen, eben so wie jene Farren, deren Ueberreste wir in den Steinkohlenschichten finden, es vom historischen Gesichtspunkte aus sind.

Diese Gewächse, welche der geringste Wärmegrad hervorzurufen vermag, haben ein eigenes Gepräge, machen eine eigene Flora aus. Wir finden sie in den Polarländern des Nordens (selbst in der Ebene und an den Küsten) im nördlichsten Lappland, in dem nördlichsten Theile Sibiriens und Nordamerika's, und auf den Inseln, welche im nördlichen Eismeere liegen, wir finden diese Flora in Gegenden, wo der Schnee die Erde bedeckt, wo die Seen während acht bis zehn Monaten des Jahres zugefroren sind, und wo mitten im Sommer Eisberge auf dem Meere treiben.

Aber wir finden dieselbe Flora südlicher wieder, wenn wir bis zu einer hinreichenden Höhe auf die Berge steigen. Wenn wir von den Küsten des Mittelmeeres im südlichen Frankreich eine Wanderung in die Seealpen unternehmen, so begegnen uns erst Orangegärten, Olivenhaine und Gebüsche von Myrthen, Lorbeerbäumen und immergrünen Eichen, über welche Pinien und hier und dort einzelne Dattelpalmen sich erheben; auf einer größern Höhe verlassen wir diese Vegetation, wir durchwandern Kastanien- und Eichenwälder mit abfallendem Laub; noch höher treffen wir unsere alte nordische Freundin, die Buche, und noch höher die düstern Wälder der Kiefern, Tannen und Lärchenbäume; endlich verlassen uns auch diese Bäume, aller Baumwuchs hört auf, niedrige Büsche begleiten uns noch eine Strecke, machen jedoch bald kleinen Kräutern Platz; endlich setzt der beständige Schnee, der selbst während der wärmsten Sommermonate die Erde bedeckt, allem Pflanzenwuchs eine Grenze. Auf diese Weise können wir, wenn wir vom Mittelmeer bis zur Schneelinie steigen und indem wir die verschiedenen Höhegürtel desselben Gebirges durchwandern, in einem einzigen Tage Zeuge eben so vieler verschiedener Floren sein, als wenn wir Monate lang vom Mittelmeer bis zum Eismeer reisten.

Den Gürtel, welcher zwischen der oberen Grenze des Baumwuchses (Baumgrenze) und der niederen Grenze des beständigen Schnees liegt (Schneegrenze), nennen wir den Alpengürtel und die Gewächse, welche hier gefunden werden, Alpenpflanzen. Diese Flora hat eine so merkwürdige Uebereinstimmung mit der Polarflora, daß sie mit derselben zusammengestellt werden muß. Nicht nur sind beinahe alle Pflanzenfamilien und die allermeisten Pflanzengeschlechte dieselben, sondern sogar eine sehr bedeutende Anzahl von Arten ist gemeinschaftlich; eine Thatsache, welche um so merkwürdiger ist, weil zwischen den Alpen und den nächsten nor-

wegischen Gebirgen, wo man dieselbe Flora wiederfindet, ausgedehnte Ebenen liegen oder höchstens Bergmassen, welche nicht so hoch sind, daß diese Pflanzen auf ihnen gedeihen können.

Aber die Polarflora oder wie wir sie auch nennen können, die Alpenflora findet man nicht nur in den höheren Regionen der Alpen, in den höchsten Gebirgen Europas; man findet sie überall in Europa und im nördlichen Asien und Amerika wieder, wo Gebirgsmassen auftreten, welche hoch genug sind, um in ihren höheren Theilen ein für diese Gewächse passendes Klima zu bieten. Wir finden deßhalb diese Flora in den Pyrenäen, in der Sierra Nevada, den Karpathen und dem Kaukasus wieder, in den norwegischen, schottischen und isländischen Bergen, wir finden Spuren derselben auf den höchsten Berggipfeln der Apenninen und der griechischen Gebirge, wir sehen sie auf dem Altai, Tauriens Bergen und den höheren Gebirgen des nördlichen Amerika's.

Welche Züge charakterisiren nun diese Flora?

Der erste Charakterzug ist der Mangel an Bäumen; selbst Büsche findet man nur in den niedrigen Theilen des Alpengürtels und hier spielen in den Alpen die Alpenrosen (Rhododendra) eine Hauptrolle, indem sie an den meisten Stellen ein dichtes Gebüsch bilden. Der kurze Sommer, auf 2 bis 3 Monate beschränkt, und der Nachtfrost, welcher selbst während des wärmsten Monats eintritt, machen es leicht begreiflich, daß kein Gewächs hier lange Zweige treiben kann; die große lastende Schneemasse, die heftigen Winde auf diesen Höhen machen es einleuchtend, daß der junge Baum oder Zweig brechen muß und daß also Stämme oder Zweige, wo sie auftreten, sich nur wenige Zoll über die Erde erheben können, oder daß sie allenfalls, wenn sie sich etwas verlängern, genöthigt sind, auf der Erde oder Klippe hinzukriechen.

Bäume sind im Allgemeinen die Gewächse, deren Lebensdauer die längste ist. Das entgegengesetzte Extrem bieten die in unserm temperirten Klima so häufigen Sommergewächse (einjährige Gewächse), welche in demselben Jahre, in welchem sie aus dem Samen keimen, wachsen, blühen, ihren Samen zur Reife bringen und sterben. Ebenso wie nun Bäume in der Alpen- und Polarflora fehlen, so vermißt man auch die einjährigen Gewächse. Auch dieß ist leicht erklärlich; der Sommer ist gar zu kurz, als daß der ganze Lebenscyklus einer Pflanze in ihm sollte beendigt werden können; der Saame würde nicht Zeit haben, zu reifen; reifte er auch in einem günstigen Jahre, so würde es in einem weniger günstigen nicht geschehen und die Art würde alsdann leicht für beständig aussterben.

Es sind also nur mehrjährige Kräuter und einzelne kleine Büsche, welche diese Flora bietet; die Stengel sind oft unterirdisch und nur diese oder ein kurzer Stengel oberhalb der Erde wird während des Winters erhalten. Da das Wachsthum hinsichtlich der Höhe so sehr eingeschränkt ist, so wird die Entwicklung durch Seitenschößlinge befördert, und auf diese Weise bieten viele Alpenkräuter, Bündel oder Büschel von kurzen Stengeln, welche sich oft mit ihren Blättern und Blumen, wie kleine Kissen, auf den Klippen gestalten.

In diesem Gürtel bildet sich sehr selten eigentliche Dammerde; der Boden ist entweder die nackte Klippe, wo die Pflanzen in den Ritzen wachsen, in welchen sich das Wasser ansammelt und Moose den Platz für die größeren und mehr entwickelten Pflanzen bereiten; oder in Steinkies, fein aufgelöste Bergmassen, welcher von dem niederströmenden, geschmolzenen Schneewasser durchsickert, und welcher beständig durch von oben neu hinzugeführten Kies vermehrt wird. Damit eine Pflanze unter solchen Verhältnissen wachsen kann, sind lange Wurzeln erforderlich; wir sehen auch, daß dieß der Fall bei den meisten Alpenpflanzen ist, und besonders bei denen, welche in Kies wachsen.

Betrachten wir die Stengel der Alpenpflanzen und die Blätter derselben, so fällt uns eine andere Eigenschaft auf; es ist das Fehlen von Haaren und Dornen. Die Alpenpflanzen sind glatt und wie man es sehr uneigentlich nennt, waffenlos. Hieraus sieht man, wie unrichtig die Meinung ist, daß die Haarbedeckung den Pflanzen zum Schutze gegen die Kälte gegeben ist; denn sollte irgend eine Art Pflanze derselben bedürfen, so müßten es wohl die Alpenpflanzen sein. Sehen wir die Sache von einem allgemeinen Standpunkt, so zeigt es sich, daß feuchter Erdboden glatte, trockener Erdboden haarige und mit Dornen versehene Gewächse nährt; da nun der Erdboden der Alpenpflanzen, vermittelst des niederströmenden, geschmolzenen Schnees beständig feucht ist, so sehen wir hierin den Grund jener Eigenschaft bei den Alpenpflanzen. Während der Stengel über der Erde so klein bei den Alpenpflanzen ist, so sind dagegen die Blumen, im Verhältniß zur ganzen Pflanze gewöhnlich sehr groß. Der Schnee ist kaum geschmolzen, er liegt noch in der Nähe und doch hat die Alpenpflanze schon Blumen; es ist als ob sie in ihrer Entwicklung eile, um den außerordentlich kurzen Sommer zu benutzen, als ob die ganze Kraft des Wachsthums angewendet würde, um so schnell als möglich die Blumen zu entwickeln, welche deßhalb, mittelst des kurzen, theils in dem Kies

versteckten Stengels, unmittelbar aus der Erde zu entspringen scheinen. Die bedeutende Größe der Blumen im Verhältnisse zum Stengel, ist ein sehr auffallender Zug des Alpenwuchses; dieß zeigt sich unter Anderm auch deutlich, wenn man ihn mit den Pflanzen der Ebenen vergleicht, welche zu denselben Geschlechtern gehören.

Ein anderer Charakterzug bei den Alpenpflanzen sind die schönen, reinen, ungemischten Farben, welche die Blumen bieten; die reinste schneeweiße Farbe, (**Dryas**, verschiedene **Draba** und **Saxifraga** Arten), die schönste himmelblaue (**Gentiana, Soldanella, Veronica, Campanula, Phyteuma**), das Zwergvergißmeinnicht (**Myosotisnana**, welches an Schönheit seine berühmten Artverwandten der Ebene weit übertrifft), die schönste rosenrothe Farbe (**Primula** Arten, **Azalia, Cilene acaulis**), eine reine, gelbe Farbe (**Rannunculus, Potentilla, Viola biflora, Papaver**). Vergleicht man die Blumen der Ebenen, besonders die der Küste, mit diesen Bergpflanzen, so ist es auffallend, wie unrein, wie schmutzig jene im Allgemeinen im Vergleich mit diesen sind. Dabei sind gesprenkelte Blumen, oder eine Mischung mehrerer Farben in denselben Blumen seltener bei den Alpenpflanzen.

Während die Alpenflora durch ihre großen Blumen und die reinen Farben und lieblichen Formen derselben, solcherweise dem Auge einen reichen Genuß bietet, so ist sie dagegen nicht im Stande, einen andern Sinn des Menschen zu befriedigen. Die Blumen der Alpenpflanzen sind alle, mit einigen wenigen Ausnahmen, die ohnehin nur die Pflanzen betreffen, welche in dem niedern Theile des Gürtels wachsen — ohne Geruch. Da ein vermehrter Wärmegrad, im Allgemeinen auch die Trockenheit des Erdbodens und der Luft, die Entwicklung sich absondernder Stoffe befördern, welche von den Blumen ausdünsten, weshalb auch das südliche Europa z. B. weit mehr wohlriechende Pflanzen als das nördliche hat, und die Anzahl der duftenden Pflanzen im Allgemeinen gegen den Aequator hin zunimmt; so begreifen wir leicht, daß die Alpenpflanzen, welche bei dem möglichst niedrigen Wärmegrad in einem beständig feuchten Erdboden wachsen, nicht duftend sein können.

Doch kann man nicht sagen, daß die Alpenpflanzen der sich absondernden Stoffe entbehren, denn bei vielen sind diese reichlich in den Wurzeln und Stengeln enthalten; besonders treten im Alpengürtel Beispiele von bittern Pflanzen auf, z. B. die Gentianen, auch geben die meisten

ein kräftiges Futter für das Vieh. Dagegen bietet die Alpenflora keine Giftpflanzen.

In keinem Welttheil hat der Mensch so die Natur wie in Europa umgebildet, wo die Cultur in einigen Gegenden in Jahrtausenden, in andern in Jahrhunderten, so große Veränderungen hervorgerufen hat, daß es nur wenige Gegenden gibt, wo man die Pflanzenwelt in ihrem ursprünglichen Zustande sehen kann. Unter diesen wenigen Gegenden nehmen gerade die Polarländer und die Alpengürtel den wichtigsten Platz ein. Kein Pflug furchte, kein Spaten warf die Erde um, keine Kornart, keine Gartenpflanze ward gesäet, kein Baum gepflanzt; der Mensch benützte diese Gegenden nur zur Grasung, und zwar auf eine Weise, welche nur wenig von der verschieden ist, wie sie benützt werden würde, wenn die Natur gänzlich sich selbst überlassen wäre.

Die Alpenflora gewinnt ein erhöhtes Interesse durch den starken Gegensatz zwischen den Gewächsen und ihrer Umgebung. An die nackten steilen Klippen, die großen, weißen Schneefelder, die bläulichen Gletscher schließen sich unmittelbar die kleinen zierlichen Kräuter mit Blumen von den reinsten Farben an. Das Liebliche ist mit dem majestätisch Hohen gepaart.

Wir haben im Norden eine Flora, welche in mehrerer Hinsicht eine Aehnlichkeit mit der Alpenflora hat; es ist unsere Frühlingsflora. Auch der Frühling beginnt mit Kräutern, welche schönfarbige Blumen tragen; einige wie **Viola**, **Primula**, **Anemone**, **Draba** gehören sogar zu den der Alpenflora charakteristischen Geschlechtern. Aber die Alpenflora bietet einen Frühling, auf welchen kein Sommer und kein Herbst folgt, einen Frühling, der schnell und unmittelbar vom Winter abgelöst wird. Dieser kurze, aber liebliche Frühling macht die Alpenflora noch interessanter, es ist ein herrlicher Schmetterling, der einige Wochen lebt, nachdem er als Puppe während vieler Monate versteckt in der Erde gelegen hat.

25.

Das kranke Kind

von J. v. Eichendorff.

Die Gegend lag so helle,
Die Sonne schien so warm,
Es sonnt sich auf der Schwelle
Ein Kindlein krank und arm.

Geputzt zum Sonntag heute
Zieh'n sie das Thal entlang,
Das Kind grüßt alle Leute,
Doch Niemand sagt ihm Dank.

Viel Kinder jauchzen ferne,
So schön ist's auf der Welt!
Ging's auch spazieren gerne,
Doch müde stürzt's ins Feld.

„Ach Vater, liebe Mutter,
Helft mir in meiner Noth! —"
Du armes Kind! die ruhen
Ja untr'm Grase todt.

Und so im Gras alleine
Das kranke Kindlein blieb,
Frug keiner was es weine,
Hat jeder sein's nur lieb.

Die Abendglocken klangen
Schon durch die stille Welt,
Die Engel Gottes sangen
Und gingen übers Feld.

Und als die Nacht gekommen
Und Alles das Kind verließ,
Sie haben's mitgenommen,
Nun spielt's im Paradies.

26.

Die Annahme des Christenthums unter den Heiden des römischen Reichs

von J. Döllinger.

Je inniger und aufrichtiger der Mensch an seinem Glauben hängt; je größer in seinen Augen die Wohlthat ist, welche ihm durch die Aufnahme in die Kirche erwiesen worden: desto lebendiger ist auch bei ihm der Trieb, Andere dieser Wohlthat theilhaft zu machen, und besonders seine Angehörigen und Freunde zur Anerkennung der ihn beseligenden Wahrheit zu führen. Die Christen jener Zeit waren großen Theils nicht als solche geboren worden; Viele waren erst in spätern Jahren, und oft erst nach einem langen Seelenkampfe in die Kirche eingetreten; ihre Bekehrung war meist mit schweren Opfern verknüpft: um so höher hielten sie daher auch den Besitz der (nach menschlicher Ansicht) theuer erkauften Wahrheit, und um so mehr hielten sie sich verpflichtet, nach Kräften zur Ausbreitung derselben beizutragen. So war in der Regel jeder Christ in dem Kreise seiner Umgebung Prediger und Missionär; der gläubig gewordene Hausvater verkündigte das Evangelium seiner Familie, der Sclave seinem Herrn, der Soldat seinen Gefährten, der Freund es dem Freunde; die feste Ueberzeugung, der unerschütterliche Glaube, die frische Begeisterung, mit der diese Verkündigung geschah, verfehlte selten ihre Wirkung auf unbefangene Gemüther, und überwand oft die stärksten Vorurtheile. Manche widmeten auch ihr ganzes Leben dem Missionsberufe, und von diesen entwirft Eusebius folgende Schilderung: „Die meisten dieser

apostolischen Schüler, in deren Herzen das göttliche Wort eine außerordentliche Liebe zur Weisheit entzündet hatte, erfüllten zuvor das Gebot des Erlösers, theilten ihre Habe den Dürftigen aus; dann zogen sie in ferne Länder, verkündigten Christum denen, welche nie zuvor vom christlichen Glauben gehört hatten, und vertheilten die Bücher der heiligen Evangelien. Hatten sie in solchen Ländern den Grund des Glaubens gelegt, und Hirten zur Pflege der Neubekehrten eingesetzt, so gingen sie in andere Gegenden und zu andern Völkern; von der Gnade und Mitwirkung Gottes geleitet, verrichteten auch Viele Wunderthaten, so daß schon beim ersten Anhören ihrer Predigt ganze Schaaren willig der Verehrung des wahren Gottes huldigten."

Ergreifender noch und überzeugender, als das Wort, sprach die That, das Leben der Christen, in welchem der Heide das treue Abbild ihrer Lehre zu erkennen nicht umhin konnte. Alle jene Tugenden, welche im Heidenthum am wenigsten gekannt und geübt wurden, erschienen als Früchte der christlichen Lehre an den Bekennern derselben; Sanftmuth gegen Beleidiger, den Feinden erwiesene Wohlthaten, Mäßigkeit und strenge Enthaltsamkeit — je mehr diese Dinge bisher dem Heiden, auch dem minder verdorbenen, fremd geblieben waren, desto größeren Eindruck machte es auf ihn, als er das, was ihm als göttliches Gebot angekündigt ward, zugleich in dem Leben der Christen verwirklicht sah. Als um die Mitte des dritten Jahrhunderts pestartige Krankheiten in einem großen Theile des Reichs furchtbare Verheerungen anrichteten, da sahen die erstaunten Heiden, wie die Christen, ohne die Gefahr der Ansteckung zu beachten, unermüdet die Kranken pflegten, Almosen austheilten, die Todten beerdigten, während jene in kalter Selbstsucht, nur auf ihre eigene Rettung bedacht, sich von allen Leidenden fern hielten. So erwachte in manchem Heiden der Wunsch, eine Lehre kennen zu lernen, welche ihre Bekenner zu einer so uneigennützigen Liebe ihrer Mitmenschen begeisterte; die Wirkungen, von denen er Zeuge war, stimmten ihn schon günstig für die Lehre selbst, und um so bereitwilliger öffnete er dann der Wahrheit Sinn und Herz. Besonders anziehend war für Viele jene innige Liebe und Gemeinschaft aller Christen unter einander, jenes Band der brüderlichen Neigung, welches, enger gezogen und verstärkt durch die Gleichheit der Gefahr, wie durch die Einheit des Glaubens und der Hoffnung, Alle umschlang. Den Heiden war dieß etwas so Fremdartiges, daß sie erstaunt ausriefen: Seht, wie sie einander lieben! „Ja wohl

— sagt Tertullian — muß ihnen dieß auffallend erscheinen, denn sie hassen einander!" Je stärker aber der Contrast dieser christlichen Bruderliebe gegen die rohe Selbstsucht und den Haß der Heiden unter einander war, desto einladender mußte Manchem die Kirche sein, in welcher er sich jenen feindseligen Leidenschaften entrückt sah, und an einer Genossenschaft thätiger Liebe und wechselseitiger Hilfeleistung Theil nahm.

Selbst jenes edle Freiheitsgefühl, welches den Christen erfüllte, und gleich fern war von niederträchtigem Knechtsinn wie von frecher Empörungslust, mußte manchem besseren Heiden die christliche Religion empfehlen. In jenen Zeiten, in welchen der ächte Freiheitssinn von der Erde verschwunden schien; wo Uebermuth und Tyrannei von Oben feiger Unterwürfigkeit und kriechender Schmeichelei von Unten begegneten, waren es die Christen allein, welche, indem sie in die bestehende bürgerliche Ordnung sich fügten, und ihre Pflichten als Unterthanen treu erfüllten, zugleich die wahre Freiheit, die des Geistes und des Gewissens, behaupteten, und, wie Tertullian sagt, für sie auch zu sterben wußten. Was ihren Glauben und ihre Religionsübung betraf, darüber erkannten sie keinen weltlichen Herrn und kein Machtgebot des Kaisers an; nicht blos den Befehlen, welche ihnen geradezu Abfall und Verläugnung zumutheten, verweigerten sie Gehorsam; auch denen, welche ihnen ihre religiösen Versammlungen untersagten, oder ihre heiligen Bücher auszuliefern geboten, glaubten sie nicht Folge leisten zu dürfen. Sie sprachen es frei aus: Gottes allein ist der Mensch, und nicht des Kaisers! Alle Menschenfurcht war ihnen fremd, und jeden Versuch der Staatsgewalt, in ihr kirchliches Leben einzugreifen, wiesen sie durch ruhige Verweigerung des Gehorsams zurück, und erklärten, daß sie in solchen Dingen nur nach den Geboten Gottes und der durch ihn gestifteten Kirche sich zu richten hätten.

Das Mittel, welches zur Unterdrückung und Vertilgung des Christenthums angewandt wurde, die Verfolgungen und Hinrichtungen der Gläubigen, hatte die entgegengesetzte Wirkung. Fast alle christlichen Schriftsteller haben es hervorgehoben, daß das von den Märtyrern vergossene Blut ein Same neuer Bekenner geworden sey, und daß nach jeder größeren Verfolgung die Zahl der Christen sich auffallend vermehrt habe. Schon Justinus sagte in dem Gespräche mit Tryphon: „Je mehr uns solche Trübsale bereitet werden, desto größer wird die Anzahl derer, welche gottesfürchtige und treue Verehrer des Namens Christi zu werden sich

entschließen. So wie man oft fruchttragende Zweige des Weinstocks abschneidet, damit andere blühende und fruchtbare Schößlinge desto kräftiger sich entfalten: eben so verhält sich die Sache auch bei uns; denn das Volk der Christen ist dieser von Gott und Christo gepflanzte Weinstock." Nach ihm schließt Tertullian seine Vertheidigungsschrift mit derselben Bemerkung: „Auch die ausgesuchtesten Martern eurer Grausamkeit sind doch vergeblich; sie sind vielmehr ein Reiz zur Vermehrung der Christenpartei; unsere Zahl mehrt sich mit jeder Schlachternte, die ihr über uns haltet. Das Blut der Christen ist ihre Aussaat." — Zugleich gibt er die Ursache dieser Erscheinung an: „Jene Hartnäckigkeit selbst, die ihr uns vorwerft, wirkt als Lehrerin. Denn wer wird durch die Betrachtung derselben nicht erschüttert, daß er untersuche, was im Innern dieser Sache sey? Wer tritt ihr nicht selbst bei, wenn er untersucht hat? Wer sehnt sich nicht, wenn er beigetreten ist, dafür zu leiden?" — Allerdings wollten viele Heiden in der unerschütterlichen Standhaftigkeit, mit welcher die Christen die Qualen der Folter und den Tod ertrugen, nichts als bloße Hartnäckigkeit sehen, und die Angabe Tertullians wird durch eine Stelle in den Selbstbetrachtungen des Markus Aurelius bestätigt, wo dieser philosophische Kaiser an den Christen tadelt, daß sie nicht aus Ueberlegung den Tod verachteten, sondern aus bloßer Hartnäckigkeit. Auch Plinius hatte früher schon in seinem Bericht an Trajan diese unbeugsame Halsstarrigkeit der Christen für strafwürdig erklärt. Wenn die Christen nichts als eine kühne Todesverachtung und ruhige Fassung im Tode gezeigt hätten, so würden sie wenig Eindruck gemacht haben in einer Zeit, in welcher der Selbstmord so gewöhnlich, Hinrichtungen ein alltägliches Schauspiel waren, und auf Menschen, welche an die Gräuel des Bürgerkriegs gewohnt, und durch das Anschauen der blutigen Spiele der Arena abgestumpft waren; auf Menschen, welche von dem todtwunden Gladiator forderten, daß er mit anständiger Geberde hinsinke und den Geist aufgebe. Aber die Christen legten etwas ganz Anderes und Höheres an den Tag, als jene Gleichgiltigkeit, welche das Leben wie eine lästige Bürde wegwirft, oder sich gefaßt in das Unvermeidliche ergibt. Nicht nur Männer, auch Weiber und Greise, Jünglinge und zarte Jungfrauen litten heiter und freudig alle Qualen, welche die sinnreiche Grausamkeit der Henker zu erfinden wußte, ohne Klage, oft ohne einen einzigen Schrei des Schmerzes; sie ermüdeten durch ihre unbesiegbare Kraft zu dulden ihre Peiniger; sie dankten den Richtern dafür, daß sie ihnen die Gunst, für ihren Glauben

ihr Blut vergießen zu dürfen, verschafften; sie gaben nicht das leiseste Zeichen des Unwillens oder Hasses gegen ihre Ankläger und Quäler zu erkennen — und den erstaunten Heiden, welche nicht ganz gedankenlos oder verblendet waren, drang sich dabei die Ahnung auf, daß es doch mehr als ein thörichter Wahn sein müsse, was diese Menschen so über die Schwäche der Natur hinaushebe, und sie zu einer so heitern und doch unüberwindlichen Standhaftigkeit begeistere. Leicht wurde nun bei näherer Prüfung diese Ahnung zur Gewißheit, und was dem Heiden erst ein unerklärbares Räthsel geschienen, davon fühlte er sich nun als Christ selber durchdrungen. Ja nicht selten machte der Anblick dieser freudigen Verachtung des Todes und aller Qualen einen so gewaltigen Eindruck auf einzelne Augenzeugen, daß die augenblickliche Bekehrung derselben die Folge davon war.

Es hatte aber Gott in der Fortdauer der Wundergaben unter den Christen noch für ein anderes kraftvolles Mittel der Ausbreitung seiner Religion gesorgt. Die Verheißung, welche der Herr beim Abschiede seinen Jüngern gegeben hatte, daß sie durch seinen Namen Gewalt über die bösen Engel und über die Naturkräfte erhalten würden, war gleich in den ersten Zeiten nach seiner Himmelfahrt erfüllt worden, und auch nach den Zeiten der Apostel blieben diese Gaben in der Kirche, und wurden häufig von gläubigen Christen, Geistlichen und Laien, zum Wohle Einzelner und zur Bestätigung der Wahrheit und Göttlichkeit des christlichen Glaubens ausgeübt. Die Gläubigen, welche Gott durch Verleihung solcher Charismen begnadigte, erkannten es auch an, daß diese Zeichen nicht um ihretwillen, sondern für die Ungläubigen geschähen; daß daher Keiner wegen solcher Gaben sich über Andere erheben dürfe. Die Gabe der Wunder war aber vorzüglich nothwendig in einer Zeit, in welcher das Heidenthum sich so häufig auf außerordentliche Phänomene und blendende Ereignisse stützte, die durch Gaukelei, durch dämonische Hilfe oder durch die Kenntnisse geheimer Naturkräfte bewirkt wurden, und in welcher Goëten, Gaukler, Zauberer mannigfacher Art das Volk mit ihren theurgischen und magischen Künsten irreführten, und in seinem heidnischen Wahn bestärkten. Diesen unlauteren Blendwerken setzten die Christen die einfache Kraft des Namens Jesu Christi und das Zeichen seines Kreuzes entgegen, und machten mit diesem heiligen Namen das Gepräge der heidnischen Magier, ihre Zauberformeln und Beschwörungen zu Schanden. Schon Justinus beruft sich in seiner Schutzschrift

darauf, daß selbst zu Rom viele Besessene, welche alle heidnischen Zauberer und Beschwörer nicht zu heilen vermocht, von Christen durch den Namen Jesu geheilt worden seien, und daß dieß noch fortwährend geschehe. Ueberhaupt sind die Zeugnisse des kirchlichen Alterthums über keinen Punkt bestimmter und einstimmiger als über diesen. Irenäus gibt die einzelnen Wundergaben an, welche noch zu seiner Zeit in der Kirche stattgefunden: „Einige treiben wahrhaftig und gewiß im Namen Jesu Dämonen aus, so daß oft die von bösen Geistern Befreiten gläubig werden, und sich in der Kirche befinden; Andere wissen zukünftige Dinge voraus zu sagen, haben prophetische Visionen und Weissagungen; Andere haben die Gabe der Heilung, und machen durch Auflegung ihrer Hände allerlei Kranke gesund. Ja es sind auch, wie wir bereits gesagt haben, Todte wieder auferstanden, und haben noch viele Jahre unter uns gelebt. — Und wer vermag die Gnadengaben alle zu nennen, welche die Gemeinde durch die ganze Welt von Gott empfängt, und im Namen Jesu Christi täglich zum Nutzen der Heiden ausübt." — Tertullian war seiner Sache hierin so gewiß, daß er es wagte, eine förmliche Herausforderung an die Heiden zu erlassen. „Laßt — sagt er in seiner Schutzschrift — einen, den offenbar ein Dämon treibt, vor euren Richterstuhl bringen, und auf das Gebot eines Christen wird dieser Geist sich für das, was er ist, für einen Dämon erklären; wo nicht: so laßt das Blut des verwegenen Christen auf der Stelle fließen!" Und er setzt bei: „Was kann offenbarer sein, als diese Erfahrung? was sicherer, als dieser Beweis? Die einfache Wahrheit liegt offen da; den Christen unterstützt seine Kraft; kein Verdacht kann Statt finden." Auch in der Schrift an den Skapula versichert er, es sei eine offenkundige Thatsache, daß täglich von den Christen Dämonen ausgetrieben würden. Wiederholt führt Origenes in seiner Widerlegung des Celsus diese Heilungen von Kranken und Dämonischen an; er behauptet, selbst und öfter gesehen zu haben, wie Christen durch die bloße Anrufung Gottes oder des Namens Jesu die schwersten und unheilbaren Krankheiten bezwungen hätten, und daß es häufig ganz ungelehrte, aber fromme Christen seien, welche blos durch Glauben und Gebet diese Heilungen vollbrächten und die bösen Geister austrieben. Minutius Felix, Cyprian, Laktantius, Firmikus Maternus erwähnen diese Gewalt der Christen über die Dämonen als ein täglich vorkommendes Phänomen und als einen schlagenden Beweis für die Wahrheit des christlichen Glaubens und die Nichtigkeit des Polytheismus.

Es waren also neben den Krankenheilungen vorzüglich Austreibungen dämonischer Geister, wodurch die Christen jene Heiden, welche sonst für die Kraft des göttlichen Wortes unempfänglich gewesen wären, erschütterten, und für die gläubige Annahme des unter solchen wunderbaren Thatsachen verkündigten Evangeliums vorbereiteten. Die Gewalt, welche der Herr selbst in der Zeit seines irdischen Wandels über die einzelnen Menschen inwohnenden dämonischen Wesen ausgeübt hatte, war durch seine Gnade in der Kirche geblieben, und fromme Christen konnten unreine Geister ebenso, wie es ehemals der Sohn Gottes selbst gethan, zwingen, sich für das zu erklären, was sie waren, und die Macht Jesu Christi anzuerkennen. In der That, wenn schon unter den Juden zur Zeit Christi und der Apostel so viele Energumenen sich fanden, so mußte bei den Heiden unter dem Einflusse des zum Theil bis zum eigentlichen Dämonendienst herabgesunkenen Polytheismus und einer unerhörten und weitverbreiteten Ruchlosigkeit die Macht der gefallenen Engel über den Leib und die Seele einzelner Menschen sich weit häufiger offenbaren; und wie die Geschichte immer die schroffsten Gegensätze in einer und derselben Zeit zeigt, so standen auch damals einerseits das Reich Gottes, andrerseits das Reich des Satan, Beide in voller Kraft und auf eine mehr offenkundige, in die Erscheinungswelt eintretende Weise sich einander gegenüber; das Letztere, im Vorgefühle seiner drohenden Niederlage, hatte gleichsam noch einmal seine Kräfte zusammengerafft, und während die Jünger Jesu Christi in dem Glanze göttlicher Gnadengaben und übernatürlicher Heilkräfte leuchteten, hatte das dunkle Reich der Dämonen seine theils freiwilligen, theils gezwungenen Organe in den zahlreichen Adepten der Magie (die keineswegs insgesammt bloße Gaukler und Taschenspieler waren) und in der Menge der Energumenen. Wie viel aber diese Wundergaben der Christen in jener Zeit zur Verbreitung des christlichen Glaubens beigetragen; wie häufig sie dem Worte Gottes den Weg zu den sonst verschlossenen Gemüthern der Heiden gebahnt haben: das sehen wir aus der triumphirenden Sprache fast aller Kirchenväter und Apologeten, welche bei jeder Gelegenheit den Vertheidigern des Polytheismus diesen siegreichen, durch so viele Thatsachen erprobten Beweis entgegenhalten; wir sehen es ferner aus dem Zeugnisse des Irenäus, daß die Kranken, welche von den Christen geheilt, oder die Besessenen, welche von ihnen befreit worden, häufig selbst Christen geworden seien.

27.

Spruch

von Fr. v. Schlegel.

Früchte fallen, Rosen bleichen,
Blüthe muß der Blüthe weichen;
Nimmer doch vom Tode grau
Lischt des Himmels Sternenblau,
Ewig auf und nieder schwellen
Dieses Meeres alte Wellen. —
Also auch des Menschen Lieder
Schallen, schwinden, kommen wieder,
Jede künstliche Gestalt
Blühet sterblich, welket bald;
Doch der Wahrheit selig Licht
All' umscheinend, altert nicht.
Wie die Zeit das All zermalme,
Grünet dieser Hoffnung Palme;
Eine Lieb im Herzen schlägt,
Die gen Himmel uns bewegt,
Denn aus Gottes stillen Reichen
Mußte fern der Tod entweichen,
Und es wird der heil'ge Glaube
Niemals ird'scher Zeit zum Raube.

Hathumod

von G. Görres.

Hathumod, die erste Aebtissin, welche das Kloster Gandersheim, die Stiftung des sächsischen Herzogs Liudolf, gleichsam mit eigenen Händen aufbaute, erscheint wie eine heilige Friedenstaube mitten in den Stürmen und wilden Kämpfen der sie umgebenden Welt; ein hohes ernstes und liebliches Bild demüthiger Andacht, gewissenhafter Pflichterfüllung, fleckenloser Reinheit, liebreicher Sanftmuth und Milde und unermüdlichen stillen Wohlthuns.

Hathumod wurde im Jahre 840 geboren; mithin fällt ihr Leben in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts, es war das eine traurige, bedrängnißvolle Zeit, die Zeit des sinkenden und untergehenden karolingischen Geschlechts. Hathumod war Zeuge dieses großen Trauerspiels.

In solcher Zeit flüchteten sich gar viele der edleren und kräftigeren Geister, der Welt und ihren Ehren und Freuden, ihren Kronen und ihren Genüssen entsagend, zu dem Altare, in den Dienst der Kirche, in die stillen Zellen der Klöster. Eine solche edlere ernstgestimmte Seele war Hathumod, die sich, nach dem Zeugniße ihres Lebensbeschreibers Agius, einzig von Sehnsucht nach dem Ewigen erfüllt, schon von frühe an scheu von allen glänzenden Verlockungen des Irdischen und Vergänglichen abwandte. In ihrem ganzen Sinnen und Thun zeigte sich schon jetzt der künftige ernste Beruf der Selbstverläugnung und der Ent-

sagung, die nur Gott dienen und ihn verherrlichen wollte. Und so bildete sie schon als Kind den Gegensatz zu dem eigensüchtigen ruhelosen Treiben der Welt.

Scherze und Spiele, wie sie sonst Kinder erfreuen, hatten für sie keinen Reiz! „Gold und kostbaren Schmuck" sagt Agius, „was Kinder als schön unschuldigerweise begehren, begehrte sie nicht. Wofür die Eitelkeit der meisten Frauen entbrennt: goldgewirkte Gewänder, Binden, Hauben, Flechten, Ohrringe, Ringe, Spangen, Geschmeide, Fächer, Gürtel und Riechfläschchen, wurden sie ihr, dem Vermögen und Stande ihrer Eltern gemäß, auch angeboten, sie wollte sie nicht annehmen; ja sie weinte, wenn sie ihr aufgenöthigt wurden. Dagegen weilte sie, die kindischen Leichtsinn so früh in christlichen Ernst verwandelte, am liebsten in den Kirchen des Herrn, dort etwas ihr Heilsames zu hören, oder dem Gebete obzuliegen. Den Unterricht aber ergriff die junge Hathumod mit freiwilligem Eifer und eignete sich ihn mit unermüdlichem Nachdenken an, sie, die den Adel ihres Stammbaums durch die Heiligkeit ihrer Gesinnung überstrahlte."

Auf die Bitten seiner Gemahlin Oda beschloß Herzog Liudolf, aus seinem und deren Eigenthum ein Gotteshaus in seiner sächsischen Heimath zu gründen. Es sollte eine Opfergabe zur Sühnung seiner Sünden sein und als ein ewiges Denkmal seiner Dankbarkeit und Andacht unter den kommenden Geschlechtern sich erheben, und zugleich den Töchtern und Enkelinnen seines Hauses und seiner Standesgenossen, die sich dem Dienste Christi widmen wollten, zur Zufluchtsstätte in den Wirren und Nöthen des Lebens dienen. Ein Chor gottgeweihter Jungfrauen sollte hier, während die Welt draußen sich im eigensüchtigen Hader und mörderischen Kriege zerfleischte, Tag und Nacht Gott lobsingen, seine Herrlichkeit preisen, seiner Güte danken und seine Barmherzigkeit und seinen Segen für die Lebenden und Verstorbenen, für die Christenheit und für ihn und sein Haus zu ewigen Zeiten anrufen. In dieser Absicht sah er sich nach einem geeigneten Orte zur Ausführung seines frommen Werkes um, und wählte dazu einen von dem Flüßchen Gande bespülten Felsen. Hier war es, wo er zuerst eine kleine Anzahl Jungfrauen unter der Regel St. Benedicts vereinigte und sein neues Kloster zu bauen anfing; und zwar weihte er es zu Ehren St. Johannes, des Vorläufers des Herrn, und St. Stephans des ersten Blutzeugen. Allein es genügte Liudolf nicht, seine Stiftung mit milder Hand zu begaben, er wollte ihr auch noch andere Wohlthaten zuwenden und ihr Schicksal für die Zukunft in jeder Weise sichern; er besprach sich hierüber

mit Altfried, der auch später als Bischof von Hildesheim Hathumod zur Aebtissin weihte, und beschloß auf dessen Rath, mit seiner Gemahlin zum Besten seines Klosters eine Wallfahrt nach Rom zu den heiligen Gräbern der Apostelfürsten Petrus und Paulus und dem Oberhaupte der Kirche anzutreten. An diese Quelle und Mitte des katholischen Lebens wollte sich daher auch Liudolf für seine sächsische Stiftung wenden. Begleitet von seiner Gemahlin wollte er dort an den gnadenreichen heiligen Stätten mit bußfertigem Geiste seine Andacht verrichten, dem Stellvertreter Christi, dem heiligen Vater, seine Ehrfurcht bezeugen, Geschenke seiner Huldigung ihm darbringen, für sich und sein Haus den Segen desselben erbitten und für seine Stiftung an der Gande die Bestätigung des heil. Stuhles, die Aufnahme in dessen unmittelbare Obhut, und die Gewährung von Reliquien verehrter Heiligen als Fürbitter und Schirmherren seines Klosters. Papst Sergius empfing das sächsische Herzogspaar, das ihn kniend begrüßte, ehrenvoll und mit zuvorkommender, väterlicher Freundlichkeit; er hörte mit Wohlgefallen ihr Gesuch; und lobte ihren andächtigen Eifer und schenkte ihnen für ihr Kloster die Gebeine zweier heiligen Päpste Anastasius und Innocenz, unter der Bedingung jedoch, daß Liudolf eidlich gelobe, daß sie in der neuen Kirche zur Verehrung niedergesetzt würden und daß dort heiliger Hymnengesang Tag und Nacht erschalle und das andachterweckende Licht der Kerzen nimmer erlösche; auch ihrer Bitte die Stiftung als eine freie, in die unmittelbare Obhut des heiligen Stuhles zu nehmen, willfahrte er nicht minder.

Liudolfs Zweck war jetzt erreicht. Nachdem er sich und die Seinen dem heil. Vater befohlen und von demselben den Segen empfangen, trat er mit den geschenkten heil. Leibern und andern Reliquien nebst einem päpstlichen Breve, das die Stiftung bekräftigte, zufriedenen Herzens die Rückreise nach Sachsen an. Ins Vaterland heimgekehrt wurden Liudolf und Oda von der klösterlichen Genossenschaft auf dem Felsen in der stillen Waldeinsamkeit an der Gande mit Jubel empfangen. Die heiligen Gebeine setzten sie hier in der Kirche bei. Das Andenken aber an diese Wallfahrt des Sachsenfürsten hat sich noch lange erhalten, und es gedenken ihrer die Geschichtschreiber und Dichter der spätern Jahrhunderte, so wie die Urkunden der Kaiser und Könige, die das Kloster, welches die mitgebrachten Reliquien bewahrte, durch ihre Schankungen ehrten.

Die Ereignisse der nächsten Jahre nach der Heimkehr Liudolfs waren meist wenig erfreulicher Art, reich an Elend und Noth und mancherlei Gefahr.

Während dieser schweren Drangsale wuchs Hathumod wie eine Blume wohlgeborgen in Waldesstille, in der Abgeschiedenheit des Klosters Herford unter der Leitung ihrer Tante Adela heran, der sie zur Erziehung übergeben worden war. Ihr für alles Hohe und Schöne so empfängliches frommes Gemüth, ihr wißbegieriger, eindringender klarer Geist ließen die Zeit nicht ungenützt. „Mit den Jahren", sagt Agius, „wuchs auch die Frömmigkeit ihrer Sitten, und von Tag zu Tag erglänzte sie heller im Lichte ihrer Tugenden, und wie sie an Alter zunahm, so wuchs sie auch an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen." Es war, wie sie nachmals oft erzählte, eine glückliche Zeit, die sie hier verlebte. Ihre selbstsuchtlose, hingebende Liebe mußte ihr jedes Herz gewinnen, und während ihre Demuth die Tugend jeder Schwester bewunderte und sich dieselbe zum Muster nahm, gab sie selbst, nach den Kräften ihres kindlichen Alters, Allen das beste Beispiel in jeglichem Guten. Und auch später noch, als sie selbst ihrem Kloster als Aebtissin vorstand, sehnte sie sich mit wehmüthiger Liebe dorthin zurück.

Es machte ihr Freude, mit ihren Vertrauteren von dieser Zeit ihrer Kindheit und dem geliebten Kloster Herford zu sprechen Alle seine Schwestern standen ihr noch lebendig vor der Seele; ihr Antlitz, die Mienen, ihr ganzes Wesen waren ihr gegenwärtig; und da rühmte sie ihnen jede gute Seite einer jeden Einzelnen, die Sanftmuth der Einen, die Demuth der Andern, und wie diese sich durch Geduld, jene durch Gehorsam ausgezeichnet; bewunderte an der Einen die Wohlthätigkeit, an der Andern die Enthaltsamkeit; von allen aber insgesammt pries sie ihnen die Bescheidenheit, die Frömmigkeit und Züchtigkeit. „Ueberhaupt", sagt Agius, „ist es kaum mit Worten zu sagen, mit welcher innigen Liebe sie später an diesem Orte hing, und welcher großen Verehrung sie ihn werth hielt."

Bei dieser Gesinnung konnte sie kein Verlangen empfinden, den stillen Frieden ihrer Seele mit dem Kriegsgetümmel und dem wilden Treiben der Welt zu vertauschen, wie glänzend auch immerhin die Stellung ihrer Eltern am Hoflager des Königs und in ihrem Heimathlande sein mochte. „Sie zog", so lauten die Worte des Agius, „den Dienst Christi allem Prunke der Welt vor, den himmlischen Bräutigam dem irdischen, die Genossenschaft der Mägde des Herrn den glänzenden Schlößern ihrer Eltern", und so nahm sie, den Jahren nach noch ein Kind, „aber reiferen Geistes im zarten Körper" mit ihrer Eltern Bewilligung den Schleier.

Allein es war ihr nicht vergönnt, länger hier bei ihren Mitschwestern

zu bleiben; der Wunsch ihrer Eltern rief sie alsbald nach dem neuen Kloster an der Gande, wie schwer ihr auch der Abschied werden mochte. „Glücklich wäre ich", sprach sie später als Aebtissin, „wenn ich gewürdigt würde, wieder bei meinen Mitschwestern in Herford unter dem Befehle der Aebtissin zu stehen, noch glücklicher, wenn ich niemals von dort wäre losgerissen worden!"

Von der kleinen Genossenschaft, die Liudolf und Oda für ihr im Bau begriffenes Kloster im Thal der Gande bei der alten Kirche gesammelt, wurde sie alsbald mit päpstlicher Autorität, zur Aebtissin erwählt, und der Freund ihres Vaters, Bischof Altfried von Hildesheim, kam, um sie in ihre Würde einzuführen, und ertheilte ihr dazu seinen bischöflichen Segen.

Es geschah dieß im Jahre 852, Hathumod zählte damals erst zwölf Jahre. So große Jugend war bei Wahlen in jener Zeit nichts Ungewöhnliches. Behielten sich ja doch die Stifter, die nicht selten den größeren Theil ihres Eigenthums zum Opfer brachten, in ihren Urkunden ausdrücklich vor, daß die ersten Plätze den Nachkommen ihres Hauses zugesichert seien, wenn dieselben anders die dazu erforderlichen Eigenschaften besäßen. Hathumod, die diese Ehre sicherlich nicht gesucht, die sich vielmehr unter den Gehorsam ihrer Tante nach Herford zurücksehnte, durfte was ihr an Kraft und Erfahrung fehlte, ruhig Gott anheimstellen.

„Ihre liebe Mutter dann, mit deren Rath
Sie einmüthig Alles einst im Leben that."

auch diese, „der sie wie ein Kind liebkoste, wie eine Magd gehorchte", stand ihr nicht minder mit Rath und That, mit ihrer Erfahrung und Frömmigkeit, stets zur Seite. Auch gingen ihr eine Präposita und eine Dekanin, die der Genossenschaft vorstanden, zur Hand. Zudem mochte auch ihr frühreifer, lernbegieriger Geist, der von Kindheit an dem Lesen mit so großem Eifer oblag, und der mit klarem, von keiner Hoffart getrübten Auge das Leben einsichtsvoll beobachtete, ihrem Alter voraneilend, bald der auferlegten Bürde gewachsen gewesen sein.

Zwei und zwanzig Jahre hat Hathumod ihren Schwestern als Aebtissin vorgestanden. Mit Liebe hat sie uns Agius in dieser Würde geschildert, und seine Schilderung, wie er sie mit gerührtem Herzen niedergeschrieben, sie ist selbst eine der schönsten Früchte ihres reinen Lebens, das sich in dem Geiste des Beschreibers abspiegelt. Der warme Liebes-

hauch ihrer frommen Seele hat seine schmerzerfüllte Brust durchdrungen, die sich in diesen Worten ergossen.

Wenn der Leser daher so mancher wilden Blutthaten jener kampferfüllten eisernen Zeite ngedenkt: dann wird er von der lieblichen Zartheit und Güte, von dem heiligen Frieden, von der hingebenden Sanftmuth und Milde, der unschuldvollen Reinheit und dem hohen Adel dieses Bildes überrascht. Ihm ist's, als sähe er sich aus den Wogen eines brüllenden, wildbewegten, finsteren Meeres plötzlich in eine stille Kapelle versetzt, die sturmgeschützt oben in der Felsenwand steht. Fern in der Tiefe verklingt das dumpfe Brausen des Meeres; kein Laut unterbricht die heilige Stille, von keinem Hauche bewegt, brennt das Licht hellen Scheines ruhig vor dem Allerheiligsten. Es ist der Geist Christi, der in dieser Schilderung, im Gegensatze zu dem eigensüchtigen Treiben der Welt, weht; derselbe Geist, der in dem Mittelalter so zahllose Stiftungen frommer, werkthätiger Barmherzigkeit gegründet, und der mitten in den rohesten Parteikämpfen Werke wie den Dom von Köln und die Nachfolge Christi geschaffen.

Wie Hathumod ihre Schwestern an die Tugenden der Jungfrauen von Herford gemahnt hatte, so rief Agius nach ihrem Tode ihr eigenes Bild in seiner Schilderung ihrer Nachfolgerin und den Schwestern von Gandersheim als ein Muster höchster Reinheit und treuester Pflichterfüllung zur Nachahmung vor die Seele: „Damit Ihr", spricht er zu ihnen, „weil Ihr sie nun nicht mehr nach euerem Wunsche leiblich sehen und besitzen könnt, an ihrem Leben ein Bild von ihr habet, und in ihren Handlungen und Beispielen sie selbst zu besitzen glaubt." Insbesondere richtet er diese Mahnung der Nachfolge an ihre Schwester Gerberga, die der Hathumod als zweite Aebtissin im Amt folgte:

Nun gefordert ist von dir, o heil'ge Frau,
Ihres Sinnes reiner, milder Liebesthau,
Ihrer frommen Zucht ein Abdruck sanft und mild,
Ihrer Tugenden ein wiederbringend Bild,
Ist von Dir gefordert, Sitte streng und rein,
Fromme Rede, fromme Werke, frommes Sein;
Dieses ist von Dir gefordert durch das Amt,
Das Du führst, wie durch den Stamm, dem Du entstammt,
Ihr, o würd'ge Schwestern, nun von heil'gem Sinn
Ehret sie als Mutter und als Meisterin.

Von Einem Geiste beseelt und nur Einem lebend, war sie gleich von Mund, wie von Werk, und gleich von Werk, wie von Mund; denn sie

lehrte, was sie that, und that, was sie lehrte. Es war dasselbe göttliche Licht, welches ihre Seele erhellte, das aus ihren Gedanken, wie aus ihren Worten und Werken hervorleuchtete.

Streng gegen sich selbst und mild und sanftmüthig mit ihren Untergebenen, wollte sie nicht bloß eine Vorsteherin heißen, sondern ihnen eine Beisteherin und Vorgeherin und liebreiche Mutter in Wahrheit sein.

Bedenkend, daß sie nicht sowohl eine Würde übernommen als eine Bürde, untersagte sie keiner etwas, was sie sich selbst erlaubt hätte, gebot sie keiner etwas, was sie nicht selbst zuerst erfüllt hätte; indem sie so ihre Untergebenen zum Thun des Guten mehr durch ihre That und durch ihr Beispiel aufmunterte, als durch Befehle und den Zwang der Zucht nöthigte.

Wie sie daher zur Gebetstunde die erste oder unter den ersten in der Kirche erschien und in dem gemeinsamen Schlafgemach die letzte am Abend nach den Schwestern zu Bett ging und die erste am Morgen vor ihnen wieder aufstand: so war sie in all ihrem Thun und Lassen; denn das sah sie, die von ihren Untergebenen mehr geliebt als gefürchtet sein wollte, als ihre heilige Pflicht an, wie sie durch den Rang ausgezeichnet war, so durch das Leben sich hervorzuthun, und wie dem Namen nach, so auch durch Pflichterfüllung und Verdienst die erste zu sein.

Mit sich selbst fing sie daher auch zuerst an, durch Entsagung und Selbstüberwindung den Leib dem Geiste und den Geist dem göttlichen Willen dienstbar zu machen.

Alles aber, was sie sich auferlegte, was sie sich versagte, und was Andern lästig dünkt und was sie nur mit Verdruß zu thun pflegen, das that sie frohen Sinnes und heiteren Angesichts; denn die Fülle der ihr innewohnenden Gottesliebe machte es ihr anmuthig, die Gewohnheit leicht.

Was die heilige Schrift als sündhaft verbietet, that sie nicht allein nicht, sie verabscheute sogar den Gedanken daran; was dieselbe als nothwendig zum Heile gebietet, das bemühte sie sich nach allen ihren Kräften zu erfüllen; was sie als unschuldig den Schwächern erlaubt, das versagte sie sich in freiwilliger Selbstüberwindung; und was sie nicht von Jedem fordert, sondern den nach höherer Vollkommenheit Strebenden anräth, das ergriff sie mit glühendem Eifer und erfüllte es beharrlich.

Wenn die edle Fürstentochter keine weicheren Kleider, sondern nur rauhe, nur wollene, ungeschmückte trug; wenn sie sich des Fleisches ganz enthielt und selbst das nothwendige Getränk und den Genuß der übrigen Speisen und des Brodes sich nur sparsam erlaubte, wenn sie sich diese

und andere Opfer freiwillig auferlegte: so galt ihr die leibliche äußere Abtödtung und Selbstüberwindung doch nur als ein Mittel und ein Vorbild der inneren Entsagung und der heiligen Zucht ihres Geistes. Und wie sie in Allem sich gleich war, so war es auch dieselbe jungfräuliche Reinheit und Züchtigkeit, die ihrer Seele innewohnte, die auch ihr mildes, ernstes Angesicht überstrahlte, und sich in jedem Blicke, in jedem ihrer Worte ausdrückte, so daß der Neid der Verleumder beschämt und verstummend vor ihr die Augen niederschlagen mußte.

In ihren Reden war nichts von Keckheit, nichts von Leichtsinn und Muthwillen. Ein unkeusches Wort, ein unziemlicher Ausdruck ist nie über ihre Lippen gekommen.

Nie hat Jemand sie zanken, schelten, schwören, verunglimpfen, lügen gehört; Niemand sie zornig, Niemand sie heftig gesehen; noch Jemand sie unmäßig oder unanständig lachen gehört.

Keinen hat sie je beleidigt, keinen verleumdet, keinen geschmäht, nie hat ihre Sanftmuth selbst einem Schmähenden ein rauhes Wort erwiedert; Alle hat sie vielmehr je nach der Beschaffenheit eines Jeden entweder geliebt oder durch Ehrerbietung ausgezeichnet.

Immer heiteren Geistes, immer freundlich von Mienen zeigte sie auch, wenn ihr ein Herzleid widerfuhr oder ein schmerzlicher Verlust sie traf, unter Trübsal und Thränen eine ungetrübte Seelenruhe.

Im Hören, im Lesen und Verstehen der Schrift konnte kaum Jemand in dieser Zeit eine größere Umsicht, einen lebendigeren Sinn und ein gesunderes Urtheil zeigen.

Den nächtlichen Gesängen pflegte sie voranzueilen und nach den Frühhymnen wach zu bleiben. Außerhalb ihres Klosters hat sie nie mit Männern oder mit sonst irgend Jemand gespeist; nie hat sie, seit ihrem Eintritte in's Kloster, dasselbe zum Besuche bei den Ihrigen oder auf den benachbarten Landgütern verlassen.

„Von ihrer Freigebigkeit, von ihrem Mitleid wäre es überflüssig zu reden", so lautet des Agius Zeugniß, „da sie Alle mit solcher Sorgfalt bedachte, als habe sie aus dem eigenen Herzen sie geboren. Denn welcher Arme, welcher Priester ist je leer von ihr hinweg gegangen? Wer ist nicht von ihren Speisen erquickt, wer nicht ihres Gutes theilhaftig geworden? Zuweilen brach sie den Ihrigen ab, damit sie Andern etwas zuwenden konnte, darbte selbst, damit Andere ihr Genügen hätten; hungerte, damit

Arme nicht hungerten; dürstete, damit ihren Gästen der Trank nicht gebrach."

„Und bei diesen sich selbst auferlegten Entbehrungen konnte Niemand größere Demuth, größere Liebe, größere Menschenfreundlichkeit zeigen. Mit Gästen pflegte sie, wenn die Personen sich dazu schickten, und die Höflichkeit ihre Gegenwart erforderte, sich zu ihnen während der Eßstunde niederzusetzen, sich mit ihnen von himmlischen Dingen oder göttlicher Schrift zu unterhalten, von ihnen etwas zu erfragen oder sie etwas zu lehren, und ihnen alle mögliche Freundlichkeit so zu erweisen, daß sie dafür Sorge trug, während außen der Leib genährt wurde, daß auch innen die Seele nicht nüchtern blieb."

„Wie sorgsam sie endlich um die Kranken bemüht gewesen, bedarf keiner Erwähnung, indem sie nicht nur die ihr gegenwärtigen wundersam und auf jede Art beflissen pflegte, sondern auch, wenn eigenes Unwohlsein sie abhielt, die ihr fremden und entfernten durch Boten besuchte, und was sie ihnen an Speisen angenehm glaubte, zusandte."

Besonnen in all ihrem Thun, zeigte sie sich höchst behutsam und zögernd, Freundschaftsbande und nur mit Würdigen anzuknüpfen, sie zu bewahren, aber höchst beständig.

Im Uebrigen konnte Niemand einen reineren Glauben, als sie, zu Gott, und einen besseren zu den Menschen haben.

So war sie selbst, das forderte sie von sich, das leistete sie selbst. Sehen wir sie nun als Aebtissin im Verkehr mit den ihr untergebenen Klosterschwestern.

Hier waren ihre Forderungen bescheiden und mäßig, ihre Mittel liebreich und sanftmüthig.

Sie übte gegen Alle nach Würdigkeit die gleiche Zucht; liebte die natürliche Güte und haßte die Bosheit, liebte, was Christus gemacht hat, und haßte, was der Teufel hinzuerfunden.

In Dingen, darin die Regel eine gewisse Freiheit gestattete, hielt sie sich an das Mittelmaaß.

Den Genuß der Fleischspeisen, deren sie sich selbst enthielt, gestattete sie ihnen an gewissen Tagen und zu bestimmten Zeiten; und weit entfernt, ihnen ihre Entsagung aufzuzwingen, hielt sie die, welche gleich ihr das wollene Gewand auf der bloßen Haut tragen wollten, davon ab. Die gemeinschaftliche Kleidung sollte nicht allzu geschmückt noch allzu gering, nicht ganz wollen, sondern mittelmäßig sein.

In Dingen dagegen, die sie als unentbehrlich für die klösterliche Zucht und geboten durch ihren Beruf und ihre Ordensregel erkannte, gestattete sie keine Ausnahme: so in der Gemeinschaftlichkeit des Lebens, in der Abgeschiedenheit von der Welt, in der Selbstgenügsamkeit.

An einem Orte nahmen Alle zugleich miteinander das Mahl ein, ruhten zugleich, versammelten sich zugleich zum canonischen Curs der Gebetstunden und gingen zugleich, um zu arbeiten, was zu arbeiten war.

Wie sie selbst, obwohl es ihr zustand, nie in einem anderen als dem gemeinschaftlichen Erfrischungsraume das Mahl einnahm, so gestattete sie es auch keiner der Schwestern, wo nicht Krankheit zu einer Ausnahme zwang; eben so wenig erlaubte sie einer eine besondere Zelle.

Und wie sie selbst nie das Kloster verließ, um Besuche bei den Ihrigen zu machen, so stand auch keiner von ihnen, was die Nonnen meistens pflegen, der Ausgang zu den Ihrigen oder zu benachbarten Besitzungen frei. Keine der Schwestern durfte mit ihren Eltern oder Verwandten oder irgend einem Gastfreunde speisen, noch ohne besondere Erlaubniß reden.

Dienerinnen, die sie selbst nicht bei sich hatte, erlaubte sie auch keiner von ihnen.

Die Aermeren, die es anders woher nicht haben konnten, versorgte sie selber.

In dem Müssiggange die Wurzel so vieler Uebel erkennend, ließ sie sich ihre Beschäftigung angelegen sein. Wie sie selbst dem Lesen der Schrift fleißig oblag, so zeichnete sie auch die Fleißigen mit Vorliebe aus; die Nachlässigen aber, denen sie doch etwas zutraute, trieb sie mehr durch Entziehung ihrer Vertraulichkeit, als durch Zuchtzwang zum Lernen an.

Hatte sie, wie bräuchlich, zu fragen, dann faßte sie Alles so schlicht und so bestimmt, daß sie durch ihre Fragen selbst vielmehr zu belehren, denn zu fragen schien.

Gleich der liebreichsten Mutter wachte sie mit der unverdrossensten, zärtlichsten Sorgfalt gleichmäßig über ihre leibliche Gesundheit, wie über ihr ewiges Wohl.

Unermüdet in ihren Dienstleistungen wandelte sie zwischen den Betten der Kranken, sorgte mit der sinnreichsten Aufmerksamkeit für jedes ihrer Bedürfnisse, und richtete sie mit sanften, liebreichen Reden auf.

Mit der gleichen Liebe und Treue stand sie ihnen in ihren geistigen Leiden hilfreich und mitleidvoll zur Seite.

In allen diesen Zügen, wie sie uns Agius schildert, tritt uns ein wahrhaft christlicher und zugleich wahrhaft deutscher Geist entgegen; es ist das deutsche Gemüth, welches sich darin in seiner ganzen Tiefe und Zartheit offenbart. Darum mag sich denn auch dieß Bild den schönsten, die die deutsche Kunst des Mittelalters geschaffen, an die Seite stellen. Uebertrifft es ja doch die reizendste, farbenreichste Poesie, weil es kein Gebild der Phantasie, sondern der Wahrheit, der Wirklichkeit, dem Leben entnommen, eine lebendige Blume des göttlichen Gartens ist.

Unsere Zeit, die so viel von deutscher Größe spricht, und so arm an deutschen Tugenden ist, dürfte darum auch diese edle deutsche Frauengestalt, wie sie groß in ihrer Demuth und Einfalt, vor tausend Jahren ein heiliges Leben, reich an Tugenden und Wohlthaten, geräuschlos unter ihren Mitschwestern geführt, ihrer Betrachtung und Beherzigung vielleicht nicht unwürdig finden.

29.

Die beiden Schwestern

von O. v. Redwitz.

Es läutet still im Waldesgrund
Der Engelsgruß zur Ruhestund!
Da hört's im Hüttlein, arm und klein,
Ein alt gebücktes Mütterlein.
Und tief im Forste hoch zu Roß
Die Fürstin hört's im Jägertroß,
Und senkt den Speer und winkt zur Ruh',
Und horcht so still dem Läuten zu.

Und aus dem Hüttlein wanket bald
Die Ahne mühsam durch den Wald.
So achtzig Jahr', da geht sich's schwer,
Und ohn' Gebet ging's nimmermehr.
Und hinter ihr im stolzen Hauf
Zieht schimmernd hehr die Fürstin auf,
Ein Page schlank den Zelter lenkt,
Sie trägt gar fromm das Haupt gesenkt.

Und müde steht am Felsenhang
Das Mütterlein und athmet lang;
Und auf zum Kirchlein tief geneigt
Sie wohl die hundert Staffeln steigt.
Und wie sie droben wankt durch's Thor,
Da reitet hoch die Fürstin vor,
Und neigt voll Zucht zum Pagen sich,
Und wallt hinauf so feierlich.

Das Mütterlein kniet ganz allein
Verzückt vor'm Muttergottesschrein;
Lallt lächelnd wie ein Kind mit ihr,
O lalle nur! sie lauschet dir.
Und durch's Portal die Fürstin wallt,
Neigt tief die blühende Gestalt
Und kniet der Wittwe nah zur Seit',
Und rings um kniet ihr reich Geleit.

Es betet wohl das Mütterlein,
Ich opfere Dir all' meine Pein,
O hilf' mir dulden freudiglich!
Du Schmerzensmutter, bitt' für mich!
Die Fürstin fleht: O Königin,
All' meinen Schimmer, nimm ihn hin!
Gib Demuth mir, ich rufe dich!
Du Himmelsherrin, bitt' für mich!

Und von dem armen Wittwenkleid,
Und von der Fürstin Perlgeschmeid
Rinnt eine Thräne still und klar
Als gleiche Perle zum Altar.
Und leis' die Fürstin sich erhebt —
Das Mütterlein, das sieht's und bebt,
Und scheu sie von der Herrin rückt,
Doch mild sich diese niederbückt.

Löst demuthsvoll ihr Perlenband
Und legt es in der Wittwe Hand:
Lieb' Mütterlein, was zitterst du!
Wie käm' ein reicherer Platz mir zu!
Ist sie nicht Mutter mir und dir?
Als Schwestern knieten wir vor ihr.
O wär' wie du ich gnadenreich!
Im Haus des Herrn sind Alle gleich.

30.

Das Glöcklein.

Sage aus Niederbayern von **L. Auerbach.**

Unfern Reischach, im Gericht Oetting, steht eine einsame Capelle, der Mutter Gottes geweiht. Von deren Thurme ertönet oft das Glöcklein, man möchte meinen, als würde es von Geisterhand gezogen: denn es ist keine Stunde bei Tag und bei Nacht, wo man es nicht von Zeit zu Zeit läuten hört. Die Geschichte von dieser Capelle und dem Glöcklein wird aber so erzählt: Vor vielen, vielen Jahren, als die Gegend umher noch weit und breit Wald und Wildniß war, wurde ein Pilger, der des Weges nach Oetting zum Gnadenbild wanderte, von Räubern überfallen, die ihn des Seinen beraubten und bis zum Tode mißhandelten. In der Angst seines Herzens gelobte er, an der Stelle ein Kirchlein zu erbauen, wenn er, durch Gottes und seiner Mutter Gnade, mit dem Leben davonkäme. Die Räuber ließen ihn für todt liegen; er aber genas auf eine wunderbare Weise wieder. Demnach erfüllte er sein Gelübde; er erbaute die Capelle und versah sie mit einem Glöcklein. Auf die Votivtafel aber, die er in der Capelle aufhängen ließ, stellte er die Bitte, es möge jeder

Pilger, der des Weges ziehe, zu Ehren Mariä das Glöcklein läuten und für seine arme Seele beten. Das geschieht denn noch bis auf den heutigen Tag.

31.

Das Hausrecht

von L. Uhland.

Tritt ein an dieser Schwelle!
Willkommen hier zu Land!
Leg' ab den Mantel, stelle,
Den Stab an diese Wand!

Sitz' oben an zu Tische!
Die Ehre ziemt dem Gast.
Was ich vermag, erfrische
Dich nach des Tages Last!

Wenn ungerechte Rache
Dich aus der Heimath trieb,
Nimm unter meinem Dache
Als theurer Freund vorlieb!

Nur Eins ist, was ich bitte,
Laß du mir ungeschwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauses heilig Recht!

32.

Der Staar von Segringen

von Hebel.

Selbst einem Staaren kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat; wie viel mehr einem Menschen! — In einem respektabeln Dorfe, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Lande, und derjenige, dem es begegnet ist, lies't es vielleicht in diesem Augenblicke; nicht der Staar, aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: „Ich bin der Barbier von Segringen." Sein Herr hatte sonst noch mancherlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: So, so, la, la, oder par Compagnie, oder: wie Gott will; oder: du Tollpatsch. So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt auf's Tuch, oder wenn er das Scheermesser am Rücken abzog, anstatt die Schneide, oder wenn er ein Fläschlein zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der

Staar auch. Da nun täglich viele Leute im Hause waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab es manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar warf auch eins von seinen Worten drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: „Hansel, was machst du?" antwortete er: „Du Tollpatsch!" und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen und das Wetter schön, da dachte der Staar: Ich habe jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen; und huscht zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging in's Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hier zu Land besser, als ich.

Aber sie flogen unglücklicher Weise alle miteinander in ein Garn. Der Staar sagte: „Wie Gott will!" Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um, und wirft ihn zu Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte, und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen!" als wenn er wüßte, was ihn retten könnte. Der Vogelsteller erschrack anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge; nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er vor Lachen kaum zu Athem kommen, und als er sagte: „Ei, Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge?" da antwortete Hansel: „par Compagnie!" Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch; denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passirt einem Staaren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankiren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge gerathen und nimmer herausgekommen.

33.

Die zwei Köpfe

von G. Schwab.

„Zwei Köpfe will ich haben, zwei Köpfe weiter nicht,
Bringt mir von den Gefang'nen die zwei vor's Angesicht.

Graf Rollin hat's gesprochen, man bringt Gefang'ne zwei,
Treulose Lehensträger, gefesselt ihm herbei.

„Ihr trugt mein Schloß zu Lehen, und nahmt es mir, wie Raub,
Ich schwör's, zwei Köpfe legt ihr dafür mir in den Staub."

„Doch vorher sollt ihr langen das Silber aus dem Schatz."
Er drohet mit der Folter: da kommt es auf den Platz.

Das Silber lag in Haufen, der Henker stand dabei.
Da sprach der Graf: Und meint ihr, daß ich ein Wüth'rich sei?

Den Schwur, den will ich halten, ich gab mein Grafenwort!
Doch bin ich sechzigjährig, noch straft' ich nicht mit Mord.

„Zwei Köpfe will ich haben, jedoch von Silber zwei,
Die laßt alsbald mir gießen und dann geht hin, seid frei!"

„Und nehmt zu Lehen wieder mein Schloß, und dient mir gut,
Zum zweitenmal genügte kein Kopf mir ohne Blut!"

34.

Hermann als Begründer der deutschen Freiheit

von F. v Schlegel.

Als der wichtigste und größte Charakter des ganzen germanischen Zeitalters erscheint Hermann; vielleicht weil wir ihn, Dank sei es der Meisterhand des großen Römers (Tacitus), der ihm seine Bewunderung nicht versagen konnte, besser und vollständiger kennen, als jeden andern Helden dieses Zeitalters; aber auch deswegen, weil wir die innere Beschaffenheit und das höchste Streben dieser ganzen Zeit, in ihm am deutlichsten ausgedrückt sehen; wie schwer nämlich den Germanen ihr Kampf um die Freiheit gegen die Römer ward, welche Hindernisse der Held des Vaterlandes bei seinem eigenen Volke fand, welche Standhaftigkeit und Gesinnung endlich es war und es sein mußte, durch welche es ihm dennoch

gelang, zwar nicht durch glänzende Siege und Eroberungen die völlige Oberhand zu behaupten, aber doch eine Schutzwehr der Freiheit für die Zukunft zu retten, und durch die Aussaat großer Anstrengungen und Erinnerungen in den Gemüthern seines Volks einer glücklichen Zeit vorzuarbeiten.

Die ganze Kraft des unermeßlichen Reichs, das in seiner Hand zuerst vereinigt war, wandte Augustus vornehmlich gegen die Deutschen. Im Süden gelang es ihm, die Donau als Grenze festzusetzen. Dadurch kamen mehrere halb und ganz germanischen Völker unter römische Botmäßigkeit. Weniger glücklich waren seine Unternehmungen im Norden; zwar ward das Land zwischen dem Rhein und der Elbe auf einige Jahre römisch; als aber Varus, gegen alle Klugheit, römische Gesetze und Unterdrückung zu voreilig hier einführen wollte, so erfolgte die berühmte Niederlage, bei der von Seiten des Hermann mehr als der Sieg, die vollkommene und tief durchdachte Vorbereitung des großen Entwurfs, und im entscheidenden Augenblick die rasche und vollständige Ausführung zu bewundern ist.

Hermanns Haus war von Augustus begünstigt worden, er selbst hatte als Anführer der cheruskischen Völker im römischen Heere gedient. Er kannte die Kriegskunst der Römer, ihre Sprache und Bildung; seine Gesinnung blieb unverändert dem Vaterlande zugewandt. Nicht irgend eine gemeinere Triebfeder, sondern allein die klare Ueberzeugung von dem, was Deutschland heilsam und zur Rettung nothwendig sei, hat seinen Haß gegen Rom entflammt. Als großen Feldherrn bewährte er sich besonders in dem Kriege gegen Germanicus, einen Gegner der seiner würdig war. Es drang derselbe mit einer großen Uebermacht wohl in das innere Deutschland vor, rühmte sich oder glaubte auch mehrere Schlachten gewonnen zu haben, aber immer stand Hermann wieder schlagfertig da, und es endigten sich die angeblichen Siege mit einem Rückzuge, auf welchem die Römer stets beunruhigt, ja verfolgt wurden, und mit dem Geständnisse des Geschichtschreibers von der Größe des Verlustes, und daß Hermann wohl in Schlachten, aber nie im Kriege besiegt worden sei.

Deutschland blieb von dieser Seite frei; indessen war der Kampf schwer gewesen, ein Theil des Landes verwüstet worden. Hermann hatte eingesehen, woran es eigentlich, um den Römern sicher unbezwinglich zu bleiben, gebreche: an einem allgemeinen Verein und festen Zusammen-

halten der verschiedenen deutschen Völker. So entspann sich der Krieg gegen Marbod, den König im südöstlichen Deutschland, der im Frieden mit den Römern, bei dem Kampfe für das Vaterland gleichgiltig geblieben war. Marbods den römischen Sitten nachgebildete Herrscherweise war verhaßt; er mußte fliehen, und beschloß sein Leben, es von römischen Wohlthaten fristend, unrühmlich nach achtzehn Jahren zu Ravenna. Wenn Hermann späterhin des Strebens nach der Alleinherrschaft beschuldigt ward, wenn er durch den Haß der eigenen Verwandten, den Neid der andern Fürsten fiel; so dürfen wir nach dem Gehalt und Geist seines Lebens wohl voraussetzen, daß er nicht für sich mehr, als Rechtens war, begehrte, sondern vielmehr, daß er nur eine vollkommenere Verbindung und Einheit der deutschen Nation, weil er durch Erfahrung gesehen hatte, woran es fehle, zu Stande zu bringen wünschte, und daß wahrscheinlich eben darin seine große Absicht verkannt ward.

Hermann gehörte nicht zu denen Helden, die von eigenem Genuß und Ruhm berauscht, nur ihren unbegrenzten Begierden und dem reißenden Strome ihres Glückes folgen, sondern vielmehr zu denen, die, ein großes Ziel der öffentlichen Wohlfahrt als ihren Beruf und hohe Pflicht erkennend, gegen den Strom einer verderblichen und gefährlichen Zeit, und gegen die Uebermacht ruhmvoll kämpfend, ihr ganzes Leben in steter Anstrengung und Entsagung aufopfern. Sein eigener und seiner Frauen Bruder, beide lebten dem Vaterlande entfremdet unter den Römern. Der seine, Flavius, dessen deutscher Name sich nicht erhalten hat, trug selbst die Waffen gegen ihn; Siegmund aber, Thusnelda's Bruder, bekleidete die Würde des römischen Priesterthums in der Colonie der Ubier. Schwankend in seiner Gesinnung zwischen Roms Glanz und der Stimme des Vaterlandes, warf er beschämt die trügerischen Ehrenzeichen der Fremdlinge von sich, als Hermann Deutschland befreit hatte; später doch dem Segest auf der Römer Seite folgend. Feind war dem Befreier unversöhnlich Segest, der Vater seiner Gemahlin. Selbst der Oheim, der so lange mit ihm vereint gefochten hatte, trat endlich ab, aus Neid über den Vorrang, den der jüngere Kriegsheld als Feldherr durch den Ruhm seiner Thaten und als gewählter Heerführer der Nation doch haben mußte. Seine Thusnelda mußte er gefangen wissen, den Triumphzug des stolzen Römers zierend. Endlich ward ihm noch das Bitterste zum Lohn, entschiedener allgemeiner Undank des eigenen Volks! Einer der deutschen Fürsten sandte sogar Botschaft an den Kaiser Tiber, daß er ihm Gift,

damals in Deutschland noch unbekannt, senden möge, um den Befreier des Vaterlandes, was er offen im Kriege nicht vermochte, heimlich aus dem Wege zu räumen. Selbst Tiber beantwortete dieses Ansinnen, zu dem ein deutscher Fürst sich erniedrigt hatte, Roms alter Würde gemäß.

Erst nach seinem Tode wurden Hermanns Thaten, durch ihre unermessenen großen Wirkungen, mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Wohl mit Recht war es, daß die deutschen Völker, als mit dem Tode auch der Neid erloschen war, den Ruhm des Helden in vielgesungenen Liedern verherrlichten; und nicht ohne Grund, daß auch alle neuern vaterländischen Geschichtschreiber und Dichter immer auf Hermann zurückkommen. Als der Erhalter, der wahre Stifter und zweite Stammvater der deutschen Nation und ihrer Unabhängigkeit, ist er auch als der Anfang und Begründer der gesammten neuern Geschichte, der freien europäischen Verfassung und Bildung anzusehen; denn ohne ihn, ohne seine Thaten und seine Standhaftigkeit wäre das alles nicht geworden; und so darf man sagen, daß Herrmanns kurzes, mühseliges, mit Kampf und Leiden erfülltes Heldenleben größere Folgen gehabt, tiefer gewiß aber dauernder in die Weltgeschichte eingewirkt hatte, als Alexanders glänzende Eroberungen und Cäsars blutige Siege.

35.

Die Muttersprache

von **Max von Schenkendorf.**

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort!

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen, wie ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Längst verscholl'nes altes Lied!
Leb' auf's neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

mich nicht für unwerth erachtet, mein Kind in sein Reich aufzunehmen. Denn mein Gemüth ist unbekümmert, da ich weiß, daß, die in weißen Gewanden von dieser Welt gerufen sind, vor Gottes Angesicht leben werden."

Danach gebar sie einen andern Sohn, den sie in der Taufe Chlodomir nannte, und als er anfing zu erkranken, sprach der König: „Es kann mit ihm nicht anders ergehen, als mit seinem Bruder, daß er getauft im Namen eures Christus alsbald sterbe." Aber durch das Gebet der Mutter wurde auf des Herrn Geheiß das Kind wieder gesund.

Die Königin aber ließ nicht ab, in ihn zu dringen, daß er den wahren Gott erkenne und ablasse von den Götzen, aber auf keine Weise konnte er zum Glauben bekehrt werden, bis er endlich einst mit den Allemannen in einen Krieg gerieth, da zwang ihn die Noth zu bekennen, was sein Herz vordem verleugnet hatte. Als die beiden Heere zusammen stießen, kam es zu einem gewaltigen Blutbad, und Chlodwig war nahe daran, völlig vernichtet zu werden. Als er das sah, erhob er seine Augen zum Himmel, sein Herz wurde gerührt, seine Augen füllten sich mit Thränen und er sprach: „Jesus Christus! Chlothilde sagt, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes, Hülfe sollst du den Bedrängten, Sieg geben denen, die auf dich hoffen — ich flehe dich demüthig an; um deinen mächtigen Beistand. Gewährst du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde, und erfahre ich so jene Macht, die das Volk, das deinem Namen sich weiht, an dir erprobt zu haben rühmt, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf deinen Namen. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber, wie ich erfahren, sie haben mich verlassen mit ihrer Hülfe. Ich meine daher, ohnmächtig sind sie, da sie denen nicht helfen, die ihnen dienen. Dich nun rufe ich an, und ich verlange, an dich zu glauben. Nur entreiße mich erst aus der Hand meiner Widersacher." Und da er solches sprach, wandten die Allemannen sich und fingen an zu fliehen. Als sie aber ihren König getödtet sahen, unterwarfen sie sich Chlodwig und sprachen: „Laß, wir bitten dich, nicht noch mehr des Volkes umkommen; wir sind ja dein." Da that er dem Kampfe Einhalt, brachte das Volk in seine Gewalt und kehrte in Frieden heim. Der Königin aber erzählte er, wie er Christi Namen angerufen und so den Sieg gewonnen habe, das geschah im fünfzehnten Jahre seiner Regierung.

Darauf ließ die Königin heimlich den Bischof von Rheims, den hl. Remigius, rufen und bat ihn, er möchte das Wort des Heils dem Könige zu Herzen führen. Der Bischof aber beschied ihn im Geheimen zu sich,

und fing an ihm anzuliegen, er solle an den wahren Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde glauben, und den Götzen den Rücken wenden, die weder ihm noch anderen helfen könnten. Jener aber sprach: „Gern höre ich dich, heiligster Vater, aber eins macht mir noch Bedenken, das Volk, das mir folgt, duldet nicht, daß ich seine Götter verlasse. Doch ich gehe und spreche mit ihm nach deinem Wort.“ Als er darauf mit den Seinigen zusammen trat, rief alles Volk zur selben Zeit, noch ehe er den Mund aufthat, denn die göttliche Macht kam ihm zuvor: „Wir verlassen die sterblichen Götter, gnädiger König, und sind bereit zu folgen dem unsterblichen Gott, den Remigius predigt.“ Solches wurde dem Bischof gemeldet und er befahl hocherfreut das Taufbad zu bereiten. Mit bunten Decken wurden nun die Straßen behangen, mit weißen Vorhängen die Kirche geschmückt, der Taufstein in Ordnung gebracht, Wohlgerüche verbreiteten sich, es schimmerten hell die duftenden Kerzen, und der ganze Tempel um den Taufstein wurde von einem himmlischen Wohlgeruch erfüllt; und solche Gnade ließ Gott denen zu Theil werden, die damals gegenwärtig waren, daß sie meinten, sie seien versetzt in die Wohlgerüche des Paradieses. Zuerst verlangte der König von dem Bischof getauft zu werden. Er ging, ein neuer Constantin, zum Taufbade hin, sich rein zu waschen von dem alten Aussatz, und sich von den schmutzigen Flecken, die er von Alters her gehabt, im frischen Wasser zu reinigen. Als er aber zur Taufe hintrat, redete ihn der Heilige Gottes mit beredtem Munde also an: „Beuge still deinen Nacken, Sicamber, verehre, was du verfolgtest; verfolge, was du verehrtest.“

Es war nämlich der heilige Bischof Remigius ein Mann von hoher Wissenschaft und besonders in der Kunst der Beredsamkeit erfahren; aber auch durch Heiligkeit zeichnete er sich so aus, daß er an Wunderthaten dem heiligen Silvester gleichkam. Wir haben noch jetzt eine Lebensbeschreibung, die berichtet, daß er einen Todten erweckt habe.

Also bekannte der König den allmächtigen Gott, als den dreieinigen, und ließ sich taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und wurde gesalbt mit dem heiligen Oel, unter dem Zeichen des Kreuzes Christi. Von seinem Gefolge wurden aber getauft mehr als drei Tausend. Es wurde auch seine Schwester Albofledе getauft, die nicht lange danach zum Herrn einging. Und da sich der König um sie tief bekümmerte, schrieb ihm der heilige Remigius einen Trostbrief, der hub solchermaßen an: „Es betrübt mich die Veranlassung eures Kummers, es

betrübt mich über die Maßen, daß eure Schwester guten Andenkens Alboflede heimgegangen ist. Aber wir vermögen euch deßhalb zu trösten, denn so schied sie von dieser Welt, daß man eher dankend emporblicken, als trauern sollte." Es bekehrte sich ferner auch eine andere Schwester des Königs mit Namen Lanthilde, die in die Irrlehre der Arianer verfallen war; sie bekannte nun, daß der Sohn und der heilige Geist gleichen Wesens mit dem Vater sei, und wurde darauf gesalbt.

37.

Der Kreuzschnabel

von Mosen.

Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt er heimlich sanftes Zucken
An der stahldurchbohrten Hand.

Blutbeträuft und ohne Rasten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht' den Heiland es vom Kreuze
Seines Schöpfers Sohn befrei'n.

Hier, von Allen ganz verlassen,
Sieht er eifrig mit Bemüh'n
An dem einen starken Nagel
Ein barmherzig Vöglein zieh'n.

Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag' das Zeichen dieser Stunde,
Ewig Blut und Kreuzeszier!"

Kreuzesschnabel heißt das Vöglein;
Ganz bedeckt von Blut so klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Mährchenhaft und wunderbar.

38.

Der Ausbruch des Vesuv im Jahre 1794

von L. von Buch.

Unter den vielen Ausbrüchen des Vesuv sind doch nur zwei bekannt, denen die Eruption von 1794 an furchtbarer Größe weicht. Durch die erstere von diesen i. J. 79 n. Chr. ward das reiche Herculanum und die Seestadt Pompeji zerstört, und dem Meere neue Grenzen bestimmt. Die zweite, im Jahre 1631, stürzte fast unzählbare Feuerströme über die Menge um den Fuß des Vulkans gelagerten Orte. Alle Pflanzungen wurden gänzlich zerstört, und fast die Hälfte der Einwohner verlor in den Flammen das Leben. Beide

erschienen, als bei den anwohnenden Menschen jede Ueberlieferungsspur von dem im Innern des Berges verborgenen Zerstörungsquell durch die Länge der Zeit fast völlig verwischt war. — Aber in neuern Zeiten hatte der Vulkan fast jährlich neue und große Phänomene gezeigt, und es lebte in der Gegend fast Niemand, der nicht die Verwüstungen mehrerer Ausbrüche selbst empfunden oder beobachtet hätte.

Und doch konnte eine zweijährige Ruhe des Berges, in der sein Gipfel auch nicht einmal dampfte, die Einwohner in so große Sorglosigkeit stürzen, daß sie den Vesuv auch dann noch gänzlich vergaßen, als sie am 12. Junius um 11½ Uhr in der Nacht plötzlich ein heftiges Erdbeben aufschreckte. — Der Boden in der ganzen Ebene Campaniens schwankte von Morgen nach Abend wie flüssige Wellen. — Die Neapolitaner stürzten aus den Häusern auf die großen Plätze der Stadt; sie glaubten im nächsten Augenblicke ihre Häuser zu Boden geworfen, und angstvoll erwarteten sie im Freien den Morgen, Calabriens Schicksal befürchtend. Als ihnen aber die Sonne hell aufging und sie den Vulkan in der gewohnten Ruhe erblickten, glaubten sie den Ruin der südlichen Provinzen des Reiches befürchten zu müssen, und leiteten von dort her die Erscheinung der vorigen Nacht.

Aber — nicht lange währte ihr Irrthum. — Drei Tage darauf, am 15. Junius um 11 Uhr in der Nacht, erbebte die Erde von neuem. Es war nicht mehr ein wellenförmiges Schwanken wie vorher, — es war ein unregelmäßiger Stoß, der die Gebäude zerriß, die Fenster klirrend erschütterte und gewaltsam die innern Geräthschaften durcheinander stürzte. Und zugleich erhellten rothe Flammen und leuchtende Dämpfe den Himmel. — Der Vesuv war am Fuße des Kegels geborsten und von den Dächern der Häuser sah man aus mehreren Oeffnungen die Lava hoch in parabolischen Bögen hervorspringen. Fortdauernd hörte man einen dumpfen aber heftigen Lärm, wie den Katarakt eines Flusses in eine tiefe Höhle hinab; — unaufhörlich schwankte der Berg, und eine Viertelstunde darauf hörte auch in der Stadt nicht mehr die Erschütterung auf. — Mit solcher Wuth hatte man noch nie die Lava hervorbrechen sehen. — Das reizbare Volk, das sich nicht mehr auf sicherem Boden, die Luft in Flammen und voll unerhörter, schrecklicher Töne, erblickte, stürzte, von Furcht und Schrecken ergriffen, zu den Füßen der Heiligen in Kapellen und Kirchen, griff nach Kreuzen und Bildern, und durchzog heulend die Straßen in wilder Verwirrung. — Der Berg achtete ihres Angstgeschreies nicht;

Lava entgegen, sie folgte seiner Richtung — und er öffnet sich auf der Höhe über das unglückliche, sich gerettet glaubende Torre del Greco. — Mit neuer Wuth fällt der Strom den steilern Abhang herab. Er trennt sich nicht mehr, und mit 2000 Fuß Breite erreicht er die blühende Stadt. — Im nächsten Augenblicke suchen 18,000 Menschen Schutz auf dem Meere. — Noch ehe sie das Ufer verlassen, sehen sie über den eingestürzten Dächern der Häuser, aus der Mitte der Lava hervor, sich dicke, schwarze Rauchsäulen erheben, und große Flammen, wie Blitze. Paläste und Kirchen stürzen krachend zusammen, und fürchterlich donnert dazwischen der Berg. — Um 11 Uhr in der Nacht brach die Lava aus dem Innern hervor, und schon um 5 Uhr des Morgens war Torre del Greco nicht mehr. — In 6 Stunden hatte die glühende Masse 4 italienische Meilen durchlaufen, eine noch nie erhörte Geschwindigkeit in der Geschichte des Berges. — Das große Meer selbst vermochte es kaum, der Lava Grenzen zu setzen. Mächtig wälzt sich der obere Theil, indem der untere im Wasser erstarrte, über den erkalteten weg. Weit umher siedet das Wasser, und gekochte Fische in unzählbarer Menge bedeckten die Fläche.

Mitten unter diesen Verwüstungen brach der neue Tag an. Man sah die aus den Kratern sich erhebenden Flammen nicht mehr; — aber auch den Berg nicht. Eine schwarze, fest scheinende Wolke lagerte sich um ihn herum, und verbreitete sich nach und nach, wie ein finsterer Flor, über den Golf und das Meer. — Unaufhörlich fiel in Neapel und in der Gegend ein feiner Aschenregen herab, und bedeckte alle Pflanzen und Bäume, alle Häuser und Straßen. — Die Sonne erhob sich strahlenlos und ohne Glanz, und kaum war die Helle des Tages dem schwachen Lichte der Morgenröthe vergleichbar. Ein unbedeckter lichter Streif am äußersten westlichen Horizont ließ doppelt die Menschen empfinden, wie sie in Finsterniß eingehüllt waren.

Diese fürchterlich-traurige Erscheinung vermochten die Neapolitaner nicht zu ertragen. Alle überfiel eine ängstlich-düstere Schwermuth, und in ununterbrochen fortgesetzten Processionen suchen sie den erzürnten Himmel zu besänftigen. Es war nicht mehr das leicht empfängliche Volk, das lärmend mit den Kreuzen die Straßen durchstürzte. Die vornehmsten Familien Neapel's schlossen sich dem feierlich-langsamen Zuge der Procession an, und folgten seufzend und still in langer Reihe dem Kreuze durch die Finsterniß nach. Man glaubte Alles, was die Asche berührte, mit einem tödtlichen Hauche bedeckt. — Der eingebildete Verlust der rei-

chen Pflanzungen umher setzte die Menge in stumme Verzweiflung, und nur mit Mühe gelang es der Regierung, durch Bekanntmachung der unschädlichen Bestandtheile der Asche diese Furcht zu zerstören.

Diese Asche fiel stärker und häufiger, je mehr sie dem Berge sich näherte. Als sie eine Linie hoch die Straßen von Neapel bedeckte, lagen fünf Linien in Portici, neun Linien in Resina und fünfzehn Linien in der Nähe der Lava. In Neapel war es schwarzer, feiner Staub, näher dem Vulkan zu ein dunkler Sand mit erkennbaren Theilen, und auf dem Vesuv waren Lapilli, kleine Steintrümmer, gefallen. — Die Lava selbst bewegte sich noch, aber langsam und nur am äußersten Ende bemerkbar. Eine harte, erstarrte Rinde bedeckte den fließenden Strom, und die Oberfläche dieser glühenden Massen erkaltete so schnell, daß zwölf Stunden nach Zerstörung der Stadt viele ihrer unglücklichen Bewohner es wagten, schnell gegen ihre zerstörten Wohnungen zu eilen, um der Lava das Wenige zu entreißen, was sie noch verschont haben konnte. Ja, man war sogar glücklich genug, auf diesem Wege mehrere Personen zu retten, welche, in einem Kloster verschlossen, die jenseits der Lava Geretteten bis dahin vergebens um Hülfe angefleht hatten. — An vielen Orten war die Lava geborsten; aus dem Innern erhob sich ein heftiger, widriger, kochsalzgesäuerter Dampf, und man sah hellleuchtende Flammen zu beiden Seiten der Spalten. Man hörte ein unaufhörliches, entfernt scheinendes Donnern, und schnelle Blitze im schwarzen, vom Berge sich hinabwälzenden Regen erhellten die finstere Nacht. — Man sah, daß diese gewaltige Masse aus dem großen Krater auf dem Gipfel des Berges hervorgewälzt ward. Man sah, wie sich eine ungeheure, dichte, rundgestaltete Wolke aus dem Innern erhob, wie sie sich aufzublähen schien, je höher sie stieg. Große, schwere Felsstücke fielen in fortgesetztem Regen senkrecht von ihren Rändern wieder in den Abgrund hinab. Eine neue Wolke folgte der ersteren schnell mit gleicher Erscheinung, und so unzählige hintereinander bis zu unabsehbaren Höhen. Ein großer, erhabner Anblick! Oft schien der ganze Berg mit einer Krone dieser zu eigenen Systemen geordneten Wolken bedeckt. Nach und nach lös'ten sie sich auf. Die größeren Stücke fielen senkrecht hinab, und rollten am Abhange des Kegels herunter; die feinere Asche entführte der Wind und zerstreute sie über das Land. — Wenige Stunden darauf hatte die Asche wieder den ganzen Himmel bedeckt, und Tag und Nacht waren, wie vorher, durch keine Grenzen von einander geschieden.

Man hatte am Tage einige schwache Erschütterungen bemerkt. — In der Nacht um 2 Uhr, am 18ten, erschreckte ein neuer heftiger Stoß die für kleine Phänomene durch das Furchtbare der vorigen Tage nicht mehr empfänglichen Menschen. Man empfand ihn vorzüglich in Portici, Resina und andern dem Berge näher gelegenen Orten. — Und bei dem Anbruche des weniger durch die Asche verhüllten Tages sah man mit Erstaunen, daß der Gipfel des Berges eingestürzt war. Statt der vorigen Spitze sah man ihn schief abgestumpft gegen das Meer. — Die unaufhörlichen innern Aschenausbrüche hatten so sehr das Innere des Berges erschöpft, daß er den Gipfel nicht mehr zu unterstützen vermochte. Die ganze Masse fiel im Krater zusammen. — Aber diese imposante Erscheinung beendigte den finstren Aschenregen nicht. Wenn auch in Neapel und Portici und der nahen Gegend umher weniger Asche herabfiel, als an den vorigen Tagen, und das matte, röthliche Bild der Sonne mehrere Stunden lang sich durch den Staub in der Luft zeigte: so litten dagegen doppelt die Orte ostwärts des Berges. Ein heftiger Westwind führte die aus dem Krater sich heraufhebende Masse von der Meerseite weg, und mit doppelter Wuth stürzte sie auf Somma, Ottajano, Nola, Caserta herab. Bis in das Apenninengebirge hinein war tiefe Nacht. Der ganze Vesuv schien sich in Staub herabstürzen zu wollen. Wolkenbrüche vermischten sich in der Luft mit der Asche, und die Masse fiel, wie ein zäher Teig, über die ganze Gegend. Fest umgab er die zarten Zweige der Pflanzen und Bäume, und alle Pflanzungen dieses fruchtbaren Strichs erlagen unter der unerträglichen Last. Viele Dächer in den Oertern stürzten zusammen, und die Einwohner sahen sich genöthigt, ihr Leben durch schnelle Flucht in das Gebirge zu retten. — Auf diese Art fiel einst Herculanum und Pompeji.

Und wirklich hatte man Ursache, ein noch grausameres Schicksal zu fürchten; denn während daß der Schlamm und die Asche den 18ten und den 19ten fort in einer für die Helle des Tages undurchdringlichen Dichte sich herabsenkte, stürzten reißende Wasserströme vom jähen Abhang des Berges herab. Mit grenzenloser Gewalt rissen sie Berge von Steinen und Bäumen vor sich hin, und bedeckten mit großen Felsenmassen die Ebene.— Nur allein in der Nacht vom 20sten Junius wälzten sich fünf solcher Ströme vom Berge, und dreimal im Laufe des Tages erneuerte sich diese verwüstende Erscheinung, und das letztemal mit doppelter Stärke und Kraft. Die ganze den Vesuv umgebende Landschaft ward

39.

Der Glockenguß zu Breslau

von W. Müller.

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister
Gewandt in Rath und That.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen,
So voll, so hell und rein:
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenthurme
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Daß Alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar:

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein,
„Ich laß' auf kurze Weile
Bei'm Kessel dich allein;

„Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß;
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß.

„Doch hüte dich, und rühre
Den Hahn mir nimmer an:
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein:
Das wogt und wallt und wirbelt,
Und will entfesselt sein.

Und zischt ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht:
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er thät.

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gesteh'n,
Will seine Knie umfassen
Und ihn um Gnade fleh'n.

Doch wie der nur vernommen,
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
Dem Knaben in die Brust,
Dann stürzt er nach dem Kessel
Sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann;
Doch sieh, der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er abzuräumen,
Und sieht, und will's nicht seh'n,
Ganz ohne Fleck und Makel,
Die Glocke vor sich steh'n.

Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr.
Ach Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte
Er klagt sich selber an:
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wack'ren Mann.

Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut:
Er hört sein Todesurthel
Mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

„Ich dank' euch," spricht der Meister,
„Ihr Herren lieb und werth,
Doch eine and're Gnade
Mein Herz von euch begehrt.

„Laßt mich nur ein Mal hören,
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet;
Möcht' wissen, ob's gelang."

Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herrn gering,
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen,
So voll, so hell, so rein:
Die Augen geh'n ihm über,
Es muß vor Freude sein.

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt:
Er hatt' in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht,
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

40.

Alfred der Große, König von England (geb. 849 † 901.)

von Graf Fr. L. Stolberg.

Es ist in hohem Grade bewunderungswürdig, wie Alfred, in der Lage, in welcher er sein vom dänischen Kriege zerrüttetes, mit wahrscheinlichem Untergange bedrohtes Reich fand, als er dessen Regierung antrat,

neben dem großen Gedanken die Freiheit des Vaterlandes, den Bestand der Nation zu retten, schon zugleich an gänzlicher Umbildung, oder vielmehr an Erneuerung derselben, mit so rastlosem Eifer und so freudigem Muth arbeiten konnte!

Sein Volk, dessen Bildung schon beinahe zweihundert Jahre vor ihm, durch den großen Erzbischof Theodor von Canterbury, und durch viele anderen großen Männer jener Zeit, einen hohen Schwung genommen hatte, war durch die langen, vertilgenden Anfeindungen der Dänen in die tiefste Barbarei gesunken. Die Klöster waren alle zerstört. Die Ordensgeistlichen, damals einzige, aber verdienstvolle Bewahrer und Lehrer aller Wissenschaften, waren ermordet; die, nach und nach aus Italien herbeigeführten, zu großen Bibliotheken erwachsenen Büchersammlungen, waren verbrannt worden.

Alfred klagt über die Unwissenheit, in welche die Engländer gerathen waren, in der merkwürdigen Zuschrift seiner Uebersetzung des Hirtenbuchs vom heiligen Papste Gregor dem Großen, an seinen Freund Wulfsig, Bischof zu London. Er bezeugt, daß ihm in den Sinn gekommen, welche weise Männer vordem in England gewesen! Wie manche Könige, bei ihrer Reichsverwaltung, den Willen Gottes zur Richtschnur gesetzt, und die Völker beglückt hätten; wie erleuchtet und thätig die Geistlichen in ihrer Amtsführung gewesen; wie ehemals Fremde, um sich unterrichten zu lassen, gen England gekommen, da jetzt die Wissenschaften anderswoher müßten gesucht werden. Er habe, bei Antritt der Regierung, diesseits der Humber, Wenige gefunden, die selbst ihre englischen Gebete recht verständen, oder aus dem Latein ein Buch ins Englische zu dollmetschen vermocht hätten. An mittägiger Seite der Themse erinnere er sich nicht auch nur Einen dazu fähigen gekannt zu haben. Gott müsse gepriesen werden, daß nun doch einige wären, welche zu predigen wüßten! Ernsthaft ermahnt er den Bischof reichlich mitzutheilen von der Erkenntniß, die Gott ihm verliehen habe. „Denke," schreibt er, „welche Strafen über uns kommen würden, wenn wir weder selbst die Erkenntniß liebten, noch auch Andern sie zurückließen! Ach, wir lieben den christlichen Namen, weil wir Christen heißen; Wenige von uns üben Christenpflicht!" Er führt ihm ins Gedächtniß die Zeit, da das Aeußere noch wohl bestand, aber das Verständniß schon verschwunden war, vor dem letzten Kriege der Dänen, als, sagt er, die Kirchen noch geschmückt mit Zier und mit Büchern, noch angefüllt mit Gläubigen, diese aber wenig unterrichtet,

weil die Bücher nicht in der Muttersprache geschrieben waren. Er habe sich manchmal gewundert, daß die Weisen jener bessern, frühern Zeit, nicht darauf bedacht gewesen, die Religionsschriften in die Muttersprache zu übersetzen. Doch hab' er sich diese Frage dadurch beantwortet, daß ihre Vorfahren weit entfernt gewesen, zu ahnen, daß die Nachkommen so träge sein würden. Sie hätten gemeint, die Weisheit würde desto größere Fortschritte machen, wenn die Menschen mehr Sprachen zu lernen veranlaßt würden. Seine Meinung sei, wofern der Bischof sie gut fände, daß, wie die Griechen die hebräischen Bücher des alten Testaments in's Griechische, und die Lateiner die ganze heilige Schrift in Latein übersetzt hätten, so auch jetzt die nothwendigsten Schriften in Englisch (das heißt in Sächsisch) müßten gedolmetscht und verordnet werden, daß kein frei geborner Knabe, dessen Eltern ihn ernähren könnten, zur Erlernung einer Kunst oder eines Handwerks dürfe zugelassen werden, eh' er gelernt habe zu lesen in der Muttersprache. Diejenigen, welche weiter in der Erkenntniß zu fördern wären, müßten dann Latein lernen.

Das Büchlein von der Seelsorge (Gregors Pastorale) hab' er, nachdem er, mit Hilfe des Erzbischofs Plegmond (zu Canterbury), des Bischofs Asser und seiner Capellane Grimbald und Johannes, in dessen Sinn eingedrungen, ins Englische übersetzt, und wolle an jeden bischöflichen Sitz des Reiches ein Exemplar desselben senden, weil man nicht wissen könne, ob allzeit so gelehrte Bischöfe in England sein würden, wie sie jetzt, Gottlob! alle wären.

Mit den Geistlichen, welche Alfred in dieser Zuschrift nennt, berathschlagte er sich oft, vorzüglich über Angelegenheiten der Kirche und des wissenschaftlichen Unterrichts, doch wohl auch über die Reichsverwaltung, weil die Laien so unwissend waren.

Sehr ernsthaft beschäftigte sich Alfred mit der Rechtspflege. Schon in den Jahren, als er nur dem westsächsischen Reiche vorstand, machte er ein Gesetzbuch, welches nicht auf uns gelangt ist. Leichter ward es ihm Gesetze zu machen, als Männer zu finden, denen er die Rechtspflege anvertrauen konnte. Diese sollten erst gebildet, Recht mußte indessen doch gesprochen werden. Wegen Unkunde der Richter sah er sich gezwungen, verschiedene von ihren Stellen zu entfernen.

In Bestrafung ungerechter Richter war er unerbittlich. Er sah ein, daß Schonung derjenigen, die das Recht beugen, groβes Unrecht ist. Solcher ließ er verschiedene am Leben strafen.

Beriefen die rechtenden Parteien sich auf ihn, so hörte er sie an mit unverdrossener Geduld, untersuchte mit gewissenhaftem Fleiß, urtheilte mit erleuchteter Gerechtigkeit.

Ein König, der als Held sein Volk der fremden Knechtschaft und der Barbarei, in die es nach besseren Zeiten, durch lange Kriege mit den Dänen gesunken war, entriß; der für die Beglückung und für die Bildung dieses Volks bei Tag und Nacht arbeitete; der keinen Menschen im Lande fand, welcher die Bürde der Herrschaft ihm erleichterte und aus fremden Landen verdienstvolle Männer berief; der, da er sein eigenes Land wieder erobern müssen, nach gewöhnlichem Vorurtheil es auch als ein erobertes Land hätte beherrschen, ja sich einbilden mögen, seine außerordentliche Weisheit und Thätigkeit lege ihm die Pflicht dazu auf; wahrlich, ein solcher König hätte wohl mögen geneigt sein, seinem Volke eine despotische Verfassung zu geben, desto mehr, da England immer von Seiten der Normannen konnte angegriffen werden, und nach gleichfalls gewöhnlichem Vorurtheil, welches mit täuschender Scheinbarkeit glänzet, die despotische Verfassung, weil sie schnelle und kräftige Maßregeln zuläßt, am meisten geeignet scheint, ein Volk schnell unter Waffen zu bringen. Aber weit entfernt war Alfred der Große von solcher Ansicht! Kein Grieche oder Römer war wohl je eifersüchtiger für die Freiheit seines Vaterlandes, als Alfred es war! Alle seine Bestrebungen waren auf Veredlung der Engländer gerichtet. Er mußte sie erziehen, aber er wollte sie nicht formen, sondern durch freie Ueberzeugung sie bilden. Da er wußte, daß seine Bestrebungen durch den Tod konnten gehemmt werden, eilte er mit Anordnung von Einrichtungen, für deren Gebrauch sein Volk noch nicht reif war, suchte aber zugleich ihm diese Reife zu geben, und legte indessen den Grund zu seiner künftigen Freiheit. Das that er durch die oben dargestellte Einrichtung der Rechtspflege, welche die Freiheit in hohem Grade begünstiget. Das that er durch Anordnung der Landwehr, welche nicht minder sein Volk gegen Willkühr des Königs, als gegen Eroberung von außen sicherte.

Alfred besaß in großem Maße die königliche Gabe, in jedem Menschen dessen eigenthümliche Anlage zu würdigen, in der Anlage den Keim zu künftigem Verdienste zu erkennen. Ein guter Schriftsteller erzählt, er habe in jenem Hirten, der ihm einst Zuflucht in seiner Hütte gegeben, Eigenschaften wahrgenommen, die ihn bewogen, ihn zu ermuntern, sich in Wissenschaften unterrichten zu lassen, und Dunwulf habe seinen Erwartungen

so entsprochen, daß er ihn bis zum Bischofe von Winchester befördert, und ihn auch über Regierungsangelegenheiten zu Rath gezogen habe.

Auf der Insel Athelney baute er, zu dankbarem Andenken der Monate, die er dort mit den Seinigen als Flüchtling zugebracht, ein Mönchskloster, zu dessen Abt er seinen Kaplan Johannes ernannte.

In Schaftsbury (in Dorsetshire) stiftete er ein Nonnenkloster, dessen Aebtissin seine Tochter Adelgeof ward, nachdem sie Nonne dort gewesen.

Er stiftete zu Winchester, dem Königssitze von Wessex, ein Nonnenkloster; dann auch ein Mönchskloster, zu dessen Abt er Grimbald ernannte. Vorliebe für seine Westsachsen scheint ihn geleitet zu haben, denn diese vier Klöster liegen in Wessex.

Ueberall im Reiche baute er die zerstörten Klöster und Kirchen wieder auf, so wie auch die im Kriege zerstörten Städte, deren er auch viele neue anlegte.

Er baute viele Paläste mit Pracht, und nach seiner Anweisung arbeiteten die geschicktesten Werkmeister und Künstler, die er aus fernen Landen kommen ließ. Ein Kenner und Freund der Musik rief er Tonkünstler herbei, nicht nur solche, welche fertig zu spielen wußten, sondern feine Kenner und Empfinder des mächtigen Zaubers dieser Kunst, und auch diese lernten noch von ihm.

Wenigen Menschen ward es verliehen, vielen Bestrebungen nachzugehen, ohne oberflächlich, und noch kleiner ist die Zahl derjenigen, welche groß im Kleinen sind, ohne kleinlich zu werden. Alfred, der König, der Gesetzgeber und der Held, war in allen Dingen groß; ward in allen Dingen der Lehrer seines Volkes. Sogar die Falkenjäger erhielten Unterricht von ihm; von ihm die Waidmänner in mannigfaltiger Kunde der Jagd.

Außer den Gelehrten und Künstlern, die er herbeirief aus Wales, Frankreich, Deutschland, Friesland und Bretagne, kamen auch andere aus diesen Ländern, und aus Schottland, ja fernher; selbst Heiden, die sich niederließen in England, angelockt von seiner väterlichen Milde und von seiner Weisheit. Allen erwies er sich schützend und liebreich, wie seinen Sachsen.

Der Papst Martin der zweite befreite aus Liebe für ihn und auf sein Ansuchen, die zu Rom gestiftete Schule der Sachsen von allen Abgaben und sandte ihm, nebst andern Geschenken, Holz vom wahren Kreuze Jesu Christi.

Abel, Patriarch zu Jerusalem, sandte Briefe an ihn, welche Asser gelesen hat und Geschenke.

Unter den Fremdlingen, die sich in England niederließen, war Other ein unabhängiger Edler in Halogaland, dem jetzigen Finnmarken in Norwegen, wo er unter dem Polarkreise gelebt, sechshundert Rennthiere, zwanzig Rinder, zwanzig Schafe, zwanzig Schweine und einige Pferde zum Bau seines kleinen Feldes besessen hatte.

Er hatte sich viel mit dem Fang der Wallfische beschäftiget, deren er einst mit sechs Andern in zwei Tagen sechzig gefangen, unter welchen einige fünfzig Ellen (vielleicht Ellenbogen) lang waren.

Seine Haupteinnahme bestand in Abgaben, die er von Finnen erhub, deren viele ihm, so wie andere norwegischen Edlen zinsbar waren. Sie bezahlten mehr oder weniger, jeder nach seiner Geburt. Ein edler Finne gab jährlich dem Other fünfzehn Marderfelle, fünf Rennthiere, eine Bärenhaut, Seeotterfelle, Federn von gewissen Vögeln (etwa Eiderdunen?), einen Pelz von Bärenfellen oder Seeotterfellen, Fischbein und zwei Schifftaue, deren jedes sechzig Ellen lang, das eine aus der Haut des Wallfisches, das andere aus Seehundfell gemacht war.

Dieser kühne Seeheld umschiffte die nördlichste Spitze von Norwegen, und fuhr dann südlich hinunter bis ins weiße Meer, wo er einlief in die Mündung der Dwina, wo jetzt Archangel steht. Die Bewohner dieses Landes nannte er Biarmier, und hielt sie ursprünglich für ein Volk mit den Finnen. Er besuchte diese Gegend wegen des Fanges der Wallrosse, deren es viele gab im weißen Meer. Ihrer Zähne, die an Güte dem Elfenbeine gleich geschätzt, oder ihm noch vorgezogen werden, brachte er verschiedene Alfred zum Geschenk.

Other fuhr auch südlich die norwegische Küste hinunter, durch den Kategat zu den dänischen Inseln.

Alfred, dieser wahrhaft große und im eigentlichen Sinne einzige Mann, der das ganze Volk und alle dessen verschiedenen Ordnungen führte, unterrichtete, bildete; der, mitten im Geräusch der Waffen den Soldaten Vorschriften gab, welche sie zugleich zu guten Kriegern und zu guten Christen bilden sollten, hatte nicht nur erleuchtete und fromme Männer, zu Bischöfen berufen, sondern, wie wir gesehen haben, auf den Fall, daß einst das Land wieder in Barbarei versinken möchte, zu Belehrung künftiger des Latein etwa unkundiger Bischöfe, das Hirtenbuch eines großen Papstes, des heiligen Gregor, in die Muttersprache übersetzt, dieses Buch voll tiefer Menschenkunde und gottseligen Geistes, welches die große Kunst weiser und sanfter Seelenführung so einfach und so vollständig enthält.

Das auch von ihm übersetzte Buch des Orosius, welcher im Anfang des fünften Jahrhunderts blühete, enthält die Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf des Verfassers Zeit.

Alfred übersetzte auch das berühmte Buch des Boëtius: „Vom Troste der Philosophie, er hatte viel Unglück erlebt und fand in diesem Büchlein wohl oft die Gedanken wieder, welche ihn selbst im Leiden aufrecht erhalten hatten. Es war ihm so werth, daß er es bei sich zu tragen pflegte. Ein schönes Geschenk machte er auch seinen Engländern, mit seiner Uebersetzung der vom ehrwürdigen Beda in Latein geschriebenen Kirchengeschichte dieses Volks.

Alfred schrieb Gleichnisse und Sprüche, welche sehr gerühmt werden. Seine Gleichnisse sind verloren gegangen, von seinen Sprüchen hat sich ein schätzbares Bruchstück erhalten, schätzbar auch in geschichtlicher Rücksicht, denn wir sehen aus ihm, daß er wahrscheinlich kurz vor seinem Tode zu Shifford in Oxfordshire ein Parlament gehalten. Also lautet die alte Handschrift:

„In Shifford saßen viele Thane, viele Bischöfe, viele Gelehrte, weise Grafen, hehre Ritter; dort war Alfred, Englands Hirt, Englands Liebling. König in England war er, sehr tapfer; er war König und gelehrt, er liebte das Werk Gottes, er war weise und bedächtig im Reden, er war der weiseste Mann in England.“ Von wem diese Vorrede und der Anfang jenes Absatzes sei, weiß man nicht.

Also sprach Alfred, Englands Trost: „O daß ihr lieben wolltet den Herrn und nach ihm verlangen! Er würde euch mit Weisheit regieren, daß ihr möchtet Ehre haben in der Welt, und doch euere Seelen mit Christus vereinigen!“

Weise waren die Sprüche des Königs Alfred. „Ich ermahne dich freundlich, mein theurer und geliebter Freund! Mögest du arm sein oder reich, wollest fürchten deinen Herrn Christum, ihn lieben, dein Ergötzen haben an ihm. Denn Herr des Lebens ist Er! Er das Gut über alles, was gut ist, Er die Seligkeit über alle Seligkeiten, Er ist der Eine Mann, ein milder Lehrer, allgemeiner Vater, aller Völker Trost; Er ein so weiser als reicher König. Wer in der Welt Ihm dienen will, wohl gehen wird es dem!“

Also sprach Alfred, Englands Trost:

„Kein König kann wohl regieren unter Christus selbst, er habe denn Wissenschaft, kenne das Gesetz, verstehe der Satzungen Nutzen, und sei fähig, durch eigenes Lesen zu lernen, wie er das Land beherrschen soll, nach dem Gesetz.“

Also sprach Alfred, Englands Trost:

„Der Graf und der Edle sind unter dem Könige, zu regieren das Land, nach dem Gesetz. Der Geistliche und der Ritter müssen beide redlich Urtheil sprechen, denn wie der Mensch säet, so wird er ernten; und das Urtheil jedes Mannes kehrt ihm wieder heim vor seine Thür!"

Also sprach Alfred:

„Dem Ritter liegt ob, weise Maßregel zu treffen gegen Seuchen und Hungersnoth; ihm auch der Feldzug, auf daß Ruhe habe die Kirche und in Friede bleibe der Landmann, zu streuen seinen Samen, seine Wiesen zu mähen, zu folgen der Pflugschaar, uns Allen zum Frommen. Pflicht des Ritters ist es, zu sehen, daß dieß Alles habe Fortgang, wie es soll.

Also sprach Alfred:

„Ohne Weisheit hat Reichthum wenig Werth. Hätte ein Mensch hundert und siebenzig Aecker besäet mit Gold, und es wüchse wie Korn, doch wäre all' sein Reichthum nichts werth, wenn er nicht vermöchte, aus seinem Feinde sich einen Freund zu machen. Denn wodurch unterscheidet sich Gold von einem Stein, als durch weisen Gebrauch?"

Also sprach Alfred:

„Ein Jüngling wolle nimmer sich zum Bösen wenden, wenn das Gute, wonach ihn verlangt, ihm nicht nach Wunsche zufällt, oder weil er nicht Alles genießt, dessen er begehrt. Denn Christus vermag, wenn er will, Gutes nach dem Bösen und auch seine Gnade zu schenken. Selig, wem sie widerfährt!"

Also sprach Alfred:

„Ein gutes Kind ist seines Vaters Segen. Hast du ein Kind, so lehr es, weil es noch klein ist, die Gebote, die der Mann halten soll, so wird es darnach thun, wann es wird erwachsen sein. Dann wird dein Kind dir zum Lohne sein. Lässest du aber es seinem Willen nachgehen, so wird es, wann es zu Jahren gekommen, sich härmen, und fluchen wird es dem, dessen Sorge es empfohlen war. Dann wird dein Kind deine Ermahnungen verachten, und besser wäre es dir, du hättest keines, denn ein ungebornes Kind ist besser, als ein ungezüchtigtes."

Also sprach Alfred:

„Wann du alt wirst, hast Reichthum und kannst dich nicht ergötzen, und deine Kraft entgeht dir; dann danke dem Herrn für Alles so er dir verliehen hat, für dein Leben, für das Licht des Tages und für jedes

Vergnügen, so er dem Menschen bereitet hat. Und es möge auch über dich kommen, was es sei, so sprich: Komme, was kommen mag, Gottes Wille sei willkommen!"

Also sprach Alfred:

„Irdischer Reichthum fällt zuletzt den Würmern zu und alle seine Herrlichkeit dem Staube, und unser Leben ist bald dahin. Hätte auch einer die Herrschaft der ganzen Welt, sammt all' ihrem Reichthume, dennoch würde er leben kurze Zeit. Alle deine Glückseligkeit würde nur dein Elend bewirken, wenn du nicht Christum erkaufen könntest! Darum sorgen wir am besten für uns selbst, wenn wir leben wie Gott uns gelehrt hat. Dann unterstützet er uns. So sagte Salomon, der weise Mann: Wohl dem, der Gutes thut in dieser Welt, denn am Ende kommt er dahin, wo er es findet."

Also sprach Alfred:

„Mein geliebter Sohn, setze dich nun an meine Seite, so will ich dir geben den wahren Unterricht. Mein Sohn, ich fühl' es, daß meine Stunde kommt. Mein Angesicht ist bleich. Meine Tage sind bald dahin. Wir müssen von einander scheiden. Ich gehe in eine andere Welt, und du sollst zurückbleiben allein in meinem ganzen Reichthum. Ich bitte dich, denn du bist mein geliebtes Kind, strebe zu sein ein Vater und ein Herr deines Volkes; sei du der Kinder Vater, und der Wittwe Freund; erquicke die Armen und schirme die Schwachen, und mit deiner ganzen Macht mache recht, was unrecht ist! Und Sohn beherrsche dich selbst nach dem Gesetz. Dann wird der Herr dich lieben, und über alle Dinge wird dein Lohn sein Gott! Ruf' ihn an, daß er dir rathe in allen deinen Nöthen, helfen wird er dir dann, glücklich auszuführen, was du willst."

41.
Abendlied
von M. Claudius.

Der Mond ist aufgegangen,
Die gold'nen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt!

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unſ're Augen sie nicht seh'n.

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott laß Dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einfältig werden,
Und vor Dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Woll'st endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du, unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns Gott mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch!

42.

Stolz auf gute Werke

von der Fürstin A. v. Gallitzin.

Ein Mensch, der sich stolz erhebt, weil er etwas Gutes gethan, oder Fortgang im Guten spürt, gleicht einem Bettler, der ein neues Kleid zum Almosen bekam, und auf seinen Bettelkameraden, der gerade diesen Tag solche Wohlthäter nicht gefunden, stolz herabsehen wollte.

Ich begegnete einst auf der fliegenden Brücke bei Wesel einem lahmen alten Invaliden. Er sprach mich um ein Almosen an. Ich gab ihm einen halben Gulden: freudig sah ich ihn hinüberhinken zu seinem blinden Kameraden, der auf einer andern Bank sitzen geblieben, mit welchem er die Gabe theilte; ich rief ihn und fragte: Vater ist der dein Bruder oder Verwandter? Nein, sagte er, er war mein Kamerad im Kriege; nun ist er es als Krüppel; er kann nicht betteln gehen, weil er nicht sieht, ich aber sehe; es ist also billig, daß ich für ihn mitbettle. Wie gern gab ich ihm nun ein Goldstück!

Und wenn wir, die wir böse sind, so afficirt werden, wie viel mehr denn unser Vater im Himmel!

Siehe nicht stolz herab auf deinen Mitbettler, weil er heute kein so reichliches Almosen antraf, als du. Theile ihm lieber von dem Deinen mit, so wirst du mehr erhalten.

43.

Die Wasserfälle bei Gersuppa in Ostindien.

Aus dem „Buch der Welt."

Diese ungeheuren Wasserfälle, wahrscheinlich die höchsten des Erdballs, befinden sich eine Meile westlich von dem kleinen Dorfe Kodakainy, welches die Gränze des Taluks von Bilgy in dem nördlichen Canara ausmacht und an die Landschaft Sagara in Meisur gränzt. Sagara wird von zwölf Bächen bewässert, welche sich bei Baringi in Meisur vereinigen; fünf derselben kommen von Ramatchendapura, vier von Futty-Petta (Stadt des Sieges, wie sie von Hyder Aly genannt wurde) und die übrigen von Kudoli. Das aus ihrer Vereinigung entstehende Gewässer bildet den erwähnten Fall, worauf es seinen Lauf durch ein unebenes Bett nimmt, welches es sich selbst durch das Ghautgebirge gebrochen hat. Bei Gersuppa wird es durch verschiedene Zuflüsse bedeutend breiter, und bildet den Sarawati, einen schönen für kleinere Fahrzeuge schiffbaren Fluß, der, sechzehn Meilen abwärts, bei Honore in die See mündet.

Wir brachen von Gersuppa auf, um über das Ghautgebirge zu dem Katarakt zu gelangen. Der Boden ist hier weniger zerrissen und ungleich, als an den sonstigen Uebergangspunkten des Gebirgs, aber der Weg bedeutend länger, so daß man volle sechs Stunden braucht, ehe man auf den felsigen Gipfel gelangt. — Es war ein schöner Morgen; das tiefe Stillschweigen, welches in den benachbarten Wäldern herrschte, warf einen Anflug von Schwermuth in unser Gemüth; bald aber frischte das Geräusch des Wasserfalls, das mit einemmal uns zu Ohren drang, unsere Hoffnungen wieder auf. Noch einmal zwar trat ein augenblickliches Mißvergnügen an die Stelle gespannter Erwartung; denn, wenn man dem Fels bis auf dreißig Fuß nahe gekommen ist, gewahrt man immer noch nichts, was Staunen erregen könnte. Aber nur noch ein paar Schritte weiter und man wird von dem Grausen, welches ein unermeßlicher entgegengähnender Abgrund einflößt, so übermeistert, daß man einige Secunden zur Erholung braucht, ehe man Muth genug hat, das majestätische Schreckensbild näher zu betrachten: es ist, als ob man in die Ewigkeit

hinaus blickte. Die Stellung, in welcher man bleiben muß, um die volle Ansicht zu haben, ist gefährlich, denn man kann nicht anders, als sich der Länge nach über ein hervorspringendes Felsstück strecken, und von diesem äußersten Rande des gewaltigen Beckens senkrecht in den Schlund hinab schauen, dessen Tiefe das Auge kaum zu ermessen vermag. Man erblickt eine ungeheure Spalte, welche die Ströme durch ihre Kraft ausgewühlt haben. Dunstsäulen steigen in Folge des Zurückprallens der Wassermasse tief aus dem Abgrund empor und vereinigen sich mit den Wolken, welche über den höchsten Bergen der Nachbarschaft schweben. Wie sich diese Säulen wirbelnd erheben, möchte man sie eher für den Rauch eines brennenden Vulkans nehmen, als für ein Gebilde flüssiger Theilchen. In voller Farbenpracht steht ein Regenbogen über den tanzenden Dunsttropfen oberhalb der Oeffnung der unergründlichen Tiefe. Der Umfang des Kraters, der eine hufeisenähnliche Gestalt hat, mag sich auf eine halbe englische Meile belaufen. Seinem Ausschnitt gegenüber zieht sich ein Wald stolz am Abhange des Berges herab, und gibt dem Ganzen einen Eindruck seltener Erhabenheit, während einige Felder zur linken Hand auf dem Gipfel, dem Anblick etwas eigenthümlich Liebliches beimischen.

Fünf verschiedene Wassergüsse stürzen sich in das Riesenbecken. Das größte nach N. O. gelegen, fällt senkrecht von dem eben beschriebenen Rand herab, und bildet bis unten zwei von einander getrennte schäumende Säulen. In der nächsten Einsenkung, von dieser an, dem Punkte gerade gegenüber, von welchem aus wir das ganze Schauspiel in der Vogelperspektive sahen, wirft sich eine andere große Wassermasse anfangs senkrecht herab, wendet sich dann in dem Becken, das sie ausgehöhlt, zur Seite und wird im Hinabweg sich immer mehr ausbreitend, endlich mit den übrigen Fällen von dem dampfenden Abgrund verschlungen.

Ein mehr ruhiger Guß, der unmittelbar über der zweiten Cascade herkommt, bildet einen angenehmen Abstich gegen seine geräuschvollen Nachbarn. Deutlicher und ohne die beschriebenen Mühseligkeiten sieht man den vierten Wasserfall, der von Süden herkommt, den Rand der zackigen, abschüssigen Wandung des Beckens überspringt, und durch die Hindernisse, welche ein paar spitzige Felsen seinem Strome entgegenstellen, sehr breit wird. Hunderte von Tauben, die von Ferne in der Größe von Schmetterlingen erscheinen, spielten über seiner Schaumwolke.

Um die fünfte Cascade in Augenschein zu nehmen, deren wirbelnder Schaum vom Gipfel auf die Spitze einer harten Felsenmasse mehrere

hundert Fuß herabstürzt, zwischen den unten umherliegenden Felstrümmern noch mehrmals durchschimmert und endlich dem allgemeinen Sammelplatz zuströmt, mußten wir uns auf eine Felsenhervorragung im Südwesten begeben, zur Rechten deren die Riesenbollwerke der westlichen Ghautgebirge in ihrer ganzen ursprünglichen Hoheit sich erhoben.

Mehrere Versuche wurden von uns gemacht, die Tiefe des Wunderbeckens zu messen. Zuerst ließen wir einen starken Bindfaden hinab, an welchem ein Stein als Gewicht befestigt war, aber dieser reichte nicht über eine Strecke von 400 Fuß aus. Sodann warfen wir Kokosnüsse in den Abgrund, und bemerkten den Zeitraum, während dessen sie sichtbar blieben auf einer Uhr, was jedesmal acht Secunden betrug. Die Centripetalkraft eines fallenden Körpers zu 15½ pariser Fuß auf die Secunde angenommen und diese Zahl nach dem Quadrat der Entfernung berechnet, ergaben 965½ französischen Fuß.

Die Fälle des Niagara, Montmorenci, Missouri und Tuccoa sind durch die Breite ihrer herabstürzenden Wasserspiegel ausgezeichnet, aber ihre Höhe ist mit Ausnahme des ersteren verhältnißmäßig unbedeutend; die berühmten Fälle des Gokak in Bedschapur und des Kurtallum in Madura haben nicht über 200 Fuß Höhe. Diese Vergleichung mag zum Beweis dienen, daß die Cascaden bei Gersuppa wörtlich zu den Wundern der Welt gehören.

44.

Was ein Vater unser werth ist,

von **Th. Holscher.**

Zu Augsburg an dem Palast des Bischofs steht ein Mann,
Dem wird an jedem Mittag die Pforte aufgethan.
Dann reicht der Küchenmeister auf seines Herrn Gebot
Dem greisen Bettelmann ein reichlich Mittagbrod.
Und dieser nassen Auges verzehret das Geschenk,
Und betet drei Vaterunser, des Gebers eingedenk.
Einst drang manch trübe Mähre bis zu des Bischofs Ohr,
Daß er darob den Frohsinn und alle Ruh' verlor.
Er wandelt zur Erheit'rung im Blüthenduft des Mai
Da führt am greisen Bettler die Straße ihn vorbei.
„Sieh' da," so sprach Sankt Ulrich, „wie geht es dir mein Gast?"
„„Wie immer, sprach der Alte, Hochwürd'ger, ernst gefaßt.
D'rauf jener „nicht wie immer ergeht es mir, es kam

So manche Kunde gestern, die alle Ruh' mir nahm;
Du hast gewiß vergessen zu beten da für mich
Die heil'gen Vaterunser, doch speis ich täglich dich."
Der Bettler sprach: „ich habe gebetet gestern nicht,
Denn euer Küchenmeister macht' mir ein bös' Gesicht'
Als ich erschien, und murrt', und wies mich von der Thür:
Such' heut' dein Brod wo anders, heut' findest du nichts hier." —
Und zornig kehrt der Bischof zurück in den Palast,
Beschied den Küchenmeister in sein Gemach mit Hast,
Und sprach: „Sieh' an, welch Uebel und welches schwere Kreuz
Du über mich gehäufet durch deinen bösen Geiz!"
Der Küchenmeister trotzig und allzudreist fragt frei,
Ob an dem Vaterunser so viel gelegen sei?
Entrüstet ruft der Bischof: „Was? Du fragest noch so kühn?
Wohlan! du sollst nach Rom zum heil'gen Vater zieh'n,
Den sollst du fragen, wie viel ein Vaterunser werth;
Bring' seine Antwort, dann sei Verzeihung dir gewährt!" —
Und als er kommt nach Rom in vieler Pilger Chor,
Geht er zum heil'gen Vater und legt die Frag' ihm vor:
Wie viel ein Vaterunser am Gelde wohl sei werth?
Der spricht: „ein Vaterunser ist guld'nen Pfennigs werth."
Der Küchenmeister brächte St. Ulrich den Bescheid;
Der fragt: „der guld'ne Pfennig wie breit ist er, wie breit?"
So muß der Küchenmeister nochmals nach Rom zurück,
Und geht zum heil'gen Vater und fragt mit trübem Blick:
Wie breit der guld'ne Pfennig, der ein Vaterunser werth?
Der Papst versetzt: „wohl ist er so breit wie uns're Erd'."
Als dies St. Ulrich hörte, sprach er mit ernstem Blick:
„Wie dick der guld'ne Pfennig, das sage mir, wie dick?"
Da murrt' der Küchenmeister, doch weil er es nicht wußt',
Hat er zum dritten Male nach Roma hin gemußt.
Und als den Papst er fragte: der guld'ne Pfennig rein,
An Werth ein Vaterunser, wie dick der müsse sein?
Da tönt's: „so weit der Himmel entfernt ist von der Erd',
Sei dick der gold'ne Pfennig, der ein Vaterunser werth.
Denn was der Mensch gewinnt, woran er labt den Muth,
Ein frommes Vaterunser ist mehr als alles Gut."

45.

Johannes von Mata und die Christensclaven

von A. Möhler.

Im Mittelalter waren beständig viele Christen bei der sie rings umgebenden Heidenwelt in Gefangenschaft, und bei mangelnder Auslösung in der Gefahr lebenslänglicher Sklaverei. Bei Einfällen in christliche Gebiete wurden immer eine größere oder kleinere Menge Menschen zur Beute gemacht und oft in Ketten mitfortgeschleppt, andere wurden auf Wanderungen ergriffen, besonders traf Handelsleute auf ihren Geschäftsreisen häufig dieß Loos, namentlich im Mittelmeere, wo eine Masse von Raubschiffen allenthalben lauerte. Es ist hier der Ort nicht, die mannigfachen Leiden und all den unsäglichen Jammer zu beschreiben, dem die Geraubten ausgesetzt waren, und dessen Gedanke auch ihre Angehörigen unaufhörlich und namenlos quälte; es genügt die Bemerkung, daß die Mißhandlung zumeist gerade deßhalb so schwer war, um durch die Kunde von derselben die Geneigtheit zur Loskaufung zu vermehren, und daß nur um den Preis des Glaubens an Christus und der ewigen Seligkeit irdisches Wohlergehen namentlich unter den Mahommedanern zu gewinnen war. Diese Zustände waren die Erzeuger eigenthümlicher christlicher Tugenden; die Theilnahme an so großem Unglück forderte die ganze Kirche zu innigen Gebeten auf, und der Priester verrichtete sie nicht selten täglich in der Messe; die kirchlichen Einkünfte wurden zum Theil dem Zwecke der Loskaufung gewidmet, und die mitleidsvollen Bischöfe trugen kein Bedenken, wie in den alten Zeiten der Kirche, selbst Tempelschätze in solchen Fällen nicht zu schonen. Vom heiligen Rembert, Erzbischof von Bremen-Hamburg, sagt z. B. Adam von Bremen: „Er verwandte sein ganzes Vermögen, um Gefangene loszukaufen. Weil er noch viele Christen in der kläglichsten Lage zurückgehalten sah, so nahm er keinen Anstand, zu dem Ende die Altargefäße zu verkaufen, indem er mit dem heiligen Ambrosius sagte: „„Besser ists dem Herrn die Seelen, als das Gold zu bewahren."" Diese Gefäße, wodurch die Seelen vom Tode gerettet werden, sind demnach von hohem Werthe". Als dieser wahre Jünger Christi keine anderen Schätze mehr zu spenden hatte, gab er einst selbst sein Pferd hinweg, dessen er wegen seiner weiten Missionsreisen doch so bedürftig war.

Lange war indeß keine Einheit in diesen Bestrebungen christlichen

Mitgefühls. Was jedes von Theilnahme ergriffene Gemüth für sich, oder höchstens in Verbindung mit wenigen Anderen in seiner nächsten Umgebung in sehr beschränkter Richtung thun konnte, geschah; wie Viele wurden aber nicht in die Sklaverei abgeführt, die ohne Verbindungen von Niemand gekannt waren, die keine lebendige Seele vermißte, und darum auch nicht aufsuchte; wie Viele, von deren Schicksal Niemand wußte; wie Viele, deren Loos wohl bekannt geworden war, für deren Befreiung aber die Kräfte Weniger nicht ausreichten? Bei alle dem war die Auslösung, so lange sie nicht in einem großen Zusammenhang, planmäßig, und von Personen geleitet war, die durch lebenslange Erfahrungen mit allen Mitteln und Wegen vertraut und durch ausgedehnte Verbindungen mächtig waren, viel zu kostspielig und noch dazu höchst unsicher. Endlich traf im zwölften Jahrhundert der menschenfreundliche Johann von Mata, von höherer Liebe getrieben, als sie sich aus der kalten, gnadenentblößten Menschenbrust zu entwickeln vermag, durch Stiftung eines eigenen Ordens die erwünschte Abhülfe. Das Schloß Faucon in der Provence war i. J. 1160 seine Geburtsstätte, und die Schule von Aix der Ort, an welchem dem vielbegabten Knaben die Anfangsgründe der Wissenschaften mitgetheilt wurden. Wie wir es häufig in der Geschichte der christlichen Kirche finden, daß sich die Personen, welchen ein außerordentlicher Beruf vom göttlichen Geiste geworden ist, im noch ganz dunklen Gefühle ungewöhnlicher Bestimmung und Kraft, aus dem Kreise des gewöhnlichen Lebens in tiefe Einsamkeit zurückziehen, um daselbst den unbestimmten Drang zur Klarheit des Gedankens ungestört sich entfalten zu lassen, so wählte sich auch Johann von Mata die Einsamkeit zum Orte, an welchem sich wohl am ehesten Licht über die Gewalten verbreiten könnte, die sich in seinem Innern regten, und gährten. Doch sein Geist hatte noch nicht Nahrung genug von Außen empfangen, als daß es wünschenswerth gewesen wäre, daß er sich jetzt schon practischen Zwecken ausschließend widmete. Er besuchte daher die Universität zu Paris, erwarb sich einen großen Umfang gründlicher Kenntnisse und wurde daselbst Doctor der Theologie. Hierauf lebte er wieder in der Einsamkeit bei dem Eremiten Felix von Valois, einem Prinzen aus dem königlichen Geschlechte. Nun wurde er sich der Idee seines Lebens klar bewußt, und theilte sie seinem Freunde mit, welcher selbst auch mit Begeisterung in sie einging, und ein dem Wohle der Menschheit in solcher Weise gewidmetes Leben der Contemplation und dem Einwirken auf

Wenige, die ihn etwa besuchten, vorzog. Beide reisten sofort nach Rom, um dem Papste Innocenz III. ihren Plan zur Genehmigung und Beförderung vorzulegen. Nachdem er über die ihm unbekannten Personen die nöthigen Nachrichten vom Bischof von Paris und dem Abte von St. Victor eingesammelt und Alles reiflich erwogen hatte, drückte er in einer Bestätigungsbulle seine große Freude über solche Aufopferung aus, und nahm die Anstalt in seinen mächtigen Schutz. Das Institut war aber folgendes:

In einer einfachen, anspruchslosen Regel, die nicht nur keine Anpreisung ihrer Verfasser, sondern nicht einmal eine Auseinandersetzung des Wohlthätigen und Großartigen ihrer Absichten enthält, sagen sie, daß sie Häuser zu je sechs Personen gründen und den dritten Theil von allen den Gaben, die ihnen geschenkt werden möchten, zur Loskaufung von Gefangenen, die wegen ihres Glaubens an Christus von Heiden in Kerkern festgehalten würden, bestimmen; das zweite Drittel zur Unterhaltung eines Hospitiums in jedem ihrer Häuser aussetzen, und das dritte endlich für die Ordensgenossen, zur Bestreitung der Kosten ihrer Nahrung, ihrer Häuser, ihrer weiten Reisen u. s. w. verwenden. Der Vorsteher einer solchen Niederlassung hieß Diener (minister), der Vorsteher des ganzen Ordens Oberdiener (minister generalis); so daß also ihr Amt als ein Dienst betrachtet wurde. Letzterer wohnt in Cerfroi, der Hauptniederlassung, in einem Hause, das die Gräfin Margaretha von Burgund der Genossenschaft geschenkt. Das Kleid war weiß und ein roth-blaues Kreuz machte Jeden als diesen bestimmten Ordensgenossen kenntlich, und deutete zugleich an, in wessen Dienste sie stünden, in dem des Gekreuzigten, und wem zu Liebe sie lebten und wirkten. Die Nahrung sollte nur dürftig sein; der Genuß von Fleisch wurde schon zu kostbar und zu theuer erachtet, daher er nur dann gestattet wurde, wenn es ihnen unterwegs von Gastfreunden vorgesetzt, oder sonst geschenkt wurde. Ihre Kirchen, in welchen sie sonntäglich predigten, sollten alle der Trinität gewidmet sein, daher auch der Orden der Trinitarier hieß. Von einer dem heiligen Mathurius gewidmeten Kirche in Paris, welche ihnen das Capitel dieser Stadt geschenkt hatte, erhielten sie in Frankreich auch den Namen der Maturiner (Andere leiten ihn von Johann von Mata ab); Eselsbrüder aber wurden sie genannt, weil sie ihrer ursprünglichen Regel nach nicht auf dem stolzen und theuern Pferde, sondern auf dem demüthigen und wohlfeileren Esel ihre Reisen machten.

Gottes Segen waltete über diesem Institute; er eröffnete für dessen oder vielmehr für seine Zwecke die Herzen der Menschen, so daß sich bald die Brüder im Stande sahen, Reisen zur Lösung der Gefangenen in die africanischen und asiatischen Raubstätten zu machen, und oft waren sie so glücklich mit mehreren Hunderten von Befreiten in die europäischen Länder zurückzukehren, und Vätern und Müttern die Freude ihres Lebens und die Hoffnung und Stütze ihres Alters, trauernden und verlassenen Gatten den Gatten, armen Waisen ihre Pfleger und Erzieher zurückzuführen. Um Familien glücklich zu machen, ist es oft nöthig, selbst keine zu haben; und um Andern möglichst große Freude zu bereiten, sich nicht zu freuen, wie Andere, sondern darüber, daß Andere durch uns sich freuen können; denn verschiedene Gaben sind ausgetheilt, Ein Geist aber ist's, der da wirkt Alles in Allem.

Die ersten Befreiungsreisen machten die Brüder mit päpstlichen Empfehlungsbriefen an die Beherrscher der Länder, in welche sie sich begaben, bis sie eigenen Credit erlangt und ihn befestigt hatten. Je thätiger sie sich aber erwiesen, und je gesegneter ihre Thätigkeit war, desto mehr Unterstützungen wurden ihnen zu Theil, so daß sie vierzig Jahre nach ihrer Stiftung 600 Häuser in beinahe allen europäischen Ländern besaßen; selbst das äußerste Schottland gründete 13 Niederlassungen für die Trinitarier.

46.

An Rom.

Bruchstück aus einem größern Gedicht von G. Görres.

O Stadt, die Gott zum Sitze sich erbaut,
Sei mir gegrüßt, o Rom! Du Gottesbraut;
Dein Haupt umfängt ein leuchtend Strahlenband
Und purpurroth erglänzt dein Festgewand.

Du litt'st die Qualen der Verfolgungswuth,
Du trankst der Martyrer geweihtes Blut,
Mit Thränen wuschest Du die Leiber rein,
In Deinem Schooß bewahrst Du ihr Gebein.

Du hast die Gräber zum Altar geweiht,
Und um sie her der Lampen Licht gereiht,
Und über sie die Kuppel aufgebaut,
Die andachtweckend hoch zum Himmel schaut.

Das Kreuz auf Golgatha verhöhnt, verlacht,
Und von der Welt zum Bild der Schmach gemacht:
Du hast mit Thränen knieend es benetzt,
Und Deinem höchsten Tempel aufgesetzt.

Und Fürsten in dem großen Kaiserreich,
Hast büßend Du der Magdalena gleich,
Den Fuß des Heilands an Dein Herz gedrückt,
Und mit dem Diadem sein Haupt geschmückt.

Der weiten Erde Völker führtest Du,
O Völkerlehrerin dem Kreuze zu;
Das Licht hast Du von Hand zu Hand gereicht,
Das mild ihr racheglühend Herz erweicht.

Und Deiner Sprache ernster Feierklang
Ertönt in Süd und Nord als Weihgesang,
Worin der Priester sursum corda singt,
Und Christi Opfer ewig neu vollbringt.

Dem Schlüsselhalter an dem Himmelsthor,
Den sich an seiner Statt der Herr erkor,
Wardst Du zum Sitz und Erbe angetraut,
Von wo er hütend auf die Völker schaut.

An seinem Herzen haben Alle Theil,
Ein Vater wacht er über Aller Heil,
Als Brüder steh'n sie rings um ihn gereiht,
Den Gott zu seiner Knechte Knecht geweiht.

Von Aufgang wallt zu Dir der Pilger Schaar,
Und Grüße bringt der Niedergang Dir dar,
Und haben sie erblickt, Geweihte Dich!
Dann weinen sie gerührt und knieen sich.

Auch dort wo von dem Urwald noch umbraust,
Der Wildniß Sohn, der Indianer haust,
Und wo der Tiger heult, die Boa schleicht,
Dein Name hat auch dieß Revier erreicht.

Der Täufling sammelt, Deiner eingedenk,
Der bunten Federn Zier als Weihgeschenk
Und blickt mit off'nen Armen über's Meer,
Nach Dir, nach seiner Vaterstätte her.

O Gottesstadt, der keine and're gleich,
Wie groß, wie wundervoll und wechselreich,
Enthüllt sich leuchtend vor dem Forscherblick
Dein ewig, allumfassendes Geschick!

Dein Gründer sah der Zeiten langen Zug
Als ferne Adler nahen Dir, im Flug
Sie sind vorüber jetzt und ruhen weit
Im stillen Meere längst vergang'ner Zeit.

Du sahst den Wald ergrünt im Zeitenlauf,
Und sahst ihn alt, ein neuer grünte auf;
Es sank ein Thron, ein zweiter folgte nach,
Er fiel, ein dritter stieg, ein dritter brach.

So haben rings die Wetter Dich umstürmt,
Die Wogen gegen Dich sich wild gethürmt,
Der Jahre Rauch gebräunt Dein Angesicht:
Du stehst, ein Fels, denn Gott verließ Dich nicht.

Du lagst als Kind an einer Wölfin Brust
Und Kampf und Blut war Deiner Jugend Lust,
Der Adler mit dem Blitz hat Dich regiert,
Und Beil und Ruthe Deine Macht geziert.

Von hartem Eisen schien Dein Wolfsgebiß,
Das Lämmern gleich die Feinde rings zerriß;
Dein Recht grubst Du in Tafeln ein von Erz,
Und schriebst es mit dem Schwert in's Völkerherz.

Du hast der Vorzeit wilde Waldesnacht
Mit scharfem Schwert und Flammen licht gemacht!
Den Strom gedämmt, den Abgrund überbrückt,
Und straßenbauend Volk an Volk gerückt.

Vom warmen Blut der Völker dann berauscht,
Hast Du den Fluch der Welt Dir eingetauscht,
Und mit dem Dolch in Deiner Brust gewühlt,
Und dann des Herren Racheschwert gefühlt.

Wie anders, wie verwandelt bist Du jetzt!
Die grimme Wölfin hat das Lamm ersetzt,
Der Liebe Opferlamm, das voll Geduld
Sein heilig Blut vergoß für uns're Schuld.

Es geht auf rauhen Bahnen Dir voran,
Du folgst und trägst das Kreuz mit ihm hinan,
Die Liebe ist das Feuer, das Du weckst,
Und Reue heißt das Schwert, womit Du schreckst.

Du bist die alte Heeresfürstin noch,
Und beugst die Völker unter Christi Joch,
Und führst die Kämpferschaar der Christenheit
Zum Siege in dem Welterobrungsstreit.

Und was Du in des Heidenthumes Nacht
Zum Heil der Welt einst vorbildlich vollbracht,
Da Du die wilden Ströme dammumhegt
Und Völkerstraßen durch die Welt gelegt,

Und Quellen in die Leitung eingebannt
Und kühn mit Brücken Thäler überspannt:
In Wahrheit und im Geist vollbring es jetzt,
Denn dieß ist Dir von Gott zum Ziel gesetzt.

Der Südwind glüht, es brennt der Wüste Sand,
Und schmachtend sucht der Mensch der Quelle Rand:
Die lichten Himmelswasser leite Du,
O Sacramentenspenderin! uns zu.

Die Räubergier, den Haß, die Rachewuth,
Den Unterdrückergeist, den Uebermuth,
Und wie die Brut der finstern Hölle heißt,
Die schadenfroh der Menschheit Band zerreißt.

Dein Flammenschwert sei gegen sie gezückt
Und mit des Friedens Oelgezweig geschmückt,
Erbaue geistig Du das Straßenband
Der Lieb' und Eintracht zwischen Land und Land.

Du bist das Herz der Christenheit, o Rom!
D'rum vor der Schwelle von St. Peters Dom
Erhebe sich der gold'ne Meilenstein,
Zu dem der Völker Straßen lenken ein.

Auf Gold und Eisen bist Du nicht gebaut,
Zum Staube wird, was sich dem Staub vertraut:
Im Glauben wurzelt, Herrin! Deine Kraft
Und sie erblüht in Kunst und Wissenschaft.

Der höchsten Erdengüter Pflegerin,
Erleuchte Du, entzünde unsern Sinn,
Für Gott, der Schönheit und der Wahrheit Ziel,
Und nicht für eitel prunkend Farbenspiel.

Den hohen Himmel und die Erde trennt
Des Todes Schlund, in dem die Hölle brennt,
Zu seinem Rande führt der Lebensweg,
Und zitternd blickt der Mensch nach einem Steg.

Drum hat Dir Gott den Pontifex vertraut,
Der himmelan die Gnadenbrücke baut,
Worauf die Siegerschaar zum Feste wallt
Nach Sion, wo der Jubelruf erschallt.

47.

Brief über Rom.

Nach dem Französischen.

In Rom hatten alle Religionen ihre Tempel, alle Jahrhunderte haben hier ihre Spuren zurückgelassen, alle Völker diesem Boden ihre Fußstapfen aufgedrückt. Hier ist jeder Stein ein Denkmal, der Staub spricht und bei jedem Schritte sieht der Wanderer gleichsam einen Schatten erstehen, der zu ihm von einem großen Ereignisse der Geschichte redet.

Wenn man die Tiber, die ihre alte, von den lateinischen Dichtern ihr beigelegte Farbe noch immer trägt, überschritten hat, so ist es die Wüste, die man betritt. Ja mehr noch, diese Wüste hat sich bis Rom ausgedehnt, und ehe man die Mauern erreicht, die Rom einst umgürteten, und die von seiner Größe zeugen, muß man die Wüste durchschreiten. Nichts mahnt hier an die Nähe Roms, als die Klausen einiger Eremiten, die keine Furcht vor den Räubern haben, weil sie nur Brod für die Nothdurft des Tages besitzen, und der Schatz ihres Herzens an sicherer Stätte in der Höhe ruht. Voll der Erinnerungen und Dichtungen des Alterthums, erwartet der Reisende an der Tiber etwas Außerordentliches zu gewahren, das ihm ihren alten Ruhm zurückrufe; gleichwie er in den Gesichtszügen eines großen Mannes das Genie seiner Werke wieder erkennen möchte, die sein Herz begeistert und zur Bewunderung hingerissen haben. Die Tiber jedoch wälzt höchst prosaisch ihre gelben Wellen durch das Land, dessen flachen und nackten Ufer sie stets benagt. Ihre ganze Poesie

besteht darin, von Zeit zu Zeit anzuschwellen und Zerstörung und Verwüstung in den benachbarten Ländereien anzurichten. Ihre Strömung ist sehr bescheiden und friedlich, und wollte man ihr durchaus einen Sinn unterlegen, so möchte ich sagen: sie schämte sich, daß sie nicht mehr ist, was sie ehedem war; und als sehnte sie sich zurück nach der Zeit, wo sie auf ihren Wässern die Schiffe trug, die zur Eroberung Karthagos segelten, und die dem Königsvolke die Schätze und die Könige der besiegten Nationen heimbrachten. Der Boden selbst gewährt einen traurigen wüsten Anblick. Seit Jahrhunderten hat ihn der arbeitsame Mensch nicht mehr bezwungen. Nichts aber ist so traurig als die Erde, die der Arm des Menschen nicht belebt. Nur der Mensch kann sie, wenn er ihr Fruchtbarkeit verleiht, erheitern und verschönern. Aber Alles scheint sich hier zu vereinigen, um die Bebauung der Umgegend Roms, wenn nicht unmöglich, doch äußerst schwierig zu machen. Zuerst von der Natur gepflügt und aufgewühlt, trägt dieser Boden noch immer die Spuren vulkanischer Eruptionen, die ihn einst erschüttert und zerrissen. Nichts hängt zusammen, nichts ist eben, überall Gegensätze; mehr oder minderhohe Aufwürfe; Spalten und Risse ohne Zahl, in die das Wasser einsickert und fault, und die den freien Zug von Luft und Regenwasser hindern. Daher athmet der Mensch in diesen Feldern der Verwüstung eine verpestete Luft, und wer seine müden Glieder nach Sonnenuntergang auf diesem Boden ausstreckt, um einige Augenblicke des Schlafes zu genießen, erhebt sich mit dem Keime des Todes in seinem Blute: so feindselig ist dieser Boden dem Menschen, seit er ihn nimmer bebaut. Und doch standen hier einst blühende Städte, von mächtigen Völkern bewohnt, die viele Jahre gegen Rom gestritten. Damals aber belebte der Arm des Menschen die Erde, er war stärker als die Natur, deren Zorn er, ihr Herr, entwaffnete. In dem Maße als der wachsende Freistaat die umwohnenden Stämme bezwang, zerstörte er die Städte; und der entvölkerte und des Baues beraubte Boden verwilderte und die Natur, die sich selbst überlassene, setzte sich rebellirend bald in ihr altes Recht. Hierauf, nach den Vulkanen, die der Boden in seinem Schooße beschloß, ergoß sich der schrecklichste von allen, der römische, dessen Ausbrüche während acht Jahrhunderten nicht ruhten. Wer kann sagen, wie sehr dieser Boden von jenen Heeren aufgewühlt ward, die sich hier drängten; wie sein Staub aufwirbelte unter allen diesen Völkern, die kamen und gingen, Sieger oder Besiegte, Eroberer oder Gefangene, und unter den Hufen ihrer zahlreichen Rosse.

Die Natur und der Mensch scheinen in der That sich die Hand gereicht zu haben, um den Boden, in dessen Mitte Rom ruht, zu ermüden, zu erschöpfen und zu verderben. Gewöhnt, nur siegreiche Heere zu tragen und von dem Schwerte des Eroberers getroffen zu werden, scheint er nun nichts mehr Anderes tragen zu wollen; er spottet der Wunden, die ihm der Pflug des Landmanns schlägt. Die Ausbrüche der Vulkane ruhen nun, alle sind sie erloschen; und Roma liegt so in majestätischer Ruhe, umgeben von den Ruinen, welche Natur und Geschichte um sie aufgehäuft haben; gleichsam als hätten sie mit einem traditionellen Gürtel von Ruinen, Trümmern und Denkmalen jeder Zeit und jeder Art jene Stadt umschließen wollen, der vor anderen der heilige Hort christlicher Traditionen anvertraut ward; und wo der Stuhl eines Fischers Vergangenheit und Zukunft verknüpft, und allen Zeiten und allen Völkern zum einenden Bande dient: so erhaben und geheimnißvoll sind die Geschicke Roms.

Von der Tiber bis Rom begegnet der Reisende auf der Straße nur einigen Flecken, die sich mit dem Namen von Städten schmücken und welche die Wüste trennt; dann einigen zerstreuten Herbergen, deren Bewohner alle vierzehn Tage wechseln, sobald die verpestete Luft diese Gegenden wie mit einem Todesschleier einhüllt. Und doch ist es diese Straße, die einst das Königsvolk am meisten betreten; auf ihr eilte es zur Bezwingung der italischen Völker, auf ihr stürzte es sich über Germanien und Gallien; und sie wurde von unseren Vorfahren betreten, wenn sie nach Rom gingen, den Triumph ihrer Sieger zu schmücken. Hier drängen sich die Erinnerungen: Schlachten, Siege, Niederlagen, vernichtete Völker, zerstörte Städte, von denen keine Spur geblieben, und dann in Mitte von all diesem die christlichen Erinnerungen; die sich mit den Erinnerungen des heidnischen Alterthums so sehr verknüpfen, daß der Wanderer nur einige Meilen von Rom die Stätte betritt, wo das politische Loos der christlichen Religion entschieden wurde. Es ist die Brücke des Milvius, nun Ponte Molo, wo Constantin den Maxentius schlug, dessen Leiche am folgenden Tage in der Tiber gefunden wurde. —

Es gab eine Zeit, da war Rom die Welt und das Capitol war Rom. Gegenwärtig wird das katholische Universum durch Rom vertreten und Rom ist der Vatican, jene Stadt, die den Päpsten oder vielmehr den Künsten zum Palaste dient. Denn der gesammte Vatican wird von Museen eingenommen; und in dieser Masse von Sälen und Gemächern

hat der Stellvertreter Christi nur einige Zimmer in Besitz, die sich durch die Bescheidenheit ihrer Einrichtung, wie ihres Umfanges auszeichnen. Gold und Marmor strahlen in jenen Sälen, die den Meisterwerken antiker Kunst gewidmet sind; nichts ist gespart, um ihren Glanz zu erhöhen; während das Gemach des Papstes sich nur durch seine Einfachheit und den Mangel alles dessen, was an Luxus gränzt, bemerklich macht. Denn hier wird Alles nach seinem wahren Werthe geschätzt; der Mensch gilt beinahe für nichts, die Dinge sind Alles. Vatican wurde vor Alters der Hügel genannt, wo jetzt der Palast der Päpste steht: denn hier verkündeten die Götter ihre Orakel. Oft scheint ein prophetischer Instinkt die Namen eingegeben zu haben. Ist es nicht in der That auffallend, daß die Heiden den Ort Berg der Orakel nannten, wo einst die Orakel der Wahrheit sollten verkündet werden? Die Sache ist christlich und der Name heidnisch. Hier wohnt der Nachfolger St. Peters, umringt von den Traditionen des Wahren und Schönen, zwischen einer Bibliothek, die an kostbaren Handschriften vielleicht die ausgezeichnetste ist, und der reichsten Kunstsammlung der Welt. Hier kann er, ohne seine Schwelle zu überschreiten, sich mit den Gedanken aller Jahrhunderte unterhalten, die Geister aller Zeiten befragen, und die erhabene Schönheit des Menschen unter allen Gestalten und in allen ihren Zügen beschauen. So lebt er, wie es dem Statthalter Christi geziemt, stets in der Atmosphäre des Wahren und Schönen; er empfängt fort und fort das Licht der Wissenschaft und des Genies, deren Strahlen über ihm convergiren, wie in ihrem Centrum. Die prachtvolle, an Büchern und Gemälden reiche Bibliothek des Vaticans ist auch der Ort, wo der allgemeine Vater, in seinem weißen Priesterkleide, dem Symbol jenes Glaubens, der nie in den Nachfolgern St. Peters erloschen, die Frauen empfängt, die ihm ihre Verehrung bezeugen wollen; und die Männer, die ihn wie ihren Vater, und nicht wie einen König zu begrüßen kommen. Es ist die lange Gallerie, die Raphael mit seinen hohen Schöpfungen ausgeschmückt, wo er in seinen Erholungsstunden am liebsten spazieren zu gehen pflegt. Wohin er blickt, begegnet sein Auge einem Meisterwerke des Großen und Schönen. Will er das heilige Opfer in der Sixtina darbringen, so steht vor ihm das Bild des zürnenden Christus am schrecklichsten Tage des jüngsten Gerichtes von Michel Angelo; über seinem Haupt und zur Rechten und Linken die Mysterien des Lebens Christi, Werke der Vorgänger Raphaels, die die Welt zum würdigen Empfange dieses Genies vorbereiteten. Seinen

Rosenkranz kann er vor jenem unvergleichlichen Meisterwerke beten, in dem Raphael, noch voll Glaube und Reinheit, den Tod der heiligen Jungfrau darstellt. Die Gestalten sind mit jener natürlichen und reinen Anmuth geschmückt, die dem Herzen entspringt. Will der heilige Vater aber, bevor er die Stufen des Altares betritt, die Mysterien, deren Feier er beginnt, mit seinen Augen zu erfassen suchen, so darf er nur seinen Blick dem Leibe des sterbenden Hieronymus zukehren, der mit Entzücken über den Leib des Erlösers, den ihm der Priester darreicht, zum Leben wiederzukehren scheint, es ist als ob die Liebe sein fleischloses Gebein erbeben machte, und die Freude ihn verjüngte.

Ungeachtet aller Versuche der Päpste, seit Sixtus V., Rom zu verjüngen, trägt die Stadt noch immer das Colorit des Alterthums; man sieht, daß sie vor Allem die Stadt der Vergangenheit, der Ueberlieferungen der Geschichte ist. Sie befaßt zwei ganz verschiedene Städte in sich: die heidnische Stadt und die christliche; die Stadt der Tempel, der Triumphbogen, der Säulen, der Thermen, der Basiliken, der Obelisken und Ruinen; und die Stadt der Kirchen, der Plätze, der Brunnen und Paläste. Oft vermischen sich beide Städte miteinander: das christliche Kreuz steht auf einem heidnischen Obelisken; die Säulen eines Tempels dienen einer Kirche zur Halle, oder wie beim Pantheon, ein heidnischer Tempel ist unter die Hut eines Heiligen gestellt, und wird zu gleicher Zeit nach dem Namen der Götter genannt, denen er aufgebaut, und nach dem des Heiligen, welchem er geweiht ward. Wie bedeutungsvoll erschien mir daher die Benennung **Santa Maria sopra Minerva** durch die Verbindung der zwei keuschesten Namen des Christenthums und des Heidenthums, der Religion und der Mythe, durch diese Zusammenstellung Maria's, der glorreich erhöhten, der fleckenlosen, ohne Sünde empfangenen Jungfrau, der Mutter der unerschaffenen Weisheit, des göttlichen Logos, mit der dem Fabelreich heimischen Minerva, der Göttin der Weisheit, die in voller Rüstung dem Haupte des Olympiers entsprang. Aehnlich der vierseitigen Pforte des Janus auf dem Velabrum, nahe bei der kleinen Kirche St. Georgs, kehrt Rom eine Seite jedem Theile der moralischen Welt, jedem Gebiete der Geschichte zu. Alles hat hier mehrere Namen, zwei zum mindesten, einen heidnischen und einen christlichen.

Dieser Charakter des Alterthums, der Rom auszeichnet, tritt uns überall, selbst in den gewöhnlichsten Lebensverhältnissen, entgegen. Will in Frankreich ein Kaufmann seinen Laden empfehlen, so schreibt er darü-

der: nouveau magazin. Umgekehrt dient zu Rom das Beiwort antico zur besten Empfehlung. So kehrt sich Alles in dieser Stadt instinktartig der Vergangenheit zu. In Rom nimmt jedes Zeitalter seine bestimmte Stelle ein. Im Velabrum, von der Kapelle St. Georgs bis zu der St. Theodors, ist das Rom der Mythe und der Fabel. Dort ist die Wiege der ewigen Stadt. Dort stand der geheimnißvolle Feigenbaum, dort wurden die Zwillinge von der Wölfin genährt, dort zog der stadtumschließende Pflug die Furche. Dort finden sich auch die Trümmer einer unter den Königen erbauten Cloake, durch die der Unrath der Stadt nach der Tiber seinen Ausfluß nahm. Eine Cloake ist das einzige Denkmal all ihrer Macht! Weiter voranschreitend betreten wir das republicanische Rom mit dem Forum und Capitol. Und gibt es nach Golgatha, wo das Mysterium unserer Erlösung erfüllt wurde, in der Welt einen berühmtern Ort, als das römische Forum? Auf Golgatha ging der göttliche Rathschluß von dem Loskaufe und der Befreiung des Menschengeschlechts in Erfüllung, auf dem Forum wurde die Eroberung und seine Unterjochung beschlossen. Dort bereitete sich die religiöse Einheit vor, die Einheit und die Einigkeit des Gedankens und der Liebe; hier die politische Einheit, die Einheit der Gewalt und des Gesetzes. Jerusalem und Rom, Golgatha und Forum, was gibt es Geschichtlicheres in der Welt? In dem Augenblick, wo die politische Einheit in Rom erfüllt ist, bereitet sich die religiöse in Jerusalem vor, um sich später in Rom zu entwickeln, denn von Rom aus sollten die Eroberungen ausgehen, wie von Jerusalem aus das Opfer beginnt. Nachdem Rom Jerusalem zerstört und den Tod Christi gerächt hat, hält seine Geschichte inne; seine Bestimmung ist erfüllt und ihr letztes Denkmal ist der Triumphbogen, der die Einnahme und Zerstörung Jerusalems feiert. Später vollbrachte Rom beinahe nichts mehr, als daß es Völker wieder zum Gehorsam zurückbrachte, die früher schon unterworfen waren, die aber seine Schwäche zur Empörung ermuthigte.

Und welche Welt ist das Forum! mit welcher Freude betrat ich diese berühmte Stätte, woran sich die größten Ereignisse der Geschichte knüpfen. Denn hier war das Haupt Roms, dessen Füße die entferntesten Länder betraten, und dessen Arme zu den äußersten Enden der Welt reichten, sei es um ein Volk zu unterwerfen, oder einen König in Fesseln zu legen. Von hier aus sandte die kriegerische Stadt spähend ihren Adlerblick, ob sie noch eine freie Nation gewahrte, um sie zu unterjochen,

zu entkräften und der Einheit der römischen Welt einzuverleiben, jenem mächtigen Fermente der alten Geschichte, das alle überwundenen Völker verarbeitete und sie durchsäuerte, bis es sie den Eroberern völlig assimilirt hatte. Dort verkündete Rom seine politischen Orakel, von dort zogen zu ihrer Erfüllung seine Consuln und seine Dictatoren an der Spitze ihrer Heere aus. Jeder Ton dieser Stimme dröhnte bis zu den Enden der Erde, jeder Schritt dieses Riesen machte die Welt erbeben.

Man betritt das Forum, indem man das Capitol hinabsteigt. Und unter dem Triumphbogen des Septimius Severus und des Titus hindurch schreitend, befindet man sich auf dem Pflaster der via sacra, die vor einigen Jahren aufgeräumt ward. Es war mir ein unaussprechlicher Genuß, diese starken, mächtigen Steine zu betreten, über die vor achtzehn Jahrhunderten die Pontifices und die Priester des heidnischen Roms gewandelt. Jenseits des Triumphbogens des Titus ist man dem Colosseum gegenüber, und links steht der Bogen des Constantin; beide Denkmale haben, wie Rom selbst, eine doppelte Bedeutung, und gehören sowohl der heidnischen als der christlichen Geschichte an. Noch ist auf dem Triumphbogen des Titus der siebenarmige Leuchter wunderbar erhalten, wie ihn die heilige Schrift beschreibt, und man kann dieß ehrwürdige Monument als eines der schönsten Zeugnisse der Kirchengeschichte ansehen. Der Triumphbogen des Constantin ist gleichfalls ein ganz christliches Denkmal; denn er wurde nach dem Sieg errichtet, der den Triumph des Kreuzes entschied. An das Colosseum aber knüpfen sich so viele und so verschiedene Erinnerungen, daß es schwer wird zu sagen, ob es eher ein heidnisches oder ein christliches Monument ist. Hier ergötzten die Martyrer durch ihre Qualen und ihren Tod das schaulustige, müssige Volk des entarteten Roms. Man kann das Colosseum auch in der That einen Steinbruch oder einen durch Menschenhände erbauten Berg nennen. Das Colosseum und der Molo des Hadrians, gegenwärtig das Castello von St. Angelo, sind vielleicht die zwei Monumente, die den besten Begriff von der Stärke und Dauerhaftigkeit geben, die alle römischen Bauten charakterisiren. Ihnen gegenüber scheint die Zeit ohnmächtig. Sechzehn Jahrhunderte sind vorüber, und man glaubt, sie seien gestern erbaut. Sie haben zur Zuflucht und zur Burg allen Tyrannen gedient, die sich im Mittelalter die Herrschaft Roms streitig gemacht. Sie haben Stürmen und Belagerungen die Stirn geboten, ohne daß sie etwas über sie vermochten. Mehr noch, man hat sich des Colosseums wie eines Stein-

bruches bedient; hier wurden die Steine genommen, um Paläste zu bauen. Der venetianische Palast (Palazzo di Venezia), in dem gegenwärtig der österreichische Gesandte wohnt, der einst die Päpste beherbergte, und der von allen römischen Palästen vielleicht der älteste und geräumigste ist, so daß man ihn fast eher eine Festung nennen könnte; er ward großen Theils mit den Steinen des Colosseums erbaut. Und doch steht das Colosseum noch, und doch ist es noch die großartigste und imposanteste von allen Ruinen, an denen Rom so reich und wegen welcher es so stolz ist. Hier aber endet das heidnische Rom; ein Schritt weiter, und mit dem Triumphbogen des Constantin tritt uns das Christenthum entgegen. Dort floß das Blut der Martyrer, hier das der Verfolger; dort ist das Verbrechen, hier die Strafe. So sehen wir in dem Forum, von dem Capitol ausgehend, gleichsam eine Reihenfolge von Monumenten und Erinnerungen, die mit einem ganz christlichen Erinnerungsmale endet. Ich kenne nichts so Ergreifendes, als den Anblick des Forums bei Sonnenuntergang. Dieß ist ja die Stunde zum Besuche der Ruinen, denn sie sind in Harmonie mit dem schwindenden und dahinscheidenden Tage. Himmel und Erde wecken dann in der Seele die gleiche Empfindung, und halten ihr den gleichen Gedanken, das gleiche Bild vor. Die Natur muß man betrachten, wenn die Sonne aufgeht; die Werke der Kunst, wenn sie ihre Strahlen in vollem Maße über die Erde ausgießt; die Ruinen aber wollen gesehen sein, wenn die entweichende den Himmel mit ihrem letzten scheidenden Blicke erhellt. Zu dieser Stunde erscheint das Forum mit seinen Trümmern von Säulen, Tempeln, Palästen, Portici und Triumphbögen dem Fremden in seiner ganzen Majestät und Größe. Man möchte es ein Grabfeld nennen, wo die größten Ereignisse der Geschichte unter den herrlichen Ruinen, die ihnen zu Denkmalen dienen, wie in einer Grabstätte begraben ruhen. Hier drängen sich Trümmer und Ruinen, wie die Gräber auf einem Leichenfelde, und der Geist, der sich hier wie im Traume verliert, weiß nicht, welchem Grabmal und welcher Erinnerung er seinen Blick und seinen Gedanken zukehren soll, so groß ist die Fülle von Leichensteinen und Erinnerungen, die auf ihn eindringen!

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den ein feierlicher Bittgang auf dem Forum in meiner Seele zurückließ. Diese weißen, schwarzen, braunen Mönche, in lange Mäntel und weite Kaputzen gehüllt, die wie Schatten unter jenen zur Verherrlichung der Eroberer erbauten Triumph-

bogen hindurchschritten; diese Kreuze, diese Banner, die auf derselben Stätte wehten, wohin einst aus allen Theilen der Erde Roms Reiter mit den Fahnen zusammenströmten, und von wo sie auszogen, die Welt zu erobern; dieses einfache Absingen von heiligen Litaneien, die nun die Luft erfüllten, wo einst der gebieterische, ungestüme Ruf des Königsvolkes erschollen; dieser Contrast von Vergangenheit und Gegenwart, alles dieß vereinigte sich zum lebendigsten und tiefsten Eindrucke.

48.

Das Grab im Busento *)

von A. v. Platen.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

Und den Fluß hinauf, hinunter, zieh'n die Schatten tapf'rer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!"

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

---

*) Diese Sage knüpft sich an den letzten Zug, welchen Alarich, der König der Westgothen, nach der Eroberung Roms, nach dem südlichen Italien unternommen hatte; sie wird von Grimm deutsche Sagen II. 11. nach dem gothischen Geschichtschreiber Jornandes, folgendermaßen erzählt:

„Die Westgothen wollten durch Italien nach Africa wandern, unterwegs starb plötzlich Alarich ihr König, den sie über die Maßen liebten. Da huben sie an und leiteten den Fluß Barent, der neben der Stadt Consentina am Fuße des Berges fließt, aus seinem Bette. Mitten in dem Bette ließen sie nun durch einen Haufen Gefangener ein Grab graben und in den Schooß der Grube bestatteten sie, nebst vielen Kostbarkeiten ihren König Alarich. Wie das geschehen war, leiteten sie das Wasser wieder ins alte Bett zurück und tödteten, damit die Stätte von Niemand verrathen würde, alle die, welche das Grab gegraben hatten.

49.

Die Vandalen in Rom und Leo der Große

von W. A. Arendt.

Im Jahre 456 eilt Geiserich der Vandalenkönig mit Vandalen, Alanen und Mauren Allen unvermuthet und Allen schrecklich nach Rom, dessen Bewohner längst schon einem Feinde kämpfend entgegenzutreten verlernt hatten; sie konnten nur noch fliehen oder sich ergeben. Der König der Länder und der Meere*) zieht, ohne Widerstand zu finden, gegen die zitternde Stadt, Brand und Verwüstung ihr drohend und Mord ihren Bürgern. Da tritt auch hier wieder der große und heilige Papst Leo dem Barbaren entgegen und beugt durch seiner Rede Kraft, der Attila schon gewichen war, auch den Geiserich, daß er Schonung des Lebens verheißt und mit der Beute, die die immer noch reiche Stadt ihm bietet, zufrieden zu sein verspricht. Darauf ziehen die Vandalen ein und die Plünderung beginnt. Alles, was die öffentlichen Gebäude oder die Wohnungen der Bürger an Kostbarkeiten und überhaupt an Werthvollem besitzen, fällt den Barbaren anheim, die, dem Worte ihres Königs getreu, das Leben schonen, aber den unglücklichen Römern auch nur das lassen.

Nach einem verwüstenden Aufenthalt von vierzehn Tagen verläßt Geiserich endlich die Stadt, aber nicht ohne ihr eine Wunde, tiefer als alle anderen zu schlagen, indem er bei seinem Abzuge Tausende ihrer Bewohner, mit ihnen die Kaiserin Eudoxia selbst und ihre Töchter in die Gefangenschaft nach Afrika fortführt.

Unter den Sermonen Leo's findet sich eine Rede, von welcher man mit großer Wahrscheinlichkeit glaubt, daß sie nach jenem Einfalle der Barbaren gehalten ist, die sich durch ihren Inhalt auf denselben bezieht. Aus ihr geht am besten hervor, von welchem Standpunkte aus der Papst das Ganze betrachtete, und wie er in großer und frommer Gesinnung die Römer auf das aufmerksam machen wollte, was er eigentlich als das Grundübel der Zeit und damit als die Ursache so vielen Unheils und Verderbens betrachtete. „Beinahe, Geliebteste," heißt es in jener Rede, „sollte es scheinen, daß die fromme Pflicht, nach der alles Volk zusammenkommt, um für den Tag der Züchtigung und Befreiung seinen Dank darzubringen, vergessen sei, wenn ich betrachte, wie gering die Anzahl derer, welche sich eingefunden hatten, war. Mein Herz wurde darüber mit

*) Diesen Titel hatte Geiserich nach der Eroberung Karthagos angenommen.

Traurigkeit und Furcht erfüllt. Denn es ist in der That gefährlich, wenn die Menschen undankbar gegen Gott werden, und im Vergessen seiner Wohlthaten weder durch die Strafe sich bewegen lassen, in sich zu gehen, noch über den Nachlaß derselben sich freuen. Wahrlich, Geliebteste, ich fürchte jenes prophetische Wort: „„Du hast sie gegeißelt und es schmerzte sie nicht, du hast sie gezüchtigt und sie wollen die Zucht nicht annehmen,"" schilt gerade auf diejenigen, welche solcher Vergessenheit sich schuldig machen. Denn wie kann sich Besserung bei jenen zeigen, die eine solche Abneigung, ihre Pflichten gegen Gott zu erfüllen beweisen. Ich erröthe es zu sagen, aber es ist Pflicht, nicht zu schweigen, Dämonischem wird mehr nachgegangen als Apostolischem, und eine größere Menge strömt den sinnlosen Schauspielen zu, als den heiligen Martyrern. Wer hat diese Stadt dem Heile wieder zugewendet, wer sie der Gefangenschaft entrissen, wer den Mord von ihr fern gehalten? Die circensischen Spiele oder die Sorge der Heiligen, durch deren Bitten der Urtheilsspruch der göttlichen Strafe umgewandelt ist, daß, die wir den Zorn verdienen, zur Gnade bewahrt wurden. O laßt doch, ich beschwöre euch, Geliebteste, laßt doch euer Herz von jenen Worten des Erlösers gerührt werden, daß von zehn Aussätzigen, die durch die Kraft seiner Erbarmung geheilt wurden, einer nur zurückgekehrt sei, um ihm zu danken. Dadurch bezeichnet er die anderen als Undankbare, welche, obgleich sie die Gesundheit des Leibes wieder erlangt hatten, doch unfrommen Herzens gegen die Pflicht der Dankbarkeit fehlten. O daß dieser Tadel nicht auch uns treffe, Geliebteste, so laßt uns zum Herrn zurückkehren, das Wunderbare erkennend, was seine Gnade an uns hat vollbringen wollen und unsere Befreiung nicht, wie die Gottlosen wähnen, dem Einflusse der Gestirne zuschreibend, sondern der unaussprechlichen Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes, der die Herzen wüthender Barbaren besänftigt hat. Wendet alle Kraft eures Glaubens an, um einer solchen Wohlthat recht zu gedenken. Schwere Vernachlässigung muß durch größere Genugthuung wieder gut gemacht werden, und zu unserer Besserung diene uns die Milde dessen, der uns schont, damit der heilige Petrus und alle Heiligen, welche in so vieler Trübsal schon uns gegenwärtig waren, unser Flehen für euch, bei dem barmherzigen Gott unterstützen mögen, um Christi Willen."

Aber nicht allein auf die Ermahnung die Strafgerichte Gottes zur Besserung sich gereichen zu lassen, beschränkten sich des Papstes Bemühungen, er war zugleich in mannigfacher Weise thätig, helfend einzu-

schreiten, um den Schaden und die Verluste, welche die Gier der Barbaren verursacht, weniger fühlbar zu machen. Die verwüsteten Kirchen wurden dem Gottesdienste zurückgegeben, aus mehreren geretteten kostbaren Gefäßen, die als Geschenk Konstantins in den drei Hauptkirchen Roms aufbewahrt waren, wurden die nothwendigen heiligen Geräthe für alle Gotteshäuser der Stadt auf des Papstes Befehl gefertigt, und wenn, wie sein früherer Geschichtsschreiber sich ausdrückt, seine geistliche Macht Gränzen hatte, so war seine Liebe und sein Bestreben, Allen zu helfen, grenzenlos.

50.

Der heilige Johannes, der Almosengeber

von J. L. v. Pyrker.

Der Heil'ge lag im Krankenbett', bereit von hier zu scheiden,
Da kam zu ihm am Abend spät ein Weib voll Seelenleiden.
Sie seufzte tief und klagte laut: „Wo werd' ich den nun finden,
Dem ganz mein Herz sich anvertraut und ihm enthüllt die Sünden?
O zeige mir der Ruhe Pfad, des Trostes Weg auf Erden,
Ertheile Herr, mir deinen Rath, wie Rettung mir kann werden?"
Der Bischof spricht mit mattem Ton und todterblaßten Mienen:
„„Bald stehe ich vor Gottes Thron, um ewig ihm zu dienen.
Auch dort werd' ich zu seiner Huld, weil du so viel gelitten
Und heiß bereut hast deine Schuld, für deine Seele bitten.
Schreib' deine Sünd', und bringe mir sogleich das Blatt versiegelt,
Denn bald hab' ich vollendet hier, bald steht mein Grab gehügelt!""
Sie ging und brachte schnell das Blatt, doch war er schon verschieden;
Da sank sie hin, verzweiflungsmatt, entfloh'n war all' ihr Frieden.
Sie legte nun von Herzen bang, das Blatt in seine Hände,
Damit, wie sein Versprechen klang, sie einst Verzeihung fände.
Allnächtlich kam sie dann zum Grab, dem Ruhplatz seiner Hülle,
Und beugte sich zu ihm hinab in ihres Schmerzes Fülle.
Und sieh' die Erde theilt sich jetzt und weicht zurück vom Grabe;
Der Heil'ge hat sich aufgesetzt sammt Inful und dem Stabe.
Er ruft ihr zu mit ernstem Laut, daß rings die Mauern dröhnen,
Und ihr in kaltem Schauer graut, als seine Wort' ertönen:
„„O Weib! o Weib! was lässest du fortan dein Jammern hören,
Und kommst, in stiller Nacht die Ruh' der Todten hier zu stören?
Dein Stöhnen hat mein Ohr erreicht, mein Herz dein heißes Sehnen;
Ja, meine Kleider starren feucht von deinen vielen Thränen!
Nimm hin den reuevollen Brief, den du mir jüngst gegeben,
Als ich im Herrn getrost entschlief zu jenem bessern Leben!""

Sie lös't das Siegel voller Hast und lies't in Wonneschmerzen:
„Genommen sei der Sünden Last von deinem wunden Herzen!
Dank' es dem heiligen Johann, der dich zu mir bekehrte,
Und ew'ge Sühnung dir gewann, als deine Reu' sich mehrte!"
Der Todte sank in's Grab zurück, der Hügel schloß sich wieder;
Sie fiel in ihrem Seelenglück laut weinend vor ihm nieder.
Sie pries fortan ihr Leben lang durch frommes Thun und Mühen
Den Herrn, der ihr in schwerem Drang dies höchste Glück verliehen!

51.

Die Bazars in Constantinopel

von H. C. Andersen.

Der Fremde muß in Constantinopel vor allen Dingen die Bazars besuchen, denn das heißt mit einem Male in die ungeheure Stadt eintreten. Man wird durch den Anblick, die Pracht und das Getümmel überwältigt; es ist ein Bienenstock, in den man tritt, aber jede Biene ist ein Perser, ein Armenier, ein Aegypter, ein Grieche. Orient und Occident halten hier großen Markt. Ein solches Gedränge, eine solche Verschiedenheit der Trachten, solche Menge von Handelsartikeln bietet keine andere Stadt dar.

Wenn man von Pera in einem Boote über den Golf nach Constantinopel gefahren ist, führt die Straße zu den Bazars beständig aufwärts, eng, krumm und winklig. Das Erdgeschoß der Häuser an jeder Seite gleicht den hölzernen Buden unserer Märkte; man sieht gerade in die Werkstätten der Schuhmacher und Schreiner hinein. Man glaubt mitten durch Küchen und Bäckereien zu gehen, so kocht, bäckt, dampft und duftet es auf dem Herde und in den Oefen der offenen Häuser. Brod und Speisen aller Art sind ausgestellt.

Nun stehen wir vor dem großen Bazar, von welchem schmale halbbedeckte Straßen ausgehen; eine Abtheilung hier bietet Kräuter und Früchte aller Art dar, sowohl frische als eingemachte; eine andere Abtheilung enthält Schaalthiere und Fische in den verschiedensten Farben und Formen; von Boutique zu Boutique sind über die Straße große Stücke Segel oder Teppiche als Dach gezogen. Das Straßenpflaster ist schlecht und mitten in der Straße fließt die Gosse. Eine lange Halle größtentheils von Brettern und ganz mit Pfeifenköpfen, Pfeifenröhren und Mundstücken aus Bernstein angefüllt, führt in die Bazars, die aus dicken feuer-

festen Mauern aufgeführt sind. Es ist eine ganze Stadt mit einem Dach darüber; jede Nation hat hier ihr Quartier, die Juden, die Aegypter u. s. w.; jeder Handelszweig und jedes Gewerb seine Straße, die Schuhmacher eine, die Sattler eine und so fort bis ins Unendliche. Jede Straße ist ein Gewölbe mit Blumen und Inschriften aus dem Koran bemalt; das Licht fällt von oben hinein. Boutique ist an Boutique geklebt und scheint ein umgekehrter Kasten zu sein, in deren Hintergrunde in die dicke Mauer hinein eine Oeffnung gehauen ist, welche die Waaren aufnimmt, die nicht zur Schau gelegt sind.

Das Quartier der Aegypter: Misser-tschars-chussi, scheint eine durch zwei Straßen sich erstreckende Apotheke zu sein; alle Gewürze Indiens und Arabiens, alle Heilkräuter und kostbaren Farben hauchen hier ihre vermischten Düfte aus. Ein gelbbrauner Aegypter in langem Talar steht hinter dem Tische, er sieht aus wie man das Bild eines Alchymisten malt.

Ein anderes Gewölbe sieht wie die Vorhalle zu einer Rüstkammer für die ganze Welt aus: hier ist der Bogengang der Sattler: Sättel und Zügel aus Saffian und Büffelleder, von den ausgearbeitetsten und künstlichst genähten bis zu den einfachsten und fast plumpen, hangen hier an den Wänden und liegen auf Tischen und Fußböden ausgebreitet.

Ein anderer Bogengang ist der der Juweliere; Goldketten blinken, Armbänder funkeln, kostbare Ringe, theure Juwelen blenden das Auge.

Nun gelangt man zu lauter Parfums; hier duftet es von Rosenöl, hier werden Moschusbeutel verkauft, Räucherwerk und duftende Rattenschwänze. Wir gehen in die nächsten Bogen und sehen lauter Stiefeln und Schuhe, in allen Farben, in allen Formen, Pantoffel, die mit Perlen und ächten Stickereien prangen. Ein Bogengang zieht sich hier dicht vorbei, in diesem sind lauter Manufacturwaaren, Mousselin-Taschentücher gestickt mit großen Goldblumen, prächtige Stoffe. Das nächste Gewölbe blinkt von Waffen, Damascenerklingen, Dolchen, Messern, Gewehren und Pistolen.

Es ist höchst interessant, die charakteristische Weise zu beobachten, in der jede Nation sich zeigt. Der Türke sitzt ernst und gravitätisch mit der langen Pfeife im Munde, der Jude, wie der Grieche sind geschäftig, rufen und winken. Inzwischen bewegt sich das bunte Menschengewühl durch diese einander kreuzenden Wölbungen, die Perser mit rauhen, spitzen Mützen, die Armenier mit umgestülpten, kegelförmigen, schwarzen Hüten, die Bulgaren in Schafspelzen, die Juden mit einem zerlumpten Shawl um den schwarzen, hohen Turban, geputzte Griechen und ver-

schleierte Weiber; das ist ein Gedränge. Und mitten durch dieses reitet noch gravitätisch ein vornehmer Türke, der weder rechts noch links sieht.

Auf ein des Abends gegebenes Signal entfernen sich Käufer und Verkäufer. Wächter, denen es übertragen ist, in dem Bazar zu wachen, schließen alle Eingänge und öffnen sie erst wieder am nächsten Morgen zu einer bestimmten Zeit; die Verkäufer finden dann ihre Läden ganz so, wie sie sie verließen. Am Tage wird die einzelne Bude nicht anders verschlossen, als so, daß der Eigenthümer ein Netz vorhängt, oder ein paar Bindfaden kreuzweise vorzieht; keiner wagt dort etwas zu stehlen.

Die prächtigen Kaufläden des Palais Royal sind gegen Constantinopels Bazar nur eine reich geschmückte Grisette gegen die Tochter des Orients in ihren reichen Stoffen, das Haar von Rosenöl und Myrrhen duftend.

52.

Die Kreuzschau

von A. v. Chamisso.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendgluth vor seinen Füßen liegen.

Auf duft'ges Gras, in milden Sonnenstrahl
Streckt er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.

Ihm fielen zu die matten Augenlieder,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.

Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saume.

„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.

Daß, wenn ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.

Mein Kreuz ist allzuschwer; sieh', ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft:
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."

Wie er so sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.

Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.

Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen."

Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequem're Last.

Das Kreuz war ihm zu groß, und das zu schwer.
So schwer und groß war jenes andre nicht;
Doch scharf von Kanten drückt' es desto mehr.

Dies dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht;
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem gold'nen Glanz entsprach auch das Gewicht.

Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
Es wollte keines, keines für ihn passen.

Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
Verlor'ne Müh! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt er sie zum andern Mal.

Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein;
Und bei dem Einen blieb er endlich stehen.

Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
„Herr," rief er, „so Du willst, dies Kreuz sei mein!"

Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß,
Er lud es auf, und trug's nun sonder Klagen.

53.

Landschaftliche Natur des Sees von Tiberias

von C. Ritter.

Nähert man sich dem Tiberias See von der Westseite, so wird der erste Blick in sein Thalbecken von dem Gipfel des Berges Tabor gewonnen, von wo sich dessen ganzer Umriß überschauen läßt; von dem Wasserspiegel des Sees selbst kann man aber über die Höhen von Hattin (dem sogenannten Berg der Seligkeiten) kaum die äußerste Nordostecke wahrnehmen, obwohl man nach so manchen selbst den neuesten phantasiereichern Reiseberichten meinen sollte, daß hier schon der große See selbst sich in seiner reizenden Schönheit dem Auge darböte; aber allerdings ist von da der Blick auf das östlich anliegende, flache aber hohe Dschaulan und Hauran, wie auf das noch mehr südöstlich von ihm aufsteigende Gebirge von Basan und Gilead lehrreich. Rückt man auch dem See näher, so bleibt er doch noch dem Auge lange Zeit verdeckt, bis man östlich von Hattin den Steilabfall der Gebirgshöhe, dicht vor ihm, erreicht hat, von dessen oberem Rande, von dem aus man doch noch mehr als tausend Fuß Höhe eine Stunde hinab zu steigen hat, sich nun plötzlich der Blick über den ganzen See aufthut. Sein welthistorisches Interesse kann auch der nüchternsten Ansicht nicht fehlen, wenn auch eben kein malerisch landschaftliches Bild hervortritt; es fehlen bei den, wenn auch hohen, doch meist abgerundeten Bergen die kühnen Formen, welche in den Schweizer-Thälern die Alpenseen wie Riesen umragen und in Staunen setzen; es fehlt die Pracht der saftigen grünen Matten, oder der lieblichen Waldumsäumungen der amerikanischen, schottischen, englischen, holsteinischen, bayrischen Seen mit ihren sanftern Schönheiten; denn nur nackte helle oder schwarze Klippen, fast ganz baumlose, gebräunte mit versengten Grasungen kaum überzogene Berggehänge umgeben den dunkeln Seespiegel, den kein weißes Segel, kein Schiffchen, keine Barke belebt. Und dennoch übt der See seine Reize auf die Empfindung jedes Wanderers aus, der

sich ihm naht; denn es ist ein geheiligter See im gelobten Lande der Verheißung und der Erfüllung, der lieblichste Schauplatz der beginnenden Wirksamkeit des Erlösers, die Wiege seiner ersten Lehren, die Heimath seiner Jünger, oft das Asyl vor seinen Verfolgern, dessen Einsamkeiten er durch die erhabensten Lehren und Thaten gefeiert hat. Und das verleihet dieser Landschaft, ihrer heutigen Verödung ungeachtet, doch ganz eigenthümliche unvergängliche Reize, die sich auch schon in den einfachsten Erzählungen der Evangelisten klar abspiegeln, wie in den Gleichnissen vom Netzauswerfen, vom reichen Fischfang, von den zerstreuten Schafen, von der Schafheerde und dem guten Hirten, von der einen Thür zum Schafsstall, von den Lilien, die auch heute noch hier in unvergänglicher Schönheit und Fülle an den Seeufern prangen.

Aber auch Naturschönheiten hat dieser See, wenn schon milderer Art und zu seiner Zeit, wie vorzüglich in den ersten Frühlingsmonaten, wo noch Vieles, was später sonnenverbrannt, schön begrünt ist. Der palästinische Reisende Seetzen hat diese empfunden, als er Anfang Februar die Westgestade des Sees, den Lieblingsaufenthalt des Heilandes durchwanderte. In ganz Palästina, sagte er, gibt es keine Gegend, deren Naturreize mit denen dieser Gegend zu vergleichen wären, die auch noch vormals durch die Kunst, durch blühende Ortschaften, die den See auf allen Seiten umgaben, und von denen gar manche eine reizend malerische Ansicht darboten, unendlich erhöht wurden. Nicht die Gegenwart, in welcher die Hauptorte durch Erdbeben in Ruinenhaufen, die ganze Ostseite in ein Raubfeld der Beduinenhorden verwandelt, die ganze einst so bevölkerte Westseite in eine fast menschenleere Einöde mit nur einzeln sporadisch bebauten Erdstellen zurückgesunken ist, darf den temporären Maßstab zur Beurtheilung dieser Lokalität abgeben, am wenigsten für den Künstler, der jene Zeiten durch seine Darstellungen verherrlichen will.

Gehen wir in die früheren Zeiten zurück, so rühmt der jüdische Geschichtsschreiber Josephus Flavius nicht nur die Schönheit, sondern auch die Fruchtbarkeit der Uferebene des Genezareth-Sees und die Milde der Gebirgsluft; alle wilden Bäume, obwohl heute die fast völlige Baumlosigkeit den traurigsten Eindruck macht, ernähre sie, und mache Alles gedeihen, was man nur anbaue. Wallnüsse, welche die kühleren Lüfte lieben, wachsen daselbst in großer Menge, auch Palmen, die doch der Gluthitze bedürfen; neben ihnen aber Feigen, Oliven, Trauben, denen

die milderen Lüfte Gedeihen bringen. Europäische Obsthaine lieferten hier treffliche Früchte nicht nur, sondern erhielten sie auch, denn nach Josephus Versicherung gab es hier während zehn Monate im Jahre ohne Unterbrechung die vortrefflichsten reifen Trauben und Feigen, auch die übrigen Fruchtsorten hielten sich das ganze Jahr hindurch.

Wenn demnach irgendwo, nach der meisterhaften Eintheilung der Climate die Hyppokrates gelehrt, zu demjenigen, was er die Mischung der Jahreszeiten nennt und als das Ideale betrachtet, sich entsprechende Beispiele auf der Erde vorfinden, so ist es dieses am Galiläer Meere; ein solches, sagt jener Vater der Heilkunst, muß seiner Natur und des Gleichgewichts der Jahreszeiten wegen, am nächsten dem ewigen Frühling stehen, da wird sich die Fülle und Milde gepaart zeigen, wo Alles gleich kräftig wirkt, da wird, wie die Gesetze der Harmonie in der Geisterwelt ausweisen, so auch in der Körperwelt, das Vortrefflichste hervorgehen, das Vollkommenste hervortreten an Gewächsen, an Obstarten, an Thieren, da werden auch die schönsten Gestalten der Menschen sich zeigen.

Hier war es demnach leicht, so lange man auf die Auffindung irdischer Paradiese bedacht war, ein solches wie in anderen Gegenden des Orients auch hier zu suchen. Bei aller Trauer der Gegenwart menschlicher Verhältnisse hat die Natur auf diesem Boden nicht gealtert, wenn sie auch gänzlich vernachläßigt wurde durch die Trägheit der Bewohner. Der weite schützende Bergkessel mit seinen Terassenstufen begünstigt die Südgewächse; noch heute sind Dattelpalmen, Citronen, Pomeranzenbäume, Indigopflanzungen, Reisfelder, Zuckerrohrwälder hier einheimisch, obgleich fast gar nicht gepflegt, indeß die Anhöhen von kühlenden Lüften umweht werden. Der ungehinderte Zugang der heißen Südwinde zu diesem Seethal, über der kühlenden Stromrinne, so wie der Schutz gegen das kalte Hochasien im Norden, durch den weiten Abstand von demselben, und doch mit den überragenden, kühleren, befeuchtenden Schneeregionen des Hermon, der auch von hier aus die Landschaft gegen Norden verherrlicht, möge der Weltstellung nach zur Erklärung dieser Erscheinungen nicht übersehen werden. Noch einen Vorzug dieser Landschaft hebt schon Josephus und mit Recht als sehr bedeutend hervor, der zu dem gesegneten Clima hinzu komme, den Reichthum an Quellen, die so große Fülle zeigen, daß man die von Capernaum sogar für eine Ader des Nilstroms halte, mit dem sie gleichartige Fische nähre. Und allerdings ist diese überall im Seebecken reichlich vertheilte Wasserfülle

ein Schatz, der, wenn auch heute nicht gehoben, doch für die Zukunft eine schönere Zeit für diese Landschaft herbeizaubern könnte.

54.

Der Einzug in Jerusalem.

Aus dem Spanischen von M. v. Diepenbrock.

Herr! kann des Volkes Jubel Dich erfreuen,
Ihr Hosianna-Ruf, ihr huld'gend Neigen,
Ihr Eifer, Deinen Weg mit Blumen, Zweigen,
Ja mit den eig'nen Kleidern zu bestreuen?

Du schweigst und seufzest, Herr! Was sagt dieß Schweigen?
Ach! diese Lämmer werden morgen Leuen,
Und ihren Kehlen, die jetzt Willkomm schreien,
Wird bald der Blutruf „kreuzigt ihn!" entsteigen.

Den Stamm, von dem sie brachen diese Aeste,
Daraus sie morgen Ruthen Dir bereiten,
Den bieten sie Dir nackt zu anderm Feste.

Und Schilf und Dorn statt dieser Lilien, Rosen;
Und wenn sie ihre Kleider heut' Dir spreiten,
Ist's, um die Deinen morgen zu verloosen.

55.

Moses

von D. Haneberg.

In der Vorbereitungszeit des großen Mannes Moses zu seinem welthistorischen Berufe zeigt sich eine ähnliche Führung, wie bei der Berührung des ganzen Volkes mit Aegypten. Wie das ganze Volk so gelenkt wurde, daß es einerseits in immer näherer Beziehung zu dem kunstsinnigsten und gebildetsten Volke des früheren Alterthums trat, andererseits aber doch wieder vor Vermischung mit demselben bewahrt, ja zu einer feindlichen Stellung gegen dasselbe genöthigt wurde: so erhielt Moses einerseits durch wunderbare Fügung Gelegenheit, die ganze Weisheit Aegyptens kennen zu lernen, andererseits wurde er genöthigt, im Gegensatze zu den Aegyptern, die ihn als einen Hebräer ausstießen, einen eigenen selbstständigen Lebens-

grund zu suchen. Wie groß der Umfang des Wissens war, welches Moses in der Schule der Aegypter sich eigen machte, können wir nicht bestimmen. Da er von einer königlichen Prinzessin an Kindesstatt angenommen war, so begehen wir allerdings kaum einen Irrthum, wenn wir ihn mit allem vertraut denken, was Aegypten zur Ausbildung des menschlichen Geistes darbot.

Aber sicher würden wir irren, wenn wir in der ägyptischen Bildung mehr, als eine entfernte Vorbereitung zu dem großen Berufe Mosis sehen wollten. Selbst als Vorbereitung ist der Aufenthalt desselben in der Wüsteneinsamkeit des nördlichen Arabiens bedeutender. Er verlebte hier vierzig Jahre vom Eintritte in's reifere Mannesalter bis zum achtzigsten Lebensjahre. Hier hatte er Zeit und Gelegenheit, sich noch deutlicher, als vielleicht vorher, des Gegensatzes bewußt zu werden, welcher zwischen der ägyptischen Religion und der von Abraham her ererbten heiligen Gotteslehre obwaltete. Wenn ein Gesetz gegeben werden mußte, das nicht vom nächsten Windhauch sollte umgestoßen werden, sondern alle Stürme vieler Jahrhunderte überleben sollte, dann mußte der Vermittler desselben erst reifer, er mußte ruhig in einer großen Seele die Kräfte der Menschen und ihre Bedürfnisse wägen lernen. Die vierzigjährige gleichsam klösterliche Betrachtungsstille des Vermittlers der Offenbarung am Sinai flößt in der That ebensoviel Ehrfurcht vor der geduldig übenden, gründlich bauenden Vorsehung ein, als die großen Wunder in Aegypten. Die Hauptwirkung des Aufenthalts in der Wüste liegt sicher in der Trennung der Seele Mosis von dem Gewirre des bunten ägyptischen Volkslebens. Die Wüste nahm ihm die Genüsse der feineren Cultur, um ein Bedürfniß nach höherer Befriedigung zu erwecken. Allerdings gab sie dafür wieder menschliche Befriedigung in anderer Form durch die Berührung mit den Wüstenbewohnern. Namentlich kam er mit dem arabischen Stamme der Midjaniten zusammen und zwar mit einer Abtheilung desselben, welche den Namen Keniter führte. In diesem Stamme hatte sich das chamitische Blut mit dem semitischen vermischt und entsprechend dieser Abstammung vereinigte sich in seiner Lebensart die nomadische Pflege der Viehzucht mit Handelschaft. Mit einem Priester dieses arabischen Stammes verschwägerte sich Moses; er heirathete die Zipporah, Tochter des Jethro. Wir sehen also Moses in der Wüste im Allgemeinen mit einem Stamme in Berührung, der sich theilweise an die rohen Krieger der Wüste, die Amalekiter anschloß. Auf besondere Weise aber ist er durch die engsten Familienbande mit einer pa-

triarchalischen Priesterfamilie in Verkehr. Dieses reicht hin, um uns eine Vorstellung von den äußeren Einflüssen zu geben, welche in dieser Zeit auf ihn wirkten. Wir müssen hinzufügen, daß er selbst noch im achtzigsten Jahre seines Lebens die Heerden seines Schwiegervaters in den rauhen Gebirgsschluchten um den nachmals so berühmt gewordenen Sinai her weidete. So ward die Seele dieses großen Mannes von der Vorsehung gleich einem Ackerfelde nach einer vorläufigen Bebauung wiederum durch langes Brachliegen unter freiem Himmel für die himmlische Saat der Offenbarung vorbereitet.

Wäre das, was eine hebräische Sage versichert, geschichtlich bestätigt, nämlich daß Moses während seines Aufenthalts in der Wüste mit Job bekannt geworden sei, und das erhabene Lehrgedicht verfaßt habe, welches wir noch unter dem Namen dieses Dulders besitzen, so würden wir ein vollkommen genügendes Zeugniß von dem Seelenzustande des Gesetzgebers in dieser Zeit seiner Vorbereitung haben. Die Bitterkeit, womit auf Denkmale stolzer Baulust nach Art der Pharaonenbauten, auf die prunkenden Leichenbegängnisse von oft lasterhaften Großen, auf ihre prahlerischen Grabmonumente Bezug genommen wird, würde ganz auf die Stellung Mosis in der Wüste passen und uns die Art vergegenwärtigen, wie er in der stillen Einsamkeit Aegyptens dachte.

Jedenfalls kann es nicht gefehlt haben, daß das Andenken an die gedrückte Lage der Hebräer in Aegypten ähnliche Klagen in ihm erweckte, wie die des Buches Job sind.

So ungefähr dürfen wir uns diesen Vorbereitungszustand Mosis in der Wüste denken. Indessen wie immer reich diese Vorbereitung war, Moses konnte sich doch nicht selbst, in eigener Kraft zur Höhe seines Berufes erheben. Menschlich genommen konnte er nur die Einsamkeit immer mehr lieben; aber an einen Rettungsplan des Volkes zu denken, war menschlich genommen eine Thorheit, um so mehr, da unter den niederdrückenden Einwirkungen der Tyrannei im Volke selbst jene sklavische, aller großen Wagnisse unfähige Gesinnung sich natürlicher Weise immer mehr ausbildete, mit welcher der große Führer noch so viel zu kämpfen haben sollte.

Zwar hatte ein Theil der Israeliten früher, lange vor Moses, einen kriegerischen Ausfall gegen Palästina hin gewagt, aber der unglückliche Erfolg desselben und die spätere Sklaverei hatten diesen Muth fast ganz erstickt.

Mag man daher auf Moses oder auf das Volk hinblicken, von

beiden Seiten bestätigt sich das, was der Sänger über die Befreiung Israels aus Egypten und deren Einführung in Canaan sagt: „Nicht ihr Arm brachte ihnen Sieg.“ Wenn irgendwo in der Geschichte das Eingreifen göttlicher Allmacht in bestimmten Thaten und Wundern vorbereitet ist, so ist es hier der Fall.

56.

Ueber die Steppen und Wüsten

von A. v. Humboldt.

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite, unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln, wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Cacaogebüsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend in schwindender Ferne den Horizont begränzen. Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flözschichten von zweihundert Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angränzenden Theile. Bänke nennen die Eingebornen diese Erscheinung, gleichsam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünste: glaubt man den küstenlosen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit, und durch dieß Gefühl wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in welchem die leicht bewegliche, sanft

aufschäumende Welle sich kräuselt, todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar; in jeder haben sie einen eigenthümlichen Charakter, eine Physiognomie, welche durch die Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Clima und durch ihre Höhe über der Oberfläche des Meeres bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Haideländer, welche von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den Ausfluß der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten: aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhüglichter Oberfläche, wenn man sie mit den Llanos und Pampas von Südamerika, oder gar mit den Grasfluren am Missouri und Kupferflusse vergleicht, in denen der zottige Bison und der kleine Moschusstier umherschwärmen.

Einen größeren und ernsteren Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Oceans hat man sie erst in neuern Zeiten zu durchforschen versucht; sie sind Theile eines Sandmeeres, welches gegen Osten fruchtbare Erdstriche von einander trennt oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harudsch, wo in der dattelreichen Oasis von Siwah, die Trümmer des Ammon-Tempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Thau, kein Regen benetzt diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schooß der Erde den Keim des Pflanzenlebens; denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verscheuchen das vorübereilende Gewölk. Wo die Wüste sich dem atlantischen Ocean nähert, da strömt die feuchte Meeresluft hin, die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird. Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der Mündung des Gambia steuert; ahnt er, wo ihn plötzlich der tropische Ostwind verläßt, die Nähe des weitverbreiteten wärmestrahlenden Sandes.

Heerden von Gazellen und schnellfüßige Strauße durchirren den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere neuentdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünen Ufern die nomadischen Tibbos und Tuaryks schwärmen, so ist der übrige Theil der afrikanischen Wüste als dem Menschen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angränzenden gebildeten Völker sie nur periodisch zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr seit Jahrtausenden unwandelbar bestimmt hat,

geht der lange Zug von Tafilet bis Tombuktu, oder von Murzuk bis Bornu: kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf der Existenz des Kameels beruht, des Schiffs der Wüste, wie es die alten Sagen der Ostwelt nennen.

Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres fast dreimal übertrifft. Sie liegen zum Theil unter den Wendekreisen selbst, zum Theil denselben nahe, und diese Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Continents dasselbe geognostische Phänomen mehr der gemäßigten Zone eigenthümlich.

Auf dem Bergrücken von Mittelasien zwischen dem Goldberge oder Altai und dem Kuen-lün, von der chinesischen Mauer an bis jenseits des Himmelsgebirges und gegen den Aral-See hin, in einer Länge von mehreren tausend Meilen, breiten sich, wenn auch nicht die höchsten, doch die größten Steppen der Welt aus. Einen Theil derselben, die Kalmücken- und Kirghisen-Steppen zwischen dem Don, der Wolga, dem kaspischen Meere und dem chinesischen Dsaisang-See, also in einer Erstreckung von fast 700 geographischen Meilen, habe ich selbst zu sehen Gelegenheit gehabt, volle dreißig Jahre nach meiner südamerikanischen Reise.

Die Vegetation der asiatischen, bisweilen hügeligen und durch Fichtenwälder unterbrochenen Steppen ist gruppenweise viel mannigfaltiger als die der Llanos und Pampas von Caracas und Buenos Aires. Der schönere Theil der Ebenen, von asiatischen Hirtenvölkern bewohnt, ist mit niedrigen Sträuchern, üppig weiß blühender Rosacceen, mit Kaiserkronen, Tulpen und Cypripedien geschmückt. Wie die heiße Zone im Ganzen sich dadurch auszeichnet, daß alles Vegetative baumartig zu werden strebt, so charakterisirt einige Steppen der asiatischen gemäßigten Zone die wundersame Höhe, zu der sich blühende Kräuter erheben: Saussureen und andere Synanthereen; Schotengewächse, besonders ein Heer von Astralagusarten. Wenn man in den niedrigen tartarischen Fuhrwerken sich durch weglose Theile dieser Krautsteppen bewegt, kann man nur aufrecht stehend sich orientiren und sieht die waldartig dichtgedrängten Pflanzen sich vor den Rädern niederbeugen.

Einige dieser asiatischen Steppen sind Grasebenen; andere mit saftigen, immer grünen gegliederten Kali-Pflanzen bedeckt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das, wie frisch gefallener Schnee, den lettigen Boden ungleich verhüllt.

Diese mongolischen und tartarischen Steppen, durch mannigfaltige Gebirgszüge unterbrochen, scheiden die uralte, langgebildete Menschheit in Tübet und Hindostan von den rohen nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Dasein von mannigfaltigem Einfluß auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechts gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt; mehr als der Himalaya, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka den Verkehr der Nationen gestört, und im Norden Asiens unwandelbare Gränzen gesetzt der Verbreitung milderer Sitten und des schaffenden Kunstsinns.

Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebenen von Innerasien betrachten. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppen: die Mongolen, Geten, Alanen und Usün haben die Welt erschüttert. Wenn im Lauf der Jahrhunderte frühe Geistescultur, gleich dem erquickenden Sonnenlichte, von Osten nach Westen gewandert ist; so haben späterhin in derselben Richtung Barbarei und sittliche Rohheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm, die Hiongnu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Der chinesischen Macht lange furchtbar, ward ein Theil des Stammes südlich nach Innerasien zurückgedrängt. Dieser Stoß der Völker pflanzte sich unaufhaltsam bis in das alte Finnenland am Ural fort. Von dort aus brachen Hunnen, Avaren, Chasaren und mannigfaltige Gemische asiatischer Menschenracen hervor. Hunnische Kriegsheere erschienen erst an der Wolga, dann in Pannonien, dann an der Marne und an den Ufern des Po: die schön bepflanzten Fluren verheerend, wo seit Antenors Zeiten die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal gehäuft. So wehte aus den mongolischen Wüsten ein verpesteter Windeshauch, der auf cisalpinischem Boden die zarte, langgepflegte Blüthe der Kunst erstickte.

Von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Haideländern, die im Sommer mit honigreichen röthlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüsten Afrikas kehren wir zu den Ebenen von Südamerika zurück.

Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschheit fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guyana; von den Schneebergen von Merida bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und Vichada, bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, welchen spanische Kriegsvölker im Spiele ihrer regsamen Phantasie, den schönen Sitz des ewigen Friedens nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 16000 Quadratmeilen ein. Ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begränzt und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt ist. Der casuarähnliche Tuyu ist diesen Pampas eigenthümlich, wie die Colonien verwildeter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich dem größten Theile der Wüste Zahara liegen die Llanos oder die nördlichste Ebene von Südamerika in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet wie das libysche Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittelasien.

Trotz der äußeren Aehnlichkeit der Länderform bieten doch Afrika und Südamerika, der abweichenden klimatischen Verhältnisse wegen, den verschiedenartigsten Vegetations-Charakter dar.

Ist auch die südamerikanische Steppe mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, wird sie auch periodisch durch Regengüsse getränkt und dann mit üppig aufschießendem Grase geschmückt, so hat sie doch die angränzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caracas, das Meeresufer und die Flußwelt des Orinoco zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe, bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler, fast menschenleer gefunden.

Allerdings sind die Llanos zur Viehzucht geeignet; aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des neuen Continents fast unbekannt. Kaum wußte einer der amerikanischen Völkerstämme die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht ihnen dargeboten hatte. Die amerikanische Menschenrace ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über. Zwei Arten einheimischer Rinder weiden in den Grasfluren von Westcanada, in Qui-

vira, wie um die kolossalen Trümmer der Aztekenburg, welche ein amerikanisches Palmyra, verlassen, in der Einöde am Gilaflusse sich erhebt. Ein langhörniges Mouflon, ähnlich dem sogenannten Stammvater des Schafes, schwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelsen von Californien umher. Der südlichen Halbinsel sind die Vicunas, Huanacos, Alpacas und Lamas eigenthümlich. Aber von diesen nutzbaren Thieren haben nur die ersteren zwei Jahrtausende lang ihre natürliche Freiheit bewahrt. Genuß von Milch und Käse ist, wie der Besitz und die Cultur mehlreicher Grasarten, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Welttheiles.

Sind daher von diesen einige Stämme durch das nördliche Asien auf die Westküste von Amerika übergegangen, und haben sie kälteliebend, den hohen Andesrücken gegen Süden verfolgt, so muß diese Wanderung auf Wegen geschehen sein, auf welchen weder Heerden noch Cerealien den neuen Ankömmling begleiten konnten.

Blieb demnach das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerika's unbekannt, so liegt in dieser Unbekanntschaft selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppen. Um so freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergestalten entwickelt; frei, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Hymenäe und dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse droht. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Hasen in seiner unterirdischen Höhle aufschrecken; Heerden von trägen Chiguiren, schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe; buntgefleckte Jaguars, die den jungen selbsterlegten Stier auf einen Hügel zu schleppen vermögen. Diese und viele anderen Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene. Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der normadischen Völkerhorden, die ohnedies die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stünde nicht hier und da die Fächerpalme, Mauritia, zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco, nördlich von der Sierra de Imataca, die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängt waren, erhoben sie nicht bloß ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfosten, die

ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; sie spannten auch (so geht die Sage) Hangematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schürten die Weiber zu häuslichem Bedürfniß Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Fluße vorüber fuhr, sah die Flammen reihenweise auflodern hoch in der Luft von dem Boden getrennt. Aber nicht bloß sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia.

Seit der Entdeckung des neuen Continents sind die Ebenen den Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und Guyana zu erleichtern, sind hier und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Ueberall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzeln, mit Rindsfellen gedeckte aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwildeter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewunderungswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor; gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes fast strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, welche im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Gluth herbei, wenn er über den lang erhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmälich die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren: so schlummert hier, unbeweglich, das Cro-

codil und die Boaschlange, tief vergraben in trockenem Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod; und doch überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. Ein schmaler Luftstreifen trennt das ferne Palmengebüsch vom Boden. Es schwebt durch Kiemung gehoben bei der Berührung ungleich erwärmter und also ungleich dichter Luftschichten. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher: diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener sucht das Maulthier auf andere Weise seinen Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonencactus, verschließt unter seiner stachligen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuß schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft sieht man Thiere, welche von Cactusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht sich der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen, während des Schlafes vampyrartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos, Hippoboscen und eine Schaar stechender Insecten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischen Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge, erscheint einzelnes Gewölk im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmälich die vermehrten Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum und mannigfaltigen Gräsern. Vom Licht gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter, und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Das hochaufschießende Gras birgt den schöngefleckten Jaguar. Im sichern Versteck auflauernd und die Weite des einigen Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Thiere katzenartig wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Crocodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmälich die Flüsse, welche die Ebene südlich begränzen: der Arauca, der Apure und der Payara; so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Crocodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Ein solcher Anblick erinnert unwillkürlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt: vom Ganges bis an den Platastrom, von der afrikanischen Meeresküste

bis zur Gebirgsebene des Antisana, welche höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nordische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem anderen Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und Crocodile bedroht! Aber nicht die Crocodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben 5 — 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritucu mußte einst verändert werden, weil sich die Gymnoten in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furth ertranken. Auch fliehen alle anderen Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht hier elektrisches Feuer aus dem Schooße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen, und sich verschlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmälich läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmälich ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpune verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dieß ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist, was durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt, was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: alles wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls, fließt aus Einer Quelle; alles schmilzt in eine ewige, allverbreitete Kraft zusammen.

57.

Tod und Leben.

Eine Parabel von **Fr. Rückert.**

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborst'nen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern,
Und seinen Zustand d'rauf bejammern. —
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder;
Dann blickt er in den Brunnen nieder,
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der d'runten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunterfallen sollte.
So schwebend in der Beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, d'ran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar,
Schwarz eine, weiß die and're war.
Er sah die Schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zaus'ten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu seh'n, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Noth,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameeles Wuth
Und nicht den Drachen in der Fluth,
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' in's Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen
Und unter sich den Drachen lauschen
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen;

Sie däuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer' auf Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen. —
Du fragst: „Wer ist der thöricht Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?"
So wiss', o Freund, der Mann bist du;
Vernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kameel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth;
Du bist's, der zwischen Tod und Leben,
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
Dich sammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend,
Die weiße, Wurzel untergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere, Sinnenlust,
Daß du Kameel, die Lebensnoth,
Daß du im Grund den Drachen, Tod,
Daß du die Mäuse, Tag und Nacht,
Vergissest und auf nichts hast Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

58.

Belohntes Vertrauen auf Gott

von E. Veith.

Als eine bewährte Heldin des Gottesvertrauens und der aufopfernden Liebe mag als Beispiel eine fürstliche Jungfrau, Maria von Braganza, genannt werden, die im 16. Jahrhunderte lebte. Mehr als die ungewöhnliche Fülle von Kenntnissen, die sie sich erworben, indem sie in den alten Sprachen, in der Philosophie ihres Zeitalters und in der heiligen Schrift wohl bewandert war, schmückten sie eine hohe Reinigkeit der Sitte und eine seltene Güte des Herzens. In ihrer aufrichtigen und lautern Frömmigkeit hatte sie sich's zum Brauche gemacht, manche auserlesene Stellen der Schrift und der Väter auf kleine Papierblättchen zu schreiben, die sie auf ihren Arbeitstisch legte, um oftmals ihr Auge darauf zu wenden, und in gottgefälliger Gesinnung sich zu befestigen. Was sie damit gewonnen und wie lebhaft und innig diese Uebung gewesen, gab sich bald zu erkennen, als sie dem berühmten Alexander Farnese verlobt und von einem zahlreichen Gefolge begleitet, die Reise nach Italien antrat. Kaum war die Flotille, die diesem Zuge diente, auf hoher See, als ein Orkan losbrach, der die Schiffe zerstreute, und nur eines von denselben, vielfach beschädigt und mit zertrümmerten Masten, in die Nähe des Hauptschiffes trieb, in welchem die Prinzessin sich befand. Das lecke Fahrzeug

begann schon zu sinken; das Geschrei der Unglücklichen, die ihre Hände zum Himmel erhoben, ging ihr zu Herzen, sie rief dem Grafen Mansfeld, der die Flotte befehligte, und bat ihn dringend, sich den Verunglückten zu nähern, und sie in's Schiff aufzunehmen, bevor sie versänken. Der Befehlshaber versicherte trocken, daß ein solcher Versuch nicht ausführbar sei, ohne sie selbst und ihre Begleiter in die augenscheinlichste Gefahr zu stürzen; der Capitän und die übrigen Führer bestätigten seine Aussage als Sachkundige, die hier die erste Stimme hatten. Was sollte die geängstigte Fürstin thun? Mochte sie sich damit begnügen, den Untersinkenden ihr Mitleid zu weihen, ihnen eine milde Thräne nachzusenden in die salzigen Fluthen? Ihre große Seele wendete sich mit Vertrauen zu Gott empor; auch hier, auf den Höhen der Wellen und Wasserberge, behauptete sie den Standpunkt von Moriah; wie Abraham einst, nach dem Ausdrucke des Apostels, hoffte sie gegen die Hoffnung. Mir aber, sprach sie zu den Lenkern des Schiffes, weissaget mein Geist, sofern wir mit Muth unsern Gefährten zu helfen suchen, werde Gott dieses Werk so wohlgefällig sein, daß seine Güte dadurch sich aufgefordert sehen wird, uns Alle zu retten. Sie sprach aber diese Worte mit so innigem, freudigen Vertrauen, daß der Befehlshaber, einer höhern Art von Weisheit nachgebend, nichts mehr einzuwenden wagte, sondern schleunigst die Anstalten traf, um die Verunglückten in Booten abzuholen. Kaum waren sie alle an Bord, als das zertrümmerte Schiff schon in die Fluthen versank, aber fast in derselben Minute legte sich auch der Sturm, und die zerstreute Flotte sammelte sich wieder, um ohne ferneren Unfall die Fahrt fortzusetzen.

Welch' eine selige Freude mochte nun das Herz dieser wahrhaft fürstlichen Frau belohnen, dafür, daß sie das Opfer ihrer eigenen Sicherheit nicht gescheut, zur Rettung so Vieler, die schon als Opfer des Todes zu betrachten waren!

59.

Der Feldcaplan

von J. Ch. v. Zedlitz.

Ein Priester wallt durch's Leichenfeld,
Ein waffenloser Pilger,
Ein frommer milder Gottesheld,
Ein Retter, kein Vertilger.

Und wo ein Mann im herben Schmerz
Verblutet an den Wunden,
Hat er mit Trost gestärkt sein Herz,
Mit Linnen ihn verbunden.

Und wo am heißesten der Kampf,
Im dichten Kugelregen
Steht er gehüllt in Pulverdampf
Und spricht den Sterbesegen.

Einst rannten sich die Schützen an,
Die Büchsen sprüh'n Verderben,
Da sinkt getroffen hin ein Mann
Auf's Schlachtfeld, um zu sterben.

Und hineilt, eh' der Geist entflieht,
Der Priester voll Erbarmen
Und hält ihn, der verscheidend liegt,
Empor in seinen Armen.

Die Kugeln sausen nah und fern,
Doch Er reicht auf die Reise
Dem Sterbenden den Leib des Herrn,
Die süße Himmelsspeise.

Da ruht der Kampf; die beiden Reih'n,
Sie stehen fern geschieden
Und schauen ernst und schweigend d'rein,
Und halten Gottesfrieden.

Doch als der Held sein Werk vollbracht,
Des Todten Seel' entflogen,
Da brausen wild wie erst der Schlacht
Getrennte, blut'ge Wogen.

60.

Der Brunnen des heiligen Gangolfus

Eine fränkische Sage von L. Bechstein.

Der heilige Gangolfus hatte die Milseburg zum Lieblingsort seiner Verehrung ausersehen, und es war sein Wunsch und Wille, daß viele Menschen auf den geheiligten Berggipfel wallfahrten sollten, daher schien es nöthig, daß zur Labe der frommen Pilger und Bittgänger mindestens ein Brunnen am Berge fließe. Da kam nun eines Tages der Heilige nach Fulda, und sahe da in dem Garten eines Bürgers einen überaus frischen und klaren Brunnquell springen, den er für geeignet hielt, auf der Milseburg zu fließen. So trat er denn zu dem Eigenthümer des Gartens und redete ihn an mit der Frage, was der Brunnen kosten solle? Der Bürger zu Fulda war ein Schalk; er lachte innerlich über diese Frage, und dachte bei sich selbst: den Brunnen willst du ihm wohl verkaufen, aber nicht den Platz; forderte daher einen leidlichen Preis für den Brunnen, und der gute Heilige zahlte, was jener forderte, und sprach: Nun ist der Brunnen mein! — Ja, der Brunnen ist Dein, antwortete der Bürger höhnisch; aber der Platz, darauf er quillt, ist mein und bleibt mein, den habe ich Dir nicht mit verkauft. Meinte Wunder, wie er den Gangolfus angeführt habe. Doch der heilige Mann ging hin, und kaufte sich einen Kasten von Holz, den ließ er voll von dem Wasser des Brunnens laufen, und so wie der Kasten voll Wasser war, so hörte der Brunnen auf zu fließen, zu des Bürgers großem Schrecken. Ohne diesen weiter eines Wortes zu würdigen, trug der Heilige seinen Kasten auf die

Milseburg, und goß ihn eine gute Strecke unterhalb des Gipfels aus. Da entstand alsbald jener kühle, klare und erquickende Brunnen, der unversiegbar und weit und breit in der ganzen Gegend berühmt ist, und bis auf den heutigen Tag der Gangolfsbrunnen heißt.

61.

Die Gründung Frankfurts

von A. Kopisch.

Die besten seiner Helden lagen in Sachsen todt,
Da floh Karolus Magnus, der Kaiser, in großer Noth.

„Laßt eine Furt uns suchen längshin am schönen Main:
O weh, da liegt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein!"

Nun betete Kaiser Karol auf Knien an seinem Speer:
Da theilte sich der Nebel, eine Hirschin ging daher.

Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Rand:
So machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt.

Hinüber zogen alle, wie Israel durch's Meer,
Die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.

Da schlug der Kaiser Karol mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt."

Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
Damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.

Doch dort am Main erpranget nun eine werthe Stadt,
Die reich ist aller Güter und edle Bürger hat.

Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Karols Kron,
Und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron.

Da briet man ganze Rinder, es strömt' der Fülle Horn,
Es schöpfte jeder Arme sich Wein aus reichem Born.

Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal:
Mit Kaiserbildern wurden die Wände bedeckt im Saal.

Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum:
Kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildniß Raum.

Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
Die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat.

62.

Gott, das Ziel aller Wissenschaften

von H. v. Bayer.

Was den menschlichen Geist seit Jahrtausenden treibt und bewegt, rastlos zu suchen und zu forschen, ist die ihm innewohnende unvertilgbare Sehnsucht nach Erkenntniß der Gründe alles Dessen, was ihn entweder in den räthselhaften Gestalten und Erscheinungen der Aussenwelt umgibt, oder, was geheimnißvoll in seinem Innern vorgeht. Nicht zufrieden, die nächsten Gründe gefunden zu haben, steigt er aber zu immer höheren Erkenntnißquellen auf, bis er endlich einsieht, daß zu seiner vollen Befriedigung die Kenntniß des letzten und höchsten, des Grundes aller Gründe nöthig sei.

Ist es nun auch der geistigen Kraft des Menschen nicht gestattet, dieses Höchste zu fassen und zu begreifen; so wird er doch unwiderstehlich immer wieder darauf hingeführt. Nach allen vergeblichen Anstrengungen, auf anderen Bahnen volle Befriedigung zu finden, nach den seltsamsten Abwegen und Verirrungen sieht er sich immer wieder an der Stelle angelangt, auf welcher ihm nichts mehr übrig bleibt, als Gott, den er anerkennen muß, ohne ihn erklären zu können. Schon in den Schriften der erleuchtetsten Weisen des Alterthums finden sich Spuren und Andeutungen dieses Endepunktes aller wissenschaftlichen Forschungen und in den Werken der größten Denker späterer Jahrhunderte ist das Bekenntniß, daß alle menschliche Speculation zuletzt an diesem Punkte anlangt, wiederholt auf das Bestimmteste ausgesprochen. Schon Baco von Verulam sagte: „Die nur mit äusseren Lippen gekostete Philosophie führt von Gott hinweg, die mit vollen Zügen geschöpfte führt zu ihm hin"; — und Einer der neuesten Denker, Wilhelm von Humboldt, bestätiget diesen Ausspruch mit den Worten:

„Alles wahre Wissen führt zu Gott."

Diese Bemerkung gilt übrigens keineswegs nur von der Philosophie allein, sie gilt von allen Wissenschaften, die Naturwissenschaft nicht ausgenommen.

Zwar kann sich die letztere wegen der materiellen Beschaffenheit und unendlichen Mannigfaltigkeit der ihrer Beobachtung und Erforschung zunächst dargebotenen Objecte geraume Zeit auf nützliche, lehrreiche und in-

teressante Weise beschäftigen, ohne auf den letzten Grund der Dinge zurückgehen zu müssen. Allein in der weiteren Entwickelung bleibt doch auch ihr der Moment nicht aus, in welchem sie wahrnimmt, daß zur Lösung gewisser Probleme weder Fernrohr, noch Mikroscop, noch chemische Mittel mehr hinreichen; in welchem auch sie sich gedrängt fühlt, den erdwärts gesenkten Blick nach oben zu erheben: und je größer die Masse des angehäuften Materials, je zahlreicher und scharfsinniger die empirischen Erklärungsversuche und Hypothesen in ihrem Gebiete werden, desto näher ist jener Moment.

Einen sprechenden Beweis hiefür liefert die Wendung, welche die Behandlung der Naturwissenschaft in der neuesten Zeit, wenn auch nicht allgemein oder vorherrschend, so doch bei einzelnen geistvollen Bearbeitern derselben genommen hat. Vielleicht nie hat diese Wissenschaft, was die Sammlung von Erfahrungen und Versuchen, die Schärfe der Beobachtungen auch des geringfügigsten empirischen Details, und die Verbesserung der hiezu dienenden Instrumente und Hülfsmittel betrifft, so ausserordentliche Fortschritte gemacht, als seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts. Allein gerade diese Ueberhäufung mit einem von Jahr zu Jahr unübersehbarer werdenden Detail, das für den einzelnen Forscher dadurch entstehende peinliche Gefühl der Unmöglichkeit, diese Masse je zu bewältigen, vor Allem aber die Wahrnehmung, daß, so tief man sich auch in die Materie versenkt hatte, doch immer noch etwas übrig blieb, was eben so wenig, vielleicht noch weniger erklärbar war, als das, was man durch das Gefundene erklärt zu haben glaubte, — erzeugte allmählig das Bedürfniß, in dem Vielfachen und Zerstreuten die Einheit wieder herzustellen; und die wissenschaftlichen Versuche, diese Aufgabe zu lösen, führten neuerdings zu dem Urheber der Natur, — zu Gott zurück.

63.

Der Unbekannte

von Anast. Grün.

Durch das enge Thor des Städtchens
Zieht ein alter Bettler fort,
Niemand, ach, gibt ihm Geleite,
Lebewohl und Abschiedswort.

Nicht verräth die graue Wolke,
Daß sie Gottes Botschaft trägt;
Nicht verräth der rauhe Felsen,
Daß er Schachte Goldes hegt;

Und dem kahlen Baum im Winter
Seht ihr's auch nicht an sogleich,
Daß er einst so fröhlich grünte
Und an Blüth' und Frucht so reich.

Von dem Mann am Bettelstabe
Hätt' es Keiner wohl geglaubt,
Daß er einst in Purpur strahlte,
Kronumglänzt das stolze Haupt.

Meuter rissen ihm die Krone
Und den lichten Purpur ab,
Reichten ihm, anstatt des Scepters,
Einen morschen Wanderstab.

Und so wallt er schon seit Jahren,
Ungegrüßt und ungekannt,
Mit dem schwergebeugten Haupte
Durch so manches fremde Land.

Müde, todesmüde sinkt er
Unter einen Blüthenbaum,
Von den Zweigen eingesungen
In den tiefen, ew'gen Traum.

Menschen, die vorüber gingen,
Sprachen da in stillem Gram:
Wer ist wohl der arme Alte,
Der so elend hier verkam?

Doch Natur mit lichtem Auge
Hat den Schläfer wohl erkannt,
Und ein friedliches Begängniß,
Wie's dem König ziemt, gesandt.

Blüthenkränze weh'n vom Baume
Ihm als Kron' auf's Haupt herab,
Und zum Scepter übergoldet
Sonne ihm den Bettlerstab.

Rauschend wölben sich die Zweige
Ueber ihm als Baldachin,
Und den königlichen Purpur
Deckt das Abendroth auf ihn.

64.

Das Schifflein der Buße

von **J. Geiler** von Kaisersberg, † zu Straßburg 1510.

Welches ist das Schifflein darinnen wir überfahren sollen über das sorgenvolle und gefährliche Meer der Welt und kommen zu dem himmlischen Jerusalem? Ich antworte und spreche, daß es nichts Anderes ist als: Buße wirken, ein christlich Leben, das Kreuz Christi, oder ein gekreuzigtes Leben. Dieses Alles nehme ich hier für Eines, denn hievon sagt ein Lehrer, daß das ganze Leben eines Christenmenschen nichts Anderes sei, denn ein Kreuz, ist aber das nicht ein Kreuz und ein gekreuzigtes Leben, ohne Unterlaß zu widerstehen den fleischlichen Begierlichkeiten, dem Zorn, der Rache und Völlerei, dem Haß und andern Lastern? Ist auch das nicht ein Kreuz, liebhaben den Feind, Gutes thun, denen die uns hassen, und beten für unsere Verfolger? Das ist, siehst du, das

Schifflein darinnen wir können überfahren und anders nicht. In dem Schifflein sollen wir selig werden und in keinem andern, welches Schifflein nichts anderes ist als ein gekreuzigtes christliches Leben, das ist eine ewige Bußfertigkeit.

Des Schiffs soll man sich erfreuen und darin Ehre suchen, als da gethan hat St. Paulus da er sprach: Weit sei von mir, Ehre zu suchen als nur allein im Kreuze unsers Herrn. Also auch St. Andreas, da er sollte hinfahren zu dem himmlischen Jerusalem, sah er an dieses Kreuz, grüßte es aus ganzem Herzen und sprach: O du gutes Kreuz, du hast empfangen Schönheit und Zierde von den Gliedern des Herrn, nimm auch mich hinweg von den Menschen und überantworte mich meinem Meister, auf daß der mich zu sich nehme durch dich, der mich erlöst hat durch dich; ich komm zu dir zuversichtlich und fröhlich also, daß du auch mich mit Freuden empfangest. Was darf ich aber erzählen von Paulus und Andreas, die sich dieses Schiffleins erfreuten, da doch die Mutter, die heilige Kirche, auch auf den heutigen Tag öffentlich singet: Wir müssen uns erfreuen und Ehre suchen in dem Kreuz unseres Herrn Jesu Christi, darinnen unser Heil ist, unser Leben und Auferstehung, denn durch den Herrn sind wir selig gemacht und erlöst worden. Denn durch das gekreuzigte Leben unseres Herrn Jesu Christi, das er geübt hat, und dadurch, daß wir ihm gleichförmig werden durch tägliche Uebung, werden wir selig und erlöst von der Gefahr dieses Meeres und kommen dadurch zum gelobten Lande, dem himmlischen Jerusalem. Denn das Leiden Christi ist nicht für sich allein, sondern nur mit unserer Theilnahme die Ursache unserer Erlösung, wie dieß auch bewähret Augustinus, wenn er spricht: Der dich erschaffen hat ohne dich, wird dich nicht selig machen ohne dich; darum ist es Noth, daß wir mitwirken und selbst besteigen das Schiff der Buße. Dieß ist das Schifflein, das uns bereitet hat der Sohn des Werkmeisters, Christus unser Herr, ein wahrer Sohn des wahren Werkmeisters, des Schöpfers der ganzen Welt, Himmels und des Erdreichs. Darum spricht er im Evangelio: Mein Vater der wirkt bis hieher und ich wirke mit ihm. Er ist auch als Sohn erachtet worden des zeitlichen Werkmeisters Joseph. Darum sprachen die Juden im Evangelio: Ist nicht der des Zimmermanns Sohn? Dieser Werkmeister ist der sehr kundige Zimmermann, ja er ist selbst die Kunst und Weisheit seines Vaters, durch welchen alle Dinge gemacht sind, wie Johannes spricht. Aber nicht allein sind sie gemacht durch ihn, sondern nach dem

Falle wiederum hergestellt, denn ein jeglich Ding wird, nachdem es gefallen ist, durch die Kunst, die es gemacht hat, wiederum hergestellt und gemacht. Darum ist gar heilsam und angemessen das Wort Fleisch geworden, auf daß alle Ding wieder hergestellt würden durch den sie gemacht sind, wie uns anzeigt St. Thomas. Dieser Zimmermann, der Schöpfer der Welt, hat, als er alle Dinge gemacht, bloß ein Wort gesprochen und sie sind geworden; er war noch nicht umgürtet mit dem Schurzfell der Menschheit. Aber da er sollte wiederum herstellen die Welt nach dem Falle, hat, er sich umgürtet als ob ihm hier größere Arbeit bevorstünde, und ist daher erfunden worden als ein Mensch, denn viel mehr hat die Wiederherstellung der Welt erheischt als ihre erste Schöpfung. Wenn du mir aber das nicht glauben wolltest, so nimm zum Zeugen St. Bernhard, welcher also spricht: Bin ich ganz und gar Schuldner dem, der mich gemacht, was wurde ich dann schuldig dem, der mich wieder hergestellt hat; und wieder hergestellt, spreche ich, in solcher Gestalt, denn ich bin nicht so leicht wieder hergestellt als ich gemacht worden bin, daher ist nicht allein von mir, sondern auch von allen Dingen, die da gemacht sind, geschrieben: Er hat gesprochen und sie sind geworden. Aber der mich bloß mit einmaligem Sprechen gemacht hat, hat, als er mich wieder hergestellt, wahrlich viel geredet, wunderbarliche Ding gewirkt, und harte Ding gelitten, und nicht allein harte, sondern auch ungerechte Ding, was soll ich daher wieder geben Gott meinem Herrn für alle Dinge, die er mir wieder gegeben hat. In dem ersten Werk hat er mich mir gegeben, in dem zweiten sich selbst und da er sich selbst hat gegeben, hat er mich mir wiederum gegeben. Das sind die Worte St. Bernhardi. Darum habe ich gesagt, er hat sich umgürtet mit dem Fell der Menschheit, als er wiederum hat machen wollen die Dinge, die er zuvor gemacht hatte. Also hat uns dieß Schifflein bereitet der Sohn des Zimmermanns; so wie er in diesem Schiff von seiner Geburt an für uns Buße gewirkt und Tugend geübt hat, so hat er auch zuletzt es versucht und geprüft ob es geschickt sei zu fahren in das gelobte Land, da er gehangen ist ausgestreckt am Stamme des Kreuzes; wie ein Zimmermann, der einen Galgen macht, ihn versucht, ob er ihm und den andern gerecht sei, so hat es auch der Herr gethan, damit er uns Beispiel gebe und Muth mache, einzugehen in das Schifflein. Wieder spricht St. Augustinus: Christus, unser Herr, hat verachtet alle irdischen Güter auf dieser Erde, damit er uns zeige, wie sie alle zu verachten seien, und hat gelitten alle

zeitlichen Uebel, die er uns auferlegt hat zu leiden, damit wir nicht in solche zeitliche Güter unsere Seligkeit setzen und nicht die Widerwärtigkeiten für unselig erachten.

65.

Drei Aehren

von Aug. Stöber.

Aus der Klosterkirche schleichet bangen Tritts ein bleicher Mann,
Seine Haare sträuben wild sich — ach, daß er nicht beten kann!
Hat mit frevelhaftem Sinnen frech geraubt das höchste Gut,
Und ihn treibet das Verbrechen und es starret ihm das Blut.

Also zieht er fluchend fürder, kaum daß noch sein Stab ihn hält,
Bebend greift er nach der Hostie, wirft sie scheu ins Aehrenfeld.
An drei Halmen bleibt sie hangen — Bienlein flogen schnell herbei,
Bauen emsig drum die Waben, summen sanfte Melodei.

Aus den süßen Brombeersträuchen zieh'n sie frischen Honigsaft,
Können gar nicht ruh'n und rasten, fühlen schon die Himmelskraft.
Und allnächtlich schweben Klänge leise flüsternd um den Ort,
Blumen öffnen sich und lauschen, Lüftchen trägt die Klänge fort.

Und die Wand'rer, die vom Thale still betreten jene Höh'n,
Fühlen mild ihr Herz erschlossen, Himmelswonnen sie umweh'n.
Betend wallt herauf ein Priester, weihet die beglückte Stelle,
Bald umschließen die drei Aehren eine heilige Kapelle.

Fromme Einfalt trägt das Wunder weithin über Thal und Höh'n,
Manch' ein Waller aus der Ferne naht mit heißem, stillen Flehn'.
Freundlich schaut das Kirchlein nieder, die drei Aehren jetzt genannt,
Streuet reichen Erndtesegen auf das schöne Alsaland.

66.

Der Münster von Straßburg

von N. Vogt.

Der Münster von Straßburg, welcher von dem Bischofe Werner aus dem Hause Habsburg erbaut wurde, ist unstreitig das sprechendste Denk-

mal von dessen glänzender Regierung sowohl, als auch der rheinischen Baukunst. Da jener mächtige Prälat schon seiner Familie das Stammschloß von Habsburg erbaut hatte, wovon sie auch den Namen annahm, war er nun auch darauf bedacht, eine Kirche zu errichten, zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau, denen er seine Macht und seinen Reichthum zu verdanken hatte. Im Jahre 1015 legte er den Grund zu dem großen, herrlichen Gebäude, aber der Plan dazu war so ungeheuer, daß es nur nach drei Jahrhunderten, und dennoch nicht ganz vollendet werden konnte. Wer den ersten Riß dazu entworfen habe, ist in den Jahrbüchern von Straßburg nicht wohl zu finden, aber die wunderbare schöne Form des Portals und Thurms ist aus dem schöpferischen Geiste der Meister Erwin von Steinbach und Johann Hülz von Köln hervorgegangen.

Die Kirche selbst wird wohl an Größe von jener zu Köln übertroffen; aber das Portal mit seinem bis zum Himmel aufstrebenden Thurme ist jederzeit für das erste Meisterstück im gothischen Style angesehen worden. Mit unzähligen Säulen, Gesimsen, Schnörkeln, Thürmchen, Fratzen- und Heiligen-Bildern erhebt sich das Ganze, wie ein steinernes altes und neues Testament, oder wie eine Jacobsleiter, zu den Wolken, und führt so das Auge und Herz durch die ganze biblische- und Kirchengeschichte hindurch zu dem Vater, der in dem Himmel thronet und seinen Sohn in der irdischen Hülle herabgesandt hat.

Der Boden, worauf die Kirche steht, ist mit erlenen Pfählen und einem mit zerstoßenen Kohlen zubereiteten Letten festgeschlagen worden; auf diesem ruhen die Grundmauern siebenundzwanzig Schuh tief in der Erde. Die Seitenwände und Gewölbe streben mit ihren verrankten Fenstern kühn auf zum Dache. Fünf Thüren führen zum Eingange, drei an der vordern, zwei an den Nebenseiten. Unter jenen ist die Hauptthüre die herrlichste und kunstreichste sowohl an Form als Bildung. Auf der Spitze ihres Dreiangels erscheint Gott der Vater, unter ihm die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde, und unter dieser der König Salomo auf seinem Löwenthrone sitzend und mit andern Figuren umgeben. Das Thürgestelle hat fünf sich nach innen verjüngende Bilderordnungen. Die äußerste Reihe enthält die Schöpfungsgeschichte, die zweite in sechszehn Abtheilungen jene des alten Testaments, die dritte in vierzehn Bildern die Apostel- und erste Kirchengeschichte; die vierte in zwölf Bildern die Evangelisten und Kirchenlehrer, die fünfte endlich in zehn Vorstellungen die Wunder Christi. Das Ganze ist von vielen Engeln umgeben, welche mit verschiedenen mu-

sikalischen Instrumenten die Herrlichkeit Gottes besingen. Die Thüre selbst hat doppelte Flügel, hölzerne von aussen, metallene von innen. Letztere sind mit vielen Bildern und Schnitzwerk geziert und künstlich gearbeitet. Zwischen derselben erhebt sich ein Tragpfeiler mit dem Bilde der heiligen Jungfrau. Ueber der Thüre ist in vier Abtheilungen die Lebensgeschichte Jesu vorgestellt. An beiden Seiten stehen zwölf Bildnisse von Schriftgelehrten und Propheten.

Hinter dem obern Gestelle der Hauptthüre leuchtet in der Kirche die große Fensterrose, mannigfaltig verschlungen und durch die schönste Glasmalerei glänzend. Sie hat im Umkreise hundertundzwanzig, im Durchschnitte dreiundvierzig Schuhe. Zwischen den äußeren Stellungen der Thüren waren die Könige Klodwig, Dagobert und Kaiser Rudolph von Habsburg zu Pferd abgebildet, sie sind aber während der französischen Revolution, wie noch viele andere Bildnisse, zerschlagen worden.

Das größte Meisterstück des Münsters ist der Thurm. Wie eine pyramidalische Pappel schwingt er sich in mehreren Aesten und Blättern über den heiligen steinernen Hain zum Himmel empor. Von dem Grunde aus beträgt seine Höhe vierhundertundneunzig Werkschuhe und einen Zoll; als eigenes Gebäude aber erhebt er sich von dem Platze, welcher sich hoch über dem großen Portale breitet, und der Grund von zwei Thürmen gleicher Art werden sollte. Zwischen den Säulen steigt man an den vier Ecken auf doppelten Schneckenstiegen bis zu seinem Kranze auf und ab; über demselben bis zum Knopfe auf freien Treppen. Er ist durchaus durchsichtig und von seiner Spitze an bis zum Fußboden der Kirche kann man ihn durchschauen. Vierhundert und einundsechszig Jahre gingen vorüber, ehe das große Kunstwerk vollendet war, und zwanzigtausend Menschen wurden erfordert, um daran zu bauen. Selbst die Tochter Meister Erwins hat mit eigener Hand zu seiner Verschönerung beigetragen. Auf einem Bilde der Seitenthüre, den heiligen Johannes vorstellend, liest man folgende Verse als Beweise ihrer Arbeit und Kunst:

Schenke o Herr deine göttliche Gnade der frommen Sabine.
Durch ihre Hand bin ich rauher Stein zum Bilde geworden.

67.

Geistliches Lied

von Novalis.

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung!

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel sel'ges Kind,
Schaffend im Gesang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen ewig lichten Flammen
Längst verstiebte Funken hier zusammen.

Ueberall entspringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut;
Ew'gen Frieden uns zu stiften,
Taucht er in die Lebensflut;
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte,

Lasse seine milden Blicke
Tief in deine Seele geh'n,
Und von seinem ew'gen Glücke
Sollst du dich ergriffen seh'n.
Alle Herzen, Geister und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreist nach seinen Händen,
Präge dir sein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüthe nach dem Sonnenschein;
Wirst du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.

Unser ist sie nun geworden;
Gottheit, die uns oft erschreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime rasch geweckt,
Und so laß im vollen Gottes-Garten
Treu uns jede Knosp' und Blüthe warten.

68.

Der Rhein

von G. B. Mendelsohn.

Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein! Nicht auf seine Größe; viele andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn weit an Länge, Breite, Wasserfülle, an kolossaler Ausdehnung ihres Gebiets; nicht einem aber ist ein so edles Ebenmaaß beschieden, so richtige Verhältnisse, so vollständige Entwicklung; nicht einer sieht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint.

In dem erhabensten und herrlichsten, centralen Gebiete des mächtigen Alpengürtels hangen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rhein ihre vollen tobenden Gewässer zusenden. Wo sie aus dem Gebirg hervortreten, da beruhigen und läutern

sich diese ungestümen Alpensöhne in etwa fünfzehn der größten und schönsten Seen; — unergründlichen, smaragdnen Becken, hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umkränzt; einer fast, wie das Meer, unabsehbar. Krystallhelle Fluthen entströmen diesen Seen in raschem, doch schon ruhigerem Lauf. Bald in einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und friedlich dahin, durch lachende Fluren, an stattlichen Schlössern, hohen Domen, kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe Waldgebirge winken lang aus blauer Ferne, spiegeln sich dann in dem herrlichen Strom, bis er die weite, schrankenlose Ebene betritt, und nun dem Schooße des Meeres zueilt, ihm mächtige Wasserspenden zu bringen, und sich dafür in seinem Gebiet ein neues Land zu erbauen.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier, und froher Hirten; an seinen Mündungen zimmert ein eben so freies, dabei reiches, kunstsinniges, gewerbfleißiges, unternehmendes Volk seine schwimmenden Häuser, welche die fernsten Länder und Meere beschiffen, und einst beherrscht haben. Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seinen Mündungen hätte? den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Wasserfülle und Breite, so hat der Rhein klare, immer volle sich fast gleich bleibende Fluthen, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer von einander schiede, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüber reichte. Mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint er, als ein bewegter Wasserspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wässerige Oede, mit nebligen Ufern.

Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittleren Europas. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das südliche Deutschland. Seine oceanische Niederung schiebt sich zwischen dem Norden Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein, und führt zu den britischen Inseln hinüber. Aus der schönen Stromebene des mittleren Rheins, einem bergummauerten Centralgebiet führen natürliche Wasserstraßen durch lange, enge Felsenthore zu reichen, herrlichen Landschaften, tief in das innerste Deutschland und Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf der rechten Seite verbinden Franken und Lothringen. Der Rheinstrom selber aber und seine Ufer sind die große Han-

dels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Berührungen aller zwischen den verschiednen Gliedern des europäischen Staatensystems werden.

69.

St. Ritza

von K. Simrock.

Jenseits Koblenz wohnte Ritza
Einsam, von der Welt geschieden,
Jenes frommen Ludwigs Tochter,
Aber frommer selbst als dieser.
Immer Morgens, wenn die Glocken
In St. Kastors Kirche riefen,
Schritt sie auf des Rheines Wellen
Freudig hin, vor Gott zu knieen.
Gerne trugen sie die Wellen,
Denn ihr Herz war reich an Frieden,
Und im gläubigen Gemüthe
Wuchs ihr nur Vertrau'n und Liebe.
Berge könntet ihr versetzen,
Hättet ihr Vertrau'n und Liebe!
Ueber Meere sicher wandeln,
Wär euch Zuversicht beschieden.
Also ging die fromme Ritza,
Wie auf salz'ger Flut die Kiele,
Und des Rheines Schmeichelwogen
Freundlich ihren Fuß umspielten,
Trocknen Fußes ging sie täglich
Nach St. Kastor und hinwieder,
Und verdoppelt blickt' ihr Antlitz
Aus des Stromes glattem Spiegel.

Aber einst, da wildgehoben
War die Flut, und Stürme bliesen,
Wollte Zagen sie beschleichen,
Zweifel ihren Muth besiegen.
Standen Reben da am Ufer,
Sich um Kieferpfähle schmiegend,
Riß sie einen aus der Erde,
Daß er ihr zum Stabe diene;
Setzt den Fuß dann auf die Welle,
Und die Welle will sie wiegen,
Aber nur dem Pfahl vertrauend
Hält sie ängstlich sich an diesen:
Sieh, da sinkt ihr Fuß zu Grunde
Und der Stab versagt die Dienste,
Wasser spült um Knie und Hüfte
Und noch sinkt sie tief und tiefer.

Da in Todesnöthen dachte
Sie des Heilands, der gebieten
Kann dem Sturme sich zu legen,
Und der Flut gemach zu fließen.
Aus den hoch gehob'nen Händen
Schleudert sie den Schaft der Kiefer,
Streckt sie flehend zum Erlöser,
Neues Glaubens voll, und siehe,
Wieder heben sich die Wogen,
Und der wilden Flut entstiegen,
Tritt sie mit dem Fuß die Welle,
Schreitet fürder triumphierend
Und gestärkt im Glaubensmuthe
Naht sie bald dem sichern Ziele.

In St. Kastor wirkt noch Wunder
Was der Welt von ihr geblieben;
In der Schaar der Sel'gen Gottes
Ist der Stuhl ihr angewiesen.

70.

Gegen den Vorwurf des kleinlichten Charakters der kirchlichen Ceremonien

von J. v. Görres.

Man hat der katholischen Kirche zugemuthet, sich des äußeren Reichthumes „von Lichterchen und Bilderchen und Kleiderchen und symbolischen Begehungen als leeren Tandes“ zu entschlagen und die Frage auf den Boden des innerlichen Heiligthums der Kirche zu versetzen. Wir lassen uns das Letzte gern gefallen, müssen jedoch gegen das Erste Einspruch thun. An diese symbolischen Begehungen, in Mitte der Lichterchen und unter der Umhülle der Kleiderchen knüpft sich nämlich die ganze Feier des würdigsten Gottesdienstes, der je bestanden; es knüpft sich daran der ganze Festkalender, den die gesammte Christenheit in ihrer immer sich wiederholenden Umkreisung der Sonne der Ewigkeit, jedes Jahr immer wieder auf's Neue in allen seinen Häusern und Zeichen und Aspecten durchläuft. Und wie es im Physischen geordnet ist, daß jedesmal, wenn die Erde an einem bestimmten Punkte ihres Umlaufes angelangt, an gewiesener Stelle bestimmte Blüthen ihre Blumenkronen freudig öffnen, und vor dem Lichtgestirn ihre duftgefüllten Kelche zum Dankopfer ausgießen; so wiederholt es sich auch in dieser anderen Jahresbahn. An geordneter Stelle erblüht nämlich auch hier, dem in Gemessenheit geneigten Lichtstrahle jener höheren Sonne, in der Kirche über alle Erde immer auf's Neue dieselbe Festblume, die um Mitternacht knospend, und mit dem steigenden Gestirne sich mehr und mehr öffnend, um den Mittag den vollen Blätterschmuck entfaltet; und dann am Abend ihn wie zum Schlafe wieder zusammenfaltet; um zur anderen Mitternacht ihre Stelle einem anderen Blühen einzuräumen. Aus allen aber, wie sie eine um die andere aufgesproßt, windet sich der Kranz zusammen, in dem das gerettete Geschlecht seit unfürdenklichen Zeiten, alljährlich in sinnreicher Symbolik, Blüthe an Blüthe fügend, dem Heilbringer und Lichtspender in geheimnißvoller Blumensprache seinen Dank ausspricht. Wieder knüpft sich an die Liederchen, die in diesen Begehungen erschallen, die ganze kirchliche Tonkunst; sei es, daß im Chorale ihre Harmonien, in großen Tonmassen gesammelt, in würdig gehaltener Bewegung, gleich dem ebbenden und fluthenden Meere, vorschreitend und rückschreitend in großer Majestät aushallen; sei es, daß sie, in Begeisterung geflügelt, gleich Springwassern in

Psalmen überhoch in zahllosen Strahlen ansteigen, und im Rückfalle dann in einem Adernnetze sich zusammenflechten, in dem die Töne verfangen, den ganzen Reichthum ihnen einwohnender Farbe zur Lösung auslassen müssen; sei es endlich, daß sie, kleineren Quellbächen vergleichbar, in Fest- und Marienliedern durch die kirchliche Aue rinnen, und jeden zu ihnen niederneigenden Halm und den ganzen Schmelz der Umgebung spiegeln. Und es fluthet, springt und rinnt Reinigung, Sühne und Gnade in allen diesen Strömungen, die Kirche aber steht am Quellbrunn und schöpft fort und fort; jeder erhält seinen Theil nach Bedürfniß, Maß und Verständniß, und jeder gewinnt seine Genüge. Die Bilderchen zuletzt, an sie ist die ganze bildende Kunst gewiesen, und sie hat gerade ihr Bestes hier geleistet. Die Baukünstler haben nämlich der Kirche über jenen großen Säulenstellungen jene Unzahl von Domen aufgebaut; die Bildner haben diese innen und außen mit ergossenen, erhauenen und ergrabenen Bildern ausgeschmückt; die Maler haben darauf ihren Formen- und Farbenreichthum an Altären, Wänden und Gläsern ausgelegt, und um alle die Herrlichkeit schmiegt sich in reicher Fülle wie der Blätterschirm einer Palme, so der Glockenklang, der von der Höhe der Thürme sich allumbreitet. Das ist ein Reflex der Gottesschöne, die ihrerseits wieder die Gotteswahrheit umwebt; wo die eine in ganzer Reinheit zugegen ist, muß sich sofort auch die andere ohne Verzug herzufinden, damit beide in rechter Güte sich verbinden.

71.

Ueber den Einfluß der Kirche im Mittelalter

von Fr. Böhmer.

Nachdem die Zeiten des Mittelalters so lange verkannt worden sind, hat man sie zuletzt nicht selten zu sehr erhoben. Wenn damals auf der einen Seite die Kräfte des Gemüths sich in wunderbarer Fülle und Tiefe entfalteten und unsterbliche Gebilde schufen, so ist auf der andern Seite doch auch eine reichliche Zuthat von Barbarei nicht zu verkennen. Ich rechne dahin den gewaltthätigen Charakter des Volkes, und ganz besonders den kindischen Wankelmuth, die kurzsichtige Selbstsucht und die rohe Käuflichkeit, welche zumal bei den weltlichen Fürsten sich zeigen. Ich erinnere namentlich an den Mangel an Gemeinsinn, ja ich möchte fast sagen an Ehre, bei den Königswahlen. —

Dem barbarischen Wesen der weltlichen Herrschaft stand sehr verschieden gegenüber die Kirche. Fast ausschließlich bei ihr war Charakterfestigkeit, Ueberblick, Ordnung. Erzogen durch Entsagung und Regel, gebildet in der Anschauung der Religionsgeschichte, von dem Hirtenleben der Patriarchen bis zu den Schicksalen der Apostel und Heiligen, vertraut mit den evangelischen Lebensregeln, täglich geübt in der bedeutungsvollsten Gottesverehrung, hob sich die Geistlichkeit hoch empor über die Weltlichen, deren überschäumende Kraft sie nun zu zügeln hatte durch Beispiel und Predigt, durch Einsicht und Beharrlichkeit. Wir können uns diese Aufgabe kaum schwierig genug denken. Im Bemühen ihr zu genügen wuchs aber auch die Kraft. Während damals aus den niedern Stufen der Priesterschaft die großen Ordensstifter Franciscus und Dominicus hervorgingen, folgten sich auf dem päpstlichen Stuhle selbst die ausgezeichnetsten Männer: Innocenz III., Honorius III., Gregor IX. und Innocenz IV., ohne daß bei den drei ersten nach der Beisetzung des Vorgängers die Wahl des Nachfolgers länger als einige Stunden auf sich warten ließ. Als ein noch viel zu wenig beachtetes Denkmal dieser Größe sind die Kirchen- und Staatsschriften der päpstlichen Curie übrig, welche an Form und Gehalt Alles übertreffen, was in diesem Fache jemals geleistet wurde. Die Herrlichkeit der Kirche, und ihre Regenten, als der Statthalter Christi auf Erden, zeigte sich, wann auf Ostern in Rom aus allen christlichen Ländern Pilger und kirchliche Würdenträger zusammenströmten und dann auch am Gründonnerstage die Namen derjenigen verkündet wurden, die sich unwürdig gemacht hatten, fernerhin der christlichen Genossenschaft anzugehören. Neben der ausgebreitetsten Gesetzgebung, Rechtssprechung und Verwaltung, zu deren Behuf von Zeit zu Zeit allgemeine Concilien gehalten wurden, stand damals als höchstes Ziel die Wiedergewinnung des heiligen Landes. Diese war ein Unternehmen, welches die Gesammtheit der christlichen Völker zu gemeinsamem Handeln verband, und welches im Gegensatz von fast Allem, was sonst geschah, nicht auf Selbstsucht, sondern auf Aufopferung beruhte. Die reinigende Kraft, welche solchergestalt „die liebe Reise" auf die Zeitgenossen ausübte, liegt uns jetzt weniger klar vor, als die Unzahl der Schwierigkeiten, mit denen sie damals verbunden sein mußte. Wie der Antrieb von der Kirche ausging, so gewährte sie auch durch Besteuerung des Kirchenguts einen großen Theil der Mittel, und überwachte und lenkte sie durch Ansetzen und Handhaben von Tag und Stunde des Aufbruchs das Zusammenwirken der einzelnen Kräfte.

Zu dieser Leitung war sie von der weltlichen Gewalt selbst aufgefordert, und das Unternehmen wäre aller Wahrscheinlichkeit nach gelungen und hätte damals, als schon in Constantinopel lateinische Kaiser herrschten, die Christianisirung aller Küsten des Mittelmeeres zur Folge gehabt, ohne das täuschende Hinschleppen, das herrische Eingreifen und das offene Gegenwirken Friedrich II.

72.

Bruchstücke aus dem Rheinmärchen

von C. Brentano.

Als der König von Mainz die Mäuse losgeworden war, bestellte er ein großes Fest in Mainz, bei welchem er den hohen, dreibeinigen Galgen ganz mit Ratzen benageln ließ. Dann ließ er von Stroh einen Mann machen und ihm einen Mäusepelz anziehen, und eine Frau von Lumpen ebenso gekleidet, die ließ er an den Galgen hängen. Nachdem der böse König sein Fest begangen hatte, kam die Nachricht nach Trier, der Prinz Rattenkahl und seine Mutter hätten eine gar traurige Hochzeit in Mainz gehalten; denn der König habe sie an den hellen, lichten Galgen gehängt, und die Kinder hätten sie noch dazu ausgepfiffen. — Nun hatte Rattenkahl noch einen kleinen Bruder, der Mausohr hieß, dem wurde das auch erzählt, und er kam darüber in einen solchen Zorn, daß er gar nicht wußte, was er anfangen sollte, und man mochte ihm sagen, was man wollte, so schrie er immer: „die bösen Kinder, die meine Mutter und meinen Bruder ausgepfiffen, will ich strafen.“ — Mausohr wartete, bis es Nacht war, und schnarchte von ganzem Herzen, daß der Hofmeister glaubte, er schlafe ganz fest und auch einschlief.

Da stand aber Mausohr auf und nahm sich einige Stücke Brod und sein A B C-Buch mit und schlich sich eilends zur Stadt hinaus gegen Mainz zu.

Er lief die ganze Nacht durch einen dichten Wald, und da er gegen Morgen auf eine Wiese kam, wodurch ein Bach floß, legte er sich in's hohe Gras, ein wenig zu schlafen. Kaum aber hatte er ein wenig geschlafen, als er durch ein großes Geschnatter erweckt wurde; er guckte sich um und sah einen Storch mit großen langen Beinen auf der Wiese anmarschirt kommen und hinter ihm drein liefen viele, viele Kinder, die sich um den Storch herumstellten und ihre Lektion hersagten.

Der Storch schrie: A — B: ab, B — A: ba — Abba und so fort schrien es ihm die Kinder immer nach, und wenn eins nicht ordentlich antwortete, schlug er tüchtig mit seinem Schnabel darauf los, daß sie gewaltig schrien.

Dem Prinz Mausohr machte dieß viel Vergnügen und er fing auf einmal an laut zu lachen, worauf die Kinder auch lachten: so daß der Storch ganz böse ward und tüchtig auf sie schlug; da fingen die Kinder alle an zu schreien: „dort sitzt einer, der macht uns lachen.“ — Da lief der Storch so schnell gegen den Prinzen, daß er über ihn stolperte und hinfiel, worüber die Kinder wieder sehr lachten; darüber ward nun der Storch dermaßen unwillig, daß er gewaltig zu klappern anfing und eben dem Prinzen Mausohr einen rechten Schlag mit dem Schnabel geben wollte; dieser hielt ihm aber sein A B C-Buch vor, worauf ein großer Storch abgebildet war, und da der Meister Langbein dieß sah, gerieth er in die größte Verwunderung, und machte die lustigsten Sprünge um den Prinzen Mausohr. „Herr Storch!“ sagte nun Mausohr, „seien Sie nicht böse auf mich, daß ich gelacht habe, aber es hat mich ein Gräschen in die Nase gekitzelt, und ich will Ihnen auch mein A B C-Buch schenken, auf welchem Sie so schön abgebildet sind.“ Der Storch war hierüber sehr vergnügt und gab den Kindern Spieltag, die das kaum gehört hatten, als sie schnell und lustig in den Wald fortliefen. Nun unterredete sich der Storch recht artig mit Mausohr. Dieser fragte ihn, wer ihn denn zum Schulmeister gemacht habe, und der Storch erzählte ihm, sein Vater sei hier im Lande auch Schulmeister gewesen, und sein Groß- und Urgroßvater auch; denn da er den Leuten die Kinder bringe, so müsse er sie ihnen auch unterrichten; denn die Bauern hier herum seien nie zu Hause, und immer in der Fremde Korn zu schneiden, so hüte er einstweilen das Dorf, das hinter dem Walde liege und führe die Wirthschaft, Sonntags predige er auch. Dann ließ er sich von Mausohr das A B C-Buch expliciren und hatte eine große Freude daran. Nun fragte Mausohr ihn noch: „Bester Herr Schulmeister, wie machen Sie es denn, daß die Kinder ihnen gehorchen? — „Ei,“ sagte der Storch, — dahinten am Bache, da steht ein Rohrgarten, welcher mir gehört, den hat mein Urgroßvater noch gepflanzt, und wenn ich mir von dem Rohr eine Pfeife schneide und darauf pfeife, müssen mir alle Kinder nachlaufen, wohin ich will.“ „Könnten Sie mir wohl für mein A B C-Buch so eine Pfeife schenken?“ sagte Mausohr. — „Mit Vergnügen,“ sagte der Storch

und lief fort und brachte ihm bald eine sehr schöne Pfeife, worauf Mausohr sich ihm empfahl und ihm versprach, wenn er glücklich von seiner Reise zurückkehre und sehe, daß er die Kinder aus dem A B C=Buche gut unterrichtet habe, wolle er ihm einen warmen Weck mitbringen, worüber der Storch vor Freude wieder hoch in die Höhe hüpfte und ihn mit großem Geklapper verließ.

Mausohr steckte seine Pfeife sehr vergnügt in seine Mütze, denn er trug eine hohe Mütze von weißen Mäusepelzen und ging munter auf Mainz los.

Unterwegs wünschte er seine Pfeife zu probiren, als er auf eine Wiese kam, wo ein Gänsejunge und ein Gänsemädchen Hirsenbrei mit einander aßen. Er that aus der Ferne nur einen Pfiff auf seiner Pfeife, als sie ihren Brei verließen und auf ihn zurannten.

Nun, dachte er, will ich die bösen Mainzer Kinder, die meinen Vater und meine Mutter ausgepfiffen haben, so auspfeifen, daß sie mir nimmer mehr hinein kommen sollen, und indem er so dachte, setzte er ein Bein so schnell vor das andere, daß er die Thürme der Stadt bald vor Augen sah. Nun konnte er sich vor Unwillen gar nicht mehr halten und marschirte munter in die Stadt hinein.

Er ging nach dem Schloßplatz hin, und je näher er kam, je stärker hörte er ein Geschrei und Gepfeife. Da trat er um die Ecke herum und sah den ganzen Platz voll Kinder mit Pfeifen und Schreien den hohen Galgen umgeben, an dem, wie er glaubte, seine Mutter und sein Bruder hingen, und da fing er heftig an zu weinen.

Als er mit seiner hohen Husarenmütze unter die Kinder trat, welche auch allerlei bunte Sonntagsmützen, aber doch keine solche aufhatten, versammelten sich viele um ihn und fragten ihn, wo er herkäme und wer sein Vater sei, und wo er die schöne Mütze her habe und warum er weine. Da nahm sich Mausohr zusammen und sprach: „Kennt ihr denn nicht die Petersklause?“ — „O ja!“ — schrien alle Kinder — „die liegt gleich da unten im Rhein.“ — „Nun da bin ich her; ich bin des Peters von der Petersau sein Sohn, und heiße Peterchen und mein Vater ist König von der Petersau; er macht dieselben Petermännchen, um die man sich Aepfel, Nüsse und Birnen kaufen kann.“

„Ach!“ — sagten die Kinder, — „da möchten wir auch sein und uns die Taschen mit Petermännchen füllen; aber wo hast du denn die schöne hohe Pelzmütze her, macht die dein Vater auch?“ — „Ja wohl!“

sagte Mausohr — „da ist kein Kind bei uns, das nicht eine solche Mütze hat, und auch viel schönere, mit goldenen Quasten und einem Federbusch drauf; das ist nur meine Reisemütze.“ „Ei! da bist du ja sehr glücklich!“ — sagten die Kinder — „warum hast du denn geweint?“ — „Geweint“ sagte Mausohr — „hab ich vor Zorn über die Leute, die da am Galgen hängen, die euch so vielen Schaden gethan; ei potz tausend, die haben schöne Mäusepelze an, da könnte mein Vater euch Allen Mützen davon machen, wenn er sie auf der Petersau hätte.“

„Hört einmal ihr Knaben!“ — sagte da ein Schornsteinfegerjunge, — „wenn uns nur die Mädchen nicht verrathen, die Kerls mit den Pelzen wollt' ich bald herunter haben, und dann nimmt sie Peterchen mit zu seinem Vater und läßt uns Mützen daraus machen.“ „Ei! ihr wollt uns immer als Verräther ausschreien,“ — sagte da ein Schulmeisters Töchterchen, — „wir tragen auch gerne Pelzmützen, und wenn ihr uns auch welche machen lassen wollt, so soll keine Seele was davon wissen.“ „Ja gewiß nicht, ja gewiß nicht!“ schrieen alle die andern Mädchen. „Was sollen wir aber sagen,“ versetzte der Schornsteinfegerjunge, „wenn uns die Eltern fragen, woher die Mützen, wohin da die Pelznickel gekommen sind?“ „Ei!“ — sagte das schlaue Mägdlein, — „wir sagen, die Pelznickel seien fortgeflogen, und die Mützen wären vom Himmel herab geregnet; wissen die Eltern doch auch nicht, wo die Mäuse hergekommen.“ — „Ja, ja!“ — schrien da alle — „so geht es an, herunter, herunter mit den Pelznickeln!“ und mit einem Sprunge kletterte der Schornsteinfegerjunge den Galgen hinan und wollte sie schon abschneiden und herunterplumpsen lassen; aber Mausohr schrie ihm zu: „Lieber! laß sie nicht so hart fallen, daß der Pelz nicht zerreißt; habt ihr keinen Wagen, auf dem wir sie nach dem Rhein fahren können, wo ein Kahn steht?“ — „Da neben unterm Schloßthor steht dem König sein kleiner goldener Gartenwagen, auf dem er sich täglich von zwei großen Hunden im Garten herum fahren läßt,“ schrie das Söhnlein des Leibkutschers, — „den wollen wir holen, er ist sehr leicht,“ — und somit liefen gleich Einige nach dem Wagen.

In wenigen Augenblicken stand er unter dem Galgen; der Schornsteinfegerjunge schnitt zu, und alle beiden Figuren fielen so schön gerade hinein, daß sie wie lebendige Menschen zu sitzen kamen; so oft aber eine herunter fiel, schrien alle Kinder: „Viktoria!“ und Mausohr drückte die Augen zu, denn er glaubte noch immer, es sei seine Mutter und sein

Bruder, und das Fallen könne ihnen wehe thun. — „Nun fort an den Rhein!" — schrie Mausohr; die Knaben zogen, die Mägdlein drückten, Mausohr ging voran.

Als sie ans Wasser kamen, stand hinter einem Busch der hochzeitliche Kahn mit schwarzen Wimpeln; er ließ die Strohmänner darauf legen, spannte die Segel auf; die Kinder standen in einem langen Kreis am Wasser hin; da Alles zur Abfahrt fertig war, ergriff Mausohr mit einer Hand das Steuer, mit der andern nahm er seine Pfeife aus der Mütze und sagte: „Nun ihr Mainzer Knaben und ihr Mainzer Mägdlein! weil ihr denn diesen Ehrenleuten, die hier im Kahne ruhen, so manch Liedchen gepfiffen, will ich euch wieder eins pfeifen; kommt mit! kommt mit! damit mein Vater euch das Maß zu den Pelzmützen nehmen kann;" und somit begann er ein Liedchen auf seiner Pfeife, indem er vom Land abfuhr, zu blasen, so wunderbar lustig und traurig, daß die Kinder erst alle zu lachen und zu weinen und endlich zu tanzen begannen, und sich immer mehr und mehr an das Wasser drängten und endlich gar hinein sprangen und drin herum walzten; und immer ferner fuhr Mausohr mit dem Kahn und die Kinder sprangen immer lustiger in's Wasser; anfangs hielten sie noch die Kleiderchen in die Höhe, um sich nicht naß zu machen, bald stand ihnen das Wasser bis an den Hals und dabei sangen sie beständig mit dem beweglichsten Ton:

Ach Gott und Herr im Himmelreich!
Ach liebster Vater und Mutter mein!
Wir armen Kinder allzugleich,
Wir müssen sterben in dem Rhein!
Ach Hilfe! Hilfe! Hilfe!

Ach hätten nun und nimmermehr
Die Mützen wir gesehen an;
Du rächest Dich auch gar zu schwer,
Du falscher, böser Petermann!
Ach Mütze! Mütze! Mütze!

Ach Peterchen, Herrn Peters Sohn,
Des Königs von der Petersau,
Du nimmst gar theuren Mützenlohn,
Du nimmst das Maß gar zu genau.
Ach Peter! Peter! Peter!

Die Pfeife bläst du gar zu mild,
Die Pfeife bläst du gar zu wild;
Die Erde weicht, das Wasser schwillt,
Und uns mit Nacht die Augen füllt,
Ach Pfeife! Pfeife! Pfeife!

Mausohr aber blies immer heftiger zu, und schon sah man von den meisten Kindern nichts mehr, als ihre Hüte und Hauben, und der Gesang ward stets schwächer, denn es ertranken immer mehrere.

Das große Geschrei lockte die schöne Prinzessin Ameley herbei. O wie erschrack sie da, als sie die vielen Kinder sah, die wie unsinnig in den Rhein hineintanzten, und alle waren schon drin, außer ein kleines,

hübsches Mägdlein, Ameleychen genannt, das sie aus der Taufe gehoben hatte; dieß hüpfte noch allein am Ufer herum und schürzte schon sein Röckchen und streckte sein Füßchen gegen das Wasser, um hinein zu patschen; da wollte die Prinzessin es noch geschwind an dem Röckchen zurückziehen, aber in demselben Augenblick stimmte Mausohr ein neues Lied auf der Pfeife an, das so durchdringend lautete, daß auch die schöne Ameley zu tanzen anfing und mit sammt dem kleinen Mägdlein in dem Rhein versank. — Lebt wohl ihr armen Kinder! Gott erbarme sich euer! ihr habt schwer für die Treulosigkeit des bösen Königs und euren Muthwillen gebüßt. — —

Unter den Armen von Mainz war auch eine gute Frau, die Marzibille hieß; ihr Mann war ein armer Fischer, und sie hatten ein sehr schönes Töchterchen gehabt, das Ameleychen hieß und mit den andern Kindern ertrunken war, gerade dasselbe Kind, welches Prinzessin Ameley ihr aus der Taufe gehoben hatte, und welches dieselbe aus dem Rhein zurückhalten wollte, als sie auch versank. Die arme Marzibille kam traurig nach Haus, steckte ihre Lampe an, kniete an ihren kleinen Hausaltar und flehte unter heftigen Thränen zu Gott um Barmherzigkeit für das Elend der ganzen Stadt und für das ihrige.

Als sie so eine zeitlang geweint und gebetet hatte, hörte sie etwas neben sich pfeifen, und da sie sich umsah, saß ein kleines weißes Mäuschen neben ihr, das sie gar wohl kannte; es war zahm und ihr kleines Ameleychen, als es noch lebte, hatte immer mit ihm gespielt; seit dem Tode des Kindes aber hatte sie in ihrem Schmerz nicht mehr auf das Thierchen geachtet. Kaum hatte sie das Mäuschen angesehen, als auch ein kleines Goldfischchen lebhaft in dem Wasserglase schnalzte, in welches Ameleychen es gesetzt hatte, dem es von selbst, als es einst am Rheine spielte, in den Schoß gesprungen war.

„Ach Gott! ach Gott!“ — sagte Marzibille — ihr lieben kleinen Spielkameraden meines armen Ameleychens, ihr habt wohl rechten Hunger; ach! mein Kindchen ist nicht mehr da, das euch immer fütterte, mein Mann sitzt im Kornhause und ist vielleicht auch schon verhungert, und ich selbst habe nichts mehr als diese harte Brodrinde; denn das Fischen hilft nichts mehr, die Leute wollen keine Fische mehr essen, seit die Kinder alle ertrunken sind; ich kann es ihnen auch nicht verdenken, denn ich könnte keinen Fisch mehr essen, wenn ich auch verhungern müßte, aus Angst, ich möchte ein Fingerchen in dem Fische finden, das er vielleicht

meinem armen Kinde abgebissen hätte; aber wartet, ich will meine Brodkruste mit euch theilen; so lange ich nicht Hungers sterbe, sollt ihr es auch nicht, weil ihr so schön mit meinem seligen Ameleychen gespielt habt. Da sie aber die harte Brodrinde eben zerbrechen wollte, richtete sich die kleine Maus sachte in die Höhe und sagte: „Frau Marzibille! hör' sie mich an und das Fischlein streckte den Kopf aus dem Wasser und sagte auch: „Frau Marzibille! hör' sie mich an." — Da war die gute Frau sehr erschrocken, erholte sich aber endlich und sprach:

„Weißmäuschen! sprich du zuerst, weil du mich zuerst angepfiffen" — und das Weißmäuschen sagte:

„Gute Werke, guter Lohn;
Gott auf hohem Himmelsthron,
Der den Menschen schuf auf Erden,
Ließ die kleine Maus auch werden.

Wer in allgemeiner Noth
Mit den Thieren theilt sein Brod,
Wer mitleidig und geduldig,
Dem sind Dank die Thiere schuldig.

Suche nach in meinem Loch
Vielen Weizen hab' ich noch,
Weil ich mir für harte Jahre
Immer reinlich etwas spare.

Ameleychen gab mir Brod,
Ameleychen ist nun todt,
Und du theilst die harte Rinde,
Weinst mit mir ob deinem Kinde.

Lasse Mutter nun mich frei,
Führ' ich Glück der Stadt herbei;
Gib mich frei, Frau Marzibille,
Dir zu lohnen, ist mein Wille."

Also sprach die kleine Maus recht schön deutlich und stammelte nicht einmal, und Frau Marzibille konnte sich der Thränen nicht enthalten, als das Mäuschen so artig von ihrem lieben ertrunkenen Töchterchen sprach: „Mein liebes Weißmäuschen" — sprach sie — „herzlichen Dank für deine Dankbarkeit; ich will deinen Weizen annehmen und kleine Kuchen daraus backen, und wo die Noth am größten ist, auch Anderen davon geben; deine Freiheit kannst du nehmen, wenn du willst; du bist mir ein liebwerther Gast gewesen, und wenn du mich wieder besuchen willst, und ich lebe noch, so will ich dir alles Liebe anthun, was ich kann; aber ich möchte dir noch etwas auf die Reise mitgeben, wenn ich nur was hätte." Da suchte die gute Marzibille überall herum, endlich fand sie an dem Weihnachtsbaume Ameleychens eine kleine Zuckerbretzel hangen, die gab sie dem weißen Mäuschen, und aus vier Haselnußschalen machte sie ihm vier kleine Schuhe unter seine Pfötchen, und so lief die Maus klipper klapper ab.

Nun wendete sich Frau Marzibille zu dem Goldfischchen in dem Glase und sprach: „Was hast du, kleines Fischchen! der armen Marzibille denn zu sagen? ach! ich weiß es wohl, Ameleychen hat dich ganz besonders lieb gehabt, weil du ihm einstens am Rhein freiwillig in den Schoß gesprungen bist." — Da sprach das Goldfischchen also:

„Ich bin aus dem Rhein gesprungen
Deinem Kinde in den Schoß,
Als es süß ein Lied gesungen,
Ward zu ihm mein Wunsch so groß:

Daß ich aus den blauen Wellen
Zu dem blonden Engel sprang
Und wir wurden Spielgesellen,
Zeit und Weil ward mir nicht lang.

Aber jetzt die Stunden schleichen
Und ich sehne mich zur Fluth,
Wo dein liebes Ameleychen
Mit den andern Kindern ruht.

Sieh, ihm fehlen dort Bekannte
Und es wird gar blöde sein;
Aber ich hab viel Verwandte
In dem alten grünen Rhein.

Ameleychen will ich lehren,
Wie sie sich verhalten muß;
Lasse d'rum mich wiederkehren
Zu dem Kinde in dem Fluß.

Wenn ich Ameleychen finde
Und es ist gesund und roth,
Komm' ich wieder her geschwinde,
Bringe Trost dir in der Noth.

Wenn ich es gestorben finde,
Leg ich's in ein Marmorgrab;
Halt von deinem blonden Kinde
Alle bösen Hechte ab.

Sonntag früh komm du gegangen
Auf die Stelle an den Rhein,
Wo das Kind mich hat gefangen,
Rufe nur dem Goldfischlein.

Und sogleich ich zu dir schwimme
Durch die kühle Fluth geschwind
Und dir saget meine Stimme
Von dem blonden lieben Kind."

„Ach Goldfischchen! Goldfischchen!" — sagte Marzibille, du bist doch gar zu treu und gut; gleich will ich dich in den Rhein tragen; ach! wenn es möglich wäre, daß Ameleychen noch lebte, daß ich es jemals wiedersähe, — aber ich möchte ihm doch etwas mitschicken: ein weißes Hemdchen, Halstuch und Strümpfe und sein Sonntagsröckchen, kannst du ihm das wohl bringen? — „O ja" — sagte der Goldfisch — „leg nur einen Stein hinein, wirf es nach mir in den Rhein."

Und nun packte die gute Marzibille ein schönes Hemd, Strümpfe und das Sonntagsröckchen und ein Paar schöne neue rothe Schuhe zusammen und legte ein Zettelchen dazu, darauf stand:

„Lebst du noch,
So bete fromm;
Bist du todt,
In Himmel komm;
Bitt die lieben Engelein
Daß auch ich bald komm hinein;
Dieses ist der einz'ge Wille
Deiner treuen Marzibille.

Und nun trug sie schnell das Fischlein mit dem Glas an den Rhein, warf es mit einem Lebewohl hinein und dann das Bündelchen, und rief ihm noch tausend Grüße hintennach an das blonde Ameleychen und ging hoffnungsvoll nach Haus.

„Ach," sagte an einem Sonntagmorgen der Fischer zur Marzibille „was die Sonne so schön über dem Rhein aufgeht, gehen wir hinaus und rufen dem Goldfischchen, vielleicht bringt es heute Nachricht." Sogleich machten sich beide auf, füllten das Glas des Fischchens mit frischem Wasser, und streuten Brosamen hinein und nun gingen sie, da die ganze Stadt noch schlief, an den Fluß und setzten sich an die Stelle, wo das Fischchen vor einem Jahre dem Ameleychen in den Schoß gesprungen war, und nun rief Marzibille;

„Sonnenschein
Ueber'm Rhein
Goldfischlein
Im Wellenschein.
Sag geschwind
Wie der Wind,
Ob mein Kind
Wolle oder Seide spinnt?"

Siehe, da machte das Wasser einige Ringe, und hopp! sprang das Goldfischlein der Fischerin in das Glas, das sie auf dem Schoß hatte und sprach:

„Seide, Seide, Seide
Spinnt dein Kind voll Freude;
In dem Sonntagskleide
Sitzt es auf dem Wasserschloß
In des alten Rheines Schoß;
Spielt ihm in dem grünen Bart
Mit den kleinen Händen zart;
All' die andern Kinder sitzen
Rings und thun die Ohren spitzen,
Weil der alte Wassermann
Märchen schön erzählen kann;

Und die fromme Prinzessin
Sitzt im Kreise mitten drinn;
Ameleychen läßt euch grüßen
Recht von Kopf bis zu den Füßen,
Danket euch für Rock und Schuh,
Für das Hemdlein auch dazu!

Als der Fischer und die Fischerin diese Worte des Goldfischchens gehört hatten, waren sie ganz außer sich vor Freude; sie liefen geschwind mit dem Goldfischlein nach Hause, deckten ihr Tischchen mit einem weißen Tuch, stellten das Fischlein darauf und setzten sich beide dazu, und nun sprach Marzibille: „Erzähle Fischchen, erzähle"; aber da kam Weißmäuschen auch unter der Wiege hervor und sprang voller Freuden herum, daß das Goldfischchen wieder da war, und sie ließen das Weißmäuschen auf den Tisch springen; und da saß es ganz aufmerksam, und sie hörten alle drei zu, was das Goldfischchen erzählte.

Als ihr mich in den Rhein warft, Frau Marzibille, und das Bündelchen Kleider hinter mir drein, kamen gleich ein paar große Hechte herangeschwommen und glaubten, die rothen Schuhe wären was zu fressen; ich schlüpfte aber in den einen Schuh und hörte wie sie sagten:

„Das ist wieder nur ein Klumpen
Bunter Lumpen,
Mag den Kindern wohl gehören,
Die wir täglich lachen hören,
Die wir gar zu gerne fräßen,
Wenn sie nicht im Schlosse säßen."

Und nun schwammen sie fort; ich war voller Freude, daß ich gehört hatte, die Kinder säßen in einem Schlosse und lachten; doch blieb ich in meinem Schuhe sitzen und lauerte weiter. Sieh, da kamen ein paar dicke Rheinkarpfen anspaziert, ein paar alte Leutchen, sie hatten graues Moos vor Alter auf dem Kopfe wachsen, da sagte die Karpfin zum Karpfen:

Alterchen! das wär' so was,
Zieh das Röckchen an zum Spaß,
Ich will in das Hemdchen schleichen,
Daß wir so den Menschen gleichen,
Und dann schwimmen wir zum Schloß,
Machen tolle Sprünge groß,

Und die Kinder werden meinen,
Daß wir seien, was wir scheinen,
Ich ein Mädchen, du ein Bübchen;
Und sie werden dann, mein Liebchen!
Zu uns vor die Thüre kommen,
Daß wir werden aufgenommen;
Dann paß auf, wie ich dann schnappe,
Einen Jungen mir ertappe,
Du ein Mägdlein magst erwischen,
Jeder soll sich eines fischen.

Der alte Karpfen war ganz bereit zu der Maskerade, die ihm sein närrisches Weib vorschlug, sie half ihm in das Jäckchen und schlüpfte selbst in das Hemd und so schwammen sie lachend, von vielen andern Fischen verfolgt, den Rhein hinunter. Nun wäre mir das eine schöne Gelegenheit gewesen, mit ihnen nach dem Wasserschloß zu kommen; aber ich wollte die schönen rothen Schuhe nicht zurücklassen, und auch ängstlich war es mir, daß sie mit Ameleychens Kleidern auf und davon gingen.

Als ich kaum einige Minuten nachgedacht hatte, was ich anfangen sollte, siehe! da ging der Mond auf und ergoß sein erquickendes Licht von den Rebenhügeln hinab bis auf den Grund des Rheines, und die Fluth schimmerte unter und ober mir wie ein fließender Smaragd, meine goldenen Floßfedern schimmerten, und die rothen Schuhe, in denen ich steckte, glänzten wie eine Koralle; es war mir durch und durch wohl und selig; da rauschte etwas mit den gelben Wellen des Mainstromes an mich heran und bald erkannte ich eine heitere Schaar von Nymphen. Es zogen voraus zwei muthige Jünglinge, der weiße Main und der rothe Main, die kräftigen Söhne des Fichtelgebirges; sie schwammen mit verschlungenen Armen und sangen ein Doppellied; um sie her gaukelten viele schöne Nymphen, ihre Gespielinnen und Bräute; die freudige Urdach, die freundliche Itsch, die lustige Baunach, Leutenbach und Ellern, dann die edle Nordgauerin, die Rednitz mit ihren Gespielen, der kunstreiche Pegnitz, der Wiesent und Aisch, weiter die kluge Saale, und die sinnreiche Sinna, dann die spielende Lohr, und die berauschte Tauber, und zuletzt die liebliche Nidda; alle diese rauschten mit Weinlaub, Früchten, bunten Wimpeln, Harfen und Hörnern geschmückt, um die beiden Jünglinge singend und klingend, mit lautem Jubel in den mondglänzenden Rhein. Als sie über mir waren, sangen sie alle miteinander:

Himmel oben, Himmel unten,
Stern und Mond in Wellen lacht,
Und in Traum und Lust gewunden
Spiegelt sich die fromme Nacht.

Und nun sangen die Brüder der weiße und der rothe Main:

„Aus dem alten Fichtelberge
Rauscht zu dir das Brüderpaar,
Im Gestein die klugen Zwerge
Machten uns manch Märlein klar.

Mit uns ziehen zu dir nieder
Viele Nymphen schön und klug
Und wir bringen alte Lieder,
Alte Märchen dir genug.

Rhein du hast uns eingeladen
In dein grünes Wasserschloß
Zwischen jauchzenden Gestaden,
In den kühlen Felsenschoß.

Und wir wollen jenen Kindern,
Die du drin gefangen hast,
Märchen singend, bald vermindern,
Ihres Heimweh's bittere Last.

Und nun sangen die Nymphen, eine nach der andern:

„Freundlich bin ich, Rodach heiß ich,
Rother Röslein manchen Strauß
Von gebückten Büschen reiß' ich,
Theil' sie frommen Kindern aus,

Ich bin heimlich, heiße Itsche,
Wenn, wo Dorn und Schlehe blüht,
Still ich durch die Felsen witsche,
Lausche ich der Hirtin Lied.

Baunach, Leutenbach und Ellern,
Sind wir, bringen Kiesel rund,
Die wir in den Felsenkellern
Ausgesucht hübsch, glatt und bunt.

Ich bin edel, heiße Regnitz,
Stamme aus dem Nordgau her,
Aisch und Wiesent und die Pegnitz
Tragen meine Gaben schwer.

Aisch bringt rothe Pfaffenhütlein
Wiesenblümlein Wiesent bringt,
Und manch Märlein und manch Liedlein
Wissen wir, das lieblich klingt.

Ich die Pegnitz sinnreich heiter,
Bring den Kindern Spielerei;
Trommeln, Pfeifen, Puppen, Reiter
Führ' aus Nürnberg ich herbei.

Arche Noäh, Gänsespiele,
Pfefferkuchen, buntes Wachs,
Bilderbücher, ei wie viele!
Und manch Liedlein von Hans Sachs.

Ei! die Kindlein werden lachen
Ueber all' den lieben Tand,
Breit' ich erst die schönen Sachen
Ihnen aus im klaren Sand.

Heisa! lustig! Rockenstube,
Jahrmarkt, Niklas, heil'ger Christ,
Freu' dich Mägdlein, freu' dich Bube!
Alles hier beisammen ist.

Ich die kluge Saale heiße,
Bin ein Nixchen wunderbar,
Stell' verwandelt mancherweise
Bald als Kind, als Greis mich dar.

Sinnreich bin ich, Sinna heiß ich,
Wandle durch den Erlenwald,
Und vom Erlenkönig weiß ich
Auch manch Lied, das rührend schallt.

Tauber heiß ich, Reben schwing ich
Trunken in dem Taubergrund,
Und den Kindern Tauben bring ich
Und die Hälse golden bunt.

Und ich heiße Nidda, Nidda,
Im Gebüsch versteck' ich mich,
Rufe immer: Nit da, nit da,
Mit den Kindern neck' ich mich."

Und dann sangen sie wieder alle zusammen:

„Seid gegrüßt ihr Rebenhügel!
Seid gegrüßt ihr Felsenstein'!
Die ihr unter Gottes Flügel
Also süß geschlummert ein."

Und nun wollten sie eben selig den Rhein, der unter dem blauen Sternenhimmel, wie eine herrliche Gruft voll Edelsteinen herausschimmerte, hinabziehen, als die beiden Brüder, weiß Main und roth Main, die rothen Schuhe, in denen ich lauschte, bemerkten und niedertauchend also sangen:

„Aber sieh' da, auf dem Grunde,
Wie das schimmert, sieh' doch zu!
Ei, potz tausend! ein paar bunte
Neue, rothe Kinderschuh!

Ei! die nehm' ich mit geschwinde,
Ehre leg' ich damit ein,
Schenke sie dem frömmsten Kinde,
Das ich finde bei dem Rhein."

Da nahmen sie die rothen Schuhe mit, und ich versteckte mich ganz vorn in der Spitze des Schuhes, damit sie mich nicht etwa herausjagen sollten, und so rauschte ich mit ihnen den Strom hinab, noch immer besorgt, wo der alte Karpfen und seine Frau mit dem Jäckchen und dem Hemde möchten hingekommen sein. Als wir an dem Bingerloch ankamen, wo der Rhein einen tiefen Strudel macht, tauchten die Nymphen unter und wir sahen einen hellen, grünlichen Schein, und je tiefer wir kamen, je heller ward es und endlich erkannten wir schon einige Lichter, und nun standen wir vor einem durchsichtigen, gläsernen Hause; rings war es von unzähligen Fischen umgeben, die dem Lichte nachgezogen, und mit den Nasen an den glatten gläsernen Wänden herumschnupperten, und nicht hineinkonnten; da pochten nun die Jünglinge weiß Main und roth Main leise an, und es fragte ein alter Wassermann drin:

„Ei, wer klopfet, wer ist draus?
Wer klopft an dieß stille Haus?
Wo die Kindlein alle schlafen,
Träumen von den Wolkenschafen,

Seid ihr es, ihr tollen Fische?
Wart' wenn einen ich erwische!"

Aber nun antwortete der Main:

„Thu' auf! thu' auf die grüne Thür!
Der roth' und weiße Main ist hier
Mit vielen holden Wasserfrauen,
Sie wollen nach dem Rheine schauen,
Sie bringen seinen Kinderlein
Manch' Lied und schöne Spielerei'n."

Nun kam der alte graue Wassermann heraus, der der Thorwächter war und sprach:

„Wie viel seid ihr, daß ich zähle,
Daß kein Fisch herein sich stehle?"

Nun sprachen die zwei Brüder:

„Wir zwei Brüder, vierzehn Frauen,
Sechzehn sind wir, du darfst trauen."

Nun sprach der Wassermann, indem er einen nach dem andern hereinließ und mit einem Ruder die Fische, die sich herzudrängten, zurückstieß:

„Leise! leise! plätschert nicht,
Wecket mir die Kinder nicht,
Die da rings in gläsern Wiegen
In dem süßen Schlummer liegen.
Wenn ihr alle seid herein,
Räume ich euch Betten ein.
Ihr kommt wohl zur rechten Zeit,
Von hier sind gereiset heut'
Erst der Neckar und die Lahn,
Ich weis' euch die Betten an,
Wo sie lagen ausgestrecket,
Sie sind alle frisch gedecket.

Leise! leise! plätschert nicht;
Weckt den Vater Rhein mir nicht;
Er dort in der Mitte lieget
Und nachdem er eingewieget
Ameleychen hold ein Kind,
Selbst jetzt stille Träume spinnt;
Folget mir in einer Kette,
Stoßet nicht an jenes Bette
Auf korallenrothen Füßen,
Goldsand füllt die blauen Kissen,
Ameley die Prinzessin
Schlummert d'rin."

Und nun schlüpften die Jünglinge und Nymphen, eines nach dem andern, bei dem Wassermann zur Thüre hinein, und er zählte sie alle. Sieh! da kam auch ein Siebzehnter und ein Achtzehnter; aber der wachsame Wassermann erwischte die beiden bei den Aermeln, und da blieb ihm das Jäckchen und Hemdchen in den Händen, und der alte Karpfen mit seiner lustigen Frau kriegten eine solche Ohrfeige mit dem Ruder, daß sie sich auf den Rücken legten, was bei uns Fischen ein Zeichen des Todes ist.

Nun könnt ihr euch gar nicht denken, welche Herrlichkeiten da zu

sehen waren, die Nymphen machten einen halben Kreis, und gaben uns mit Winken ihr Entzücken zu verstehen. Wir waren unter einem gläsernen Gewölbe, und über uns sahen wir das Gewässer mit Millionen bunter Fische, die sich mit ihren glänzenden Schuppen an das Glas anlegten und mit ihren Goldaugen hereinsahen, so daß die ganze Decke wie tausend Regenbögen durch einander schimmerte; wo sich die Fische wegbewegten, sah man wieder zwischen wunderbaren Felsen die Sterne und den Mond durch die dunkle Fluth leuchten, es war nicht zu beschreiben wie schön. — „Nun, nun" — sagte der Fischer — „du machst es auch gar zu schön, Fische bleiben doch Fische und Wasser Wasser." „Ach," sagte Marzibille, „es ist mir nur lieb, daß es schön ist, ich wollte, es wäre noch tausendmal schöner, wegen Ameleychen, die nun einmal dort ist; aber erzähle fort, Goldfischchen! ich vergehe vor Ungeduld, von meinem lieben Kinde zu hören."

„So sah es aus, wenn man über sich sah," — fuhr Goldfischchen fort — „ein solcher Himmel lag über Ameleychen und den übrigen Kindern. Aber als ich hinabsah, da ging mir das Herz erst auf, und wäre ich schier vor Freuden aus dem rothen Schuh gesprungen! Rund herum ging eine breite Stufe nach der andern hinab, und auf allen standen im Kreis herum eine Wiege, ein Bettchen am andern, und wir sahen in einen Himmel von tausend schlummernden Kindergesichtern; auf der einen Seite des Kreises schlummerten alle Mägdlein, auf der andern alle Knaben. Tief unten aber stand auf der einen Seite ein schönes Bett von lauter Korallen, darauf schlummerte die Prinzessin Ameley; auf der andern Seite stand ein Bett von Felsenstein mit Goldsand gefüllt, darauf schlief der alte Vater Rhein, ein gar ehrwürdiger, großer und starker Greis, sein langer grüner Schilfbart hing von seinem Lager herab über eine artige, gläserne Wiege, und ach Frau Marzibille, wer schlummerte in dieser Wiege?" — „Ach mein blondes Ameleychen," schrie die Fischerin und weinte vor Freude. „Ja Ameleychen schlummerte da," — sagte Goldfischchen, „und lächelte im Traum, und hatte rothe Bäckchen, wie hier, und hatte seine Händchen gefalten wie hier und seine Kleiderchen lagen ordentlich und reinlich zusammengelegt auf dem kleinen Schemel, der bei seinem Bette stand, wie hier."

„Ja es war immer ein gutes und frommes Kind," sagte jetzt der Fischer und weinte auch.

74.

Der Dom zu Köln

von M. v. Schenkendorf.

Es ist ein Wald voll hoher Bäume,
Die Zweige seh' ich fröhlich blüh'n,
Und aus den Wipfeln fromme Träume
Zum fernen Reich der Geister flieh'n.

So kühner Sinn und ernstes Streben,
Das aus den Steinen Blumen treibt,
Es ist der Väter Art und Leben,
Das nimmer auf der Erde bleibt.

Das wollen diese Säulen sagen,
Die himmelwärts die Blicke zieh'n,
Dazwischen, wie in grauen Tagen
Im Eichenhain, die Beter knie'n.

Wo das Geheimniß wird begangen,
Im heil'gen, stillen Dunkelklar,
Ist hoch ein Teppich aufgehangen,
Ein Zelt, voll Bilder wunderbar.

Es ist kein eitles Licht der Sonnen,
Was durch die bunten Scheiben fällt,
Ist Widerschein der ew'gen Wonnen,
Ist Strahl aus einer bessern Welt.

Doch seitwärts winkst du, süße Laube,
Nach der mein Sehnen ewig schaut,
Kapelle, wo der alte Glaube,
Die Lieb' und Wehmuth Hütten baut.

Hier dürfen keine Lieder klingen,
Ob auch die Brust von Liedern schwillt;
Nur schweigend, wo die Engel singen,
Grüß' ich, Maria, hier dein Bild.

75.

Aus dem kölnischen Volksleben

von J. Laicus.

Die Feier der Kirchenpatronsfeste wird in Köln stets mit einer Würde begangen, der ich selten anderswo begegnet bin. Irgend ein hochstehender Geistlicher hält das Hochamt mit großer Ministration, der Hochaltar glänzt von Kerzen und Blumen, von Gold und Silber, die ausgezeichnetsten Prediger halten die Festreden und bei dem spät Abends stattfindenden Tedeum strahlt die ganze Kirche in großartiger Beleuchtung. Für mich den Knaben waren Hochamt und Tedeum die Glanzpunkte, die Feierlichkeiten, bei denen er sich seinen kindlichen Betrachtungen am besten hingeben konnte. Wie oft hat er, wenn die sechs oder acht Chorknaben mit Lichtern, zwei oder vier mit Weihrauchfaß und Schiffchen aus der Sakristei traten und gefolgt von den vier Priestern langsam zum Hochaltar schritten, wie oft hat er dann Gott gebeten, Er möge ihm das Glück

doch auch einmal schenken, Chorknabe sein zu dürfen! Wie hat er oft Alle, Alle beneidet, die zur Verherrlichung des göttlichen Dienstes nur irgendwie mitwirkten, selbst die Musiker, den Organisten. Wie hat sein Auge am Altar gehangen, an die Monstranz gefesselt, indeß sein Herz hörbar schlug und sein Mund unverstandene Worte lallte, so daß der gute Herr Stamm, der treue Freund meiner Kindheit, oftmals flüstern mußte: „Johännchen, bete leiser.“ Und wenn erst bei dem **Tu rex gloriae Christe** (Du, der König der Glorie, Christus) der volle Jubel der Orgel aus allen Registern brach und die Instrumente im fessellosen Triumphchor der Seligen daherbrausten — und wenn nach dem **Tu ad dexteram Dei sedes in gloria patris** (Du zur Rechten Gottes throneſt, in der Glorie des Vaters) über die lautlos stille Menge der Betenden von der Orgel her der Donner des Gerichtes rollte und immer schwerer daher rollte, wenn endlich die Posaunen in langgehaltenen Tönen einfielen, und der furchtbar erschütternde Ton niederrauschte, als müsse er die Gräber sprengen — und wenn, nachdem er eben verhallt war, der Chor demuthvoll und hingeworfen flehte: **Te ergo quaesumus, tuis famulis subveni, quos pretioso sanguine redemisti** (Dich also bitten wir, komme Deinen Dienern zu Hilfe, welche Du mit so köstlichem Blute erlöset hast) — fordere nicht zu schildern, was dann für Gefühle durch meine, wie ja durch aller andern Anwesenden Brust wogten! Willst du sie kennen, so gehe hin, wenn Abends am Feste des heiligen Martinus die ihm geweihte große Kirche die Menge der Gläubigen nicht zu fassen vermag und weit vor den geöffneten Thoren die Andächtigen sich auf der Straße drängen, wenn am Feste des heiligen Gereon die Rotunde seiner Kirche weithin strahlend verkündet, wie die Kirche den Herrn in seinen Heiligen zu ehren weiß — den Herrn, denn Er ist Mittelpunkt, Sein Segen Anfang und Ende der Feier.

Den heitern Festfeiern schroff gegenüber stand die stille, ernste Trauerfeier der Charwoche. Sie wurde eingeleitet durch die Theilnahme an der Prozession des Palmsonntags, welche zwölf arme Greise in neuen, langen Kleidern mit Stäben begleiten zum Andenken an die zwölf Apostel. Die Kleider behalten sie; am Gründonnerstag wäscht der Erzbischof ihnen die Füße, speiset sie und gibt ihnen noch irgend ein Geschenk. Herr Stamm und ich gingen mit der Prozession.

Den kirchlichen Feierlichkeiten der drei ersten Tage der heiligen Woche folgten wir treu. Waren sie vorüber, dann gingen wir am Gründon-

nerstag auf den Platz vor der Kirche, um die Glocken zu sehen, wie sie nach Rom flogen, aber wir kamen zu spät, sie waren stets schon weg. Dafür vertröstete der Herr Stamm auf den Charsamstag, wo sie wiederkamen, aber auch das geschah während des Gottesdienstes, nur der Ersatz trat ein, daß sie auf ihrem Flug eine Düte voll Kuchen in den Garten fallen ließen, den sie aus Rom mitgebracht, und der dann mit Erzählungen des Herrn Stamm gewürzt verspeist wurde. Waren doch alle Glocken von Köln und Deuz und der ganzen Christenheit bei dem Papst zu Gast gewesen, man denke sich die Scene und den alten Herrn mit seiner jugendlichen Phantasie dazu, der ausmalte, wie die Glocken in die Stadt Rom einzogen in einer ordentlichen Prozession, tausend und aber tausend, große und kleine, die alle läuteten und wie der Papst sie zu Tische lud und ihnen bei Tisch immer Schweigen gebieten ließ, weil er sein eigen Wort nicht verstand, wenn sie zu plaudern anfingen u. s. w.

Am Charfreitag sahen wir nach dem Gottesdienst den „Judas" verbrennen und gingen alsdann die altübliche „Römerfahrt," d. h. wir besuchten das Grab Christi in allen Kirchen der Stadt, unterwegs still betend mit entblößtem Haupt. Viele Kirchen wetteifern in der möglichst würdigen und ergreifenden Ausstattung des Grabes, welches vor dem verschleierten Ciborium aufgestellt ist. Alle Straßen durchwandeln zahlreiche Reihen von Andächtigen, den Rosenkranz in der Hand; sind ihrer mehr zusammen, so wird er laut gebetet. Vor dem Grab in den Kirchen knieen den ganzen Tag hindurch die Gläubigen in Gebet und Betrachtung und reiche Opfer liegen an der Erde um das Kreuz. An dem Tage wurde ein Theil der Sparbüchse erhoben und in Pfennige ausgewechselt, und da war es keine kleine Freude, an jedem Grab auch meinen Pfennig hinlegen zu dürfen.

Erhebender, wie die Römerfahrt an den drei letzten Tagen, ist sie in den Nächten des Gründonnerstags und Charfreitags. Alle die, denen ihr Gewerbe oder Anderes am Tage nicht gestattete, die Fahrt zu machen, sammeln sich um zehn Uhr oder auch später an gewissen Punkten um eine aus gemeinsamen Beisteuern gekaufte große Wachskerze, oder auch ohne eine solche, und ziehen in langen Reihen, oft Lichter oder Laternchen in den Händen tragend durch die tiefstillen Straßen der Stadt dahin zu allen Kirchen der „Römerfahrt." Ihre Tageslast wog meist schwer auf ihnen, aber im Hinblick auf die Kreuzeslast des Heilandes gedenken sie ihrer nicht mehr. Mancher von ihnen hatte dazu am Tage kaum ein

Stück Brod, der Hunger nagt an ihm, die eisige Nachtluft dringt durch die wenigen Lumpen, welche ihn bedecken, aber wie viel ärger stand es um den armen Heiland, den mit Essig und Galle getränkten, den fast ganz am Kreuz entblößten! Laut hallen ihre Gebete, laut ihre Gesänge wieder, jene alten Kernlieder voll Kraft, und welche Weihe liegt auf diesen Tönen, die, das hört man ihnen an, aus dem innersten Herzen kommen und wolkendurchdringend emporsteigen. Wahrlich, wer diese Schaaren sieht, wer dies Beten und Singen hört, dem muß neue Hoffnung die Brust schwellen, daß die Stadt noch einmal wieder die heilige werde, wie sie es war, daß der alte, schöne, katholische Geist, dem sie einst ihre Blüthe verdankte, wieder in sie einziehen werde.

Gleich einem Bache, der, je mehr er sich von der Quelle entfernt, rechts und links neue Quellen und Bächlein in wachsender Zahl aufnimmt und so endlich zum Flusse mit breiterm und tieferm Bette wird, so schwellen auch jene Züge an, je weiter sie kommen. Hier und dort, rechts und links öffnet sich, wenn sie nahen, eine Hausthür und Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen treten heraus mit Gebetbuch und Rosenkranz und Laternchen und in die Reihen hinein, oder sie schließen sich auch ihnen an. Betrachte die Häuser näher, in jenem wohnt ein reicher Handelsherr, in diesem ein Rentner, der sich von seinem Geschäft zurückgezogen hat, das dritte ist das einer alten Patrizierfamilie in der Stadt. — Und sieh die Herausgetretenen dir näher an, dort war es eine feingekleidete Frau, die zwischen jenen zwei armen Weibern geht, hier ein Herr im warmen Mantel; die Frau folgt ihm und hinter ihr her kommen die Dienstleute. Dort tritt eine auf der Straße harrende dicht verhüllte Person in die Reihen ein, anderwärts schaaren sich gleich ganze Trupps zu ihnen, die an dieser oder jener Kirchthüre knieten, bis sie heran nahen. So mehrt sich der Zug unabläßig und in gleichem Maß schwillt der Gesang, erhebt sich lauter und flehender das Gebet.

Und hören wir jetzt auch das meistgesungene Lied. Bitten die frommen Pilger um Segen für Haus und Hof, um zeitliches Gut, erflehen sie überhaupt etwas für sich? O nein, das würde der Sinnigkeit wie der Tiefe eines katholischen Herzens widerstreben. Er, der da starb, zu dessen Grab sie wallen, Er starb aus L i e b e für uns, darum kann auch nur die Liebe aus ihnen beten und singen, und zwar jene erhabene katholische Liebe, die nicht nur die mit uns Athmenden und sich Bewegenden umfaßt, die auch noch über das Grab hinaus reicht, der die „Gemeinschaft der

Heiligen" kein leeres Wort ist, die sich mit dieser heut vor Allem verbündet, um der hinübergeschlummerten, unserer Liebe besonders Bedürftigen zu gedenken und für sie am Thron Gottes Fürbitte einzulegen.

Herr Jesu Christ, der Du am Kreuz Dein Blut
Vergossen und gelitten hast den Tod:
Durch Deiner rechten Hand heilsame Wund
Erbarme Dich der Seelen in der Glut!
Erbarme Dich ihrer!
Erbarme Dich ihrer, Herr Jesu Christ!
Der Du am Kreuz gestorben bist!
Erbarme Dich ihrer! Erbarme Dich ihrer!

So fleht im Gebet zu den heiligen fünf Wunden des Herrn die ganze Prozession.

Der Verkehr mit den Nachbarn war eben so lebendig, als echt freundschaftlich. Besonders die ältern von ihnen theilten Freude und Leid mit uns und was einen aus dem kleinen Kreise traf, das traf Alle. Die Kirche schlang um sie ein so festes Band, wie es nichts Anderes auf der Welt zu knüpfen vermag, und sie wetteiferten in der That miteinander, ihre Treue und Liebe zu ihr zu beweisen.

Die Männer waren durchschnittlich gleich dem Vater Bürger von altem Schlag, von gutem Schrot und Korn, die Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatten. Haus und Kirche waren die beiden Mittelpunkte, um welche sich ihr ganzes Leben drehte und die untereinander wieder so eng verbunden waren, daß sich das eine ohne das andere nicht denken ließ; außer ihnen gab es kaum noch etwas, das einigen Werth für sie hatte. An die Politik dachten sie nur dann, wenn dieselbe der Kirche zu nahe zu treten drohte, sonst ließen sie die Herren im Staat machen, was sie wollten, Gott gebend, was Gottes, und dem König, was des Königs war. Ebenso stand es mit den Frauen, den treuesten Bildern der alten deutschen Hausfrau in ihrer tiefen Frömmigkeit, Zucht und Bescheidenheit. Dieser edle Schlag Menschen würde fast auszusterben drohen, wenn nicht die Gesellenvereine ihm Nachwuchs verschafften, darum Heil und Segen ihnen und möge sie jeder nach Kräften durch Gebet und Almosen unterstützen.

Es war ein herzerfreuender Anblick für ein katholisches Herz, wenn

jeden Morgen um fünf oder sechs Uhr beim Läuten der Glocken sich Thür an Thür öffnete und die ehrenfesten Bürger im Wamms, die Frauen im Kattunmantel mit den Kindern heraustraten und mit einander zur Kirche gingen, um die erste heilige Messe zu hören. An fast jedem Hause schloß sich eins an und so wurde es eine halbe Prozession, bis sie zur Kirchthür kamen. Ich ging seit meinem siebenten Jahr meist mit dem Vater und ich meine noch die im Winter nur matterleuchtete Kirche zu sehen und zerstreut in den Betstühlen die andächtigen Beter, die heilige Stille nur unterbrochen durch die Worte des Priesters und das Klingen der Schelle und das leise durch die ehrwürdigen alten Hallen wehende Flüstern der Andacht der frommen Pfarrgenossen. War das letzte Evangelium gelesen, dann erhob der Küster die Stimme zu dem schönen alten Lied:

Alles meinem Gott zu Ehren,
In der Arbeit, in der Ruh!
Gottes Lob und Ehr zu mehren
Ich verlang und Alles thu.
Meinem Gott allein will geben
Leib und Seel, mein ganzes Leben.
Gib, o Jesu! Gib, o Jesu!
Gib, o Jesu, Gnad dazu!

und Alle stimmten fest und freudig ein, während in dem Chor die Lichter des Altars erloschen und die Morgendämmerung durch die Scheiben der alten Fenster schaute.

Unter heitern Gesprächen ging dann der ganze Zug zurück und löste sich nach und nach auf.

Diese Gemeinschaft im Gebet vor Gott konnte nicht ohne Rückwirkung auf das Leben bleiben und so herrschte zwischen Allen eine schöne Art von christlichem Communismus, den man, fürchte ich, jetzt oft vergebens suchen würde. An allen Ereignissen in der Familie nahmen die Nachbarn den lebendigsten Antheil. Den Kranken besuchten sie nach der Kirche jeden Tag und der Arzt, der ihn behandelte, wurde, wenn er seinen Besuch gemacht, an jeder Thür angehalten. Den Gestorbenen geleiteten Alle betend zu Grabe und wohnten den für seine Seelenruhe gelesenen heiligen Messen bei. Der Neugeborne wurde von Allen begrüßt und beschenkt; das Kind, dessen Namenstag war, machte die Runde in der Nachbarschaft und wurde von Allen „gebunden;“ der Neuvermählte fand auf das Freundlichste Entgegenkommen, sobald sein Ruf rein war

und jeder steuerte etwas „den jungen Anfängern" bei. Ich erinnere mich zahlloser Fälle, wo einer oder der andere von den Nachbarn zum Vater kam und die leere Tasche von seinem Wamms umkehrte, oder irgend ein anderes bedeutungsvolles Zeichen machte, indem er fragte:

„Wie stehts, Nachbar, seid ihr bei Geld?"

„Wie viel?"

„Ein Thaler fünfzig oder sechzig," oft auch mehr, in die hundert Thaler.

„Hier Nachbar" — war die Antwort und der Mann dankte und ging seiner Wege ohne Quittung oder Schuldverschreibung. Und hatte der Vater nicht genug, dann gab er, was er konnte und das Uebrige legten die andern hinzu. So ging es auch mit größern Summen. Wohl kam mitunter die Frage: „Wollt ihr nicht ein Scheinchen darüber wegen Lebens und Sterbens?" aber dann lachte man oder man fühlte sich gar beleidigt und schob den Fragenden vor die Thür.

Allerdings gab es dabei Ausnahmen und nicht alle Nachbarn gehörten in diesen schönen Kreis. Ich kann es mir nicht versagen, meine Leser mit einigen von ihnen näher bekannt zu machen.

Da war vor Allen der Nachbar, oder wie er auch titulirt wurde, der Meister Hocks. Er war ein Korbflechter und wohnte uns gegenüber in einem alten Hause. Ich habe ihn nur als Greis gekannt, er mochte tief in die sechzig zählen, aber er war noch rüstig trotz einem Zwanziger.

Die grauwollene Mütze, unter der nur wenige silberne Locken hervorblickten, kam nie von seinem Haupte; nur schob er sie im Sommer mehr zurück, im Winter mehr über die hohe gefurchte Stirn, denn, sagte er, „wer seinen Kopf verwahrt, der verwahrt keine taube Nuß." Seine Augen waren groß und klar und es lag eine seltene Heiterkeit und Unschuld in seinem Blick, die auch sein ganzes Wesen erfüllte und besonders zu ihm hinzog, wenn seinen Mund ein leises Lächeln umspielte; das war immer der Fall, sobald er ein geistliches Lied sang, oder mit uns Kindern scherzte. Er war groß von Gestalt und trug außer Wamms und Schürze noch die alten kurzen Hosen und Sonntags silberne Schnallen auf den Schuhen und am Knie, dazu einen langen blauen Rock. Wenn der Vater im Sommer Morgens um halb fünf Uhr die Läden und die Hausthür öffnete, dann saß der Meister Hocks schon auf seinem Stuhl auf der Straße und schälte Weiden, oder flocht Körbe, indem er mit heiterer Miene sang:

Die ganze Welt, Herr Jesu Christ
In deiner Urständ fröhlich ist.
oder: Wenn mein Schifflein sich will wenden
In den Port der Ewigkeit.
oder: Mein Testament soll sein am End
Jesus, Maria, Joseph!

Er war dabei wie in stiller Gottfreudigkeit ganz in sich versunken und die Hände thaten nur mechanisch die seit fünfzig Jahren gewohnte Arbeit, die ihm stets rasch von statten ging. Er hörte und sah dann nicht und seine Frau mußte immer zu ihm auf die Straße kommen, um ihn zum Frühstück zu holen, auf ihr Rufen blieb er taub. Wenn er alle Strophen eines Liedes zu Ende gesungen, dann hielt er einige Minuten inne und wer dann von den Nachbarn in der Nähe war, dem rief er wohl freundlich zu: „Guten Morgen, Herr Nachbar!“ worauf: „Guten Morgen, Meister Hocks!“ zurück kam. Der Nähertretende fand sich dann bald in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, in dem unschuldiger Scherz helle Funken sprühte, aber die guten Lehren nie fehlten. Diese hatte er vor Allem stets für die „jungen Anfänger“ bereit und die große Verehrung, welche der ehrwürdige Alte genoß, gab ihnen in seinem Munde ein besonderes Gewicht. Er war überhaupt eine Art von Patriarch der Nachbarschaft und wachte als solcher streng über Recht und Sitte. Wenn einer sich einmal ein Räuschchen getrunken und sich in diesem Zustand zu Hause nicht ganz gut aufgeführt hatte, dann vermied er sicherlich am folgenden Tage den Meister Hocks, der seinerseits bald Lunte roch und sich nach dem Schuldigen erkundigte. Dann rückte er, seinen Stock in der Hand, ihm in's Haus und begann lächelnd mit drohendem Finger: „Ich muß euch einmal die Leviten lesen, Nachbar“ und dann redete er dem Freund zwar freundschaftlich aber doch mit väterlich ernstem Nachdruck in's Gewissen; davor fürchteten die Männer sich sammt und sonders.

Meister Hocks war ein lebendige Schatzkammer von originellen Sprichwörtern und Redensarten; aber sein Hauptwort und das für ihn Bezeichnendste, für dessen Wahrheit sein ganzes Leben sprach, war:

„Ein stiller Mund und eine reine Hand,
Die gehen durch das ganze Land.“

Uns Kindern war der alte Meister ein lieber Freund. Wir setzten uns auf die Weidenbündel, die um seinen Stuhl an der Erde lagen und ließen uns von ihm erzählen und vorsingen. Gewöhnlich fing ich dabei

an, sprang zu ihm und bat: „Meister Hocks, erzählt mir was.“ „Warst du denn brav?“ fragte er und wenn ich das bejahen konnte, sprach er: „Nun warte, ich besinne mich.“ Dann schob er die Zipfelmütze und fing an. Sobald das die andern Kinder sahen, kamen sie alle hinzugelaufen, legten sich die Weidenbündel zurecht und gruppirten sich um ihn, die Ellbogen auf den Knieen, das Kinn in den Händen, mäuschenstill. Er hielt einen Augenblick inne, bis der dadurch entstandene Lärm vorbei war, dann fuhr er meist fort, wo er mit mir stehen geblieben war. Nun ging das Bitten und Schreien los: „Ach Meister Hocks, noch einmal anfangen!“ Um die Kinder zu necken, sagte er dann wohl: „Der Pastor hält dieselbe Predigt nicht zweimal,“ und that, als wolle er fortfahren; aber dann schrieen sie alle noch ärger und hingen sich an ihn und ruhten nicht, bis er ihnen ihren Willen that.

Wie das Leben des alten Meisters so war auch sein Tod musterhaft.

Eines Morgens saß er nicht auf seinem Stuhl auf der Straße und er fehlte in der Kirche. „Was ist denn dem Meister Hocks?“ war die allgemeine Frage. Es hieß, er fühle sich nicht recht wohl, und nach der heiligen Messe gingen die Nachbarn zu ihm, um sich selbst von seinem Zustand zu überzeugen.

Der Vater fand erst Nachmittags Zeit, ihn zu besuchen. Er ging hinüber und kletterte die alte dunkle Wendeltreppe hinauf, an der ein Seil als Lehne diente und die zu des Meisters Schlafstube führte. Ich stolperte hintendrein.

Auf des Vaters Frage, wie es ihm gehe, anwortete Hocks mit heiterm Gesicht, indem er sich von mir eine Hand geben ließ:

„Nun, wie es so geht. Diesen Morgen hab' ich nicht mehr gesungen und das singe ich auch nicht mehr: „In der Arbeit, in der Ruh,“ jetzt muß ich singen (und er hub mit heller Stimme das Lied an:)

Alles meinem Gott zu Ehren
Lanns *) die Arbeit, in die Ruh.

Die alten Knochen wollen nicht mehr gehorchen, Nachbar, es dauert nicht lang, dann schlägt's zum Appell dadroben.“

Das konnte der Vater unmöglich glauben und wollte es ihm ausreden, aber Meister Hocks lächelte zuversichtlich und sprach:

---

*) Längs der Arbeit her, ohne zu arbeiten.

„Das versteh ich besser, als Ihr, Nachbar. Unser lieber Herrgott hat mir gerufen und er weiß, ich komme gern und mache keine Umstände. Gebt mir eure Hand und versprecht mir, übermorgen ein Vaterunser mehr für mich zu beten, wenn ihr in die erste heilige Messe geht.“

Da traten dem Vater die Thränen in die Augen, er küßte des ehrwürdigen Freundes Hand und wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Meister Hocks aber sprach:

„Pst, Nachbar, nicht solche Streiche! Ihr wollt mir doch das Herz nicht schwer machen? Seht mich an, war ich nicht immer ein fröhlicher Bursche? Ei und ich will auch fröhlich von Euch Abschied nehmen und fröhlich zu unserm lieben Herrgott geh'n.“

Und er nahm den Stock, der neben seinem Bett stand und klopfte auf den Boden. Seine Tochter kam und fragte, was er wünsche?

„Eine Flasche Wein, Gretchen!“

Der Vater wollte wehren, aber Meister Hocks sagte:

„Ruhig Nachbar, wir müssen doch Johannis-Segen trinken, wir sehen uns lange nicht wieder. Weint über Eure Sünden, aber nicht über mich. Beten ist besser als weinen, das thut für mich.“

Der Wein kam, der Meister wollte einschenken, aber die Kraft versagte ihm und der Vater that es. Dann ergriff der Meister das kleine Stengelglas, stieß lächelnd an und sprach:

„Also auf Sankt Johannis Segen, Nachbar. Auf Wiederseh'n, und damit wir uns freudig wiederseh'n, haltet Gott vor Augen und vergeßt die Muttergottes nicht. Ich will gern für Euch beten, betet Ihr für mich.“

Trinken konnte der Vater kaum, der Alte aber leerte das kleine Stengelglas und rief:

„Ausgetrunken, frisch, Nachbar, und dann laßt Ihr mich allein mit unserm lieben Herrgott und geht zum Herrn Pastor und sagt ihm, ich verlange auf morgen nach der heiligen Oelung und der heiligen Communion. Begleitet schön das allerheiligste Sacrament.“

So ergriffen, wie in diesem Augenblick, habe ich den Vater selten gesehen. Er konnte nicht sprechen, küßte noch einmal den greisen Meister auf Hand und Mund und ging zu dem alten Pfarrer, dem er Alles erzählte. Dieser hörte des Alten Beichte noch am Abend. In unserm und vielen andern Häusern beteten wir am Abend den Rosenkranz für Meister Hocks.

Begleitet von mehrern Nachbarn trug der Pfarrer am andern Morgen das hochheiligste Sacrament zu des Kranken Haus. In der Schlaf-

stube war ein Tisch mit dem besten Tischtuch des Hauses belegt, darauf stand unser schönes Crucifix zwischen zwei brennenden Lichtern, daneben Weihwasser mit einem Palmzweig. Die Hände gefaltet, das Angesicht von jenem verklärten Lächeln umflossen, mit dem er sonst die heiligen Lieder sang, saß der Meister, die Wollenmütze auf dem Haupt, in seinem Bett. Als der Pfarrer mit dem heiligen Sacrament eintrat, sagte er, indem er die Mütze vor sich hinlegte, wie freudig aufjubelnd:

„Ach da bist du ja, mein liebster Herr Jesu!"

In der Stube und vor der Thür knieten die stillweinenden Nachbarn und Verwandten. Als die Vorbereitungsgebete gesprochen waren, winkte der Meister dem Vater und kniete mit dessen Hülfe im Bette nieder, laut an die Brust schlagend, zu den Worten:

„Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehest unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund!"

Noch eine Weile lag er in sich versunken so auf den Knieen, dann legte ihn der Vater wieder nieder. Er schien nichts davon zu merken und seine Glieder hingen wie leblos; man hätte ihn todt geglaubt, wenn nicht sein Angesicht vom Widerschein höhern Lebens übergossen gewesen wäre. Endlich schlug er die großen, klaren Augen auf, schaute um sich, als erinnere er sich nach und nach wieder, wo er sei, nahm dann den Rosenkranz von der Wand am Bett und bat den Pfarrer vorzubeten. Nachdem das letzte „Ehre sei Gott dem Vater" u. s. w. gesprochen war, drückte er dem Pfarrer dankbar die Hand und sprach heiter:

„Ach, was habt ihr mir für eine Freude gemacht, ihr Kinder! Geht jetzt an eure Arbeit und versäumt nichts, benutzt eure Zeit. Der Herr Pastor bleibt noch eine Weile bei mir. Betet ein Vater unser für mich."

Alle drückten ihm noch die Hand und nahmen Abschied von ihm, sie ahnten es für immer. Viele besuchten ihn Nachmittags noch und zu ihnen sprach er ernste, mahnende Worte, wie sie für jedes Verhältniß paßten, und gab ihnen gute Lehren mit auf den Weg. Abends betete er den Seinen den Rosenkranz vor, dann schlief er nach seiner Gewohnheit ruhig ein. Am folgenden Morgen gegen vier Uhr klopfte er seiner Frau und Tochter, streckte den Eintretenden die Hände entgegen und sprach:

„Lebt wohl, gebt mir das Crucifix, mein Jesus kommt. Haltet euch brav und bleibt auf Gottes Wegen. Da bin ich, lieber Herr Jesus! Jesus, Maria, Joseph, in eure Hände empfehle ich meinen Geist!"

Nach der ersten heiligen Messe kniete am folgenden Morgen der Pfarrer am Fuß des Altars nieder und sprach:

„Lasset uns drei Vaterunser und drei Ave Maria beten für unsern verstorbenen Freund, den Meister Hocks!"

Und er schloß mit der Bitte:

„Herr, gib ihm die ewige Ruhe!"

Worauf die Anwesenden antworteten:

„Und das ewige Licht leuchte ihm!"

Am dritten Tage nachher geleitete ein großer Zug von Nachbarn und Freunden die Leiche zum Kirchhof, wo der greise Pfarrer gestand, er habe in seiner fast fünfzigjährigen priesterlichen Wirksamkeit kein so ganz in Gott fröhliches Gemüth gekannt, kein so seliges Ende erlebt, als das des alten Meisters Hocks. Er ruhe im Frieden!

Dir aber, lieber Leser, schenke ich den Wunsch, daß dein Leben und Tod dem seinen gleich sein möge.

Gedenken muß ich auch noch vor Allen des guten kindlich frommen vormaligen Kapuzinerpaters .. mit seinem lieben, milden, trotz aller Stürme und Leiden, die über sein Haupt hingegangen, stets friedestrahlenden Angesicht. So oft er nach Hause kam, plagte ich ihn, mir von seinem Ordensleben zu erzählen und eine größere Freude hätte ich ihm nicht machen können. Er nahm mich auf seinen Schoß und sagte dann oft:

„Ach, Johännchen, wie schön war es im Kloster und wie wenig Freude macht mir die Welt! Gott verzeih es ihnen und sei ihnen gnädig, denn sonst kommen noch böse Zeiten für dich, Kind!"

Und dann ergoß er sich oft in die herzerschütterndsten Klagen, aber nach und nach kam er auf sein Klosterleben und seine Züge erheiterten sich, seine Augen blitzten, seine Stimme hob sich und sein ganzes Wesen wurde wie verklärt. Das stille Leben in Gott und für Gott bei Tag und bei Nacht, im Kloster durch Gebet und Betrachtung, in der Welt durch Missionen und Aushilfe in der Seelsorge ging dann in den schönsten Bildern an uns vorüber und der alte Herr Stamm weinte oft dabei helle Thränen, indeß der Mutter die Nadel entsank und sie mit Auge und Ohr an den Lippen des Paters hing. Besonders seine Züge auf dem Termin, seine Bettlerfahrten, zeigten den Mann in der ganzen Schönheit

seiner echten Priesterseele: es waren für ihn ebensoviel Missionszüge, wobei er die empfangenen Liebesgaben reichlich durch gute Lehre und wirksames Eingreifen in die mitunter sehr zerrütteten Familienverhältnisse lohnte. Das war besonders bei Katholiken der Fall, die von der Kirche entfernt, zerstreut wohnten. Durch öfteres Terminiren war er genauer mit allen Verhältnissen der Gegend bekannt geworden, die Alten und Jungen waren mit ihm vertraut und was Niemand bei ihnen fertig gebracht hätte, das gelang dem Pater leicht. Selbst stets im Gebet, wo er ging und stand, forderte er auch vor Allem von den ihm Begegnenden und von denen, die er besuchte, Gebet. Auf dem Felde und im Walde und in der Stube kniete er mit ihnen hin und betete zuerst ein Vater unser und Ave Maria mit ihnen, dann fing er seine Unterhaltung an, die immer frisch und heiter war, aber in der er rasch auf religiöse Dinge überging und dann bald in so heller Liebeslohe flammte, daß er Alle unwiderstehlich mit sich fortriß.

Und war er nun zu Ende, dann sank er wieder ganz in sich zusammen und war wieder der stille demüthige Pater, dem Niemand diesen Feuergeist zugetraut hätte, und bescheiden schlich er nach dem üblichen „Gelobt sei Jesus Christus," wieder betend über die geräuschvollen Straßen, unbekümmert um Alles, was um ihn vorging.

Er hatte einmal zu Hause vom Pötter (ein Karrenschieber) reden hören, daß der so gern trinke und oft betrunken sei. „Laßt ihn mal rufen," sagte er eines Tags zum Vater, „ich will einmal allein mit ihm sprechen." Der Pötter kam, die wollene Mütze in der Hand, in das Zimmer, wir entfernten uns. Als wir wieder eintraten, stand der Pötter weinend da, küßte dem Pater die Hand und ging sofort gesenkten Hauptes, die Mütze über die Augen ziehend hinaus und, wie wir nachher erfuhren, seit Jahren zum erstenmal wieder in die Kirche. Von da an rührte er kein geistiges Getränk mehr an. Das konnte natürlich der daran seit fünfzig Jahren gewohnte Körper nicht ertragen, der Pötter wurde krank. Vergebens redete selbst der Pater ihm nun zu, Branntwein in kleinerem Maß zu nehmen:

„Nie kommt das Zeug mehr an meine Lippen," sagte er, „eher will ich sterben."

Da der Mann nichts mehr verdienen konnte, so unterstützten ihn gute Menschen und der Pater in seinem kleinen dunkeln Kämmerchen; der letztere besuchte ihn täglich. Der herbeigeholte Arzt rieth auch jetzt

zu Spirituosen, sonst lebe der Mann nicht drei Wochen mehr, aber Pötter blieb auf seinem Entschlusse. Er empfing mit großer Andacht bald die heiligen Sacramente und starb in des Paters Armen, der ihn in den letzten vierzehn Tagen nur verlassen hatte, um Morgens die heilige Messe zu lesen. Mit nassen Augen meldete der liebe Pater uns den Tod und lud uns und Andere zu der heiligen Messe ein, welche er für des Hingegangenen Seelenruhe las.

Ich saß eines Tags auf seinem Schoß, die Mutter, der Vater und Herr Stamm um den Tisch herum und das Gespräch drehte sich wie fast stets um religiöse Gegenstände. Da trat einer der entferntern Nachbarn herein, ein sogenannter Aufgeklärter, der oft mit dem Vater geschäftlich verkehrte. Auch er setzte sich zu uns, und der Pater fuhr, obgleich er den Mann kannte, wie er war, ruhig in seiner Erzählung fort. Er sprach eben von dem heiligen Franziscus und erzählte uns dessen Geschichte, wie der Heilige durch seine Herrschaft über sich selbst und durch sein beständiges Leben in Gott auch die Natur sich unterworfen hatte und nahe war jenem heiligen Urzustand, wo die Thiere noch nicht vor den Menschen flohen oder ihn mörderisch überfielen, wie Franziscus vielmehr gleich vielen andern Heiligen, mit der Natur im vertrautesten Verkehr gelebt habe, so daß die scheue Schwalbe und der furchtsame Hase sich zutraulich ihm näherten und Schutz bei ihm suchten. Er sprach von seiner einfach erhabenen und rührenden Weihnachtsfeier, und schilderte den Heiligen, wie er die Hirten der Gegend von Rom um die Höhle versammelte, worin er eine Darstellung der Krippe errichtet hatte, und wo bei dem hell die heilige Nacht durchfunkelnden Lichterschein ein Priester die heilige Messe las, die Hirten ihre schönen Lieder sangen und Franziscus in flammender Rede die Wunder dieser Nacht pries und die ganze überfluthende Gottesliebe seines Herzens, welche Sonne und Mond, Wasser und Feuer, ja alle Geschöpfe zum Lobe des Herrn aufrief, in begeisterten Worten ausströmte. Wir wagten kaum zu athmen, so durchschütterte und ergriff uns des Paters Erzählung, der Nachbar nur lächelte mit jener modernen hochmüthigen Afterweisheit und meinte mit „Fanatismus“ das Ganze abmachen zu können, aber der Pater schüttelte lächelnd das Haupt und sprach:

„Lieber Herr, wie beklage ich Sie! Um Ihren Glauben mag es schlecht stehen, er ist keiner, der Berge versetzt; mit ihm wäre das heilige Grab nie erobert und keine jener Millionen frommen Stiftungen

gegründet worden, deren Segen Sie vielleicht noch einmal dankbar anerkennen werden."

Der Mann lachte, aber es war das Lachen der Verlegenheit und Unbehaglichkeit dem durchbohrenden Blick des Paters gegenüber, und er empfahl sich.

Ungefähr sechs Jahre nachher begegnete ich dem Pater auf der Straße und er fragte:

„Wohin so eilig? Hast du keinen Augenblick für mich?"

„Immer so viel Ihr wollt, Herr Pater?"

„Dann gehe einmal mit mir zu einem deiner alten Freunde."

Wohl fragte ich, wer das sei, aber ich erhielt keine Antwort. Wir gingen mehrere Straßen durch und kamen zum Hospital, dessen Geistlicher, Herr Schmitz, auch ein guter Freund des Hauses uns am Crucifix des Kreuzgangs herzlich willkommen hieß.

„Herr Confrater, wie geht es mit unserm Patienten?" fragte der Pater.

„Es ist gut, daß ihr kommt, Herr Pater, er jammert schon seit gestern Abend nach Euch."

Wir gingen die langen Gänge fort, der Pater öffnete die Thür eines Krankensaales und blieb bei einem der Betten stehen.

„Ach Pater, Pater," rief der Kranke. „Der liebe Gott schickt euch zu mir. Ich habe so sehr nach Euch verlangt, denn ich kann nur bei Euch beichten."

Ich stand am Fuß des Bettes, als der Kranke nach mir die Hand ausstreckte und sagte:

„Das ist doch schön, Johann, daß du den M. noch nicht vergessen hast, und ihn noch einmal besuchst. Gib mir doch die Hand Johann."

Jetzt erst erkannte ich die Züge, die Sprache jenes alten Nachbarn wieder, der seit mehreren Jahren aus unserer Nähe weggezogen war und gab ihm tieferschüttert die Hand. So hatte sich denn des Paters prophetisches Wort erfüllt und, der sein und seines frommen, tiefen Glaubens damals spottete, der richtete sich nun an demselben Glauben wieder auf, ihn als einzigen Anker erfassend, nachdem er Alles, Frau und Kind, Haus und Vermögen und Freunde verloren hatte, nachdem jeder Halt im Leben verschwunden war.

Ich nahm bald Abschied von dem Manne und ging mit dem Spitalgeistlichen in dessen Wohnung, wohin auch später der gute Pater kam; sein Gesicht leuchtete und glühte in heiliger Freude. Am selben Abend noch empfing der Kranke die heiligen Sakramente. Er lebte noch etwa acht Tage, während deren der Pater ihn nur wenig verließ, und er starb, während derselbe vor dem Bette auf dem Angesicht liegend, für die entfliehende Seele betete.

Oft stürzte er auch eiligen Schrittes zur Thür hinein und in das Stübchen und lieh rasch kleine Summen, mit denen er sich eben so eilig wieder entfernte. Einmal, es war mitten im Winter, sagte der Vater, als er ihn so schnell auf das Haus zu kommen sah:

„Der Pater braucht wieder Geld, ich möchte doch wissen, für wen?"

Er ging ihm in der That nach, aber kaum fünfzig Schritt weiter stürzte der arme Pater auf dem Glatteis und sein Kopf traf auf einen Stein, so daß ihm das Blut von der Stirn und der Wange lief. Aber flink, als ob gar nichts vorgefallen sei, stand er wieder auf, wusch sich eben mit dem Taschentuch das Blut weg und eilte weiter, bevor der Vater ihm noch beistehen konnte, in eine der ärmsten Gassen der Stadt, wo er in ein halbverfallenes Haus trat. Als der Vater ankam, scholl aus der Stubenthür der Jubel des Dankes einer armen Frau und dreier Kinder, deren Vater krank darniederlag und als er eintrat, hingen sie alle an dem Pater, der sich ihrer Freudenbezeugungen kaum zu erwehren wußte.

Einmal besuchte ich ihn mit dem Vater. Seine Stube war von seiner alten Zelle nicht zu unterscheiden. Ein Bett mit einem Strohsack und der Kapuzinerkutte als Decke, ein hölzener Stuhl und Tisch, worauf Crucifix, Brevier und einige andere Bücher, und ein Kasten, worin seine wenigen Kleider, das war Alles, einige Scherben etwa noch mitgerechnet, von denen er aß, aus denen er trank. Seine Bedürfnisse waren äußerst gering und so floß seine kleine Einnahme fast ganz in die Hände der Armen in den Kreuzgängen und an den Thüren der Kirchen, denen er eine der willkommensten Erscheinungen war.

75.

Der Glocken Wallfahrt nach Rom

von L. Dreves.

Die stille Woch' beginnt,
Das Kindlein hört die Glocken.
Die's sonst zur Kirche locken,
Nicht mehr, d'rum fragt's geschwind:

„Was, liebe Mutter, mag
Es heute nur bedeuten,
Daß nicht die Glocken läuten
Wie sonst und alle Tag?"

Die Mutter spricht: „Es macht
Zur Reise gegenwärtig
Sich jede Glocke fertig,
Nach Rom geht's noch vor Nacht."

„Wie?" spricht erstaunt das Kind,
„Die lieben Glocken gehen
Nach Rom? das muß ich sehen!"
Von dannen eilt's geschwind.

Und wie's den Dom erreicht,
Da sieht's, wie schon allmälig
Die alte Glock' mühselig
Vom Thurme niedersteigt.

„O fall nicht!" ruft das Kind;
Die Glocke, sich umblickend,
Erwiedert freundlich nickend:
„Hat nichts zu sagen, Kind."

Und da sie unten nun,
Fragt's Kindlein, halb erschrocken:
„O mein! was habt ihr Glocken
Im fernen Rom zu thun?"

Die Glocke spricht: „Ich weiß,
Daß oft von meiner Zungen
Ein wenig matt erklungen
Des Herren Lob und Preis.

D'rum hin nach Rom ich zieh',
Dort meine Schuld zu beichten,
Doch bin ich, nach erreichtem
Ablasse, wieder hie.

Und läute hell und rein
Mit meinen besten Tönen,
Die Feier zu verschönen,
Die heil'gen Ostern ein.

Doch jetzt Ade, mein Kind,
Sieh' wie dort schon von Weiten
Die andern Glocken schreiten
Dem Thore zu geschwind."

Noch lang mit Staunen sieht
Das Kind, wie's Häuflein munter,
Die Alte mitten d'runter,
Hin durch den Abend zieht,

Am glockenlosen Dom
Wird ihm fast bang zu Muthe,
Doch, schwenkend mit dem Hute
Ruft's noch: „Viel Glück in Rom!"

Dann geht's zu Bett, doch da
Auch träumt's, wie seine Glocke
Im langen Pilgerrocke
Zieh nach Italia.

Am andern Morgen geht
Das Kindlein in die Mette
Und denkt an heil'ger Stätte
Der Glocken im Gebet.

Doch heut' erschallt im Dom
Zum Sanctus keine Schelle;
„Wie?" denkt es bei sich schnelle,
„Die Kleinen auch nach Rom?"

Die Zeit geht rüstig fort,
Charsamstag wird's, erschrocken
Schaut's Kindlein nach den Glocken,
Noch sind sie nicht am Ort.

Wehmüthig geht es heut'
Zu Bett', doch früh' am Morgen
Schon weckt's aus allen Sorgen
Ein wunderhell' Geläut.

Das klingt so hell, so rein,
Als käm's vom Himmel nieder;
„Da sind sie, sind sie wieder,"
Ruft's Kind, „die Glocken mein!"

Und aus den Fenstern blickt's,
Noch halb vom Schlaf umfangen,
Da sieht es alle hängen
Und tausend Grüße schickt's

Dorthin, woher es gellt:
„Heut ist aus Todesbanden
Der Herr für uns erstanden,
Preis' Ihn, du sel'ge Welt."

76.

Karls des Großen Kaiserkrönung und Tod

von G. Phillips.

So glänzend die Siege König Karls waren, und so folgereich dieselben für die gesammte spätere Geschichte geworden sind, so kommt doch in der ganzen Regierungszeit des großen Königs kein Tag dem des Weihnachtsfestes des Jahres achthundert an Wichtigkeit und Bedeutung gleich. An diesem Tage ward Karl, der König der Franken und der Longobarden zum römischen Kaiser gekrönt; ein Ereigniß, auf welchem fortan die Geschichte des Abendlandes beruht.

Papst Leo III. war es, durch dessen Hand das römische Kaiserthum im Westen wieder hergestellt ward, als Karl auf seinem fünften italienischen Zuge nach Rom gekommen war. Die Veranlassung zu diesem Zuge gab ein Streit, in welchem der Papst mit einer anarchischen Partei in Rom gerathen war. Daher begab sich Leo in das Frankenreich, um sich die Hülfe des Schirmvogt's der Kirche zu erbitten. Karl, damals gerade auf einem Heereszug gegen die Sachsen begriffen, empfing den Papst auf seinem Reichstage zu Paderborn, und sendete mehrere Bischöfe und Grafen, welche eine richterliche Untersuchung wegen der blutigen Auftritte, die daselbst sich zugetragen hatten, anstellen sollten. Dies geschah; die schuldig Befundenen wurden ergriffen und nach Frankreich abgeführt. Bald darauf kam Karl selbst nach Rom und stellte Ruhe und Ordnung völlig wieder her. Nichts sicherte aber diese Ruhe, sobald der Schirmherr Italien wiederum

verließ. Die Römer hatten hinlänglich gezeigt, wie wenig sie geneigt waren, sich von dem Frankenkönige gebieten zu lassen. Dieß aber war die nothwendige Bedingung, wenn für die Zukunft vielfachen Unruhen und besonders denen vorgebeugt werden sollte, welche jedesmal die Papstwahl begleiteten, und ganz Rom in convulsivische Zuckungen versetzten. Konnte dem stolzen Rom ein Kaiser wiedergegeben werden, konnte das abendländische Reich von Neuem in seinem Glanze erstehen, so schien dadurch auch für die kommenden Geschlechter der Friede begründet zu sein. Diese Erneuerung der Kaiserwürde konnte nur geschehen in dem wirklichen Beherrscher des römischen Westreichs, in Karl dem Großen; sie konnte nur ausgehen von der Kirche. Was aber auch immer die Motive gewesen sein mögen, welche die Erneuerung der Kaiserwürde in der Person Karls des Großen herbeiführten; die eigentliche und wahre Erklärung ist außerhalb der menschlichen Berechnung zu suchen: in der göttlichen Vorsehung, die, nachdem sie Alles dazu vorbereitet, den Gedanken in die Seele des Papstes legte, und durch ihn das Werk vollführte. Und so geschah, daß, als König Karl, der Mehrer des Reichs von dem Ebro bis zur Raab, von Benevent bis zur Mark der Dänen, am Tage der Geburt des Herrn, in der Kirche des heiligen Petrus sich im Gebete vor dem in der Krippe liegenden Könige der Könige demüthigte, der irdische Stellvertreter des Weltheilandes zu ihm trat, und sein Haupt unter dem lauten und frohen Zurufen des Volkes: „Karl dem Augustus, dem von Gott Gekrönten, dem großen friedfertigen Imperator der Römer, Leben und Sieg!“ mit einer goldenen Krone schmückte. Karl empfing sodann von dem Papste die Salbung und versprach jetzt als höchster weltlicher Herrscher den Schutz der Kirche Jesu Christi als die höchste Pflicht seiner neuen Würde zu übernehmen. Rom sah die Tage der alten Kaiserzeit verjüngt, da der neue Augustus in kaiserlichem Schmucke seiner Vorfahren im Reiche, dem frohlockenden Volke sich zeigte. Er kehrte dann nach Aachen, dem königlichen Sitze heim, und alle Unterthanen seines Reiches schwuren ihm, dem Kaiser, einen neuen Eid, wohl verschieden von dem Eide, den dem Könige sie geleistet.

Nachdem der Kaiser dann das große Werk vollbracht, daß er die Sachsen der christlichen Religion zugeführt, da gedachte er daran, im voraus zu bestimmen, wie seine drei der Thronfolge fähigen Söhne das Reich theilen sollten. Karl dem Erstgebornen unter ihnen bestimmte er das ganze Reich Austrasien, Pipin Italien und Ludwig Aquitanien, diese Be-

stimmungen wurden von Karl in ein Testament zusammengefaßt und dasselbe an Leo III. zur Unterschrift nach Rom gesendet. Der Papst erklärte sich mit den getroffenen Bestimmungen einverstanden; sie kamen aber nicht zur Ausführung. Mit Vorsicht hatte Karl daran gedacht, genaue Bestimmungen für den Fall zu treffen, daß einer der drei Söhne vor ihm sterben sollte; den Fall hatte er aber nicht geahnt, daß nur einer ihn überleben würde. Die beiden kampfgeübten Söhne Pipin und Karl, die mit dem Vater die Avaren, Sachsen und Slaven bezwungen, sanken vor ihm in das Grab. So war's der fromme unkriegerische Ludwig, auf dessen schwache Schultern Karl die ganze Bürde, der er selbst in seinen spätern Tagen gern entsagt hätte, legen mußte.

Doch nicht allein die Herrschaft über ein unermeßlich großes Reich sollte Ludwig von dem Vater erben, es sollte auch die hohe Pflicht der kaiserlichen Würde auf ihn übergehen. So gab Karl, nachdem er den Sohn mit der ganzen wichtigen Bedeutung des königlichen und kaiserlichen Amtes bekannt gemacht hatte, seinen Wunsch und Willen in großer Versammlung des Reichsadels zu Aachen kund; auf sein Geheiß schmückte Ludwig sich das Haupt mit einer auf dem Altare niedergelegten Krone und ward vom Kaiser als Kaiser begrüßt. Dann kehrte Ludwig in sein Königreich zurück und sah den Vater nimmer wieder.

Durch die zunehmende Schwäche seines Körpers und durch manche ihm bedeutsame Zeichen an den nicht mehr fernen Tod gemahnt, ward der fromme Kaiser Karl immer mehr von der Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott erfüllt, und gewiß ist diese Zeit für ihn auch diejenige gewesen, wo er manchen seiner Fehltritte schmerzlich bereut hat. Hätte von seinen tapfern ihm an Heldenmuth gleichenden Söhnen einer noch gelebt, ihm hätte er die Sorge um Kirche und Reich vertraut, und nur die eine Herrschaft, die über sich selbst geübt.

Das Fieber, an welchem der Kaiser seit vier Jahren litt, wurde zu Anfang des Jahres 814 immer heftiger, und da kein Zweifel mehr obwaltete, daß die Auflösung nahe bevorstehe, ließ Karl seinen Erzcaplan, Hildibald rufen, empfing zuerst die letzte Oelung, dann die heilige Wegzehrung. Am frühen Morgen des folgenden Tages, 28. Januar 814, nachdem er die Nacht sehr leidend zugebracht, erhob er mit aller ihm noch zu Gebote stehenden Kraft die Hand und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes an der Stirne, an der Brust und über den ganzen Körper. Dann legte er die Füße aneinander, faltete die Hände, und indem

er leise die Worte betete: „Herr in Deine Hände befehle ich meinen Geist!" schloß er die Augen und verschied; es war um die dritte Stunde. So starb Kaiser Karl der glorreiche Schirmherr der Kirche, der siegge- krönte Held, der weise Lenker und Lehrer seiner Völker. Seine Grab- stätte ward die Kirche, die er selbst aus Liebe zu Gott und unsern Herrn Jesus Christus, so wie zu Ehren der heiligen und allzeit jungfräulichen Mutter Gottes zu Aachen erbaut. Die Geschichte hat dankbar sein An- denken durch den Beinamen des Großen geehrt und die Kirche wenigstens stillschweigend zu verstehen gegeben, daß sie dafür halte, Gott habe, mit himmlischer Krone ihn schmückend, dem Chor der Heiligen ihn beigereiht.

77.

Sichere Bahn

von Rostorf.

In stürmischen Tagen frisch aufgeschaut,
In Wind und Wellen auf Gott vertraut;
In Finsterniß in dunkler Nacht
Allein auf Gottes Licht bedacht!
In frohen Stunden empor geblickt,
Und dem gedankt, der sie uns schickt;
In Todesnöthen das Kreuz in Herz und Hand
Landet man sicher im ewigen Land.

78.

Dreierlei Freunde

von J. G. v. Herder.

Traue keinem Freunde, wenn du nicht zuvor ihn geprüft und be- währt gefunden hast! An den Tafeln des Gastmahles gibt es ihrer mehr, als an den Thüren des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei von ihnen liebte er sehr, weil sie immer freundlich und in Allem ihm gefällig waren. Der dritte war ihm gleichgiltiger, und er achtete seiner nicht; denn er war bescheiden und von kurzen Worten, und schmeichelte nicht, weil er's in der That am redlichsten mit ihm meinte. — Einst ward dieser Mann vor Gericht ge- fordert. „Wer von euch," sprach er zu seinen Freunden, „will mit mir gehen und für meine Unschuld zeugen? denn ich bin hart verklagt wor-

den und der Richter zürnt!" Da entschuldigte sich der Erste von ihnen, daß er nicht mitgehen könne wegen anderer Geschäfte, und ging hin und suchte sich andere Freunde auf, an die er sich hinge.

Der Zweite begleitete ihn zwar bis zur Thüre des Richthauses in tiefer Betrübniß; dann aber wendete er sich plötzlich und ging zurück, aus Furcht vor dem Zorne des Richters.

Der Dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging mit ihm hinein und redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn freisprach von der Schuld, derenthalben die Klage wider ihn war erhoben worden.

Dreierlei Freunde hat der Mensch auf dieser Welt; aber wie verhalten sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott nun vor Gericht fordert und von ihm Rechenschaft begehret?

Das Geld und die irdischen Güter, seine trautesten Freunde, verlassen ihn zuerst und gehen nicht mit ihm. — Seine Verwandten und die Genossen seines Glücks begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und weinen und trauern um ihn, und kehren wieder zurück in ihre Häuser.

Aber der dritte Freund, den er im Leben oft am meisten übersah, das sind seine guten Werke, ein redlicher Wille und ein reines Gewissen. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne der Gerechtigkeit; sie gehen voran und sprechen für ihn, und finden Barmherzigkeit und Gnade.

79.

Fragmente aus dem „Lied von der Glocke"

von Fr. v. Schiller.

Wohl! Nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus:
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht;
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eig'nen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;

Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
Durch der Straßen lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern:
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht;
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß.
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke;
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.
Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette;
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe;
Was Feuerswuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon betroffen!

Dem dunklen Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Säemann seine Saat,
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schöner'm Loos.
Von dem Dome,
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Mitte,
Die sie lehrte fromme Sitte,

Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelös't auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwais'ter Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruh'n;
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich Jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wand'rer
Nach der lieben Heimathhüte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz. —
Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket sich die Erde,
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewohnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.
Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munter'm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.
Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude!
Seine Absicht hat's erfüllt.
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelung'nen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborst'ne Haus,
Und wie aus off'nem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus!
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.
Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft;
Das Volk zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher;
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

80.

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen

von Jean Paul Fr. Richter.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine weiße Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finsterer schwüler Dämpfe.

Ach die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen. Das bin ich, sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an.

Mitten in dem Kampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. — Ach, ich könnte glücklich sein, ihr theuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte.

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge; tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: Komm nur wieder, Jugend, komm wieder!

Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege

stehest! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber, wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komm wieder, schöne Jugend, — so würde sie nicht wiederkommen!

81.

Bitte

von L. A. v. Arnim.

Gib Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich Dich Herr der Erde thue kund,
Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Muth;
Gieb Kinder mir die aller Mühe werth,
Verscheuch' die Feinde von dem trauten Herd;
Gib Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk' dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

82.

Der Leuchtthurm von Eddystone

von F. A. Zimmermann.

Höchst merkwürdig und durch die Schwierigkeiten, mit denen man bei der Erbauung zu kämpfen hatte, in der Geschichte der Baukunst Epoche machend, ist der Leuchtthurm, welcher auf der Felsenklippe Eddystone, $3\frac{1}{2}$ Meile vor dem Hafen von Plymouth, gelegen ist. Jene Gegend des Meeres ist besäet mit gefährlichen Klippen, und viele reich beladene Schiffe, glücklich den Stürmen und den Piraten auf offener See entgangen, scheiterten dort im Angesicht des Hafens von Plymouth, obwohl einer der besten an der südlichen Küste von England. Vorzüglich war der Eddystone selbst gefährlich, da er nur zur Zeit der Ebbe aus dem Wasser hervorschaut, sonst aber, von den Wogen bedeckt, in diesem unruhigen Meere seine Nähe durch nichts Auffallendes verräth. Die Engländer, deren Hauptaugenmerk der Handel ist, für dessen Begünstigung sie tausend Menschenleben so wenig anschlagen als 100 Pfd. Sterling, hatten schon viel daran gewendet, die Schifffahrt in jener Gegend, vor einem der Hauptplätze des britischen Handels, minder gefahrvoll zu machen;

allein erst im Jahre 1696 wagte es ein kühner Mann, aus Littleburg in der Grafschaft Essex, seine Kenntnisse in der Baukunst dem Vaterlande anzubieten und den Entwurf zu einem Gebäude auf jenem Felsen der Regierung vorzulegen. Sein Name war Winstanley, und es fehlte ihm weder an Geschicklichkeit, noch an Muth, diese an so gefährlicher Stelle geltend zu machen; er vollführte den ihm gegebenen Auftrag, und, kämpfend mit allen erdenklichen Hindernissen, erstand im Zeitraume von vier Jahren auf jener Felsenklippe ein hölzernes Gebäude, das den stärksten Stürmen zu trotzen schien (nach andern Nachrichten soll dieser erste Bau von Stein gewesen sein). Schwere Eisenstangen waren tief in den Felsen eingelassen und dienten dem Bau zum Fundamente, und die Festigkeit der Verbindung schien so groß, daß der Baumeister selbst während eines Sturmes dort zu sein wünschte, nicht, um sich selbst von der Dauer zu überzeugen, von welcher er längst überzeugt war, sondern um die Sicherheit, mit welcher er auf die Festigkeit des Thurmes rechnete, darzuthun; oft schon hatte er auch starken Orkanen getrotzt und war aus harten Prüfungen siegreich hervorgegangen. Eine kleine Beschädigung hatte Winstanley bewogen, am 26. November 1703 mit mehreren Arbeitern nach dem Leuchtthurme zu fahren, um mehrere Reparaturen und Verbesserungen an dem Leuchtapparat anzubringen. Ein Sturm erhob sich, und sein oft geäußerter Wunsch, einmal in recht argem Unwetter dort zu sein, erfüllte sich. Muthvoll blickte er dem immer lauter und tosender heraufbrechenden Unwetter entgegen; in der Nacht aber vom 26. auf den 27. schien sich die ganze Natur empören zu wollen, der wüthendste Orkan raste an der Küste und auf dem Meere mit so unerhörter Heftigkeit, daß die ältesten Leute behaupteten, sich solch' eines Sturmes nicht erinnern zu können. Mit banger Sorge erwartete man das Nahen des Tages, um zu wissen, ob der Leuchtthurm noch stände, — verschwunden war das ganze Gebäude, versunken im Meer, und mit ihm alle Diejenigen, welche dort gewesen, die Wächter des Thurmes, die Arbeiter und der Baumeister, dem Niemand die Schuld an dem Unglück beimaß, weil leicht einzusehen war, daß solchen Ausbrüchen von Wuth aller Elemente kein schwaches Werk von Menschenhänden Widerstand zu leisten vermöge. Merkwürdig ist, daß das hölzerne Modell des Thurmes, welches in Winstanley's Hause zu Littleburg, fünfzig Meilen von dem wirklich ausgeführten Werke, stand, in derselben Nacht, da der große Bau zertrümmert wurde, ohne äußere Veranlassung in Stücke fiel. Menschen-

hände waren dabei nicht thätig, doch, so wunderbar es klingt, so ist die Sache doch nicht nur möglich, sondern auch ohne großes Wunder, ja eigentlich ohne besonderen Zufall möglich. Jener furchtbare Sturm, der damals durch ganz Britannien wüthete, war, wie man an mehreren Orten empfunden haben will, von einem Erdbeben begleitet; der Orkan selbst durchraste alle drei Königreiche und that noch auf dem Festlande von Norwegen und Frankreich großen Schaden, so daß es wohl nichts Auffallendes zu nennen, daß durch die Erschütterungen, welche er veranlaßte, nebst manchem großen Gebäude auch das Modell eines solchen zertrümmert wurde.

Der Schaden des verlornen Leuchtthurms war groß, noch viel mehr aber wurde der Verlust des Baumeisters selbst bedauert, denn wer ihn ersetzen, wer mit gleicher Kühnheit ein solches Werk unternehmen solle, fragte man sich vergeblich, und doch war die Erbauung einer neuen Warte an jener Stelle durchaus nöthig, denn während der drei Jahre, daß sie gestanden, war kein Schiff mehr an dieser gefährlichen Stelle gescheitert, und da der Thurm eingestürzt, wiederholte sich sogleich vielfaches Unglück; — ein reich beladener Hamburger Kauffahrer scheiterte an demselben Orte, und mehrere andere Schiffe gingen dort zu Grunde. Endlich glaubte man einen fähigen Baumeister gefunden zu haben. Er hieß John Rudyerd, übernahm den von der Königin Anna ihm gegebenen Auftrag, begann 1706 den Bau und führte denselben aus Holz (bei diesem zweiten Bau ist es unzweifelhaft) binnen zweien Jahren zum erwünschten Ziele, so daß auf der schmucklosen, aber festen, dauerhaft gebauten Warte am 28. Juli 1708 zum erstenmal Licht brannte. Unberechenbaren Vortheil hatte die Schiffahrt von diesem Thurme, dessen hellstrahlendes Licht weit in die Nacht hinein leuchtete; Ehre und Auszeichnung aller Art und reichliche Belohnung genoß der Baumeister, und hatte die Freude, sein Werk allen Stürmen und der ganzen Wuth des aufgebrachten Meeres ohne Wanken trotzen zu sehen; ja es überlebte ihn, und nicht das zornige Meer, sondern die Nachlässigkeit der Wächter führte, nachdem es achtundvierzig Jahre gestanden, dessen Untergang herbei.

Das Holz der Laterne mochte durch die fortwährende Hitze von einer großen Anzahl stark brennender Lampen ausgetrocknet, durch vieles Oel aber wieder getränkt und so äußerst entzündlich geworden sein; — kurz in der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember 1755 brannte das ganze Gebäude ab. Das Feuer war in der Laterne ausgebrochen und von

oben herab verzehrte sich der Thurm; allein, obwohl diese Art von Feuer viel leichter zu löschen ist, als ein solches, das von unten heraufkommt, so war doch hier, wo man von keinem höheren Punkte in die Nähe des Feuers gelangen konnte, jeder Versuch, dasselbe zu dämpfen vergeblich, und es brannte der ganze Bau bis auf den Felsen herab, so daß nichts als die durchglühten Eisenstangen stehen blieben, mit denen er an dem Felsen befestigt gewesen.

So lange des trefflichen Erfolgs gewohnt, den der Leuchtthurm gehabt, konnte man jetzt den Felsen nicht mehr ohne diesen Schmuck stehen lassen, und schon im folgenden Jahre ward dem Baumeister Smeaton die Ausführung eines neuen, aber eines steinernen Thurmes übertragen, welchem Auftrag er sich mit allen Kräften seines thätigen Geistes unterzog. Der Felsen wurde in einem großen Umkreise geebnet, die Steine vorher auf das sorgfältigste behauen und durch Zapfen und schwalbenschweifartige Erhöhungen und Vertiefungen mit dem Felsen selbst auf das Innigste so wie unter einander verbunden, — eine langweilige, aber höchst nöthige Arbeit, welche auch bis zur Vollendung des ganzen Thurmes fortgesetzt wurde, so daß jeder Stein nicht blos auf dem untern lag, sondern in denselben eingriff und auf gleiche Weise mit dem obern verbunden ward.

Der Thurm ist rund, unten sehr viel breiter, als in der Mitte, und noch schmäler ist er oben. Doch ist er nicht kegelförmig, sondern geschweift gebaut: eine Verzierung findet sich nirgends, nur den Gipfel krönt ein einfaches Gesims, das ausgeschweift ist, so daß es mit dem Ganzen in einer Linie fortläuft, sich nach oben zu erweiternd, wie der Thurm bis dahin sich verengerte. Diese Form ist von dem Baumeister absichtlich gewählt worden (und sie hat sich bis auf den heutigen Tag als trefflich bewährt), damit die Wogen, welche zu dem Thurme hinaufschlagen, sich an dieser Krümmung brechen und nicht in die Laterne hineinstürzen, sie zertrümmern und verlöschen. Bei stürmischem Wetter gibt es kein großartigeres Schauspiel, als das, welches die Bewohner des Thurmes furchtlos sehen, daß nämlich 150 Fuß hohe brandende Wogen zu ihnen hinaufschlagen, von den starken Mauerwänden abgewiesen, sich in eine Kuppel wölben, und nicht nur den ganzen Thurm, sondern auch die dreißig Fuß hohe Laterne mit ihrem starken Kupferdach überdecken, und auf dem Gipfel zusammenschlagen, Alles in eine einzige dichte Wassersäule hüllend. Auf der Gallerie, welche die Laterne breit umgibt, wagt in

solchen Augenblicken kein Mensch zu stehen; doch in der Laterne, nur durch dicke Spiegelglasscheiben von dem Alles verschlingenden Wasserfall getrennt, verrichten auch bei dem wildesten Toben des Meeres die Leute ihren Dienst, putzen die Gläser, wischen die Lampenschirme ab, um sie stets im gleichen Glanze zu erhalten, und sind dort völlig sicher, weil der Bau des ganzen Thurmes und des Gesimses den Wasserstrahlen eine solche Richtung gibt, daß nichts davon die Fenster treffen kann. Bald steht dieser Thurm achtzig Jahre, und noch ist er unerschüttert, so daß seine Wächter ohne Furcht dort wohnen. Wenn der Sturm lange anhält, sie oft während zwei Monaten nichts von der Welt hören und sehen, sind sie in einem schauerlichen Gefängniß eingeschlossen, nur umgeben von Meer und Luft, von aller Gemeinschaft mit dem festen Lande abgeschnitten; deßhalb werden sie jedoch auch stets auf mehrere Monate verproviantirt, mit allem Nöthigen reichlich versehen und sehr gut bezahlt.

83.

Trostspruch

von Rostorf.

Trüb ist der Himmel, finster der Tag,
Keinen Sonnenstrahl man zu sehen vermag;
Die Nacht bricht ein, der Abend naht,
Das bange Herz weiß hier keinen Rath;
Es thürmet sich wild die brausende Flut,
Nirgends winket dir schirmende Hut; —
Da blicke allein auf die Nadel von Stahl,
Sie zeiget nach Norden mit liebendem Strahl;
Dein Nord ist der Himmel, der Hafen winkt,
Wenn der reißende Strudel dein Schifflein verschlingt;
Getrost! laßt uns schiffen dem Compaß nach!
Der himmlische Weiser erhält uns wach!
Wenn das Fahrzeug hier in Trümmern zergeht,
Alsbald uns Lebenswind umweht,
Der bläht uns die Segel zum Himmel gericht't,
Wo der ew'ge Morgen für uns anbricht!
Getrost ihr Schiffer! bald landen wir an,
Seht dort den Leuchtthurm für den schwankenden Kahn;
Das Kreuz auf Salems Hügel erbaut
Ist die Leuchte, nach der der Schiffer schaut!

84.

Ueber Irland

Aus dem „Buch der Welt."

Welch' ein köstliches Land ist Irland! Die Natur hat hier Alles, der Mensch, das Erbauen der Städte ausgenommen, fast nichts gethan. Es hat Naturschönheiten aller Art, welche das Aug bezaubern und die Seele erfreuen. Es ist reich an natürlichen Merkwürdigkeiten. Der Riesendamm ist eines der außerordentlichsten Naturwunder. Welche Landschaft kann mit der am Landsee von Killarney, mit seinem ruhig heitern Spiegel verglichen werden, während das gebirgige Galway den Charakter des Wilden und Erhabenen darbietet; keine der zwei und dreißig Grafschaften des Landes ist ohne Reize. Das Land hat Ueberfluß an Naturerzeugnissen, ist an malerischen Ansichten reich und besitzt unerschöpfliche Quellen des Reichthums; seine Söhne sind jeder großen und edlen Handlung fähig und seine Töchter so lieblich wie tugendhaft und doch sieht man auf dieser Insel mehr Elend, häufigere Empörungen und folglich mehr Verbrecher als in irgend einem andern Lande von gleicher Größe. Die nördliche Hälfte der Insel, mehr aber noch die nordwestliche ist wahrhaft in einem Zustande der Zerrüttung, und es wäre zu wünschen, daß die britischen Regierungsbeamten, welche Zeit und Geld zur Aufhebung der Sclaverei in den überseeischen Colonien verschwenden; ihre Aufmerksamkeit den armen Iren der Nordwestküste widmeten. Man fordere die Behörden auf, jene Theile der lieblichen Insel zu untersuchen und dann zu sagen, ob sie jemals ein so gräßliches Elend, einen so armseligen Zustand, selbst unter den nackten Negern von Sierra Leone, oder unter den armen Sclaven Westindiens gefunden haben, deren Lage man so sehr bejammert. In einigen Gegenden jenes Theils der reichen und doch in ihren Einwohnern so unglücklichen Insel, wohin civilisirte Menschen noch nie einen Fuß gesetzt zu haben scheinen, graben sich die armseligen Iren Wohnungen in die Erde, wie die Eskimo's und wälzen sich dort mit ihren Schweinen und ihrem Federvieh in dem ekelhaftesten Schmutze; Lumpen hangen ihnen statt der Kleider am Leibe herunter, und man kann sich leicht vorstellen, daß sie sich niemals auskleiden, weil es fast eine Unmöglichkeit sein würde, mit den Armen und Beinen sich wieder in die rechten Löcher hineinzufinden. Ihre Speisen sind von der allergröbsten und gemeinsten Art; glücklich derjenige, der das ganze Jahr hindurch satt Kartoffeln hat. In vielen ihrer elenden

Baracken gibt es keinen Schornstein; das Feuer wird mitten in dem einzigen Gemache angezündet, das als Wohn- und Schlafzimmer, Vorrathskammer und Stall dient, und über demselben hängt fortwährend ein Kessel. Der Rauch zieht durch die Thüre ab, und um dem Ersticken oder Erblinden zu entgehen, muß man das Gesicht dem Boden, das heißt der bloßen Erde so nahe halten, als es die unbequeme Stellung, in welcher man zu sitzen genöthigt ist, gestatten will. Die südliche Hälfte Irlands ist reicher, die Bewohner des Landes aber, da sie nur Pächter und Afterpächter reicher Landbesitzer sind, die ihre Gelder außer Landes verzehren, sind nur wenig besser daran, als jene im Norden und nur in den größern Städten sieht man Reichthum, Bildung und Luxus, der dem allgemeinen Elend gegenüber um so greller absticht. Trotz aller Noth und alles Elends, das in Irland herrscht, wird aber der Reisende, sei er reich oder arm, kein Land auf dem ganzen Erdball finden, wo er mit solchem Wohlwollen, so zuvorkommender Güte aufgenommen wird, als hier. Die Gastfreundschaft der Iren ist unbegränzt, in den Prachthäusern der Vornehmen, wie in den elenden Hütten der Armen heimisch; überall wird man die Herzensgüte ihrer Bewohner schätzen lernen, ohne dabei ihre Mängel und Schattenseiten zu übersehen.

Eine der besten und reichsten Grafschaften des Landes ist Waterford, im Südosten der Insel, die einen Flächenraum von 31 Quadratmeilen umfaßt, von Tipperary und Kilkenny, Wexford und Cork umschlossen wird, und nach dem Ocean zu eine schroffe, ausgezackte und von vielen Riffen umgebene und zahlreichen Buchten eingeschnittene Küste hat, an der die Brandung donnernd bricht. Hohe Vorgebirge, unter denen Ramhead, Ardmorehead, Bogenbon, Ballinacourty und Minehead am weitesten in das Meer hinein reichen, begränzen treffliche Bayen und Ankerplätze, von denen die Dungarvanbay in der Mitte des Küstenstrichs und die gefährliche Tramorebay, mit ihren Strömungen und gewaltigem Wellenschlag die größten sind. Das Innere der Landschaft ist voll hoher, seltsam gestalteter Gebirge, die auf den Gipfeln schwere Massen von grotesker Form zu tragen scheinen, und in deren Abgründen kleine aber tiefe Bergseen sich sammeln. Unter den Bergen erheben der Knockmeldowe und der Cumerogh im Norden, die Ardmoreberge im Süden, die Berge von Dungarvan, welche gleich drei ungeheuren Hacken aus dem Meere aufsteigen, und der Beacon an der Gränze von Tipperary, ihre Häupter am höchsten, keiner von allen aber übersteigt 2700 Fuß. Zwischen den

Gebirgen breiten sich enge, grasreiche Wiesenthäler aus, die auch dem Ackerbau nicht ungünstigen Boden darbieten. Der Suir, der Hauptfluß der Grafschaft, der nach Wexford zu die Gränze macht, vereinigt sich mit dem von Nord herabkommenden Barrow, und bildet mit diesem die Bay von Waterford; der aus Cork kommende Blackwater zieht aus den Gebirgen mehrere kleine Flüßchen an sich und dehnt sich bei seiner Mündung zur Bay von Youghall aus, und kleine Küstenflüsse, wie der Bricky, Mahon und Tay, stürzen zwischen den beiden genannten Bayen dem Meere zu. Einige Heilquellen, die im Innern des Landes hervorbrechen, werden zur Zeit fast noch gar nicht benützt, das Clima ist feucht, aber gesund und milde. Der Ackerbau kann zwar nur in den Thalstrichen betrieben werden, liefert aber Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln und Flachs, besonders die beiden letztern im Ueberflusse. Die trefflichen fetten Bergweiden begünstigen die Rindvieh- und Schweinezucht, und Waterford liefert das beste Salzfleisch, den schönsten Speck, die wohlschmeckendste Butter und die delicateste Käse in ganz Irland. Der Obstbau ist unbedeutend, und fühlbar der Mangel an Brennholz, Torf und Steinkohlen, der aus andern Grafschaften ersetzt werden muß. Die Fischerei an der Küste wird mit Erfolg betrieben, besonders die Häringsfischerei, die einem großen Theil der armen Bevölkerung Unterhalt gewährt. Allein die Salzsteuer vereitelt die wohlthätigen Absichten der Vorsehung und wohl hatte Lord Erskine Recht, als er im Parlament behauptete: Es schiene, als ob der Finger Gottes die Fische an die Küste zur Ernährung der elenden Bewohner geführt habe, aber die Weisheit der Herrscher hätte durch die Einführung der Salztaxe den Segen wieder aufgehoben.

85.

Der Taube Flug nach der Heimath

von **Thomas Moore**, übersetzt von **F. Freiligrath**.

Die Taube, fern im Orient
Heimzieh'nd mit freud'ger Hast,
Sie senkt die Schwinge nicht, sie kennt
Kein Ruh'n und keine Rast.
Durch Licht und Luft, wie strebt sie kühn
Nach ihres Herren Herd,
Wo nichts des Ird'schen hemmt ihr Flieh'n,
Wo sie kein Schatten stört!

So laß, o Gott, vorübergeh'n,
Was bös und unrein, mir!
So durch der Tugend rein're Höh'n
Laß steuern mich zu Dir!
Von Wolken und von Sünde rein
Sei meiner Seele Flug,
Auf ihrem Pfad Dein Sonnenschein,
Und nur nach Dir ihr Zug!

86.

Der Heckenschulmeister und der fahrende Schüler.

Eine Skizze aus Irland aus dem Englischen übersetzt von V. A. Huber.

Die Grafschaft Kerry zeichnet sich in eigenthümlicher und schwer zu erklärender, aber allgemein anerkannter Weise durch die Wißbegierde ihrer Bewohner aus, deren Früchte, nach Maßgabe der irgend zugänglichen Mittel, nicht selten auch die Aufmerksamkeit des flüchtigern Reisenden auf sich ziehen. Es kommt vor, daß man unter der ärmsten Klasse des Landvolks Männer findet, die geläufig Latein sprechen und Griechisch lesen. Vor etwa einem Jahrhundert führte ein glaubwürdiger Schriftsteller die allgemeine Bekanntschaft mit den Classikern geradezu als einen Fehler der Kerrymen an, welche ihre Gaben besser auf nützlichere Kenntnisse verwenden könnten. Mancher z. B. sei ein Meister der lateinischen Sprache, der kein Englisch verstehe. Dagegen meint er, von vielen Höherstehenden sei zu wünschen, daß sie auf jenen classischen Feldern sich nicht so weit von diesen Bauerntölpeln überflügeln lassen möchten. Hat sich auch gegenwärtig dieser, wie mancher andere scharfe Zug nationaler und lokaler Eigenthümlichkeit mehr verwischt und ausgeglichen, doch nicht so sehr, daß der alte Ruhm nicht noch immer sich vielfach bewährte. Und diese Eigenschaft ist dadurch noch auffallender, daß sie in der Regel da erworben wurde, wo man es am wenigsten erwarten sollte — hinter den Hecken! Indessen verschwindet das seltsame Geschlecht der Heckenschulmeister mehr und mehr, was ohne Zweifel im Ganzen eher ein Vortheil, als ein Nachtheil für das Land ist. In der That — wo irgend unter dem Landvolk die politische, religiöse, nationale oder sociale Verstimmung sich zu einem gefährlicheren, bestimmteren Organ gestaltete, da hatte in der Regel ein Heckenschulmeister die Hände und den Kopf im Spiel.

Der Engländer in den unteren Ständen strebt nach Wissen, als nach dem Mittel des Erwerbs; der Irländer verehrt darin eine Bedingung höherer, sittlicher und geistiger Würde und Macht. Aeußerungen, wie die folgenden, hört man unter dem irischen Volk bei jeder Gelegenheit: „Erhebt Euch, dort kommt der Meister; ein ganzer Mann durch das große Wissen!" — „Still, still dort; haltet Ihr das Maul — laßt den reden, er hat das große Wissen!" „Gewiß, der hat die Welt unter seinen Füßen ganz und gar, durch die große Gewalt des Wissens!" —

„Wie hätte jemals aus dem dort was Rechts werden sollen, da er das Wissen haben konnte und es nicht nahm." — „Was konnten wir von dem Gutes erwarten? hat er doch nie in ein Buch geguckt, so oft ihm auch eins in den Weg kam!" Unwissenheit ohne eigenes Verschulden gilt für ein schweres Unglück; aber die leichtsinnige oder rohe Versäumniß und Nichtachtung dargebotener Unterrichtsmittel ist in den Augen des irischen Volkes ein entschiedener Beweis gänzlicher geistiger und sittlicher Untüchtigkeit oder Verworfenheit. Wer aber solche Gelegenheit bietet, oder sie mit einigem Erfolg benutzt hat, dem wird bei jeder Gelegenheit so viel und vielleicht aufrichtigere Ehre erwiesen, als in irgend einem der höheren Kreise des Lebens.

Die Heckenschulen sind, wie schon gesagt, großentheils verschwunden. Vor etwa zwanzig Jahren gab es mindestens eine in jeder Gemeinde; jetzt sind uns nur drei bis vier derselben vorgekommen. Die Benennung rührt daher, daß sie, wenn die Witterung es irgend erlaubte, im Freien gehalten wurden. Der Lehrer saß meistens vor der Thür seiner Hütte, während die Schüler mit ihrer Schreibtafel, ihrem Cornelius Nepos u. s. w. nah und fern innerhalb des Bereichs seiner Stimme unter Baum oder Hecke herumlagen oder hockten, und nach der Reihe oder nach Bedürfniß herantraten, um sich vorkommende Schwierigkeiten lösen zu lassen, oder ihre Lektion aufzusagen. Das Schulgeld wurde nur in natura entrichtet, was denn jeder so vermochte; aber auch an Freischülern fehlte es nie, und diese waren meistens für den geistlichen Stand bestimmt. Diese „armen Schüler" waren meist Waisenkinder; aber sie brauchten wegen ihres Unterhalts ohne Sorge zu sein. Auch in der ärmsten Hütte fanden sie freundliche Aufnahme. Noch jetzt, obgleich dies Geschlecht mit dem der Heckenschulmaster mehr und mehr verschwindet, begegnet man zuweilen einem solchen armen fahrenden Diener der Wissenschaft, in dürftiger Kleidung, ein Paar Bücher an einem Riemen über der Schulter, ein Tintenfaß von Horn am Knopfloch hängend, und durch einen der vielen Risse des alten Filzes, der einen Hut vorstellen sollte, ein Paar sehr abgenutzte Schreibfedern gesteckt. Auch an Betrügern und Vagabunden, welche auf den Namen und Schein des armen Schülers die Mildthätigkeit in Anspruch nahmen, fehlte es leider nicht. Ein Erlebniß unseres Aufenthalts in Kerry dürfte aber am besten geeignet sein, diese ganze Seite des irischen Volkslebens anschaulich zu machen.

Es war um die Mitte des Septembers, gegen Ende der Erndtezeit, als wir eifrig auf einem Felde eines theuren Freundes Kornblumen und andere Spätlinge der Blumenwelt zu einem Kranze pflückten; während die Arbeiter eifrig mit dem Einbringen des Erndtesegens beschäftigt waren. Irische Arbeiter sind oder waren damals noch in der Regel laut und lustig genug bei der Arbeit. Scherz und Lachen und Gesang schien uns aber diesmal nicht recht in Zug kommen zu wollen, obgleich das Wetter schön und Speise und Trank reichlich, auch sonst kein bekannter Grund zu einer Verstimmung in der Gegend vorhanden war. Unser gewöhnlicher Begleiter, Neptun — ein schöner, großer Neufundländer, hatte sich, wie gewöhnlich mit wohlwollender Theilnahme an unserem Treiben gemessenen Schrittes — er war kein Freund kindischer Sprünge — in unserer Nähe gehalten; plötzlich aber blieb er gespannt stehen. In der Hecke war ein auffallend alter Baum, hohl fast bis zur Krone, welche nur noch wenige grüne Zweige hervorzubringen vermochte. Die Höhlung war aber auf der uns abgewendeten Seite, so daß wir nicht einmal ermessen konnten, wie viel Raum sie bot. Hier stand Neptun vor, als gelte es einem Rebhuhn. Da wir ihn nicht von der Stelle zu bringen vermochten und auf den Gedanken kamen, die Schnitter hätten vielleicht Whisky oder sonst geschmuggeltes oder gar gestohlenes Gut in den hohlen Baum verborgen, so beschlossen wir, diese Geheimnisse zu ergründen und schickten uns an, durch die Hecke zu dringen, um in den Graben auf der andern Seite hinab und nach der Hauptöffnung der Baumhöhle zu gelangen. Aber ein Paar allerliebste kleine Mädchen, welche sich von der Arbeit geschlichen und uns gefolgt waren, traten nun eifrig und ängstlich heran und baten: „Thut's nicht, thut's nicht, meine schönen Damen, bitte, bitte! — Und du Nep" — wandten sie sich zu dem Hund, der anfing zu merken, daß er sich mit seinem Vorstehen blamirt hatte und ziemlich albern aussah, indem er, als wenn nichts vorgefallen, eine unbefangene Haltung anzunehmen suchte — du solltest dich schämen, dich zur Klatsche und zum Angeber brauchen zu lassen; konntest du die Damen nicht ruhig ihren Spaziergang gehen lassen?" — „Thut es nicht, Miß," wiederholten sie, mit den Händchen halb bittend, halb abwehrend — „bleibt von dem Baum weg. Gewiß und wahrhaftig, es ist so — der Baum ist nicht geheuer. Sie mögen lachen, aber, bei allen heiligen Büchern, die je auf- oder zugeschlagen worden, es i s t so: der Baum ist nicht geheuer und es kann Ihnen das Leben kosten."

Natürlich reizte dies unsere Neugierde noch mehr. — „Die Leute haben ihren Whisky dort versteckt, nicht wahr Kind?“ fragten wir, indem wir wieder vorzudringen suchten. — „O, übel bekomm' Jedem der Tropfen, den Sie dort finden,“ riefen die räthselhaften kleinen Warnerinnen. „Ihren Whisky brauchen die Leute nicht zu verstecken, wo sie ihn vollauf haben, nach der Arbeit, von der guten Herrschaft. Wir wollen Alles gestehen, aber Miß darf es nicht dem Großknecht wiedersagen, und dem Herrn und der Frau auch nicht; obgleich wir nicht anders konnten, denn es ist Gottes Wille. Und die Leute haben während der ganzen Woche kein lautes Lied gesungen und kein helles Lachen gewagt, um der Stille willen. Das arme Wesen! Und gewiß, der Tropfen frische Milch und das Körnchen Thee, was es von uns kriegt, ist kein gestohlenes Gut, und wir reichen es ihm mit der langen Heugabel hin und nicht anders. Und der liebe Gott segnet's, wenn solch' arme Creatur in Noth ist. Und was konnte ich oder sonst ein Mensch anders thun, außer es war ein rechtes Thier? Und, sehen Sie nur, Miß, der Hund selber begreift das und sieht jetzt den Baum an wie ein Christenmensch. Ruhig, Nep, und die Leute nicht erschrecken!“ — setzte das Kind mit erhobenem Finger hinzu, als der Hund etwas laut seine Zustimmung aussprechen wollte. — „Aber w a s denn, Anty? so sprich doch, oder wir sagen's dem Herrn!“ — „Es ist — es ist — e s i s t n u r e i n k l e i n e r J u n g e, Ew. Gnaden!“ fuhr das Kind endlich heraus und wußte nicht recht, ob es weinen oder lachen sollte. — „Ein Junge, Anty?“ — „Nein, k e i n Junge!“ fuhr Anty mit ächt irischer Confusion fort. „Das heißt, es w a r ein Junge, das arme Ding: aber jetzt ist es kaum noch ein lebendig Wesen!“ — und hier fingen beide Mädchen bitterlich an zu weinen. — „Vor lauter Masern und Pocken, und Fiebern, oder Gott weiß, was es sein mag — schlimm genug auf jeden Fall! Ein armer Schüler, Ew. Gnaden! Ein armer fahrender Schüler, der in der weiten Welt und Altirland herumzieht, um ein gelehrter Mann zu werden, ganz und gar — das Kleinod! Und als er hier ankam, faßte ihn das Fieber, oder was es war! Und der arme Wurm meinte, ein Jahr oder so bei Hrn. Devereux studiren zu können, der ja das große Wissen hat, heidnisches und christliches ganz und gar! Und, richtig, Niemand wollte ihn aufnehmen wegen der Krankheit — von wegen der Noth, die wir hier davon litten im vergangenen Jahr, und so vieler Gräber auf dem Kirchhof, wie Ew. Gnaden wohl gesehen haben. Und so fanden wir ihn

wimmernd und vom Fieber geschüttelt unter einem Erlenbusch — und das bedeutet schon nichts Gutes — und da lag er und keuchte und stöhnte, daß das bischen Lebensathem, was er noch in sich hatte, kaum langte. Und ich gab ihn auch auf und wollte umkehren, denn helfen konnte ich ja nicht und ansehen konnte ich es auch nicht. Aber da sah ich ein gutes Zeichen — die braune Kuh stand dort und leckte sich gegen das Haar. Das gab mir wieder ein Herz und so redete ich ihn an. Und er bat nur um einen Schluck Wasser und daß man ihn wieder zu seiner Mutter bringen möchte — das arme Lamm; und die Mutter hundert Meilen weit weg! Und das war mir zu viel ganz und gar, denn ich mußte an meine eigene Mutter denken, die unser Herrgott von mir genommen hat, eh' ich nur so vernünftig war, um ihren Segen zu bitten. Und so machten wir, ich und dies kleine Mädchen hier, ihm zuerst ein weiches, trockenes, reinliches Lager von frischem Stroh dort in den hohlen Baum; und dann stahlen wir Großmutter ihr warmes Kopftuch aus der Kiste und eine wollene Decke, und trugen den armen Wurm hin und legten ihn oben drauf. Und als das fertig war, fragten wir den Onkel, ob wir es wohl thun sollten; und Onkel sagte, er wolle uns umbringen, wenn wir es thäten; und da lachten wir und sagten: wir wollten es nicht thun, denn wir hätten es schon gethan; und da war Onkel so willig, dem armen Schüler zu helfen, wie wir, als wenn er schon ein fertiger Soggarth (Priester) wäre, was er, so Gott will, noch werden wird. Nur, daß die Krankheit noch schwer auf ihm ist und die Leute sind sterbensangst davor." — „Das arme Lamm," setzte das andere Mädchen hinzu, „es ist ihm schlecht genug gegangen, wo er eben herkommt, bei einem kaltherzigen Neger von einem Schulmeister, dem am Geld mehr lag als am Wissen, weil er es nicht werth war, ganz und gar nicht. Und der nahm sein bischen Geld als Lohn und lehrte ihn doch nichts, als sein schmutziges Englisch, und der Schüler begehrte Lateinisch und die anderen Humanitäten, wie er sie nennt. Aber die hatte er selber nicht, nur daß er den Leuten was weiß gemacht hatte, mit seiner neuen Schule — sagen die Leute. Und ein schwarzes Negerherz ist er auf jeden Fall. Gewiß muß es ein bitteres, kaltes, schwarzes Herz sein, was nicht erwarmt gegen ein armes Kind, das seine Heimath verläßt, wo es in der Liebe und in der Kraft des Mutterauges gedeiht, um nach dem Wissen in die weite Welt zu gehen."

Bald fand es sich denn, daß für den fahrenden Schüler in seiner

Baumhöhle — er erfreute sich des ächt irischen Namens Patrik O'Brien — mit der größten Liebe gesorgt wurde, nicht nur von den beiden jungen Mädchen, sondern von allen Schnittern auf den umliegenden Feldern. Zwei junge Leute insbesondere hatten es übernommen, abwechselnd die Nächte bei dem armen Kinde unter dem Baume aufzusitzen, seine Fieberträume von der Heimath, von der Mutter tröstend anzuhören, seine dürren Lippen mit Milch und Wasser anzufeuchten. Die anstrengende Erndtearbeit unter einer glühenden Sonne, bei Kartoffeln und Milch, konnte sie nicht von dieser Liebespflicht abhalten.

Der Kranke war übrigens nach Allem, was das Mädchen sagte, offenbar auf der Besserung, fieberfrei, aber so schwach, daß er eben nur die Lippen bewegen konnte, um seine Wohlthäter zu segnen. Da wir von dieser Seite der Hecke nicht ohne Mühe und Geräusch bis zu seinem Lager gelangen konnten, so gaben wir es für diesmal auf, uns selbst von seinem Zustand zu überzeugen.

Einige Tage nachher, als die goldenen Garben in den Feldern aufgereiht und die Schnitter abgezogen waren, holte uns Anty ab, um ihrem Schützling einen Besuch zu machen, wobei wir aber einen großen Umweg zu nehmen hatten, um den geheimnißvollen Baum von der rechten Seite zu erreichen. Es war ein stiller, aber doch belebter Abend, denn die ganze Natur schien sich der milden Abendkühle, der allmählig hervorblinkenden Sterne zu erfreuen. Im Grase, im Laube, in den Stoppeln regte es sich von behaglichem Leben der Thier- und Insektenwelt. Als wir uns endlich dem wohlbekannten Baum näherten, hörten wir eine leise, schwache, zitternde, aber liebliche Kinderstimme eines jener schönen lateinischen Kirchenlieder singen, an denen der katholische Ritus so reich ist, während der protestantische in England, diese Seite des Gottesdienstes, wie der Volksbildung überhaupt, so sehr vernachlässigt hat. — Anty bekreuzte sich ein Mal über das andere und erlaubte uns nicht näher zu treten, bis der Gesang, offenbar aus Erschöpfung der Stimme, aufgehört hatte. Wir fanden den armen Jungen von der Krankheit fast zu Haut und Knochen heruntergebracht, seine ohnehin großen Augen glänzten fast geisterhaft aus den verwilderten Locken hervor, welche über die weiße hohe Stirn herabhingen. Sein Kopf ruhte auf seinen Büchern, und es schien, als wenn die Hälfte der alten Weiber des Dorfes ihm ihre Kopftücher untergebreitet hätten. Seine bebenden Lippen lispelten und stammelten unaufhörlich Dank und Segen, und als wir ihn ermahnten, nicht zu

sprechen, schloß er die müden Augen und faltete die mageren Hände zum Gebet.

Seine Geschichte, die wir ihm bei wiederholten Besuchen abfragten, hatte übrigens nichts besonders Merkwürdiges. Es war ein Fall, wie tausende. Er war der einzige Sohn einer Wittwe, welche geheirathet hatte, ehe der Mann eine Familie ernähren konnte. Sie waren schnell bis zur größten Armuth herabgesunken; der Mann starb nach langer auszehrender Krankheit und die Wittwe suchte mit Anstrengung aller Kräfte sich und ihre beiden Kinder, diesen Knaben und ein blindgebornes Mädchen, ehrlich zu ernähren. Der Knabe, dessen Anlagen von den Nachbarn und vom Priester gerühmt wurden, faßte den Entschluß, als fahrender Schüler in den Heckenschulen die Ausbildung zu suchen, die in den kostbarern und höhern Schulanstalten zu suchen ihm alle Mittel fehlten. Nach langem, bitteren Kampfe gab die Mutter nach. Die Hoffnung, den Sohn einst als Priester des Herrn zu sehen, entschied; und so ließ sie ihn unter Strömen von Thränen, Gebet und Segnungen ziehen — einen Ismael, ohne die Mutterpflege einer Hagar! Mehrmals schon war er von seinen Schülerfahrten wieder heimgekehrt, die Hoffnung und den Muth der Mutter neu zu beleben. Ueberall hatte er milde Herzen und offene Hände gefunden; diesmal aber hatte, wie Anty berichtete, ein Schullehrer der Umgegend ihm das wenige Geld abgenommen, was der Priester zu Hause für ihn gesammelt hatte, und ihn dann nach vielfach liebloser Behandlung, ohne die erwartete Belehrung, wieder hinausgestoßen, als eben die Krankheit im Anzug war, die ihn hier ergriffen, und die er in einem so eigenthümlich irischen Krankenhaus und unter der Pflege ächt irischer Barmherzigkeit überstanden hatte.

Das ganze Dorf nahm den herzlichsten Theil an seiner Genesung, und die guten Leute sahen ihn offenbar als ein wohlerworbenes gemeinsames Eigenthum an. Er wurde förmlich in der Dorfschule eingeführt, deren Lehrer, Hr. Devereux — obgleich in der That nur ein Heckenschulmeister — wirklich den Ruf verdiente, dessen er in der ganzen Grafschaft Kerry genoß; denn trotz seiner Wunderlichkeiten und einer verzweifelten münsterländischen Aussprache in der höchsten Blüthe der irischen Brogue, besaß er in classischen Studien eine gründliche Bildung nach altem Zuschnitt, und überdies die wohlwollendste Seele, die je für die todten Sprachen geschwärmt. Der sicherste Beweis seiner Gunst für einen Schüler war der, wenn er kein Wort einer lebendigen Sprache über

die Zunge bringen durfte — wenigstens in dem Verkehr mit dem Lehrer. Die in seinem ganzen Wesen etwas stark hervortretenden Ansprüche auf Anerkennung in äußeren Zeichen der Ehrerbietung bezogen sich aber in der That mehr auf sein Amt und seine todten Sprachen, als auf seine Person. Eigentlich war er eben so demüthig, als gelehrt und wohlwollend. Er trug eine alte graurothe Perücke, die er im Eifer, wenn er einen würdigen Gast vor sich hatte, nicht selten dazu brauchte, ein Buch, was er vorweisen, oder einen Stuhl, den er anbieten wollte, abzustäuben; besonders aber war sie ihm unentbehrlich, um seine Federn abzuwischen, wie die unzähligen rothen und schwarzen Striche bewiesen, die bald die ursprüngliche Farbe der Haare dieser Atzel nicht mehr erkennen ließen. Er gründete übrigens seine bedeutende Selbstachtung, komisch genug, eigentlich noch mehr auf seine guten Manieren, als auf seine todten Sprachen und seine Mathematik, und entließ seine Lieblingsschüler nicht, ohne sie in die Mysterien einer Verbeugung und die Vortheile einer vollkommen lothrechten Positur eingeweiht zu haben.

Zuweilen ließ er sich sogar herab, einen Wink der Art solchen Gliedern seiner Schule zufallen zu lassen, welche dem „schwächern Geschlecht" angehörten. „Jinny — hieß es dann wohl — Jinny, mein gutes Mädchen, ich habe Deine Mutter gekannt, ehe Du auf der Welt warst; und sie war eine stattliche gerade Dirne — grad' an Leib und Seele. Bleib' du ein gutes Kind, Jinny, und halte dich grade — immer so — wie eine Pappel, und die Fersen zusammen und die Zehen auswärts. Das heißt Manieren — echte Manieren, Jinny!"

Patrik gewann bald sein Wohlwollen in so hohem Grade, daß er wohl zehn Mal des Tages hören mußte — aber freilich, die Aussprache kann nur gehört, nicht niedergeschrieben werden: „Patrik, mein Sohn, laß die vulgairen Jungen den Ungelehrten und Unweisen; halte dich an deinen Cornalius Napos und Virgilius. Und Patrik laß deinen Nachbar sein Rechenexempel selbst machen. Wozu hat er seinen Gough und Voster, oder doch die Hälfte dieses trefflichen Schulbuches. Das Uebrige haben die Schweine gefressen, aber das schadet nichts; wenn ich nicht irre, waren es die Gleichungen zweiten Grades und dahin hat der Tropf noch weit genug." Dann zu einem Andern: „Ned Lacey — meinst du, ich habe nicht gesehen, was du von Patrik's Schiefertafel auf deinen Daumennagel abgeschrieben hast? Ich will dich bedaumennageln! Schämst du dich nicht, niedrige Seele, dem armen Jungen

sein Gehirn anzupicken? Aber es wird bald genug die Zeit kommen, daß ihr zu seinen Füßen knieen werdet. Oder wär' er etwa der erste, der durch meine Schule den Weg zum Dienst der heiligen Kirche gefunden hat? — Patrik, mein Sohn, wenn du Sonntags nach dem Herrnhause gehst, so thu' mir den einzigen Gefallen und gieb den jungen Damen kein Wort, was nicht lateinisch. Griechisch ist zu stark für sie; außer sie müßten aus weiblicher Neugierde nach einem kleinen Vorgeschmack verlangen, da sie wissen, daß du den Vortheil hast, mein Schüler zu sein. Aber keine vulgaire Zunge in deinem Munde — das ist die Hauptsache. Und wenn du in's Zimmer trittst, so vergiß nicht deine Verbeugung mit der Hand auf dem Herzen, als ein galanter Irländer, der einen Meister hat, von dem er nicht bloß die todten Zungen, sondern auch ächte Manieren lernen kann."

Unter solchen pompösen Thorheiten hatte der alte Mann, wie gesagt, einen Schatz von Herzensgüte. Nimmermehr hätte er von dem Vaterlosen einen Lohn für seine Mühe angenommen, und da er nie nach dem Todtenschein fragte, so fehlte es denn in seiner Schule nie an einem Zufluß von „Söhnen armer Wittwen." Erinnerte man ihn daran, daß der Arbeiter seines Lohnes werth sei, so sagte er: „Mir kostet das Nichts als meinen Athem, und was liegt daran? So wird der Tod um so weniger zu holen finden, wenn er mir ihn abfordert, und bis dahin wird er manches Herz durchdrungen haben und manchem Kopf das Wissen und die Weisheit mitgetheilt haben — und die Manieren, die ich doch eben so wenig mit hinüber nehmen kann, als meine Perücke hier."

Binnen Jahresfrist war Patrik O'Brien des Meisters rechte Hand geworden — sein erster Römer und auf dem besten Wege, auch sein erster Grieche zu werden. Das einzige, was den guten Mann plagte, war, daß Patrik offenbar kein mathematisches Genie war. Patrik verfehlte nicht, seine Mutter gelegentlich durch Nachrichten von diesen Fortschritten zu erfreuen, und schon war sein ganzer Sinn auf das Wiedersehen in den nächsten Ferien gerichtet, als er die Nachricht von ihrem Tode erhielt. Sein Herz war fast gebrochen nicht bloß durch den Schmerz um die Mutter, sondern auch durch die Sorge um die arme blinde, hülflose Schwester. „Die Nachbarn, meinte er, werden sich ihrer freilich annehmen — hier ein Bissen, dort ein Süppchen — und hier ein Lappen, dort ein Lappen für den Sommer. Aber sie müßte eben doch betteln —

meine arme, kleine, blinde Nelly — und nun gar im Winter! Nein, nein — es geht nicht!"

„Wohin diesen Abend, Patrik, mein Sohn?" fragte der alte Schulmeister freundlich, als sein Lieblingsschüler sich nach Schluß der Schule, wie gewöhnlich, ehrerbietig und in wahrer Positur bei ihm beurlaubte. „Ich habe den Nowlans versprochen, Herr, ihren Jungens ein wenig nachzuhelfen, damit Sie weniger Mühe mit ihnen haben." „Schon gut, mein Sohn, aber dazu ist ein ander Mal Zeit. Bleib' jetzt hier, ich habe mit dir zu sprechen." Der geneigte Leser wird gewiß Patrik's Bewegung bei diesen Worten verstehen, wenn wir bemerken, daß sie in der vulgairen Zunge gesprochen wurden, und nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, als Vorbedeutung, daß etwas Außerordentliches bevorstehe. „Ich danke Ihnen, Herr, für die Mühe, die Sie sich mit mir geben; aber der Kummer hat meinen armen Kopf ganz mürbe gemacht, und ich fürchte, es ist heute Nichts mit mir anzufangen." — „Schon gut, Patrik; setz' dich, und wir wollen sehen, ob wir uns nicht doch verständigen können. Sag' mir, Patrik, hat die traurige Nachricht, die du erhalten, dich zu irgend einem bestimmten Entschluß veranlaßt?" — „Das hat sie, lieber Meister" — erwiederte der fahrende Schüler, mit Mühe die hervorbrechenden Thränen bewältigend — „das hat sie, und Gott der Herr segne Sie und Alle, die mir Gutes und Liebes erwiesen haben! Das Scheiden wird mir schwer — scheiden von meinem lieben Meister und scheiden von all' den Hoffnungen meiner Zukunft, des Wissens und des Lehrens und des heiligen Priesterstandes, an die sich meine Seele festgewurzelt hat seit Jahren; aber meine arme Schwester, Herr — das arme, blinde, zarte Kind — für die bisher Mutterliebe der Augen Licht und Alles ersetzte und — — nein es geht nicht, ich darf sie nicht den Nachbarn überlassen, und meinten sie es noch so gut mit ihr! Ich bin jetzt ihr Vater und Mutter und Bruder, und mit Gottes Hülfe will ich das sein. Ihr Herz soll hell sein, wenn auch ihre Augen dunkel bleiben. Ich bin stark genug — ich kann jede Arbeit lernen. Was ich bisher gelernt habe, freilich — das muß ich vergessen lernen, und das — das — — Ochon, ochon!" Der arme Junge bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, vielleicht eben so sehr aus Scham über den lebendigen celtischen Naturlaut, der ihm entschlüpft, als aus Schmerz über das Opfer der todten Zungen, das er brachte.

„Wie das? wie das, mein Sohn?" — brach nun der alte Meister

los, nachdem er schon lange ungeduldig an seiner Perücke gezupft hatte, wie er pflegte, wenn ein Schüler die Construktion nicht finden konnte. — „Wie das? Exponiren, Construiren — schnell! Was ist das für ein Wesen mit der kleinen Dirne? Kann sie nicht, wie so manche Person ihres Geschlechts in forma pauperis leben? Warum nicht, so gut wie du, heute bei mir, morgen bei den Nowlans, übermorgen bei den Odriseols, dann eine Woche bei der Herrschaft und so fort?" „Gott vergelte es Allen und Jedem" — sagte Patrik ohne alle Empfindlichkeit, aber mit mehr Festigkeit im Ton als er je seinem Meister gegenüber gezeigt hatte — „Gott vergelte es ihnen; und mit Gottes Hülfe habe ich auch die Kinder überall ein Stück weiter gebracht auf dem Wege des Wissens; aber die arme Nelly hat kein Recht, Jemanden zur Last zu fallen, so lang' ich arbeiten kann: und sie soll es nicht!"

„Und das sagst du mir in's Gesicht, Patrik O'Brien?" — kreischte hier der alte Mann auf und warf seine Perücke gerade einem Schweine auf den Kopf, was seinen Rüssel neugierig über die Halbthüre hereinsteckte, welche die Kinder hindern sollte, hinaus und die Schweine, hereinzukommen. „Das mir in's Gesicht — deinem Meister und du noch in statu pupillari? Sie soll nicht? Und ich sage: sie soll und sie muß und wird deine Nelly! Sie soll Andern eine Last sein, und gerade expreß mir soll sie es sein! Und du gehst jetzt gleich nach Hause und holst sie, und meine Alte soll sie aufnehmen und halten wie unsere eigenen Enkel — kein Haar anders! Und ein blindes Kind ist ein heller Segen." Patrik's Rührung und Dankbarkeit suchten vergeblich nach Ausdrücken; aber der Alte fuhr ungeduldig fort und griff mehrmals nach der Stelle, wo die Perücke sitzen sollte: „Ei, was da, was da! Sie soll — das soll sie! Und nur kein Wesen und keine Ausflüchte und keine Umstände mit dem kleinen blinden Ding. Oder meint der Bursche, um so einer kleinen Dirne willen soll ich die Krone und den Edelstein meiner Akademie verlieren — meinen besten Schüler? Und wenn du dann in zwei Jahren für Maynooth und die Herren Patres von der Gesellschaft Jesu reif bist, so wollen wir auch weiter sorgen. Meine Großkinder sind so bald flügge und ich kann die arme blinde Creatur gar wohl um mich haben und ich kann sie auswendig lernen lassen und — — genug, sie soll sein, wie das Kind meines Alters und wenn du einmal Pater Pat bist, soll sie mir die Augen zudrücken und du mir das heilige Sterbesakrament reichen. Und nun genug davon!"

Und so geschah es; und nach wenig Tagen führte Patrik die blinde Schwester über die Schwelle des guten Schulmeisters und in den Kreis des Segens, mit dem er sie empfing.

Die Nachbarn sagten denn wohl: „Gott vergelt's Ihnen, Herr Devereux, Sie sind ein braver Mann!“ Aber Verwunderung sprach sich nirgends aus. Es verstand sich von selbst, daß irgend Jemand sich des Kindes annahm, und daß gerade der Schulmeister es that, war um so besser. Großmuth ist wirklich ein allgemeiner Zug des irischen Volkscharakters, in viel höherem Grade, als manche nüchternere aber nothwendigere Gabe. In Irland kommen im täglichen Leben und ohne alle Beachtung von irgend einer Seite mehr als irgendwo sonst Handlungen vor, welche mit ihren wesentlichen Motiven und Umständen in andere Zeiten und Verhältnisse versetzt, mit Bewunderung und Rührung als Züge des Heldenmuths und der Großmuth betrachtet werden würden. Wir selbst waren damals so sehr an diesem irischen Standpunkt gewöhnt, daß wir das Benehmen des armen Schulmeisters ganz in der Ordnung fanden.

87.

Erlkönig

von J. W. v. Göthe.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Es faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand'
Meine Mutter hat manch gülden Gewand!“

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind.

„Willst, feiner Knabe, du mit mir geh'n,
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau.

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt."
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan?

Dem Vater grauset's; er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

88.

Adelger zu Baiern.

Sage von den Brüdern Grimm.

Zur Zeit Kaisers Severus war in Baiern ein Herzog, Namens Adelger, der stand in großem Lobe, und wollte sich nicht vor den Römern demüthigen. Da es nun dem König zu Ohren kam, daß Niemand im ganzen Reiche ihm die gebührliche Ehre weigerte, außer Herzog Adelger, so sandte er Boten nach Baiern und ließ ihn nach Rom entbieten. Adelger hatte nun einen getreuen Mann, den er in allen Dingen um Rath fragte; den rief er zu sich in sein Gemach, und sprach: Ich bin ungemuth, denn die Römer haben nach mir gesendet und mein Herz stehet nicht dahin; sie sind ein böses Geschlecht, und werden mir Böses anthun; gern möchte ich dieser Fahrt entübrigt sein, rathe mir dazu, du hast kluge Gedanken. Der alte Rathgeber antwortete: Gerne rathe ich dir alles, was zu deinen Ehren stehet; willst du mir folgen, so besende deine Mannen und heiß sie sich kleiden in das beste Gewand, das im Lande gefunden wird; fahr mit ihnen furchtlos nach Rom, und sei ihm alles Rechtes bereit; denn du bist nicht stark genug, um wider das römische

Reich zu fechten; verlangt der König aber über sein Recht hinaus, so kanns ihm übel ausschlagen.

Herzog Adelger berief seine Mannen und zog an des Königs Hof nach Rom, wo er übel empfangen wurde. Zornig sprach der König ihm entgegen: Du hast mir viel Leides gethan, das sollst du heute mit deinem Leben gelten! „Dein Bote — antwortete Adelger — hat mich zu Recht und Urtheil hierher geleitet; was alle Römer sprechen, dem will ich mich unterwerfen, und hoffen auf deine Gnade." Von Gnade weiß ich nichts mehr — sagte der König — das Haupt soll man dir abschlagen, und dein Reich einen andern Herrn haben.

Als die Römer den Zorn des Königs sahen, legten sie sich dazwischen und erlangten, daß dem Herzog Leib und Leben geschenkt wurde. Darauf pflogen sie Rath und schnitten ihm sein Gewand ab, daß es ihm nur zu den Knieen reichte, und schnitten ihm das Haar vornen aus; damit gedachten sie den edlen Helden zu entehren.

Adelger aber ging hart ergrimmt in seine Herberge. Alle seine Mannen trauerten, doch der alte Rathgeber sprach: Herr, Gott erhalte dich; laß nur dein Trauern sein und thu nach meinem Rath, so soll Alles zu deinen Ehren ausgehen. — „Dein Rath" — sagte Adelger — „hat mich hierher gebracht; magst du nun mit guten Sinnen meine Sache herstellen, so will ich dich desto werther halten; kann ich aber meine Ehre nicht wieder gewinnen, so komm ich nimmermehr heim nach Baierland." Der Alte sprach: Herr, nun heiß mir thun, wie dir geschehen ist, und besende alle deine Mannen, und leih und gib ihnen, daß sie sich allesammt bescheeren lassen; damit rette ich dir alle deine Ehre. Da forderte der Herzog jeden Mann besonders vor sich und sagte: Wer mir in dieser Noth beisteht, dem will ich leihen und geben; wer mich lieb hat, der lasse sich scheeren, wie mir geschehen ist. Ja — sprachen alle seine Leute — sie wären ihm treu bis in den Tod, und wollten Alles erfüllen. Zur Stunde beschoren sich Alle, die mit ihm gekommen waren, Haar und Gewand, daß es nur noch bis an die Knie reichte; die Helden waren lang gewachsen und herrlich geschaffen, tugendreich und lobesam, daß es Jeden Wunder nahm, der sie ansah, so vermessentlich war ihr Gebärde.

Früh den andern Morgen ging Adelger mit allen seinen Mannen zu des Königs Hof. Als sie der König ansah, sagte er in halbem Zorn: Rede, lieber Mann, wer hat dir diesen Rath gegeben? „Ich führte mit mir einen treuen Dienstmann" — sprach Herzog Adelger — „der mir schon

viele Treue erwiesen, der ist es gewesen; auch ist unsrer Baiern Gewohnheit daheim: was einem zu Leide geschieht, das müssen wir allesammt dulden so tragen wir uns nun einer wie der andere, arm oder reich, und das ist unsre Sitte so." Der König von Rom sprach: Gib mir jenen alten Dienstmann, ich will ihn an meinem Hofe halten, wenn du hinnen scheidest; damit sollst du alle meine Gnade gewinnen. — So ungern es auch der Herzog thäte, konnte er doch dieser Bitte nicht ausweichen, sondern nahm den treuen Rathgeber bei der Hand, und befahl ihn in die Gewalt des Königs. Darauf nahm er Urlaub und schied heim in sein Vaterland; voraus aber sandte er Boten, und befahl allen seinen Unterthanen, die Lehnrecht oder Rittersnamen haben wollten: daß sie sich das Haar vornen aus-, und das Gewand abschnitten, und wer es nicht thäte, daß er die rechte Hand verloren hätte. Als es nun auskam, daß sich die Baiern so beschoren, da beliebte der Gebrauch hernach Allen in deutschen Landen. —

Es stund aber nicht lange an, so war die Freundschaft zwischen dem römischen König und dem Herzog wieder zergangen, und Adelgern ward von neuem entboten: nach Rom zu ziehen, bei Leib und Leben, der König wolle mit ihm Rede haben. Adelger, ungemuth über dieses Ansinnen, sandte heimlich einen Boten nach Wälschland zu seinem alten Dienstmann, den sollte er bei seinen Treuen mahnen: ihm des Königs Willen, weßhalb er ihn nach Hof rief, zu offenbaren, und zu rathen, ob er kommen oder bleiben sollte? Der alte Mann sprach aber zu Adelgers Boten: es ist nicht Recht, daß du zu mir fährst; hiebevor, da ich des Herzogen war, rieth ich ihm je das Beste; er gab mich dem König hin, daran warb er übel; denn verrieth ich nun das Reich, so thät ich als ein Treuloser. Doch will ich dem König am Hofe ein Beispiel erzählen, das magst du wohl in Acht behalten, und deinem Herrn hinterbringen; frommt es ihm, so steht es gut um seine Ehre.

Früh des andern Morgens, als der ganze Hof versammelt war, trat der Alte vor den König und bat sich aus, das er ein Beispiel erzählen dürfte. Der König sagte, daß er ihn gerne hören würde, und der alte Rathgeber begann: Vor Zeiten, wie mir mein Vater erzählte, lebte hier ein Mann, der mit großem Fleiß seines Gartens wartete, und viel gute Kräuter und Würze darin zog. Dies wurde ein Hirsch gewahr, der schlich sich Nachts in den Garten, und zerfraß und verwüstete die Kräuter des Mannes, daß Alles niederlag. Das trieb er manchen Tag lang, bis ihn

der Gärtner erwischte und seinen Schaden rächen wollte. Doch war ihm der Hirsch zu schnell, der Mann schlug ihm blos das eine Ohr ab. Als der Hirsch dennoch nicht von dem Garten ließ, betrat ihn der Mann von neuem und schlug ihm halb den Schwanz ab; das trag dir, sagte er, zum Wahrzeichen! schmerzt's dich, so kommst du nicht wieder. Bald aber heilten dem Hirsch die Wunden, er strich seine alten Schliche, und aß dem Mann Kraut und Wurzeln ab, bis daß dieser den Garten listig mit Netzen umstellen ließ. Wie nur der Hirsch entfliehen wollte, ward er gefangen; der Gärtner stieß ihm seinen Spieß in den Leib, und sagte: Nun wird dir das Süße sauer, und du bezahlst mir theuer meine Kräuter. Darauf nahm er den Hirsch und zerwirkte ihn, wie es sich gehörte. Ein schlauer Fuchs lag still neben in einer Furche; als der Mann wegging, schlich der Fuchs hinzu und raubte das Herz vom Hirsch. Wie nun der Gärtner, vergnügt über seine Jagd, zurück kam und das Wild holen wollte, fand er kein Herz dabei, schlug die Hände zusammen, und erzählte zu Haus seiner Frau das große Wunder von dem Hirsch, den er erlegt habe, der groß und stark gewesen, aber kein Herz im Leibe gehabt. Das hätte ich zuvor sagen wollen, antwortete des Gärtners Weib; denn als der Hirsch Ohr und Schwanz verlor, hätte er ein Herz gehabt, so wär er nimmer in den Garten wieder gekommen. —

All diese kluge Rede war Adelgers Boten zu nichts nütze, denn er vernahm sie einfältig und kehrte mit Zorn gegen Baierland. Als er den Herzogen fand, sprach er: „Ich habe viel Arbeit erlitten und nichts damit erworben; was sollte ich da zu Rom thun? der alte Rathgeber entbietet dir nichts zurück, als ein Beispiel, das er dem König erzählte, das hieß er mich dir hinterbringen. Daß er ein übel Jahr möge haben!"

Als Adelger das Beispiel vernahm, berief er schnell seine Mannen. Dies Beispiel — sagte er — will ich euch, ihr Helden, wohl bescheiden. Die Römer wollen mit Netzen meinen Leib umgarnen; wißt aber, daß sie mich zu Rom in ihrem Garten nimmer berücken sollen. Wäre aber, daß sie mich selbst in Baiern heimsuchen, so wird ihnen der Leib durchbohrt, wo ich anders ein Herz habe, und meine lieben Leute mir helfen wollen.

Da man nun am römischen Hof erfuhr, daß Adelger nicht nach Rom gehen wollte, sagte der König: so wolle er sehen, in welchem Lande der Herzog wohne. Das Heer wurde versammelt, und brach, dreißig Tausend wohlbewaffneter Knechte stark, schnell nach Baiern auf; erst zo-

gen sie vor Bern, dann ritten sie durch Triental. Adelger mit tugendlichem Muthe sammelte all seine Leute, Freunde und Verwandten; bei dem Wasser, heißet Inn, stießen sie zusammen, der Herzog trat auf eine Anhöhe und redete zu ihnen: Wohlan ihr Helden unverzagt! jetzt sollt ihr nicht vergessen, sondern leisten, was ihr mir gelobt habt. Man thut mir groß Unrecht. Zu Rom wurde ich gerichtet, und hielt meine Strafe aus, als mich der König schändete an Haar und Gewand; damit gewann ich Verzeihung. Nun sucht er mich ohne Schuld heim; läge der Mann im Streite todt, so wäre die Noth gering. Aber sie werfen uns in den Kerker und quälen unsern Leib, höhnen unsre Weiber, tödten unsre Kinder, stiften Raub und Brand; nimmermehr hinfüro gewinnt Baiern die Tugend und Ehre, deren es unter mir gewohnt war; um so mehr, ihr Helden, wehret beides, Leib und Land. — Alle reckten ihre Hände auf und schwuren: wer heute entrinne, soll nimmerdar auf baierscher Erde weder Eigen noch Lehen haben.

Gerold, den Markgrafen, sandte Adelger ab, daß er den Schwaben die Mark wehrete. Er focht mit ihnen einen starken Sturm, doch Gott machte ihn sieghaft; er fing Brenno, den Schwabenherzog, und hing ihn an einen Galgen auf.

Rudolf den Grafen, mit seinen beiden Brüdern sandte Adelger gegen Böheim, dessen König zu Salre mit großer Macht lag und Baiern heerte. Rudolf nahm selbst die Fahne und griff ihn vermessen an. Er erschlug den König Osmig, und gewann allen Raub wieder. Zu Cambach wand er seine Fahne.

Wirent den Burggrafen, sandte Adelger gegen die Hunnen. Niemand kann sagen, wie viel der Hunnen in der Schlacht todt lagen; einen sommerlangen Tag wurden sie getrieben bis an ein Wasser, heißet Traun, da genasen sie kaum.

Herzog Adelger selbst leitete sein Heer gen Brixen an das Feld, da schlugen sie ihr Lager auf; das ersahen die Wartmänner der Römer, die richteten ihre Fahne auf und zogen den Baiern entgegen. Da fielen viele Degen, und brach mancher Eschenschaft! Volkwin stach den Fähnrich des Königs, daß ihm der Spieß durch den Leib drang: diesen Zins — rief der vermessene Held — bringe deinem Herrn und sage ihm, als er meinen Herrn schändete, an Haar und Gewand, das ist jetzt dahin gekommen, daß er's ihm wohl vergelten mag. Volkwin zuckte die Fahne wieder auf, nahm das Roß mit den Sporen und durchbrach den

Römern die Schaar. Von keiner Seite wollten sie weichen, und viel frommer Helden sank zu Boden; der Streit währte den sommerlangen Tag. Die grünen Fahnen der Römer wurden blutfärbig, ihre leichte Schaar troff von Blut. Da mochte man kühne Jünglinge schwer verhauen sehen, Mann fiel auf Mann, das Blut rann über eine Meile. Da mochte man hören schreien nichts als Ach und Weh! Die kühnen Helden schlugen einander, sie wollten nicht von der Wahlstätte kehren, weder wegen des Tods, noch wegen irgend einer Noth; sie wollten ihre Herren nicht verlassen, sondern sie mit Ehren dannen bringen; das ward ihr aller Ende.

Der Tag begann sich zu neigen, da wankten die Römer. Volkwin der Fähnrich, dies gewahrend, kehrte seine Fahne wider den König der Römer; auf ihn drangen die muthigen Baiern mit ihren scharfen Schwertern und sangen das Kriegslied. Da vermochten die Wälschen weder zu fliehen noch zu fechten. Severus sah, daß die Seinen erschlagen oder verwundet lagen, und die Wahlstätte nicht behaupten konnten. Das Schwert warf er aus der Hand und rief: Rom, dich hat Baiern in Schmach gebracht, nun acht ich mein Leben nicht länger! Da erschlug Volkwin den König; als der König erschlagen war, steckte Herzog Adelger seinen Schaft in die Erde neben dem Hasel-Brunnen: Dies Land hab ich gewonnen den Baiern zu Ehre; diese Mark diene ihnen immerdar!

89.

Kimmt just a' trübi Zeit

von F. v. Kobell.

Kimmt just a' trübi Zeit,
Verlier' d'rum nit glei' d' Schneid.
Sie kimmt und muß aa' wieder geh',
Sunst thaat d' Welt lang scho' nimmer b'steh!

Schau wo koa' Sunnaschei',
Muaß freili der Schatt'n sei',
Gib aber Acht, so sichst es guat,
Wie bald er's Platzl wechseln thuat.

Er bleibt nit auf oan Fleck,
Er ziegt schö' kloaweis weg
Und der der d' Sunna cumma'dirt,
Dersell'n Schatte aa' regiert.

Drum lusti' oder trüb
Und wie's kimmt, z'load und z'lieb,
Laß di nit bringa ausannand'
Und denk' du bist in Gottes Hand.

90.

Churfürst Maximilians I. Jugendjahre

von C. v. Aretin.

Am 17. April 1573 wurde dem Herzog Wilhelm V. von Bayern ein Sohn geboren, welcher nach seinem Taufpathen und Oheim von mütterlicher Seite, dem damals regierenden Kaiser, den Namen Maximilian erhielt.

Wir finden nirgends aufgezeichnet, welchen weiblichen Händen die Pflege der ersten Kinderjahre Maximilians anvertraut war. Ohne Zweifel geschah diese Erziehung unter den Augen der Herzogin selbst, welche alle Nachrichten als eine äußerst liebevolle und sorgsame Mutter schildern. Schon in seinem siebenten Lebensjahre — bald nachdem Herzog Wilhelm regierender Landesfürst geworden — ward der junge Prinz der weiblichen Pflege entnommen; ein frommer und gelehrter Böhme, Wenzelaus Petrsikh, gewöhnlich Peträus genannt, welcher in den Diensten des Erzbischofs von Prag gestanden hatte, ward sein erster Lehrer. Es scheint dieß ein sanfter gutmüthiger Mann gewesen zu sein, ganz geeignet, den ersten Unterricht in so zartem Alter zu ertheilen. Wir lesen mit Vergnügen seine Berichte über die Fortschritte, welche sein kleiner Zögling in den Studien macht, (welche auch ein anderer Berichterstatter Ulrich von Preysing, bestätigt, indem er den 11. September 1580 dem Herzog Wilhelm meldet, daß „Seine fürstliche Gnaden so gar gern und willig studiren.") Mit sichtlicher Vorliebe verweilt Peträus bei Erzählung der „Recreationen," die er dem Prinzen seines Wohlverhaltens wegen gestattet; z. B. wie sie in der Kutsche der Ahnfrau (der Herzogin Anna) nach Menzing fahren, daselbst das Mittagsmahl einnehmen, und den größten Theil des Tages mit Fischen zubringen; — wie sie ein anderes Mal in dem Weiher unter ihren Fenstern einen großen Hecht gewahr werden, der den kleineren Fischen nachstellt, und ihn mittels einer Angel fangen, wie der junge Herzog seine Beute dann der Ahnfrau präsentirt, zuvor aber, „weil die Freude super hac captura so groß gewesen" — den Fisch abmalen läßt, um die Abbildung dem Vater zu senden. Wieder

ein anderes Mal begleiten wir den Präceptor (dieß war der Titel, den er führte) mit seinem Zöglinge, dessen Gespielen und Dienerschaft auf einer Wallfahrt nach Thalkirchen; der Prinz reitet „auf seinem Rapple" bis an die Wiese unweit des Dorfes; von dort an geht er zu Fuß mit den Uebrigen und singt mit ihnen eine lateinische Litanei; in der Messe betet er den Rosenkranz und für alle Diejenigen, deren er in seinem täglichen Gebete im Allgemeinen eingedenk ist, für jeden einzeln ein Pater noster sammt dem Ave Maria; auf dem Rückwege ladet sie der Oheim, Herzog Ferdinand zum Mittagessen in seinem Hausgarten ein.

Im folgenden Jahre — 1581 — erhielt Maximilian außer dem Präceptor auch einen eigenen Hofmeister, Namens Wilhelm Schlüderer von Lachen. Ueber die Fortschritte, welche der Prinz in diesen Jahren besonders in der lateinischen Sprache machte, liegen noch gegenwärtig die Beweise vor. Auch fing er jetzt an, dem Vater, wenn derselbe abwesend war, lateinische Briefe zu schreiben. Mit dem Beginne des Jahres 1583 ward auch Herzog Philipp den Erziehern seines Bruders übergeben, und bezog jetzt ebenfalls das Altenhofsgebäude, wo Maximilian schon seit längerer Zeit verweilte, und wo für beide Prinzen nebst ihrem Gefolge eine eigene Wohnung bereitet war.

Maximilian, damals nicht ganz zehn Jahre alt, richtete an den sechsjährigen Bruder zum Empfang folgendes halb scherz- halb ernsthafte Briefchen: „Maximilian von Gottes Gnaden, Herzog in Bayern wünscht dem hochwürdigen durchlauchtigen Fürsten Herzog Philipp, seinem freundlich geliebtesten Herrn Bruder ein glückseliges neues Jahr und alles Gute. — Nachdem Gott Lob die Sache nun einmal dahin gekommen, daß ihr von der Kinder- und Weiberzucht weggezogen, und zu mir in die männliche freie Schule dergestalt gegeben seid, auf daß ihr euer Studiren mit diesem neuen dreiundachtzigsten Jahre anfangen sollt: kann ich nicht unterlassen, euch dieß kleine Brieflein zu schreiben und in demselben anzuzeigen, daß mich diese eure Ankunft höchlich erfreuet, und daß auch mir dieser Zeit nichts Lieberes noch Angenehmeres hätte widerfahren können; wie ich dann hingegen auch leichtlich glauben will, daß ihr dießmals an keinem Ort lieber als bei mir zu Altenhof bleiben und studiren wollt. Damit aber diese unsere brüderliche Freude langwierig und doch für beide Theile nützlich sowohl, als auch unsern gnädigsten herzliebsten Eltern tröstlich sei: so wollen wir oft einer den andern durch vertrauliche Schreiben unterweisen, wie wir uns nicht allein gegen einander, sondern zuvörderst gegen Gott, alsdann auch gegen

jedermänniglich halten sollen. Unterdessen so gehabt euch wohl! Gegeben München zu Altenhof, Montag den 7. Januar des alten Kalenders Anno Christi 1583."

Zur Aneiferung der Prinzen wurden einige junge Leute vom Adel mit ihnen erzogen und unterrichtet; jedoch wurden mit größter Sorgfalt nur solche Knaben gewählt, über deren Sittenreinheit man vollkommen beruhigt sein konnte.

Endlich im Jahre 1584 entwarf Herzog Wilhelm ausführliche Vorschriften für die beiden Männer, welchen eine so wichtige Erziehung anvertraut war. Die Instructionen, welche die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. sowie Herzog Albrecht V. für die Erziehung ihrer Söhne gegeben hatten, waren hiebei zu Rathe gezogen worden.

Der Hauptinhalt der ganzen Anweisung ist in folgenden Worten derselben ausgedrückt: „Es ist uns vornehmlich daran gelegen, daß die liebe Kindheit und angehende Jugend wohl und sicher geführt werde auf den Grund der Furcht Gottes, des Gehorsams gegen die Eltern, der Demuth, Zucht, Wahrheit und Nüchternheit."

Da die Grundlage aller Erziehung die Einpflanzung wahrer Gottesfurcht ist, so macht auch die Instruction wie billig hiemit den Anfang. Die Prinzen sollen täglich ihr Morgen- und Abendgebet mit Andacht verrichten, auch täglich die heilige Messe, an Sonn- und Feiertagen Amt und Predigt hören. Sie sollen angewiesen werden, dem Messe lesenden Priester in ihrer Andacht Gebet für Gebet zu folgen, und also sich von Jugend an gewöhnen, ihr Gebet der Kirchenordnung gleichförmig zu halten, damit sie nach und nach verstehen lernen, was das ganze Jahr hindurch in der Kirche geschieht und sonach auch ihre ganze Lebenszeit das, was sie recht verstehen, desto mehr lieben, gebrauchen und vertheidigen. (Hierin liegt wohl die beste Widerlegung jenes Vorwurfes, welcher so oft der katholischen Erziehung gemacht worden, daß sie den größten Werth auf Aeußerlichkeiten lege.) Als Haupterforderniß wird hierauf die Einprägung der Grundwahrheiten unserer heiligen Religion vorgeschrieben, wobei mit dem kleinen deutschen Katechismus der Anfang gemacht und bis zu dem großen lateinischen des Canisius fortgeschritten werden solle; diese geistliche Speise solle neben dem täglichen Brode stets in Handen sein, und dermaßen dem Gedächtnisse und Verstande einwurzeln, daß sie eine feste Grundlage für das ganze Leben bilde.

Die Instruction geht sodann auf die Einpflanzung der Demuth über,

welche „eine solche Tugend sei, wodurch alles fürstliche Lob größer und herrlicher werde', ja ohne welche sich eines Fürsten Gemüth weder zum göttlichen Dienste noch zum heilsamen Gebrauche seines Standes wohl ordnen könne." Da hiezu nichts nützlicher sei, als die christliche Beicht, in welcher der Mensch sich selbst erkennen, vernichten, anklagen, vor Gott und seiner Kirche demüthigen lerne, so sollen die Prinzen öfters im Jahre, besonders zu heiligen Zeiten, hiezu angehalten werden. Auch werden die Erzieher angewiesen, das Gemüth der Prinzen vor aller Erhebung, vor Stolz, Uebermuth, Zorn, Unwillen, Neid u. dgl. mit Fleiß und Bescheidenheit, und wenn es nöthig wäre, mit gebührendem Ernste, ja selbst mit Hülfe der Ruthe zu bewahren. Dabei wird ihnen aber große Vorsicht anempfohlen, damit ihre Zöglinge „in keine furchtsame verzagte Weise getrieben werden," sondern sich angewöhnen, tapfer und unerschrocken zu reden und zu handeln, indem die zukünftige Bestimmung derselben sowohl im geistlichen als im weltlichen Stande, „Ernst, Tapferkeit und ein männliches Gemüth erfordere."

Von Leibesübungen werden für diese ersten Jahre Ballspiel, Kegeln, mäßiges Laufen und Reiten, von Spielen Stahl- und Rohrschießen und Schachspiel gestattet.

Die Tagesordnung wird auf folgende Weise bestimmt: Um sechs oder halb sieben Uhr Aufstehen und Ankleiden, dann Gebet im Oratorium; — von sieben bis acht Uhr Studium der Grammatik; — um acht Uhr Morgensuppe, dann Messe; nach der Messe wieder Lernstunde, besonders Uebung des Gedächtnisses, bis eine halbe Stunde vor dem Mittagsmahl, welches um eilf Uhr eingenommen wird; — während der ersten Hälfte der Tischzeit Vorlesung aus einem geistlichen Buche; — „wer sich mit Worten oder sonst nur im Geringsten unbescheiden oder ärgerlich erzeigt, voraus mit übermäßigem Trunke, der soll an unserer Söhne Tafel nicht mehr kommen;" — nach dem Essen bleiben ungefähr ein Paar Stunden zur Ergötzlichkeit frei, „da unsere Söhne bei uns, bei der Frau Mutter und bei unsern Kindern sein, oder nach Gelegenheit eine Kurzweil suchen mögen, doch daß der Hofmeister oder Präceptor auch nicht weit davon sei;" — um zwei Uhr Wiederanfang des Studiums, besonders Schreibübungen, dann Musikunterricht bis eine halbe oder eine ganze Stunde vor dem Nachtessen; — nach diesem Recreation; — um acht Uhr Gebet und Schlafengehen.

Damit „der Jugend das Studiren nicht gar zu sauer werde," wird

wochentlich, wenn kein Feiertag einfällt, ein halber oder ganzer Vacanztag gestattet.

Besonders schön ist die Stelle, in welcher der Hofmeister angewiesen wird, in seinen Zöglingen keinen Hochmuth aufkommen zu lassen, indem selbst die größten Potentaten sich Mühe gegeben, durch Humanität und Freundlichkeit die Herzen der Menschen zu gewinnen; „wie denn bei christlichen Herrschaften an sich selbst schon heilsam, wohlanständig und lieblich ist, daß sie gegen männiglich, voraus gegen die ihnen von Gott untergebenen und anvertrauten Unterthanen ein liebreiches, wohlwollendes und väterliches Gemüth tragen, und sich allezeit selbst erinnern, daß sie ja nicht etwa alten heidnischen leibeigenen Knechten sondern Christenleuten, ihren Mitbrüdern und Miterben des himmlischen Reiches, zu Herren, zu Vorstehern, zu Beschützern und zu Versorgern gegeben und vorgesetzt seien, und an denselben alle ihre ewige und zeitliche Wohlfahrt entweder groß mehren und befördern, oder auch hindern, zurückwerfen und verderben mögen."

Wie schön ist hier nicht die große Idee der im Christenthum begründeten Befreiung ausgesprochen! wie bestimmt dieser Gegensatz von einem christlichen Fürsten zu einem Tyrannen, welchen jene Zeit sich nicht anders als heidnisch oder türkisch denken mochte.

Auch dem Präceptor Peträus ward in der ihm gegebenen besonderen Vorschrift aufgetragen, den Prinzen „in Lehre und durch Beispiele vorzustellen, was heute oder morgen ihr Beruf sein werde; nämlich daß Fürsten und Obrigkeiten von Gott geordnet seien, seinen wahren Dienst und die wahre unverfälschte Religion zu schützen, die Unterthanen nach Recht und Billigkeit zu regieren, Frieden und Ruhe zu erhalten, und Jedermann um Gottes willen zu helfen und zu rathen, — indem sie an seiner Statt auf Erden Anderen vorgesetzt seien, damit männiglich bei ihnen Trost und Zuflucht finde; — daß auch ein großer Titel und Namen anders nichts sei, als eine Mahnung jener Forderungen, welche Gott und die Welt an den Inhaber zu stellen habe."

Unter dieser zweckmäßigen Leitung verflossen die Studienjahre und Maximilian machte die erfreulichsten Fortschritte. Die schnelle Entwickelung seiner geistigen Anlagen that indessen seinen religiösen Gefühlen keinen Eintrag. Im Gegentheil läßt sich nicht verkennen, daß in dem Maße, als seine intellectuellen Kräfte zunahmen, auch die Kraft seines Glaubens inniger und lebendiger wurde; und so bildete sich jene feste

Ueberzeugung aus, welche ihn nachmals durch alle Stürme des Lebens hindurch aufrecht erhielt. — Von früher Kindheit an widmete er der Mutter unseres Heilandes besondere Verehrung. Er war eilf Jahre alt, als die Sodalität der Verkündigung Mariä zu München ihn zu ihrem Vorstande wählte. Diese Vereine waren von den Jesuiten nach dem Muster der Brüderschaften zu Rom auch in Deutschland eingeführt worden, und hatten sich bald großer Theilnahme zu erfreuen. Beförderung wahrer Frömmigkeit war ihr Zweck. Nachdem Maximilian sechs Monate lang dieses Ehrenamt bekleidet, wollte er dasselbe aus Bescheidenheit wieder niederlegen; da ernannte ihn die Congregation zu Rom zum Vorsteher aller marianischen Sodalitäten Deutschlands, und wahrscheinlich hat er diese Stelle sein ganzes Leben hindurch beibehalten.

Statt Peträus ward, beiläufig um Neujahr 1586, Johann Barvitius berufen, welcher später in kaiserlichen Diensten eine Anstellung fand, aber seine Anhänglichkeit an das bayerische Haus nie verläugnete. In diese Zeit fallen, wie die vorhandenen Schulhefte zeigen, Maximilians erste Versuche in lateinischer Dichtkunst.

Ueber diese wissenschaftlichen Bestrebungen wurden aber die schönen Künste nicht hintangesetzt. Von dem Organisten der Liebfrauenkirche, Namens Wiesreiter, erhielt der Prinz Unterricht im Orgelspiele. Im Zeichnen bewies er großes Geschick; ja er versuchte sich selbst im Oelmalen. Wenn er es auch darin zu keiner Vollkommenheit brachte, so ward doch hiedurch der Grund zu der großen Gemäldekenntniß gelegt, welche er in der Folge sich aneignete. Viel Vergnügen gewährte ihm die Drehbank, an der er bei schlechtem Wetter einen Theil seiner Erholungsstunden zubrachte. Noch jetzt werden in der Residenz zu München mehrere künstliche Arbeiten aus Elfenbein und Ebenholz gezeigt, welche ihre Entstehung seiner Hand verdanken.

Nach allen Nachrichten war Maximilian ein sehr lernbegieriger Knabe von lebhaftem Geiste und vortrefflichen Anlagen, dabei aber etwas schüchtern; deßhalb ward der Hofmeister angewiesen, ihn dadurch beherzter zu machen, daß er ihm, so oft sich eine Gelegenheit darböte, eine Grußvermeldung oder irgend eine andere mit einem kurzen deutschen Vortrage verbundene Ausrichtung übertrüge.

Und doch lag in dem schüchternen Knaben schon der Beginn jener imponirenden Persönlichkeit des Mannes, vor welcher selbst ergraute Kriegsmänner zu zittern pflegten!

Maximilians wissenschaftliche Ausbildung machte so sichtliche Fortschritte, daß er nach zurückgelegtem vierzehnten Lebensjahre für geeignet befunden wurde, die Universität zu beziehen. Es war im October 1587, daß er zu Ingolstadt anlangte. Der bisherige Hofmeister Wilhelm Schlüderer begleitete ihn dahin; nachdem derselbe aber bald darauf zu seinem früheren Herrn nach Speyer zurückkehren mußte, ward seine Stelle durch den Freiherrn Philipp von Laubenberg ersetzt.

Die ganze Hochschule empfing den erstgebornen Sohn ihres Landesfürsten mit großer Feierlichkeit. Bei der am Tage des heiligen Lucas vorgenommenen Rectorswahl ward er gebeten, diese Würde zu übernehmen, welche Ehre er aber auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters ablehnen mußte. Er besuchte einige öffentliche Vorlesungen und studirte außerdem zu Hause sehr fleißig unter der Leitung mehrerer Lehrer. Später sah Herzog Wilhelm die Nothwendigkeit ein, den Unterricht Maximilians einem geschickten Rechtsgelehrten anzuvertrauen. Er wählte hiezu den Doctor Johann Baptist Fickler.

Zur Uebung in den fremden Sprachen, vorzüglich in der französischen und italienischen, war ein Italiener Namens Astor Leoncelli dem Prinzen beigegeben worden. Den Unterricht in den militärischen Wissenschaften zu ertheilen, wurde Carlo Detti, ein berühmter Ingenieur jener Zeit, nach Ingolstadt berufen; leider war er so kränklich, daß Maximilian diesen Unterricht nur sehr spärlich genoß.

Die Briefe, welche Maximilian von der hohen Schule aus an die Eltern schrieb, sind noch vorhanden, und bieten uns viele interessante Einzelheiten. Der Prinz versäumt darin niemals, über den Fortgang seiner Studien Rechenschaft zu geben, weil er weiß, daß hieran dem Vater am meisten gelegen ist. „Ich werde die Hoffnung, die E. f. Gn. von mir hegen, nicht täuschen," schreibt er den 28. Januar 1588. Und den 24. Mai dess. J. bittet er, Vater und Mutter möchten ihm ein Paar gemalte Täfelein schicken, weil er sich gern „ein schönes Studirstübel einrichten möchte.*)" Was aber an diesen Briefen am meisten erfreut, ist der dem jugendlichen Herzen bereits tief eingewurzelte religiöse

*) Den 14. Januar 1589 schrieben die beiden jüngern Prinzen an ihre Mutter: „Der Maximilian hat vnß sein studierstibel gezaigt, wellliches vnß gar wol gefelt, vnd geputzt ist mit statuen vnd schenen pildern; vnd wellen vnß auch befleißen, das wie er sollliches thuet zue weltlichen Dingen, wir sollliches mögen thuen zue vnsern althar vnd andern geistlichen sachen."

Sinn, der sich darin ausspricht. Uebrigens sind sie meistens ganz kurz; Maximilian war schon in seiner Jugend kein Freund überflüssiger Worte.

Fickler war kein Hofmann, sondern ein ehrlicher deutscher Stubengelehrter. Wir dürfen also die Lobsprüche, die er seinem Zöglinge ertheilt, unbedenklich wiederholen. „E. f. Gn. geliebtester Sohn" – schreibt er den 9. September 1589 an Herzog Wilhelm — „schreitet, wie jedermann hier weiß, glücklich fort an Verstand im Studiren und in allem Guten, wozu er durch einen gewissen inneren Antrieb und seine natürlichen guten Anlagen, oder damit ich mich richtiger ausdrücke, durch die göttliche Gnade, welche in ihm besonders sichtbar wirkt, für sich selbst geneigt ist; — wie er mir dann bisher bei allem Unterrichte unverdrüßlichen Gehorsam leistet, und die von E. f. Gn. vorgeschriebenen Anspornungen, Befehle und Ermahnungen bis jetzt durchaus unnöthig gewesen sind. Ich kann E. f. Gn. mit Wahrheit bezeugen, daß er nach genossener Recreation stets mit erneuter Lust zum Studiren zurückkehrt, und daß ich über das alles keine Untugend, keinen verborgenen Fehler an ihm bemerken kann. Sein Geist ist zur Frömmigkeit und zu jeder Heldentugend geneigt; in seiner keuschen Seele findet kein unreiner Gedanke Raum; überdieß ist er so ernsthaft und gesetzt, daß er an leichtsinnigen Menschen und Spaßmachern keinen Gefallen hat.

Die liebste Erholung bot ihm die Jagd. Es mag daher allerdings eine große Freude gewesen sein, als der in Neuburg (drei Meilen von Ingolstadt) residirende Pfalzgraf Philipp Ludwig ihn nebst den Brüdern, welche ebenfalls der Studien wegen sich in Ingolstadt aufhielten, auf ein Jagdschloß Grünau einlud. Adlzreiter erzählt, des Pfalzgrafen ältester Sohn Wolfgang Wilhelm habe die bayerischen Prinzen mit einer zierlichen lateinischen Rede empfangen, welche Herzog Maximilian sogleich aus dem Stegreife beantwortete, und zwar in so gutem Latein, daß ein Professor der Beredsamkeit sich nicht besser hätte aus der Sache ziehen können.

Auch bei andern Ausflügen, welche Maximilian in demselben Sommer machte, nach Eichstädt, wo er den Fürstbischof besuchte, und nach Biburg, wo er von den Jesuiten trefflich bewirthet wurde, durfte das Vergnügen der Jagd nicht fehlen. Es scheint indessen, daß Herzog Wilhelm kein großes Gefallen an der zunehmenden Jagdlust seines Sohnes fand. Wenigstens dürfte in diese Zeit die geschärfte Weisung gehören, welche er eigenhändig für den Hofmeister von Laubenberg aufsetzte, und worin er demselben besonders auftrug, er solle den Prinzen „zu dem

Waidwerk, Schießen und dergleichen äußerlichen Sachen, wozu er ohnedas große Lust habe, nicht noch begieriger machen, noch Andern solches gestatten; so höre er auch, daß das Haus bisweilen voller Hunde und Vögel, was für den Studenten nicht schicklich und daher abzustellen sei."

In dem erwähnten „Memorial für den von Laubenberg" rügt der Herzog vor Allem, daß seinem Sohne zu viel Freiheit gestattet werde, und zu große Vertraulichkeit zwischen ihm und dem Hofmeister herrsche.

„Unsere endliche Meinung ist, daß unser Sohn dieser Zeit und bis auf weitere Verordnung anders nicht als wie ein Student, und nicht so fürstlich wie bisher gehalten werde. Der Hofmeister vertritt dieser Zeit unsere Person; unser Sohn soll billigen Respect vor ihm tragen, und nicht wie sein Gesell sein. Alle Befehle sollen nur von dem Hofmeister ausgehen, welchem Maximilian eben sowohl wie alles Gesinde untergeben ist."

„Er soll unsern Sohn zu den Studien anhalten, ihn auch oft daran erinnern, was wir selbst mit ihm Maximilian deßhalb geredet und ihm auferlegt haben; denn ich will gänzlich haben, daß er nicht allein so obenhin studire, sondern auch gelehrt werde, welches wohl sein kann, wenn er das Seinige dabei thun will.

„Er soll ihm nicht alles, was er begehrt, zulassen, wenn es auch erlaubtes wäre, sondern ihm manchmal auch ohne Ursache das eine oder das andere verweigern oder abschlagen, damit er also auch bisweilen seine Mortificationen habe, und sich daran gewöhne, dieweil es ihm gar nutz sein wird."

Herzog Wilhelm wollte auch die geringsten Fehler an dem Sohne nicht geduldet wissen. Er hatte die außerordentlichen Anlagen desselben erkannt, und hielt es für Vaterpflicht, von Seite der Erziehung nichts zu versäumen, was zur möglichsten Vollkommenheit seiner körperlichen sowohl als seiner moralischen und intellectuellen Ausbildung beitragen konnte. Die dem Hofmeister gegebenen Vorschriften ließen daher nichts unberücksichtigt, und erstreckten sich bis auf scheinbar unbedeutende Aeusserlichkeiten. So ward ihm unter Anderm aufgetragen, dahin zu sehen, „daß der Prinz nicht so geschwind rede, oder gleichsam anstoße, sondern daß er besser auf sich merke, daß er aufrecht, mit geraden Schenkeln und tapfer, aber doch nicht hoffärtig einhergehe, daß er seine Sachen mit mehr Geduld thue, und nicht so jähzornig sei, wenn er etwas haben wolle, daß er stets oder doch die meiste Zeit lateinisch, italienisch oder französisch

rede, wie auch seine Umgebungen mit oder vor ihm nur diese Sprachen gebrauchen sollten;" u. dgl.

Ein erneutes Interesse gewann Maximilians Aufenthalt zu Ingolstadt, als sein leiblicher Vetter, Erzherzog Ferdinand von Grätz diese Hochschule bezog. Es war zu Anfang des Jahres 1590, daß die Eltern dieses Prinzen auf wiederholtes Anrathen Herzog Wilhelms ihn dahin sandten. „Da du des Ferdinands mit Verlangen erwartest," schrieb die Erzherzogin Maria den 5. Februar aus Grätz, „so hoffe ich zu Gott, er sei nun schon angekommen, und hoffe auch, er werde sich nach deinem Gefallen verhalten; thut er es nicht, so bitte ich dich um Gottes willen, übersieh ihm nichts; denn er ist furchtsam; wenn er den Ernst wird sehen, wird er schon folgen. Ich bitte dich auch, laß mich wissen, wie dich gedünkt, daß er ist, und was du für ein Herz zu ihm hast; schreibe mir aber die rechte Wahrheit und nichts zu Liebe, und laß mich auch wissen, wie dir sein Hofmeister gefällt; mich gedünkt er ein gar feiner Mann zu sein, gar sorgfältig und fleißig. Auch wie dir der Präceptor gefällt; ist ein guter Mann. Ich befehle dir halt Herrn und Diener insonderheit."

Der Erzherzog war damals in seinem zwölften Jahre. Er hatte ein Gefolge von mehr als vierzig Personen bei sich; der Hofmeister Balthasar Freiherr von Schrottenbach war angewiesen, sich in Allem nach den Verhaltungsbefehlen zu richten, welche ihm Herzog Wilhelm ertheilen würde. Gegen Ende des Januars langte der Erzherzog zu München an und setzte dann in Begleitung des Prinzen Maximilian seine Reise nach Ingolstadt fort. Man wird nicht ohne Interesse das folgende Schreiben des Erzherzogs Carl an Herzog Wilhelm lesen, welches nähere Nachrichten hierüber enthält:

„Ich habe aus E. L. Schreiben verstanden, daß mein Sohn Ferdinand bei Ihnen wohl angekommen ist, und daß Sie ihn gerne gesehen haben, dessen ich mich gegen dieselben zum höchsten bedanke. So habe ich vom Hofmeister vernommen, was E. L. mit ihm geredet haben, daraus ich denn abnehme, wie treulich Sie es mit unserm Ferdinand meinen, der gerade sowohl E. L. als mein Sohn ist; und bitte ich, Sie wollen Alles mit ihm nach Ihrem Willen ordnen, da ich wohl weiß, daß Sie nichts Unrechtes ordnen werden; wie ich denn auch dem Hofmeister befohlen habe, daß er allem dem, was ihm E. L. auferlegen werden, nachkommen solle. Ich bedanke mich auch, daß Sie Ihren Sohn, den Ma-

ximilian mit meinem Ferdinand gen Ingolstadt haben ziehen lassen, welches viel zu viel ist; wo ich auch solches wiederum um E. L. und die Ihrigen werde verdienen können, bitte ich, Sie wollen meiner nicht sparen, denn Sie sollen mich jederzeit willig befinden. Ich will auch meinen Ferdinand dahin halten, daß er alle ihm geleistete Wohlthaten um E. L. und alle die Ihrigen wiederum möge verdienen. Auch habe ich ihm befohlen, daß er Ihnen in Allem Gehorsam leiste; thut er es nicht, so strafen ihn E. L. nur flugs, worum ich bitte;" u. s. w.

Ungeachtet der Verschiedenheit des Alters — Maximilian war jetzt beinahe siebenzehn Jahre alt, bildete sich zwischen beiden Prinzen ein Verhältniß der vertraulichsten Freundschaft, welches auch später alle Wirren der Politik überdauert hat. Die beiden Charaktere boten viele Berührungspunkte. Ferdinand hatte zwar nicht die glänzenden Geistesgaben seines Vetters, aber dieselbe Lernbegierde, dieselbe ernste Gemüthsart.

So lange Maximilian noch in Ingolstadt blieb, stand er seinem jungen Vetter als älterer Freund treulich zur Seite, theilte seine Erholungen mit ihm, und pflegte ihn, wenn er krank war. Der Erzherzog verweilte im Ganzen fünf Jahre zu Ingolstadt, in welcher er mit unermüdlichem Fleiße den Wissenschaften oblag. Nicht minder als sein Eifer in den Studien wird seine ausgezeichnete Frömmigkeit gerühmt. Als im Jahre 1593 die innerösterreichischen Stände ihm ein Geschenk von tausend Ducaten zu den Fastnachtslustbarkeiten übersandten, verwendete er diese Summe, einen schönen Hochaltar in der Jesuitenkirche zu Ingolstadt erbauen zu lassen. Zu Ende des Jahres 1594 rief ihn seine Mutter nach Grätz zurück; seine Abreise verzögerte sich aber bis in den Februar des folgenden Jahres.

Zu dieser Zeit hatte Herzog Maximilian schon längst die Hochschule verlassen. Bereits am 3. April 1591 war er den Befehlen seines Vaters zufolge nach München zurückgekehrt.

91.

Das deutsche Vaterland

von E. Michelis.

Mein Vaterland! so hoch erhöht
Einst vor den Völkern allen,
O rede mir, wie bist du nun
Von deiner Höh' gefallen!

Gott gab dir hohe Geisteskraft,
Gott gab dir Heldenstärke:
Von deiner Größe zeugen noch
Der Väter Riesenwerke.

Bei dir prangt herrlich die Natur
Der Rhein, die Donau rinnen
Durch deine Gau'n; voll Majestät
Erglüh'n der Alpen Zinnen.

Gott gab der Völker Scepter dir,
Und deinen Arm bewehrte
Zum Schirm für Wahrheit und für Recht
Gott mit dem Ritterschwerte.

Die Kirche, die zum Bruderbund
Vereinet die Nationen,
Die schirmtest du, sie schmückte dich
Mit ihren tausend Kronen.

Nun hat dich in ein nied'res Joch
Des Zwiespalts Geist gebunden,
Gestorben ist die Heldenkraft
Die Größe ist entschwunden.

Ein schwach entartetes Geschlecht
Ohn' Heldenkraft und Stärke,
Es spottet seiner Väter nun,
Versteht nicht ihre Werke.

Doch blüh'n noch alte deutsche Gau'n
Am Rhein und Donaustrande,
Dort wohnt noch alten Glaubens Kraft
Und Vätersinn im Lande.

Du edles Volk! erhebe dich,
Zerbrich des Irrthums Ketten,
Geh' auf der großen Väter Bahn,
Die Wahrheit wird dich retten.

Trink aus des Glaubens frischem Born
Dir neue Macht und Stärke,
Dann wirst du deiner Väter werth
Und thust der Väter Werke.

91.

Die Deutschen im Mittelalter

von N. v. Ringseis.

„Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, deß Boden hier entsprossen,
Was Edle kann im Tod und Leben leiten.
Ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für einen Glauben wollten Alle streiten,
Die Herzen waren Einer Lieb' erschlossen;
Da war auch eine Poesie erklungen,
In einem Sinn, nur in verschied'nen Zungen."

Ja, das Christenthum war in jener Zeit die Alles bewegende Seele. Es bildete nicht bloß den wunderbaren Organismus der Kirche in ihren unendlich mannigfaltigen Gliedern; ihm danken ihre wesentliche Gestaltung und Einigung auch alle seit der christlichen Aera entstandenen Staaten; ihm ihre höchste Begeistigung alle Wissenschaften und Künste; gestaltend drang es in alle Werke, in jede Ader des öffentlichen und häuslichen Lebens. Unmöglich war Einheit und Einigkeit bei den vorchristlichen Staaten, da jedes Volk bei besonderer Verfassung seine besondern Götter verehrte. Eine Kirche, eine Verfassung, eine Wissenschaft, eine Kunst vereinigte alle christlichen, in Abstammung, Sprachen und Sitten verschiedenen Völker.

Das Meiste verdankt aber dem Christenthum unser Vaterland, Deutschland, nicht nur die Cultur seiner Wälder und Sümpfe, seiner Künste und Wissenschaften, seiner Gewerbe und seines Handels, sondern auch vom Ende des 8. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts seine politische Größe. Der deutsch-römische Kaiser war als Schirmvogt der Kirche der von allen Fürsten Europa's anerkannte großmächtigste Herrscher, und von der Spitze Norwegens bis zur Südspitze Siciliens, von Nowgorod bis Lissabon kein weltlicher Name größer als der des römisch-deutschen Kaisers.

War Deutschland durch seinen Kaiser die weltbeherrschende politische Macht, so beherrschte es die Welt nicht minder durch Wissenschaften, Künste, Gewerbe und Handel.

Drei große epische Gedichte wie das Nibelungenlied, Gudrun und Parcival hat kein Volk der Erde; aber nicht bloß ein Dichtervolk waren die Deutschen, sie waren nicht minder ein Volk begeisteter Sänger. Singend verbreiteten sie ihre epischen und andern Gedichte. Schon dem Tacitus durch ihre Kriegsgesänge bekannt, und weitberühmt durch ihre Kunst auf der Zinke, der Posaune und dem Waldhorn, erhuben sie sich nach der Annahme des Christenthums zum erhabendsten Kirchengesang, und Roland Laß, dessen Standbild König Ludwig errichtete, Roland Laß, genannt das Weltwunder, leitete unter Herzog Albert V. von Bayern eine Musikkapelle, die in Deutschland, vielleicht in der Welt, nie ihres Gleichen gehabt hat.

Die deutsche Baukunst herrschte nicht bloß in Deutschland, wozu damals Schweiz, Burgund, Lothringen und alle Niederlande gehörten, und in den übrigen germanischen, sondern auch in den romanischen Ländern, und nicht bloß in den unvergleichlichen Münstern, sondern auch in den Burgen, Gemeindehäusern, in Brunnen, Kapellen „herab bis zum Klopfer der Thüren." Mit gerechtem patriotischen Stolz, und ohne Furcht, widerlegt werden zu können, dürfen wir behaupten: Wie in der Poesie, so übertraf in der Architektur der Deutsche alle anderen Völker.

Die deutsche Hansa beherrschte die nördliche Hälfte Europa's und erfüllte sie mit den Werken ihres kunstreichen Geistes. Nicht bloß deutsche Künstler, sondern Handwerker aller Art wurden ihrer Tüchtigkeit wegen in alle Länder Europa's berufen. Der Deutsche war damals der erste Mann in der Welt in jeder Beziehung.

Wir kennen sehr gut auch die vielen Gebrechen dieser Zeiten, be-

sonders der zweiten Hälfte derselben; aber fast alle Gebrechen waren untergeordneter Art, nicht die Wurzeln alles kirchlichen und staatlichen Lebens zerstörend; selbst in den heftigsten Kämpfen der Päpste und Kaiser herrschte Anerkennung der wesentlichen gegenseitigen Rechte. Die Gebrechen waren nicht Folge des Christenthums, sondern der Abweichung von demselben. Eine bei allen Fehlern so großartige gemeinsame Begeisterung, wie sie sich in den Kreuzzügen für die höchste Idee in ganz Europa gezeigt hat, gab es weder vor- noch nachher in der Geschichte. Es waren die schon von Tacitus gepriesenen Tugenden der alten Deutschen, ihr Heldenmuth, ihre Wahrhaftigkeit, ihre Keuschheit, ihre Zartheit und Milde gegen Frauen und Schwache, ihre begeisterte Liebe zur Freiheit, mit ihrem der größten Opfer fähigen Gehorsam, ihre Gerechtigkeit in Anerkennung des Schönen und Guten bei allen andern Völkern, und vor Allem ihre Treue, zuerst gegen Gott, und darum ihre gegenseitige Treue, der Diener und Vasallen gegen ihre Herren und Fürsten, und der Fürsten und Herren gegen ihre Vasallen und Diener; diese gegenseitige, bei keinem andern Volk der Erde in dieser Allgemeinheit und in diesem Grade bis zum Tode geübte unaussprechlich rührende Treue, diese Tugenden machten die mittelalterlichen Deutschen, mit ihren Kaisern an der Spitze, allein und vor allen Völkern fähig und würdig, Träger und Schirmer des Christenthums, und ein Jahrtausend hindurch weltherrschend zu werden.

93.

Altdeutscher Spruch.

Demuth hat mich lieb gemacht,
Lieb' hat mich zu Ehren gebracht,
Ehre hat mir Reichthum geben,
Reichthum thät nach Hochmuth streben,
Hochmuth drückt zur Armuth nieder,
Armuth gab mir Demuth wieder.

94.

Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof zu Würzburg † 1617

von **Ludwig**, König von Bayern.

Wie J u l i u s als Fürst thätig für des Landes Wohl Moräste

urbar gemacht, Dörfer angelegt, viel versetztes Gut des Hochstifts eingelöset, für die leidende Menschheit dauerhaft gesorgt, dauerhaft für Geistesbildung (das Julius-Hospital und die Universität sind seine Stiftungen) andere vermehrt, war er nicht minder thätig als Bischof. Er selbst lehrte, bemüht im Glauben zu befestigen, die ihn verlassen, in der Kirche Schoß zurückzuführen, mit Erfolg, obgleich ein Theil des Adels und selbst seiner Diener es verhindern wollte, und Reformation damals der Zeitgeist. Kühn stellte er sich ihm entgegen, nach dem Bayerfürsten Maximilian Hauptpfeiler der katholischen Kirche in Deutschland, wo Untergang ihr drohte; den abzuwenden jener die Liga gründete, vorzüglich an Julius sich richtend; mit Feuereifer nahm dieser sich des Werkes an. Bedacht war er gleichfalls auf Verbesserung der Geistlichkeit und machte viele andere nützliche Verordnungen, reisete im Lande herum, damit auch geschah, was befohlen; doch Undank auch sein Lohn. Ohne der Unterthanen Bedrückung ein solch' guter Wirth, daß nebst den Gebäuden obiger Stiftungen er viele aufführen konnte, darunter erweiternd des Schlosses eingeäscherten Theil auf dem Marienberg; an Kirchen allein baute und stellte er her dreihundert. Auffallend, daß er, welcher doch zum Herrn von Fulda sich machen wollte, die Wahl zum Churfürsten von Mainz nicht annahm. Im 44. Jahre seiner friedlichen rühmlichen Regierung, ein Jahr vor des dreissigjährigen Krieges Ausbruch, starb Julius, im Sinne des Wortes: Kirchen- und Landes-Fürst.

95.

Turris eburnea

von Gräfin J. Hahn-Hahn.

Fest und hoch und rein —
Sicher wirst Du sein!
Wenn die Donner rollen,
Wenn die Blitze sprüh'n,
Laß sie immer grollen,
Werden sich verzieh'n!
Nach Gewitterregen
Kommt dann Morgenthau,
Frischer Blumen Segen
Blüht auf frischer Au'.

Wenn die Leiden kommen,
Wenn der Muth Dir sinkt,
Wenn die Brust beklommen
Bittern Wermuth trinkt:
Halte dann Dein Herze
Unbesiegbar fest,
Daß es sich vom Schmerze
Nicht zerbrechen läßt.
Fest und hoch und rein —
Muthig wirst Du sein!

Wenn die Spötter höhnen,
Wenn die Feinde schmäh'n,
Wenn die Freunde wähnen,
Müßten von Dir geh'n —
Steige dann nur höher,
Starkes Herz, empor!
Ist dem Himmel näher,
Wer die Welt verlor.
Fest und hoch und rein —
Ruhig wirst Du sein!

Fürchte nicht die Thränen
Und die Kämpfe nicht,
Was die Menschen wähnen,
Bringt Dir nimmer Licht.
Wo die Kraft der Seele,
Da ist wahre Ruh',
Was auch sonst Dir fehle,
Frieden doch hast Du.
Fest und hoch und rein —
Stille wirst Du sein!

Wenn mit vollem Kranze
Wenn mit Liebesblick,
Wenn im Freudenglanze
Nahet irdisch Glück —
Wenn Du so im Drange
Irre wirst am Weg,
Schwanke ja nicht lange,
Aufwärts geht der Steg.
Fest und hoch und rein —
Friedvoll wirst Du sein!

Frage nicht, ob bluten
Werde Deine Brust;
Suche nicht nach Gluthen,
Dir noch unbewußt.
Eines halt' im Herzen,
Ein's vor Deinem Blick:
Wo die tiefsten Schmerzen,
Ist das höchste Glück.
Fest und hoch und rein —
Selig wirst Du sein! — —

Deinem hehren Bilde,
Jungfrau stark und zart,
Ist mit aller Milde
Höchste Kraft gepaart;
Kraft zur Lieb' im Leiden,
Kraft in der Geduld,
Kraft bei Himmelsfreuden,
Denkend uns'rer Schuld.
Fest und hoch und rein —
Bist nur Du allein!

96.

Brief eines Missionärs an die Seinigen.

Liebster Vater, Mutter, Schwestern! armer Bruder Bernard! wer immer von euch noch bei Leben, seid mir tausendmal gegrüßet!

Sehr oft hatte ich an euch gedacht, meine Liebsten! wenn ich so einsam durch die tagelangen stillen Wälder Amerika's gewandert bin;

wenn ich, wie eine Stimme des Rufenden in der Wüste, den in den Wäldern zerstreuten, nach dem Worte Gottes hungrigen Seelen das Evangelium predigte, dann dachte ich oft an mein liebes, waldiges Ruemannsfelden, den Ort meiner ersten Jugend, wo meine besten Freunde an mich denken, für mich beten. Oft wünschte ich mich wieder zurück, euch Alle noch einmal in diesem Leben zu sehen; allein Wünsche waren nicht genug, mich über den weiten Ocean in eure Arme zurückzuführen. Noch mehr: meine Wünsche, Gott Lob! wollten niemals dem Willen Gottes entgegenstreben. — Es war der Wille unsers besten Vaters im Himmel, daß ich mein kurzes Leben zum Besten der amerikanischen Katholiken aufopfern sollte. Und wie gut, unendlich gut ist Gott für seine Kinder! Er war schon zufrieden mit diesem geringen Opfer, mit meinem guten Willen, und will mich nun bald aus dieser mühsamen irdischen Wanderschaft zu sich in die ewige Ruhe hinüberbringen (so hoffe ich in Demuth des Herzens von Seiner unendlichen Barmherzigkeit). Liebste Freunde! ich bin nun krank und nach allem menschlichen Ansehen werden meiner Tage auf Erden nur wenige mehr sein — glaublich, bevor ihr dieses leset, wird mein Leib schon im stillen Grabe ruhen; allein trösten wir uns Alle mit der herrlichen Aussicht in die Ewigkeit; dort, hoffe ich zu Gott, werden wir uns Alle einander wiedersehen, und nimmer getrennt werden. Meine Krankheit habe ich mir in der letzten Mission auf dem sandigen Wege von **Nova Caesarea** an einem heißen Sommertage zugezogen. Schmerzen an der Brust, kurzer Athem, ein trockener Husten, ein täglich am Abende zurückkehrendes Fieber, nächtliche auszehrende Schweiße — dieses sind die Wirkungen der Krankheit, wie sie immer dieselbe nennen wollen. Das Beste ist: ich sterbe gern — der Tod war mir niemals fürchterlich; er ist der süßeste Trost eines leidenden Christen auf Erden: und wer hat nicht zu leiden auf Erden? Er ist der Anfang eines bessern Lebens in einer andern Welt, wo wir ewig leben werden — wenn wir uns nur bestreben, seinem freundlichen Besuche keine Hindernisse durch unsere Sünden in den Weg zu legen. Erwartet von mir keine lange Beschreibung von unserer Stadt, unserm Lande 2c. 2c. Ihr wisset, in den Augen eines Sterbenden verschwindet die ganze Welt. — Mein einziges Geschäft ist nun, mit Geduld leiden und selig sterben. Ich hatte einst viele aufrichtige Freunde in dem ruhigen, eremitischen Gotteszell — grüßet sie mir alle mit meinem letzten herzlichen Abschiedsgruße. — Ist der fromme mir ewig verehrungswürdige, in heiliger Einsamkeit ergraute Prälat noch

bei Leben, o so saget ihm, ich sei bis an das Ende meines Lebens für seine Freundschaft dankbar gewesen; saget ihm, er habe vielmehr Ursache, mir zu meinem Tode Glück zu wünschen, denn er wisse aus eigener Erfahrung, wie drückend die Inful eines Prälaten, wie schwer der Stab eines geistlichen Hirten sei. Von dieser fürchterlichen Last befreiet mich der freundliche Tod. — Dieses scheint euch geheimnißvoll; ich muß es euch erklären. Wir haben nur einen Bischof in den großen Staaten von Amerika; sollte dieser sterben, so müßte wieder ein anderer von der Geistlichkeit erwählet, nach Europa reisen, um die Weihung zu erhalten — deßwegen erlaubte der Papst einen Coadjutor-Bischof zu wählen, der unserm würdigen Bischof einst nachfolgen sollte. Man wählte im Anfang Mai, und wählte liebste Eltern! euern armen Lorenz. — Ich sollte noch in diesem Leben ein Bischof sein! Nichts konnte mich mehr beunruhigen als diese Nachricht — allein, Gott erhörte mein Gebet, er will mich Unwürdigen von dieser schweren Bürde befreien, um einem Würdigern Platz zu machen.

Während mein Name, Geburtsort 2c. 2c. nach Rom abgeht, um vom Papste die Gutheißung meiner Erwählung zu erhalten, werde ich die ganze Welt verlassen, um ewig auszuruhen von den Leiden meiner kurzen irdischen Pilgrimschaft. Sehet, dieses ist eine andere Ursache, warum der Tod mir so süß, so erwünscht kommt. Ich würde die schwere Last eines amerikanischen Bischofs gerne angenommen haben; allein, ich würde immer Ursache haben, zu zittern vor der schweren Verantwortung, und wegen meiner geringen Talente — ein schwaches Lichtlein, das vielleicht eine dunkle Zelle beleuchten kann, wenn es an dem Hochaltar eines prächtigen Domes aufgestellt wird, was wird daraus folgen? Es braucht keine weitere Erklärung. — Lebet nun ewig wohl, ihr Alle! Freunde meines Herzens! Betet für mich, daß mich Gott stärken möge in meinem letzten Kampfe. — Ich bete immer für Euch.

Euer

bis in den Tod getreuer, aufrichtig liebender

Lorenz.

97.

Tod des Gerechten

von Z. Werner.

Das helle Glöcklein klinget
Beim Todtenkerzenschein,
Der Priester naht und bringet
Das heil'ge Oel herein,
Die Lieben knie'n und klagen
Im tiefsten Herzensgrund;
Die bösen Geister zagen
Und flieh'n zum Höllenschlund.

Denn der sie überwunden,
Der Sieger, liegt gekrönt,
Der Kampf ist hingeschwunden,
Die Sünd' ist ausgesöhnt;
Maria steht und fächelt
Ihm sanfte Kühlung zu,
Und der Erlöser lächelt
Und ladet ihn zur Ruh!

Und wie der Heiland winket,
Ertönt ein Jubelton,
Der sterbend scheinet, trinket,
Am Lebensborne schon.
Der an der Grabesstätte
Des Lazarus geweint,
Jetzt an des Kranken Bette,
Ihm sichtbar nur, erscheint.

Er säuselt: „weil gedämpfet
Du dich durch schönen Schmerz,
Und treulich hast gekämpfet,
Nimm deines Jesu Herz!"
Den Sterbenden durchdringet
Des Paradieses Glanz,
Um ihn und Jesum schlinget
Sich freud'ger Engel Tanz.

Noch einmal schlägt die Augen
Er auf und ruft: vollbracht!
Und schließt sie, einzusaugen
Auf ewig Liebespracht!
Er stirbt! so schrei'n die Treuen,
Doch durch den Himmel hin
Tönt's vom Dreiein'gen: „Freuen
Soll er sich, denn Ich bin!!!" —

Das Ende des Gerechten
Hat unser Geist geseh'n!
O Herr, laß deinen Knechten
Es auch also gescheh'n!
Wir Sünder hoffen, glauben,
Daß Du die Liebe bist;
Dein sind wir, wer kann rauben,
Herr, was Dein eigen ist! —

98.

Skizze aus dem Urwald von Java

von M. J. Schleiden.

Zwei sehr verschiedene Bäume wachsen in den noch wenig besuchten Urwäldern Java's. Wie zu den Pforten des Allerheiligsten sind alle Zugänge zu denselben versperrt und bewacht. Nur mit Feuer und Axt bahnt man sich einen Weg durch das undurchdringliche Geflecht der Schlingpflanzen, der Paullinieen mit ihren mehrere Fuß langen Trauben, großer

scharlachrothen Blüthen, der Cissusarten, auf deren weithin kriechenden Wurzeln die wunderbare Riesenblume der **Raflesia Arnoldi** wuchert. Palmen mit Stacheln und Dornen, schilfartige Gewächse mit schneidenden Blättern, welche wie Messer verwunden, weisen den Eindringling sogar mit gefährlichen Waffen zurück, und überall im Dickicht drohen furchtbare Nesselarten. Große schwarze Ameisen, deren schmerzhafter Biß den Wanderer peinigt, zahllose Schwärme quälender Insekten verfolgen ihn. Sind diese Hindernisse überwunden, so folgen endlich noch die dichten Büschel der oft fünfzig Fuß hohen armdicken Bambusstämme, deren feste, glasharte Rinde selbst der Axt widersteht. Endlich ist auch hier der Weg gebahnt und jetzt öffnen sich die majestätischen Dome des eigentlichen Urwaldes. Riesige Stämme des Brodfruchtbaums, des eisenfesten Teckholzes (**Tectona grandis**), die Leguminosen mit ihren prachtvollen Blüthenbüscheln, der Baringtonien, Feigen und Lorbeeren bilden die Säulen, welche das dichte grüne Gewölbe tragen. Von Ast zu Ast springen die muntern Schaaren der Affen, neckend den Wanderer mit Früchten werfend. Von einem moosumwachsenen Felsen erhebt sich ernsthaft am Stabe ins dichtere Dickicht wandelnd der melancholische Orang-Utang. Ueberall ist reiches animalisches Leben und weit entfernt von dem öden und schweigsamen Charakter vieler amerikanischen Urwälder. Hier umschlingt ein sich windender und kletternder Strauch mit armdickem Stamme die Säulen des Domes, die höchsten Bäume überwuchernd, oft von der Wurzel an in einer Länge von hundert Fuß völlig einfach und astlos, aber mannigfach gewunden und gekrümmt. Die großen glänzend grünen Blätter wechseln mit langen starken Ranken, mit denen er sich festklammert, reiche Dolden grünlich-weißer, wohlriechender Blumen hängen von ihm herab. Diese Pflanze, der Familie der Apocyneen angehörig, ist der Tjetteck der Eingebornen, aus dessen Wurzel das furchtbare Upas Radja oder Fürstengift gekocht wird. Auf eine leichte Verwundung von einer damit vergifteten Waffe, einem kleinen Pfeile aus hartem Holze, welcher auch ebenso wie von den Südamerikanern aus Blasröhren verschossen wird, fängt der Tiger an zu zittern, steht unbeweglich eine Minute da und stürzt dann plötzlich wie von Schwindel ergriffen auf den Kopf und stirbt in kurzen, aber heftigen Zuckungen. Der Strauch selbst aber ist ungefährlich und kein Nachtheil droht dem, dessen Haut etwa mit seinem Safte in Berührung gekommen war. Aber gehen wir weiter, so überragt ein schöner schlanker Stamm die benachbarten Pflanzen. Völlig cylindrisch

steigt er 60—80 Fuß astfrei und glatt in die Höhe und trägt eine zierliche halbkugliche Krone, die stolz auf die niedern Gewächse unter ihr, auf die vielen am Stamme aufstrebenden Schlingpflanzen herabblickt. Wehe dem, der unvorsichtig seinen aus leicht verletzter Rinde reichlich hervorquellenden Milchsaft mit seiner Haut in Berührung bringt. Große Blasen, schmerzhafte Geschwüre, ähnlich wie bei unserem Giftsumach, nur noch gefährlicher, sind die unausbleiblichen Folgen. Dieß ist der Antjar der Javaner, der Pohon Upas (wörtlich Giftbaum) der Malayen, der Ypo auf Celebes und den Philippinen. Von ihm stammt das gewöhnliche Upas (deutsch Gift), welches besonders zum Vergiften der Pfeile diente, ein Gebrauch, der über alle Sundainseln verbreitet gewesen zu sein scheint, sich jetzt aber nach Einführung des Feuergewehres nur noch bei den Wilden in den rauhern und unzugänglichen Gebirgen des Innern der Inseln findet.

Schauerlich und zugleich großartig erhaben ist auch der Charakter dieser Gebirge, die wie die ganzen Inseln den furchtbarsten vulkanischen Kräften ihren Ursprung verdanken. Ueberall noch zeigen sich Spuren der Thätigkeit des unterirdischen Feuers, selbst in jenen Wäldern, besonders wenn man beginnt, in ihnen den Fuß der Gebirge allmählig hinanzusteigen. Die höchsten Spitzen bilden die furchtbaren Vulkane, deren Schrecken längst bekannt sind. Ihnen reihen sich die merkwürdigen Schlammvulkane an, die ohne Feuer- und Lichterscheinung, oft ohne vorhergehende Warnung plötzlich hervorbrechen. So entlud sich am 8. und 12. Oktober 1822 der Berg G a l u n g u n g, indem er die Umgegend auf 40 englische Quadratmeilen in eine Wüste umwandelte, 40 — 50 Fuß tiefe Thäler ausfüllte, Flüsse abdämmte, 11,000 Menschen, unzählige Zugochsen, 3000 Acker Reisfeld, 800,000 Caffeebäume unter seine schmutzigen Fluthen begrub. Endlich weiter unten am Fuß der Gebirge zeigen sich Quellen aller Art, manche darunter sauer von großen Mengen freier Schwefelsäure, andere mit aufgelöster Kieselerde die benachbarten Bäume versteinernd, oder milchweiß erscheinend von dem darin vertheilten feinen Schwefelpulver. An andern Orten trifft man dicht aneinander gestellte Gruppen von 3 — 5 Fuß hohen Gypskegeln, aus deren Gipfeln beständig heißes oder kaltes Wasser sprudelt, welches durch seinen Absatz fortwährend die Kegel vergrößert. Große Strecken sind durch die Wirkungen wilder vulkanischer Phänomenen verödet. Ueberall aber sproßt neben der Zerstörung neues frisches Leben hervor und überkleidet bald

wieder die nackte Erde. Nur einzelne Regionen machen davon eine Ausnahme.

Aus dem Dickicht des Urwaldes hervortretend, erklettert man einen mäßigen Hügel und plötzlich breitet sich in grauenhafter Wildniß ein wahres Hoflager des Todes, ein schmales flaches Thal, vor den Blicken des entsetzten Wanderers aus. Keine Spur eines Pflanzenwuchses bedeckt die nackte, von der Sonne ausgedörrte Erde. Skelette von Thieren aller Art liegen auf dem Boden. Oft erkennt man an ihrer Lage, wie den furchtbaren Tiger im Augenblicke, als er seine Beute ergriffen, mit dieser zugleich das Verderben erfaßt, wie der Raubvogel, gekommen, um von der frischen Leiche zu zehren, im Genuß vom Tode ergriffen wurde. Ganze Haufen todter Käfer, Ameisen und anderer Insekten liegen dazwischen und bewähren noch mehr das Treffende des Namens: Thal des Todes oder Giftthal, denn so heißen diese Orte bei den Eingebornen. Die Furchtbarkeit dieser Lokalitäten beruht nämlich auf den Ausdünstungen des Bodens, in kohlensaurem Gase bestehend, welches seiner Schwere wegen nur langsam in der Luft sich zerstreut. Gerade wie in der berühmten Grotta del cane bei Neapel, in der Dunsthöhle von Pyrmont, bringt diese Gasart Jedem, der sich dem Boden nähert, unausbleiblichen Erstickungstod. Nur der Mensch, dem es Gott gegeben, aufrecht zu wandeln, geht gewöhnlich ungefährdet über diese öden Strecken, indem die giftigen Ausdünstungen nicht bis zu seinem Kopfe hinanreichen. Wie auf dem Himalaya die Eingebornen das erschwerte Athemholen auf den 15 — 16000 Fuß hohen Alpenpässen der Ausdünstung giftiger Kräuter zuschrieben, so wurden auch diese grauenerregenden Erscheinungen der Todesthäler mit den Wirkungen des Antjargiftes und der gefährlichen Berührung des Pohon Upas verbunden, und die Sagen mußten nach und nach einen um so furchtbarern Charakter annehmen, als bis jetzt noch gegen jene heftigen und schnell wirkenden vegetabilischen Stoffe kein Gegengift bekannt geworden ist. Wir wollen den Tropenbewohner nicht um die Milch seines Kuhbaums beneiden, und gern auf die üppige Natur jener Gegenden verzichten, die neben aller Schönheit so viel Furchtbares haben. Noch bändigt kein Heilmittel die Wirkungen jener Gifte; als verderbliche Räthsel stehen sie feindlich dem Menschengeschlechte entgegen, auch von ihrer Seite den Satz bestätigend, daß die hellen Lichter der tropischen Natur eben so schwarze Schatten neben sich bedingen, und daß mehr als ein Drache diese Gärten der Hesperiden bewacht.

99.

Der Wandersmann

von F. Rochlitz.

Da wand'r ich nun im schönen Lande,
Wovon man mir so viel erzählt,
Was längst ich an der Heimath Strande
Im Geist gesucht, im Geist gewählt!

Wohl grünen herrlich seine Felder,
Wohl dämmert seiner Berge Blau,
Wohl dunkeln kühlend seine Wälder,
Wohl schimmert viel gefärbt sein Thau;

Und seine Kirchgeläute hallen,
Und seine Bäche rieseln licht,
Und auch an hellen Nachtigallen-
Und Lerchenliedern fehlt es nicht.

Doch ach! hier liebt mich keine Seele,
Und keine, keine steht mir bei;
Ich lach', ich trau're, treffe, fehle —
Das ist hier Alles einerlei!

Da laß ich mich ermüdet nieder,
Und sinn' und sinne her und hin,
Und seh' im Geist die Auen wieder,
Wo sonst ich war und nicht mehr bin.

Viel froher grünen dort die Felder;
Viel milder schwimmt der Berge Blau;
Viel dichter dunkeln Schattenwälder,
Und tausendfarb erglänzt der Thau.

Viel weiter dort die Lüfte tragen
Des Kirchgeläut's, des Baches Klang,
Der Nachtigallen sanft'res Schlagen,
Der Lerchen fröhlichern Gesang.

O, daß ich je von dir geschieden,
Unruhig jemals dich verkannt
Mit deiner Armuth, deinem Frieden,
Du, jetzt geliebtes Vaterland.

Nun ist's gescheh'n! Nur weiter, weiter!
Mit rüst'gem Fuß und frischem Blick:
Dann komm' zufrieden ich und heiter,
Wohl besser auch, zu dir zurück.

Und wenn nach deiner heil'gen Erde
Sich endlich wieder lenkt der Schritt,
Wie dann ich bebend hemmen werde
Vor Freuden den beschwingten Tritt;

Und liebend sinken in die Kniee
Und küssen deiner Gränze Saum!
Zieh' fürder, Wandersmann! o ziehe!
Vermind're stündlich dich, o Raum!

100.

Eine Tigerjagd unter den Gaucho's.

Aus dem „Buch der Welt.“

Im Süden Amerika's, da wo der prächtige Rio de la Plata mit seinen gewaltigen Armen, dem Parana, Paraguay und Uruguay, die unter dem Namen Llannos bekannten Hochebenen von einander scheidet, und weiter nördlich, wo der König der Ströme, der Amazonenfluß, mit

seinen zahllosen Nebenströmen durch unabsehbare Flachländer, die Savannen, hinzieht, finden sich noch, zahlreicher als in irgend einem Theile dieses großen Continentes, die verschiedenen Stämme der unvermischten Eingebornen, und geben uns in ihrer wilden Eigenthümlichkeit ein deutliches Bild von den Sitten und dem Urcharakter dieser einst mächtigen und weit verbreiteten Nation. Keiner dieser Stämme hat den kühnen kriegerischen Geist seiner Väter treuer und unverfälschter bewahrt als die Gaucho's im Norden von Montevideo und von da bis an den Uruguay sich erstreckend. Ihr Vaterland sind die Hochebenen, die sich im Norden des La Plata weithin bis zu der Quelle des Uruguay ausdehnen; öde, unbebaute Flächen, häufig mit dichten, undurchdringlichen Urwäldern bedeckt, durch deren schauerlichen Schatten nur ein Gaucho ungefährdet zu dringen vermag. Manche Tagereise weit erstrecken sich diese Urforste, welche, noch nie durch Menschenhand gelichtet, in ihrem Innern tiefes, ernstes Dunkel beherbergen, das selbst die Sonne mit ihren Strahlen nur selten erreicht. Sümpfe, Moräste, wildes Gestrüppe hemmen bei jedem Schritte den weitern Marsch, und dennoch findet der Gaucho auf seinem gelehrigen Rosse mit sicherem Instincte jede gewünschte Stelle in dieser seiner Heimath. Von frühester Jugend streift er in diesen Wildnissen umher, und die Sicherheit, mit der er sich überall zurecht zu finden weiß, ist so groß, daß einst zwei Gaucho's, der eine von dem Innern Brasiliens, der andere von Montevideo aus eine Zusammenkunft an einer einsamen Stelle im Innern eines Waldes miteinander verabredeten, und auch wirklich zur bestimmten Zeit an dem bezeichneten Orte eintrafen, nachdem sie ohne ein anderes Kennzeichen, als den Stand der Sonne, jeder einen Weg von mehr als hundert Stunden zurückgelegt hatten. Dabei sind diese Wildnisse voll giftiger Schlangen und wilder, reißender Thiere, unter welchen der Jaguar (der amerikanische Tiger) den ersten Rang einnimmt. Doch unbesorgt zieht der Gaucho durch die menschenleere Wüste; denn er selbst ist unter allen Feinden dieses Raubthieres der fürchterlichste, und er bedient sich dabei wunderbarer Weise keiner andern Angriffswaffe, als — einer großen Fangschlinge.

Nach dieser Beschreibung, denkt man sich wohl den Gaucho als einen Mann von wildem kriegerischen Aussehen und von athletischer Gestalt — doch bei dieser Vorstellung irrt man sich gewaltig. Nichts läßt bei diesem ungewöhnlichen Menschenstamme auf dessen außerordentliche Stärke und Beherztheit schließen. Eine kleine schwarzbraune Gestalt, mager aber sehr

muskulös, die Beine von frühzeitigem Reiten etwas auswärts gebogen — so muß man sich den Gaucho vorstellen. Sein Gesicht ist gewöhnlich ruhig und ausdruckslos; erst in den Augenblicken leidenschaftlicher Aufregung zeigt sich sein kühner, feuriger Charakter auch in den Gesichtszügen. Eine lederne Jacke, grobe gestreifte Beinkleider, die bis an's Knie reichen, darüber ein weiter Mantel, wie er im Lande selbst gefertigt wird, ein großer, breitgekrämpter Hut und Halbstiefeln aus der rohen Haut ihrer Pferde — dieß ist der ganze Anzug eines Gaucho, damit trotzt er der Kälte, für die er übrigens äußerst empfindlich ist, während er dagegen die größte Hitze ohne besondere Beschwerde ertragen kann. Der Gaucho liebt die Einsamkeit und das einzelne Umherstreifen in den Ebenen und Wäldern; er flieht die Gesellschaft anderer Menschen und besucht die Städte nur, um seine Beute daselbst zu verkaufen. Seine Heimath ist die Wüste, und je wilder diese ist, desto mehr behagt sie seinem stolzen, unabhängigen Sinne. Eine elende Strohhütte, rancho genannt, ist die Wohnung dieser wilden Menschen; zum Bette dient ihnen die Erde, als Kopfkissen der Sattel ihres Pferdes und neben ihnen liegt ihr unzertrennlicher Gefährte — die Schlinge. Sie ist ihre einzige Waffe, ihr wahres Leben, und in der That sagt der berühmte französische Reisende Arago, „die Kunststücke, welche ein Gaucho mit seiner Schlinge auszuführen versteht, würden mir selbst unglaublich vorkommen, wenn ich sie nicht mit eigenen Augen gesehen und angestaunt hätte. Schon ältere Geschichtschreiber erzählen aus der Zeit, da die Spanier zuerst das Land eroberten, daß die Gaucho's an den Wohnungen der Spanier im Galopp vorbei sprengten, und die feindlichen Schildwachen mit ihren Schlingen einfingen und entführten. Auch dieses sonst bezweifelte Factum erscheint mir nun höchst glaublich, nachdem ich Aehnliches und noch Wunderbareres von ihnen selbst angesehen."

Der Gaucho sitzt von frühester Jugend an zu Pferde: es zu beherrschen ist sein erster Stolz, seine Wildheit zu zähmen und sich dienstbar zu machen, sein höchster Ruhm. Die Ebenen seiner Heimath sind mit zahllosen Schaaren wilder Pferde und Esel bevölkert: mit seiner Lieblingswaffe in der Hand, zieht der Vater mit seinem jungen Sohne in die Wildniß und lehrt ihn, diese wilden Thiere einzufangen und für sich selbst zu zähmen. Auf seinem gelehrigen Renner stürzt er sich auf eine dieser Heerden, wirft seine Schlinge und eines dieser Thiere ist gefangen. Die übrigen sprengen im Galopp davon, das gefangene Roß

bäumt und wendet sich, und sucht seine Freiheit wieder zu gewinnen — doch vergebens. Der Gaucho springt von seinem Renner, schwingt eine zweite Schlinge und wirft sie dem Pferde geschickt zwischen die Beine, das nun fällt und den Reiter aufsitzen läßt. Ohne Zügel und Steigbügel, nur mit Zunge und Sporen meistert der Gaucho das schäumende Pferd, das wild mit dem Fuße auf den Boden stampft und wie der Blitz davon fliegt. So geht es eine Weile fort; plötzlich bleibt es stehen: wüthend über die ungewohnte Last sucht es diese abzuschütteln, steigt, wälzt sich auf dem Boden — doch der Gaucho bleibt ruhig sitzen und wälzt sich mit ihm. In seiner Hoffnung betrogen, springt das bestürzte Roß wieder auf und beginnt seinen Lauf von neuem — und immer fühlt es den unerbittlichen Sporn in seinen Weichen. Es hält von neuem und sucht eine Gefahr um seinen Reiter zu erschrecken. Ueber Felsen hinab, über Abgründe hinüber, durch Fluß und Sumpf geht es in unaufhaltsamem verzweifelten Rennen — bis es endlich erschöpft und abgemattet, umsinkt und nun willig den Zaum annimmt. Aber nicht genug, daß das Thier nach und nach gelehrig gemacht, seinen Reiter jetzt von einem Land zum andern trägt: es muß mit ihm von nun an den größten Gefahren trotzen, muß ihm noch helfen bei seinen verwegenen Angriffen.

Fast jedes Thier ergreift bei dem Anblick des Jaguars die Flucht und das Pferd insbesondere gehört zu denjenigen, denen er am meisten Schrecken einflößt. Welche Kraft und Geduld muß es erfordern, dem Thiere diese Angst zu benehmen! Doch nicht damit allein begnügt sich der Gaucho: er gewöhnt sein Roß selbst daran, diesem furchtbaren Feind ohne Furcht ins Gesicht zu sehen, und nur auf ein gegebenes Zeichen vor demselben zu fliehen.

Zieht der Gaucho auf die Tigerjagd, so ist er in der Regel allein, ohne Lebensmittel, ohne irgend einen Vorrath, vor seinen Blicken dehnen sich öde unabsehbare Haiden, nur mit einzelnen unfruchtbaren Bäumen bedeckt: doch der Sohn der Wüste weiß sich zu helfen. Fühlt er Hunger so trifft er zahllose Heerden wilder Pferde; er fängt eines derselben und nährt sich von seinem Fleische. Hat er Durst, so gibt er seinem Pferde ein Zeichen; dieses setzt sich in Galopp und trägt ihn an eine Quelle, wo er sich wieder erquicken kann. Jetzt entdeckt er den Jaguar; mit einem Freudengeschrei sprengt er gegen das Ungethüm an, das er sich zur Beute auserlesen. Alsbald hört man das Gebrüll des Thieres, wüthend springt es auf, und ein furchtbarer Kampf entspinnt sich. Nicht

die Stärke kann hier entscheiden, nur die Gewandtheit vermag den Sieg davon zu tragen: ruhig erhebt sich der Gaucho im Sattel und schwingt seine Schlinge. Der Jaguar indessen, erstaunt, sich von seinem Feind angegriffen zu sehen, kauert nun vorsichtig am Boden; die lechzende Zunge trieft noch von dem Blute seines jüngsten Schlachtopfers; wüthend rollt er die flammenden Augen und sucht sich die Stelle, wo er seinen Feind zu erfassen gedenkt. In diesem Augenblick zeigt sich der Gaucho am größten; ruhig lauernd und gefaßt auf Alles, lenkt er seinen gelehrigen Renner nur noch mit der Ferse: sachte geht er rückwärts, das Antlitz beständig seinem Feinde zugewendet, der ihm Schritt vor Schritt folgt, und auf eine unbedachtsame Bewegung desselben lauert. Der Gaucho weiß dieß wohl: plötzlich läßt er sein Pferd sich bäumen, jetzt thut der Tiger seinen Sprung und — ist in der Schlinge gefangen: der Renner setzt sich in wüthenden Lauf, und zieht die gefangene Bestie nach sich, der Gaucho wendet sich von Zeit zu Zeit um; hat seine Schlinge nur den Hals des Thieres gefaßt, so wirft er noch eine zweite, welche auch die Beine umschlingt, und nun ist er Sieger. Er steigt vom Pferde, ergreift die beiden Messer, welche er im Stiefel verbirgt und sein Opfer verblutet. Sein Tagwerk ist vollbracht; er kehrt nach Montevideo zurück und verkauft das Fell des getödteten Jaguars; schmeichelnd streichelt er sein Roß und zieht dann wieder in die Wildniß und neuen Gefahren entgegen.

Nicht immer jedoch endet der Kampf so leicht, denn der Jaguar macht seine Sprünge sehr ungleich, und so kommt es, daß der Gaucho auch bei seiner staunenswerthen Gewandtheit fehlt, und dann beginnt ein zweiter und noch viel gefährlicherer Kampf. Dießmal spielt das Pferd die Hauptrolle, wenn gleich der Reiter den eigentlichen Kampf ausführt. Hat der Gaucho den Jaguar gefehlt, so bewaffnet er sich mit seinen beiden Messern und beschränkt sich auf die Vertheidigung. Das Pferd sieht die Gefahr seines Herrn; statt zu fliehen bietet es kühn seine Brust dem ergrimmten Feinde; mit sicherem Instinkte mag es wohl ahnen, daß jede Vertheidigung aufhört, so wie es sich umwendet. Sein Blut fließt in Strömen, doch sein Muth vermindert sich keinen Augenblick; es vertraut auf seinen Reiter, und weiß, daß er es nicht verlassen wird. Ermattet der Tiger auch nur einen Augenblick, so ist's um ihn geschehen, denn die Schlinge, die stets am Sattelknopf befestigt ist wird dann zum zweitenmal geworfen, und beispiellos wäre es beinahe, wenn ein Gaucho zweimal hintereinander fehlen würde.

Welche Mühe mag es wohl kosten, um ein Pferd zu einem solchen Kampfe abzurichten, und welcher Gefahr setzt sich der Reiter aus, der mit seinem noch unerfahrnen Roß den ersten Kampf dieser Art besteht.

„Um die staunenswerthe Behendigkeit und Geschicklichkeit dieser Eingebornen zu beweisen," sagt der schon erwähnte Reisende Arago, „darf man nur einige ihrer Spiele aufzählen, wodurch sie sich für ernstere Kämpfe vorzubereiten pflegen. So wird z. B. auf eine kleine Erhöhung, einen halben Fuß über den Boden, ein spanischer Quadrupel, und über diesen ein dünnes Stäbchen gelegt. Der Gaucho sprengt auf bloßen Pferd in vollem Galopp vorüber und muß das Geldstück im Laufe aufheben, ohne das Stäbchen zu bewegen. Von zwölf Wettkämpfern waren vorzüglich zwei, welche das Kunststück verschiedene Male hintereinander und ohne das Stäbchen auch nur leicht zu berühren, ausführten. Der Jüngere von Beiden, ein Knabe von vierzehn Jahren, zeichnete sich besonders dabei aus, und gewann eine bedeutende Summe Geldes. Der Aeltere ärgerte sich gewaltig, daß er fast von einem Kinde überboten wurde, und das spöttische Lächeln des Letztern steigerte seinen Zorn auf einen solchen Grad, daß er sich endlich voll Wuth gegen sein Lieblingspferd wandte, und mit einem Stoß seines Messers dasselbe niederstreckte."

101.

Methusalah

von A. Knapp.

Uralter Palmbaum, dessen Riesenstamm
Fast ein Jahrtausend lang sein Mark behielt,
Und dessen Krone machtvoll, wundersam
Vom Paradies zur Sündfluth hin gespielt:

Wie heißest Du? — „Ich bin Methusalah,
Ein Mann, den Adams Greisenarm umschloß,
Ein Sohn, dem Henoch in das Auge sah,
Ein Ahn, der Noah wiegte auf dem Schooß."

„Von Adam hört' ich, wie's im Anfang war,
Vom Bilde Gottes und vom Paradies,
Und wie voll Huld der nachgebor'nen Schaar
Der Ewige den Menschensohn verhieß."

„In Henoch schaut' ich reinen Himmelssinn,
Und grub sein Bild in meiner Söhne Herz,
Daß Gotteskinder ständen immerhin
Sternleuchtend ob der Menschheit Nacht und Schmerz."

„In Noah's Seele legt' ich ein das Wort,
Das ich von Adams Lippen überkam;
Der pflanzt es treulich auf die Enkel fort,
Und gab das Kleinod hin an Abraham."

„So haben wir nach Patriarchenart
Durch zwei Jahrtausende herabgebracht,
Was Gottes Wort im Anfang offenbart:
Das Wort des Lebens und der Hoffnung Macht."

„Inmitten stand ich ohne Schreibekunst;
Mein Leben, durch's Jahrtausend hin erstreckt,
Hat abgewehrt des Irrwahns trüben Dunst,
Und stets die Nachwelt liebend aufgeweckt."

„Von Vater Henoch kam der stärkste Sohn,
Der wie mit Felsen vor dem Tod umschanzt,
Des Schöpfers Zeugniß und den Seherton
Auf Abraham von Adam fortgepflanzt."

102.

Ueber die Propheten

von Gügler.

Der Prophet stand auf einer hohen Warte, von wo er in die den unten Stehenden verdeckte Ferne sah; er war der das äussere Geschick mit der sichern Kunde und freien That ausmittelnde Wächter, der unverrückbare Lichtpunkt im Umlaufe des Lebens. An ihm gaben sich die Einflüsse Gottes zuerst kund, der Prophet war von Jehova über Völker und Könige bestellt, um auszurotten und zu zertrümmern, um aufzubauen und zu pflanzen, er war die höhere Vorbedeutung in Mitte der Nation. Zu dem Ende war der Seher in eine Höhe gehoben, wo er die Laute der geheimsten Lebensräder hörte und verstand, es war eine Weisheit der Weisheit Gottes gleich in ihm und er war in seiner höchsten Würde und Bedeutung zum Licht der Völker gesetzt; er war der Lichtträger, der erst

als Morgenstern, dann als volle Glanzsonne, als Sonne der Gerechtigkeit selbst der Welt aufging, in welcher Beziehung die alten Seher von sich und von Christus wie von einer Person reden, natürlich, weil sie als Seher zu Seiner Person gehören, ohne ihn keine Seher, so wie der Morgenstern ohne die Sonne lichtlos, wären; sie waren der Sonne eigner, vor ihr herstrahlender Glanz! Die Religion im Großen und Ganzen hat nach der Ansicht des tiefstsehenden Evangelisten zwei große Angelpunkte, nämlich den Lichtpunkt, und den Wesenheitspunkt, oder die Erleuchtung und die Menschwerdung, die Vorverkündigung und die Erfüllung, die Fülle, das Gesetz durch Mosen, die Gnade und Wahrheit durch Christus. Die Propheten weissagten bis auf Johannes, das Anzeichen von Christus war durchweg, daß Er derjenige war, von dem die Propheten weissagten, in Ihm mußte in Erfüllung gehen, was in dem Gesetz, in den Lehrbüchern und Propheten, in dieser ganzen Steigerung der vor der gänzlichen Offenbarung hergehenden Momente der Religion, verzeichnet und vorgebildet war; Nathanael, der Israelit ohne Falsch sollte in Wirklichkeit die Himmel offen und die Engel auf- und niederschweben sehen; er würde dieses Höchste der Religion, was der alte Erzvater nur noch im prophetischen Traume sehen konnte, in hellem Tagesglanz schauen! Die irdische Sonne sendet im Aufgehen ihre Strahlen vor sich hin und die holden Morgenröthen verkünden der Welt ihr Nahen. Eine gleiche Tagesverkündigung ging Christus voran. Christus und Sein Reich sind der feste Kern in allen Propheten, die Menschwerdung Gottes ist dem Begriffe nach der Schluß- und Grundstein der Offenbarung und der Religion; daß das Reich Gottes sowohl nach den Zeiten seiner Ausgeburt und Bedrängniß, als auch nach seiner letzten Läuterung und Verklärung in den heiligen Sehern vorbeschrieben sei, darüber sind die Juden und Christen gleich einstimmig. Nur war die Menschwerdung Gottes in den Sehern der in Dämmerung gehüllte Abgrund, eben weil sie der ihnen gegenüberstehende äußerste Axepunkt der ganzen Religionsgeschichte war, sie war das Geheimniß, in dessen Tiefen zu blicken die Seher umsonst sich sehnten! Das Weissagen muß nach seinem Begriffe schon ein theilweises bleiben. Die Prophetie ist ihrem innersten und eigensten Wesen nach der Ausdruck der göttlichen Stetigkeit im Gange der Religion, das objektive Licht, welches die Menschheit ewig an das Leben bindet; sie ist selber der freie, ewige Bund, der aufhören soll, wenn die Ordnungen der Sonne, des Mondes und der Sterne ein Ende neh-

men, wenn der Himmel gemessen wird oben und die Grundvesten der Erde unten! d. h. der so wenig vergeht, als ein geschaffenes, endliches Dasein überhaupt, weil er in und mit demselben als seine göttliche Entwicklung ohne weiters in Gott gegeben ist. Erst wird zu Jerusalem, erst vor den Aeltesten die Majestät Jehova's sichtbar; erst wird in Israels Rettung das Licht des blaßen Mondes sein, wie das Licht der brennenden Sonne, und das Licht der brennenden Sonne wird sein ein siebenfaches, wie das Licht von sieben Tagen. Endlich wird das Volk, so bisher im Finstern saß, ein helles Licht erblicken, bis zuletzt Jehova jedes Gesicht der Verhüllung, der Verhüllung, welche sich über alle Völker erstreckt, entfernt und die Decke, womit alle Nationen bedeckt sind, lüftet, bis das Lamm auch die letzten Weltsiegel erbricht und die Sonne der Gerechtigkeit nimmer untergeht!

103.

Ueber die Psalmen

von D. Haneberg.

Wir haben von dem Beginne des selbstständigen Lebens des Volkes Israel, das heißt, von der Zeit Mosis bis auf David manche Spuren von poetischer Thätigkeit. Unmittelbar nach dem Auszuge aus Aegypten wird uns ein schöner Triumphgesang angeführt; am Ende der vierzigjährigen Führung durch die Wüste tritt nicht nur der Aramäer oder Nabatäer Bileam mit dichterischen Prophetien auf, sondern auch außerdem zeigen sich dichterische Erzeugnisse. Moses nimmt mit einem Gesange Abschied und mit einem Segen, worin sich ein erhabener Geist prophetischer Dichtkunst verewigt hat. Später treffen wir wieder in der wilden Zeit der Richter das Schaffen der Poesie in dem schönen Triumphgesang der Deborah — die Proben ältester Poesie, welche wir hier vor uns haben, setzen eine große Uebung in der Nation voraus. Es gab früher eine Sammlung von Liedern, das Buch Jaschar genannt, ohne Zweifel vorherrschend der Feier nationaler Heldenthaten geweiht; wenigstens sind die beiden Anführungen aus demselben der Art, daß sie dem Charakter eines Heldenbuches entsprechen; es wird nämlich der wunderbare Sieg Josua's mit der Nachricht vom Stillstehen der Sonne und dann Davids Heldennachruf an Jonathan und Saul, daraus angeführt; vielleicht war es eine Sammlung, welche sich mit der Zeit erweiterte und in der das

„Buch der Kriege Gottes" d. h. die Feier der Siege Israels über die Heiden, einen Abschnitt bildeten. Doch trotz dieser Spuren einer vordavidischen Poesie im Volke Israel, ist doch erst durch David jene Dichtungsart gegründet worden, welche den Empfindungen des Menschen vor Gott den gehörigen Ausdruck gab. Nach den mitgetheilten Proben war die frühere Poesie vorherrschend Kriegsgesang, von diesem hat uns jener Geist, welcher über den biblischen Büchern waltete, nur Weniges aufbewahren wollen. Dieß Wenige darf zwar den besten Erzeugnissen der lyrischen Poesie der Völker an die Seite gestellt werden; aber einzig steht die Psalmenpoesie im israelitischen Volke da. Unter allen Völkern findet sich nichts Aehnliches. Die Perser und Indier, deren religiöse Poesie am höchsten steht, haben nur Lieder, welche das Göttliche anstaunen, beschreiben und rühmen; aber Gesänge, worin das Gottesleben im Menschenherzen sich darstellten, Psalmen hat nur die hebräische Nation.

104.

79. Psalm.

Die streitende Kirche

von J. F. Damberger.

O höre, der Du Israel weidest,
Der Du wie ein Hirt Joseph leitest,
Du, dessen Thron die Cherubim sind,
o offenbare Deine Herrlichkeit . . .
erhebe Deine mächtige Rechte,
und komm, zu retten uns.
O Gott! wende Du uns zu Dir
und zeige nur Dein Antlitz,
und wir sind gerettet!
Herr! der Mächte Gott! wie lange wirst
Du zürnen noch über Deinen flehenden Diener
Wie lange noch uns speisen mit Thränenbrod?
Mit einem Strome von Zähren uns tränken?
Preis geben uns den Schmähungen der Nachbarn,
bloß stellen dem Hohne unserer Feinde? —
O Gott der Mächte!
o wende Du uns zu Dir,
und wir sind gerettet;

Du hast ihn ja hieher versetzet aus
Aegypten, Deinen Weinstock, stießest
die Heiden aus, um ihn zu pflanzen;
Du machtest Raum vor ihm her,
Und breitetest weit aus seine Geschosse
Und er erfüllte das Land.
Das Hochgebirge überragte sein Schattenbild,
und sein belaubter Arm die ragenden Cedern.
Er dehnte hin an's Meer seine Wurzeln,
Hin an den Strom des Landes seine Sprößlinge.
Warum hast Du ihm nun die schützende Mauer
zerstöret? warum dürfen ihn jetzt Alle
berauben, die am Wege vorüberzieh'n?
Ihn umzuwühlen, kömmt des Waldes Eber,
und jedes Raubthier weidet ihn gefräßig ab.
Gott der Mächte! wende Dich her,
Blick' vom Himmel hernieder,
Und sieh' an, und such' wieder heim
Deinen Weinstock!
Vollende selben, den ja Deine Rechte
gepflanzt durch den Sohn des Menschen,
den Du mit Kraft Dir ausgerüstet!
Des Brandes, der Verwüstung Spuren sollen
verschwinden vor Deines Blickes Drohen schnell.
Es hebe Deine Hand sich über Deinen
Erwählten, über den Sohn des Menschen,
Den Du mit Kraft Dir ausgerüstet,
Und nimmer wollen weichen wir von Dir!
Du wirst auf's Neue uns beleben und
fortan werden Deinen Namen wir anrufen.
Herr! Gott der Mächte!
O wende Du uns zu Dir
Und zeige uns Dein Antlitz
Und wir sind gerettet.

105.

Johannes der Täufer im Gefängnisse

von B. Gams.

Der erste der Propheten, die Gott Seinem Volke sandte, war Moses, der große Gesandte Gottes. Der letzte der Propheten, welche Gott

Seinem Volke sandte, war Johannes, ein größerer Mann als Moses; denn alle Propheten und das Gesetz haben bis auf Johannes prophezeit, Johannes selbst ist der Elias, der kommen soll, er ist mehr denn ein Prophet.*) — Moses aber stieg aus der Ebene Moabs auf den Berg Nebo, auf den Gipfel des Pisgagebirges gegenüber von Jericho: und der Herr zeigte ihm das ganze Land Galaad bis nach Dan, und ganz Nephthali und das Land Ephraim und Manasse, und das ganze Land Juda bis zu dem äußersten Meere; und den südlichen Bezirk und die Breite des Gefildes von Jericho der Palmenstadt bis nach Segor. Und es sprach der Herr zu ihm: dieses ist das Land, um dessentwillen ich dem Abraham, Isaak und Jakob geschworen habe, sagend: Deinen Nachkommen werde ich es geben. Du hast es nun mit deinen Augen gesehen, aber du wirst nicht in dasselbe gelangen. Und Moses der Knecht Gottes starb daselbst in dem Lande Moab, auf den Befehl des Herrn. Und Gott begrub ihn in einem Thale des Landes Moab gegenüber von Phegor; und kein Mensch kennet sein Grab bis auf den heutigen Tag. Der Berg Attarus, auf dessen nördlicher Spitze Johannes der Täufer als Gefangener schmachtete, ist zwar schwerlich derselbe Berg mit dem Nebo; aber der Berg Nebo liegt doch in der nächsten Nähe von Machärus, und es ist ein und derselbe Höhenzug, als dessen Theile der Nebo und der Attarus erscheinen. Den Moses hatte doch Gott, ehe er ihn sterben ließ, auf die Höhe des Nebo geführt, und hatte ihm die Ausdehnung, die Grenzen und die Herrlichkeit des vor ihm ausgebreiteten Landes gezeigt; und auch Moses konnte so, wenn auch in etwas verändertem Sinne, mit dem frommen Simeon sagen: Nun läßt du, o Herr, deinen Diener in Frieden scheiden. Johannes, der letzte Prophet, der das gelobte, aber unter dem Drucke unsäglicher Leiden schmachtende Land durchwandert hat, und von jenseits des Jordans herübergekommen war, soll, wie Moses, an den Grenzen des Landes sterben. Aber, da es ihm nicht vergönnt ist, die Herrlichkeit des Reiches des Messias und die neue Zeit zu erleben, in der das Land von Milch und Hönig überfließen wird, so möchte er wenigstens vor seinem eignen letzten Tag den ersten Tag des neuen Reichs erleben; er möchte erleben die Morgenröthe der neuen Zeit, und dann, wenn die große, die unsterbliche Sehnsucht seiner ganzen Seele gestillt wäre; wie gern, wie getröstet würde er dann scheiden aus diesem Leben,

*) Matth. XI., 9—14.

wie würde er zufrieden sein mit seinem Verhängnisse, das ihm den frühen Tod durch die Macht der Bösen zugeschieden hat? Aber sterben sollen, ohne den Trost Israels erlebt zu haben, das scheint ihm unerträglich schwer.

Da kommt die Kunde von den Wundern des Herrn in sein Gefängniß, und von der Sehnsucht nach dem Ende des Elends und dem Anfange des Heils überwältiget, wagt er, ob auch mit bebendem Herzen, und mit dem Bewußtsein, daß er den Auftrag nicht von oben erhalten habe, den entscheidenden Schritt:

„Als aber Johannes im Gefängnisse die Worte Christi hörte, sandte er zwei seiner Schüler zu ihm und ließ ihm sagen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten."

„Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und meldet dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habet: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden gereinigt, die Tauben hören, die Todten stehen auf; den Armen wird das Evangelium gepredigt, und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert.

106.

Johannes der Täufer.

von **H. Bone.**

Aus der Wüste ruft die Stimme:
„Wachet auf, die Zeit ist da!
Bahnt die Wege, laßt euch taufen,
Denn das Himmelreich ist nah."

In die Wüste strömt zu Schaaren
Volk hinaus von Stadt und Land;
Sünder eilen und Gerechte,
Volk aus allem Ort und Stand.

Dort am Jordan steht Johannes,
Eingehüllt in här'nes Kleid,
Einen Gürtel um die Lenden,
Predigt von der Buße Zeit.

Alles horcht auf seine Lehre,
Keiner ist, der widersteht.
„Solche Worte sind vom Geiste,
Wahrlich, er ist ein Prophet!"

Und im Jordan tauft Johannes,
Und die Schaaren mehren sich;
Sie bekennen ihre Sünden,
Büßen und bekehren sich.

Milde spricht er zu dem Volke;
Aber als ihm heuchelnd nah'n
Pharisäer, Schriftgelehrte,
Redet er sie strafend an:

„Schlangenbrut! wer lehrt euch fliehen
Vor der Strafe, die euch droht?
Bringet ächte Frucht der Buße!
Euer Werk ist Trug und Tod."

„Weh, die Axt liegt schon den Bäumen
An der Wurzel; hütet euch!
Wer nicht gute Früchte träget,
Wird gefällt, dem dürren gleich."

„Waizen will der Herr nur haben,
Seine Tenne macht er rein;
Mit der Schaufel wird er werfen
Alle Spreu zur Glut hinein."

Zitternd hört das Volk die Rede,
Die wie Flamme niederfährt;
„Seht den größten der Propheten,
Keiner hat wie er gelehrt!"

Und es breitet sich die Kunde
Durch das Land in schnellem Lauf:
„Der Messias ist gekommen,
In der Wüste trat er auf."

Wie zum Schein der Morgensonne
Schaut Johannes auf und spricht:
„Der Gesalbte ist erschienen,
Aber ich — ich bin es nicht."

„Ich kann nur mit Wasser taufen;
Jener, welcher nach mir kommt,
Taufet euch mit Geist und Feuer,
Daß es eurer Seele frommt."

„Seine Schuh' nur aufzulösen,
Ist nicht würdig meine Hand;
Beugen müßen sich die Knechte,
Wird vom Herrn der Sohn gesandt."

„Ich bin nur der Wüste Stimme,
Welche ruft: das Heil ist nah!
Bahnt den Weg des Herrn und ebnet
Seinen Pfad! die Zeit ist da!"

107.

Ueber die Einsiedler

von J. v. Görres.

Wie die Rose, der Eiche aufgepfropft, sich im Safte der Lohe des Baumes schwärzt; so hat das Christenthum, dem altägyptischen Wesen aufgesetzt, die im tief dunkeln Purpur erglühende Rose des Einsiedlerlebens hervorgetrieben, und diese Rose wucherte in den Trümmern der alten Herrlichkeit, nachdem diese in die Tiefe herabgesunken. Alttestamentalisch knüpfte sich dieß neue Wesen zunächst an den Propheten Elias, der um den Verfolgungen der Jezabel zu entgehen, mit seinen Jüngern in der Wüste und am Gestade des Jordans bei Jericho unter Gezelten gewohnt. Evangelisch aber leitete es sich von Johannes dem Täufer ab, der den Zeitgenossen selber zum Theil als der wiedererstandene Elias gegolten, und als Herold des Christenthums die Wege ihm bereitend, mit seinen Jüngern in der gleichen Gegend, am Eingange des gelobten Landes geweilt und im härenen Gewande, von Heuschrecken lebend, strenge Bußübungen gewirkt. So war er und seine Weise durch die Lehre selbst gewährt und anerkannt; in ihm war der Uebergang und das Reich der Buße dargestellt, das dem Reiche Gottes und Seiner Niederkunft voran-

gehen sollte, und in dieser nämlichen Bedeutung trat hernach fortdauernd das Einsiedlerwesen, mitten im Heidenthume, im Geleite des sich allmälich verbreitenden Christenthums, ihm voran, der Lehre den Weg bereitend, und die Pfade ebnend in den Gemüthern, und die Seelen ihm zuführend, und in diesem Sinne hat es seine welthistorische Geltung. Wohl seien es tapfere, ruhmbekränzte Streiter, heißt es nach seinem Principe, die in der Welt sich üben; muthig, fromm und enthaltsam möchten sie unschwer das Höchste erringen: aber doch sei ihnen zugetheilt, mit weltlichen Dingen sich vielfach zu schleppen und hart zu bekümmern; und so in Anspruch genommen und geplagt, möchten sie nur schwer beharrlich dem Höheren sich zuwenden. Dagegen biete die Einöde sich dar, um in ihr ungetheilt und ungestört dem beschaulichen Leben sich ganz hinzugeben; und wer diesen Theil erwählt, der wandle mit Gott, erhebe sich zu Ihm, und preise Ihn durch all sein Trachten und sein Thun. In diesem Sinne waren die Einsiedler keineswegs die Ritter und Schirmvögte der neuen Lehre; sie hatten jeder epischen Wirksamkeit, jeder unmittelbaren Einmischung in die Angelegenheiten der äußeren Welt entsagt: nur soviel von dieser unabtrennbar jeder Persönlichkeit anhängt, folgte ihnen in die Einsamkeit und es mußte dort der Zucht der strengen Regel sich willig fügen. Und indem sie unter dieser Disciplin, des nationell wilden, unbändigen Naturelles Meister wurden, standen sie da als Muster dessen, was die Begeisterung der neuen Lehre Wundersames vermöge: den Heiden ein Gegenstand der Achtung und des Erstaunens; den Christen der Verehrung und Nacheiferung; der Welt ein Vorbild im Kleinen dessen, was ihr im Großen, innerhalb der Bedingungen ihres Daseins, durch Selbstbeherrschung, erreichbar sei. Als Religiosen und Lehrer aber haben sie gleichsam den alten Psalter unter christlichen Verhältnissen fortgesetzt; es ist die Lyra heiliger Dichtung, dem epischen Tumulte der Geschichte gegenüber, die auf Bergeshöhe entrückt, den Rhythmus ihres Lebens und Handelns regelt; lyrisch haben sie das Christenthum erfaßt und ausgesprochen, und wo der durchgehende Ernst, der nur in der Ausartung finster wird und menschenfeindlich, es irgend gestattet, nimmt ihr ganzes Wesen durchgängig religiös idyllischen Charakter an.

108.

St. Makarius

von J. F. Castelli.

In seiner Zelle saß Makar
Und brachte Gott Gebete dar
Bei'm matten Lampenschein.
Da öffnete die Thüre sich,
Ein junger Mann gar fürchterlich
Zu schauen, trat herein.

Der Odem ihm den Dienst versagt,
Wie einem Hirsche, der gejagt,
Das Haar sträubt sich vom Haupt;
In Thränen schwamm das Augenpaar,
Und seinen fahlen Wangen war
Das Rosenroth geraubt.

Auf seine Knie warf er sich.
„O Heil'ger!" schrie er, „rette mich
Vom Tode steh' mir bei!
Ermordet ward ein braver Mann,
Mein Freund; nun klagen sie mich an,
Daß ich der Mörder sei.

Die Häscher sind schon hinter mir,
Da floh ich, frommer Mann! zu dir,
Schwör' dir's bei'm Ew'gen zu:
Nie strebt' ich noch nach fremdem Gut,
Und bin so rein von Menschenblut,
Bei Gott! so rein wie du!"

Und als der Arme dieses sprach,
Kam schon die Häscherrotte nach,
Trat in die Zelle ein,
Und wollt' ihn fangen; doch Makar
Winkt mit der Hand, weist ab die Schaar,
Die alsbald steht wie Stein.

Den Muschelhut nun setzt er auf
Und winket den Verfolgern drauf,
Zu folgen. — Jetzt voran
Der Heilige zum Kirchhof geht,
Und wo der Sarg des Opfers steht,
Da hält er plötzlich an.

„„Bei dem, der ist, sein wird und war,
Ruf' ich dich auf,"" schrie nun Makar,
„„Daß du mir kündest jetzt:
Hat Jener, welcher hier am Rand
Von deinem Grabe steht, die Hand
Mit deinem Blut benetzt?""

Da weicht die Erde, berstet, bebt,
Es springt der Sarg, woraus sich hebt,
Die blutende Gestalt
Des Hingewürgten; und sie spricht:
„Nein! Dieser ist mein Mörder nicht!"
Und sinkt zurück alsbald.

Und sprachlos stand die Rotte da,
Als sie dieß große Wunder sah,
Der Jüngling aber sinkt
Zu Füßen seinem Retter hin,
Der ihn erhebt und segnet ihn
Und ihm zu schweigen winkt.

Der Führer jetzt der Häscherschaar
Tritt vor und spricht: „Wir wissen zwar,
Wer nicht die That gethan;
Doch, heil'ger Vater, wer sie that,
Dazu bedarf ich deinen Rath!
Der Todte sag' es an!"

„„Zieht hin in Frieden,"" sprach Makar:
„„Damit der Unschuld nicht ein Haar
Gekrümmet werden soll,
Darum rief ich den Todten her;
Den Schuld'gen mag euch zeigen Der,
Der aller Gnaden voll!""

109.

Fern- und Tiefblick

von G. H. v. Schubert.

An der Menschenseele entwickelt sich zuweilen ein gar merkwürdiges Vermögen des innern Sehens, wodurch sie fähig wird, Dinge, die dem leiblichen Auge verborgen sind, oder Begebenheiten, die sich an einem entfernten Orte zutragen, so deutlich vor sich zu sehen, als stünden sie ihr wirklich und leibhaft vor Augen da. So hatte der Engländer Williams zu Scorrierhouse in Cornwallis, wie dies eine Menge der noch jetzt lebenden Zeugen bekräftigen kann, eine Begebenheit, die sich in derselben Nacht zu London zutrug, und welche auf dem gewöhnlichen Wege des Wissens kein Mensch vorauswissen konnte, durch das inwendige Sehevermögen der Seele so deutlich und umständlich in einem Traumgesicht vor sich gesehen, als wäre er selber dabei gewesen. Der lebhafte Mann erzählte am andern Tage Jedem, der so geduldig war, ihn anzuhören, was ihm in seinem Gesicht vorgekommen sei, und wurde fast von Allen wegen seiner wunderbarlichen Phantasie verlacht, aber in Kurzem bestätigte sich das als eine wörtlich wahre Begebenheit, was dem redseligen Mr. Williams zu dreimalen in einer Nacht bloß geträumt hatte.

Das Vermögen der Seele denn, wodurch Mr. Williams etwas wahrnahm, was kein Mensch in ganz Cornwallis geahnt hatte, heißt Fernblick oder Ferngesicht. In unsern Tagen ist diese merkwürdige Gabe öfters in solchen, meist mit leiblicher Kränklichkeit verbundenen Zuständen beobachtet worden, welche Somnambulismus heißen, und welche man nicht selten in öffentlichen Blättern so wie in besondern Schriften über diesen Gegenstand erwähnt und beschrieben findet. Solche Seelenzustände verdienen eine recht ernstliche Beachtung und Würdigung; sie sind unserer von vielfachem Unglauben geplagten Zeit ein handgreiflicher Beweis gewesen von der vom Körper unabhängigen und eigentlichen Wesenheit der Seele, so wie für die Fortdauer derselben nach dem Tode. Und wenn wir die Beschreibung von dem lesen, was die bessern Somnambulen (denn es gibt auch welche der schlechtern Art) innerlich gesehen und ausgesagt haben, so möchten wir wohl unserer Seele zuweilen auch ein solches Ferngesicht wünschen.

Die frommen Alten der ersten christlichen Jahrhunderte kannten diesen Fernblick, den die Seele zuweilen nach außen hat, auch, aber sie

meinten doch, der Tiefblick, den dieselbe täglich, und so oft sie ernstlich will, in ihr eigenes Innere haben kann, sei besser und förderlicher.

Etliche Brüder, welche das Ferngesicht hatten, und durch dieses öfters das, was noch fern und künftig war, voraussahen, kamen zum Altvater Antonius, um diesem von ihrer merkwürdigen Gabe zu erzählen. Als sie aber noch unterweges in der Wüste waren, starb ihnen ihr Lastthier und der Altvater Antonius sah diese Begebenheit in einem ihm zustoßenden, phantastischen Gesichte. Da nun Jene zu ihm kamen, fragte er sie, noch ehe sie ihm von ihrer Wundergabe erzählen konnten, nach ihrem Unfall, der sie in der Wüste betroffen, gleich als hätte er davon schon Kunde bekommen. Da nun die Reisenden ihn voll Erstaunen fragten, wer ihm denn dieses schon kund gethan habe, sagte er: „Das hat der Geist der Träumerei und Phantasterei gethan, welcher den Menschen gern irre führt und täuscht." — Darum ist dem Ferngesichte des natürlichen Menschen nicht allerwege zu trauen und man darf dasselbe nicht zu hoch anschlagen.

Dagegen kamen auch einmal zwei jüngere Brüder zu einem Alten und erzählten diesem von mancherlei Wissenschaften und Erkenntnissen, welche sie in Athen und Alexandria erlernt und von den merkwürdigen Dingen, welche sie mit ihren Augen erblickt hatten. Da sie nun fertig waren mit ihrem Erzählen, fragte sie der Alte, ob sie wohl auch auf ihren Reisen erfahren hätten, welches Ding in der Welt des Anblickens am meisten werth und welche Erkenntniß unter allen die nützlichste sei. Da sie nun baten, er möge ihnen solches sagen, antwortete er: „Es ist dem Menschen vor Allem nützlich, zu wissen und recht zu erkennen, was seine Seele ohne Gott war und ist, und was sie durch und mit Gott sein und werden kann; kein anderer Anblick aber ist mit dem Anblick unserer eigenen Natur, in ihrer großen Armuth, welche ihr Eigenthum ist, und in ihrem Reichthum, welcher Gottes ist, zu vergleichen."

Dieses ist denn der Tiefblick in's Innere unseres Herzens, welchen die Alten für besser und nützlicher hielten, als den Fernblick der Seele.

110.

Das Amen der Steine

von L. G. Kosegarten.

Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort,
Zu predigen die neue, frohe Botschaft.

Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis,
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.

Einst leitet ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersäet war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr als boshaft, sprach der Knabe:
Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
Versammelt hier und harren auf die Predigt.

Der blinde Greis erhub sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärte ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.

Als er beschließend d'rauf das Vaterunser,
Wie sich's geziemt, gebetet, und gesprochen:
Dein ist das Reich und dein die Kraft und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten! —
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
Amen, ehrwürd'ger Vater! Amen, Amen!

Der Knab' erschrack; reumüthig kniet' er nieder,
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
Sohn, sprach der Greis, hast du denn nicht gelesen:
Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrei'n?
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
Wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zum Trotz versteinen,
So wird im Stein ein Menschenherz sich regen.

111.

Die Verbreitung des Christenthums im Laufe der Jahrhunderte

von J. S. Drey.

Die Apostel hatten ihre Laufbahn mit einem ähnlichen Tode wie ihr Herr und Meister beschlossen, und ihr Zeugniß für ihn mit ihrem Blute besiegelt. Aber damit gelangte die große Bewegung, die sie den Geistern eingehaucht, keineswegs zum Stillstande; das Christenthum einmal in die Welt eingeführt, und festen Fuß fassend, schritt in ihr un-

aufhaltsam fort durch dieselben Anstalten, welche Christus angeordnet, und die Apostel in Vollzug gebracht hatten. Wie er nämlich selbst sie zu Vollstreckern seines ganzen Werkes auserkoren, so gesellten sie sich auch wieder andere Männer als ihre Gehilfen und Stellvertreter bei; und damit nicht zufrieden, ordneten sie auch für alle Gemeinden Aufseher oder Bischöfe, um die Kirche Gottes zu leiten. An diese ging von nun an das Amt der Apostel, die Predigt des Evangeliums, die Verbreitung des Christenthums in der Welt, die Aufsicht über die Kirche über. Die ersten hatten sie selbst oder ihre Gehilfen eingesetzt, und vor ihrem Hinscheiden die Anordnung getroffen, wie wenn diese entschliefen, ihr Amt an andere bewährte Männer übertragen werden sollte. Die ersten dieser Männer waren zum Theile noch Schüler der Apostel, zum Theile solche gewesen, welche die Apostel wenigstens noch gesehen und gekannt hatten, so daß sich in diesen nächsten Werkzeugen der Geist und die Weise der Apostel vererbte. Aber auch später, als es keine unmittelbaren Schüler derselben mehr gab, hörten darum die apostolischen Ueberlieferungen nicht auf, sie erbten sich fort in den von ihnen gestifteten Gemeinden, und gingen über in die jüngeren, welche in ihnen ihre Mutter erkannten.

Wie also in der fernern Verbreitung des Christenthums die Werkzeuge im Wesentlichen dieselben blieben, so auch die Mittel der Verbreitung: Es war ja dasselbe Evangelium, welches auch jetzt noch wie am Anfange gepredigt wurde, es war das gleiche Bestreben, durch die Kraft des göttlichen Wortes, unterstützt von Zeichen und Wundern eine freie Ueberzeugung zu bewirken, und die Gemüther für den Glauben an Christus zu gewinnen, es war die gleiche Uneigennützigkeit, Armuth, unermüdliche Geduld und Liebe, die gleiche Starkmuth in Erduldung von Leiden und Verfolgungen, wodurch sich die Boten des Evangeliums auszeichneten. Nur in einem änderte sich die Weise des Vortrags, und auch hier nur theilweise. In den für das Volk bestimmten Vorträgen wurde die ursprüngliche einfache, der gewöhnlichen Fassungskraft angemessene, die Gemüther kunstlos ansprechende Weise beibehalten, und die Lehre Christi ohne Zuthaten menschlicher Weisheit gepredigt; wir sehen dieß in den Homilien der Kirchenväter, welche sonst zu den Gebildetsten ihrer Zeit gehörten. Aber die Angriffe, welche auf das Christenthum gemacht wurden, machten eine Vertheidigung nothwendig, welche der Art und den Waffen des Angriffes entsprechen mußte. Es war nicht der alte Volkesglaube allein, auch nicht die zum Schutze desselben bestellte Polizeigewalt, welche sich dem Eindringen und der Verbreitung des

Christenthums widersetzten; es war die Weisheit und die Kunst der alten Welt, welche sich durch das einfache und schlichte Evangelium zuerst beleidigt, hierauf in ihrem Besitze bedroht fühlte. Dieser Wissenschaft und Kunst mußte das Christenthum im gleichen Gewande und mit ähnlichen Waffen entgegentreten; es bildete sich durch diese Angriffe hervorgerufen die christliche Apologetik, welche das göttliche Wort durch Christus zugleich als die höchste dem Menschen erreichbare Weisheit und Wissenschaft geltend machte, und es auch als solche in seiner dialektischen Behandlung wie in Darstellung und Sprache den Gebildeten der alten Welt nahe legte. Dieß waren jedoch nur die Anfänge einer christlichen Wissenschaft, welche durch die bald darauf gefolgte Barbarei eine lange Unterbrechung erlitten, und zur Besiegung des Widerstandes, mit welchem das Christenthum zu kämpfen hatte, wohl in den ersten Jahrhunderten ein Bedeutendes, für die folgenden aber wenig oder nichts beitrugen.

Das erste war der Widerstand der römischen Staatsmacht, welcher sich nach dem Tode der Apostel mit größerer Heftigkeit zu entwickeln begann, als das Christenthum sich immer weiter ausbreitete und sein unversöhnlicher Gegensatz gegen das Heidenthum, auf welchen so viele Institutionen des Staates ruhten, immer mehr in die Augen trat. Mancherlei Edicte der Kaiser gegen das Christenthum, noch mehr die durch die Provinzialbeamten entweder unfreiwillig oder willkührlich verhängten Verfolgungen und das Blut so vieler Martyrer sind die Beweise dieses Widerstandes. Durch Decius und Aurelianus wurde die Ausrottung des Christenthums ausgesprochene Staatsmaxime und selbst das Mißlingen des letzten großen Versuches dieser Art, welches dem Kaiser Diocletian beinahe das Leben kostete, und den Thron entleidete, konnte seine bethörten Reichsgehilfen von ihrer Verblendung nicht heilen. Erst nachdem Constantin, die unvermeidliche Nothwendigkeit begreifend, und gleich ihm seine Nachfolger zum Christenthum übergetreten waren, hörten die Verfolgungen auf; aber bald darauf ging das weströmische Reich unter, und statt der Verfolgungen entspann sich nun ein anderer Kampf, nämlich der Kampf der christlichen Gesittung, welche bereits die alten Einwohner des römischen Abendlandes durchdrungen hatte, mit der Uncultur und rohen Gewalt der Barbaren, welche in die alten römischen Provinzen eingedrungen waren. Unter den unaufhörlichen Einfällen, unter den Verheerungen, welche sie begleiteten, und zuletzt unter der Herrschaft dieser Eroberer verfiel selbst die christliche Cultur, die Wissenschaft und die kirch-

liche Disciplin, untüchtige oder unwürdige Männer kamen durch die fränkischen Könige nicht selten an die Verwaltung der Kirche und ihrer Aemter, und es vergingen Jahrhunderte, ehe das Christenthum diesen Schaden auf seinem eigenen Boden heilen konnte, während fromme Männer unter vielen Mühseligkeiten und nicht ohne mancherlei Verfolgungen das Evangelium bis in den fernsten Norden zu nicht minder rohen und gewaltthätigen Völkern trugen. Während aber das Christenthum im Abendlande mit so vielen Hindernissen seiner Verbreitung und Entwicklung kämpfte, entstand ihm im Osten ein neuer und gefährlicher Feind im Islam, welcher nicht mit der Kraft des Wortes und der Wunder, sondern mit dem Schwerte in der Hand kämpfend, Massen roher Völker zusammenballte und sich im Laufe von Jahrhunderten außer vielen fernen Ländern auf dem ganzen Gebiete des oströmischen Reiches festsetzte neben dem Christenthum, da es ihm nicht möglich gewesen war, dasselbe wie andere alte Religionen zu vernichten.

112.

Der heilige Bonifacius

von A. W. Möller.

Aus dem Osten brach ein Strahl leuchtend in die Nacht,
Der die Lieb' in Menschenbrust herrlich angefacht.
Gottgesandte Männer zieh'n kühn für Jesus aus,
Leiten, was verloren war, zu des Vaters Haus.
Immer neu entzündet sich liebevolle Gluth,
Opfernd für das Wort vom Kreuz Erdenlust und Gut.
Liebe bahnet sich den Pfad frei durch Todesgrau'n,
Liebe gürtet ihre Brust stark mit Gottvertrau'n.
Bonifacius hat auch Christi Kreuz erwählt,
Und mit des Erlösers Trost seinen Sinn gestählt.
Und in Deutschlands Wäldernacht bringet er das Licht,
Das den Himmel mit der Erd' mild zusammenflicht.
Falscher Glaube hat den Geist deutschen Volk's bethört,
Daß es in der Eiche Kraft seinen Gott verehrt.
Wo ein Baum gen Himmel ragt, mächtig, stark und schön,
Wähnt es, seines Donnergott's Heiligthum zu seh'n.
Bonifacius ist nur durch sein Kleid geschützt,
Wo der Tod von Schwert und Spieß ihm entgegenblitzt.

Wilder Männer lautes Droh'n schreckt den Boten nicht,
Freudig hofft er Himmelslohn, fallend durch die Pflicht.
Herrlich grünt ein Riesenbaum in der Katten Land,
Wo unheil'ger Priester Schaar sich zusammenfand.
Bruderblut benetzt den Stamm, färbt den Boden roth;
Feinde, zu der Götzen Lust, trifft der Opfertod.
Fallen muß das Heiligthum, stürzen und vergeh'n,
Soll der Götze in den Staub und der Gott ersteh'n.
Der Apostel zieht heran, Flammen in der Hand:
Zischend fährt die Flamme auf, prasselnd frißt der Brand.
„Trifft ein Blitz den Frevler nicht? Schreckt kein Donner ihn?" —
Es zerstäubt das Heiligthum, schwarze Dämpfe flieh'n.
Tag wird um den Blutaltar, und der Götze liegt,
Und die Lüge stirbt im Brand, und die Wahrheit siegt.

113.

Die erste Reise des heil. Bonifacius nach Rom

von J. Ch. A. Seiters.

In der bewegten Zeit, wo die fränkischen und friesischen Heere in offenem Kampfe einander gegenüber standen, wo die eben erst auf friesischem Boden entstandenen christlichen Kirchen in Schutt und Asche lagen, wo die Priester verjagt und die eifrigen Bekenner der christlichen Religion geflohen waren: kam Bonifacius nach Friesland. Er verweilte einige Zeit in Wyk to Duerstede, und begab sich darauf nach Utrecht, um dort die Ankunft des Königs zu erwarten. Karl Martel hatte, wie wir hieraus sehen, diese schon von seinem Vater dem friesischen Reiche entrissene Stadt noch nicht wieder gewonnen, da er, im Kampfe mit den Neustriern begriffen, schon zufrieden sein mußte, wenn er die Herrschaft innerhalb der alten Grenzen des Reiches behauptete. Wiewohl Bonifacius also auf seinen Schutz nicht rechnen durfte, und Ratbod noch immer feindselig und gerüstet dastand, so hatte er doch den Muth, sich an den König mit der Bitte zu wenden: daß er ablassen möge von der Verfolgung der christlichen Kirche, und daß er ihm verstatten wolle, an irgend einem Orte seines Reiches seinen Aufenthalt zu nehmen und das Evangelium zu verkünden. Die Antwort des Königs wird nicht berichtet;, sie muß indessen nicht sehr ungünstig, wenigstens nicht feindselig gelautet haben; denn gewiß ist es, daß Bonifacius den Sommer und einen Theil des

Herbstes dort blieb. Sei es, daß die Furcht vor den eben erst siegreichen Franken den Ratbot von ferneren Feindseligkeiten gegen das Christenthum abhielt, oder daß er in dem einfachen und unscheinbaren Mönche nicht den Mann ahnte, der seinem Glauben Gefahr bringen könnte, und das Heidenthum zu stürzen berufen war; es findet sich nirgends eine Spur, daß er feindselig gegen Bonifacius verfahren sei. Dieser erforschte deßhalb, ob er nicht irgendwo einen günstigen Boden fände, auf welchem er den Samen des Evangeliums ausstreuen könnte; er lernte die Stimmung, die Sitten und Gebräuche des Volkes kennen, und suchte Anknüpfungspunkte zu gewinnen, von welchen er beginnen und sein Vorhaben weiter führen könnte. Auch über die Verhältnisse im fränkischen Reiche unterrichtete er sich auf's genaueste, und sorgfältig beobachtete er alle Umstände und Ereignisse, welche etwa einen Schimmer von Hoffnung ihm eröffneten.

Als aber Bonifacius sah, daß alle seine Bemühungen ohne Frucht blieben, und daß er bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in Friesland nichts ausrichten konnte, so kehrte er mit seinen Reisegenossen wieder nach England in sein Kloster zurück. Er hatte aber seinen Plan keineswegs aufgegeben, sondern dachte nur darauf, wie er, mit höherer Vollmacht ausgerüstet, die Bekehrung Deutschlands von einer andern Seite versuchen und sein Vorhaben dennoch ins Werk richten könnte. Während dieser Gedanke ihn beschäftigte, starb am Ende des Jahres 717 oder im Anfange des folgenden Jahres sein Lehrer und Abt, Winbercht, in dem Kloster Nhutscelle. Einstimmig wählten die Klosterbrüder den Bonifacius zu ihrem Abte; allein auch hierdurch ließ er sich nicht von seinem Vorhaben abbringen. Die dringenden Bitten der Brüder machten ihn nur einen Augenblick zweifelhaft, ob er seinem innern Berufe folgen, oder ihren Bitten nachgeben und dort bleiben sollte. Der innere Ruf ertönte zu mächtig in ihm, als daß er demselben hätte widerstehen können. Er ging deßhalb, den Bischof Daniel von Winton (Winchester), in dessen Diöcese das Kloster Nhutscelle lag, an, er möge einen Andern zum Abte des Klosters ernennen, ihm selbst aber nach Rom zu reisen verstatten, damit er von dort aus seine Mission zur Bekehrung der Heiden empfange, und dann seinem innern Drange folge. Der eben so weise als eifrige Bischof, der uns in seinen Briefen an Bonifacius, dem er auch später noch mit Rath und That an die Hand ging, ein glänzendes Zeugniß seines ungemein klaren Verstandes hinterlassen hat, willfahrte ihm in Beidem. Er ernannte einen frommen Mann, Namens Stephanus, zum

Abte des Klosters, und bestärkte den Bonifacius in dem Vorhaben, sein Leben der Bekehrung der germanischen Völker in Deutschland zu widmen.

Bonifacius hatte alle die Hindernisse, welche der Erfüllung seiner Wünsche entgegenstanden, aus eigener Anschauung kennen gelernt; die Gefahren, Opfer und Mühseligkeiten, welche die Vollendung eines so hohen Werkes mit sich brachte, waren ihm aus Erfahrung bekannt: allein alle diese Schwierigkeiten, so groß sie auch sein mochten, schreckten ihn nicht ab, sondern entflammten vielmehr seinen Eifer und gaben seinem energischen Geiste nur erhöhte Spannkraft. Er hatte, wie wir mit Sicherheit annehmen dürfen, die Zeit nach seiner Rückkehr aus Friesland vorzüglich dazu benutzt, um sich mit den nöthigen Kenntnissen und Fähigkeiten eines Glaubensboten noch besser auszurüsten; allein er hatte bei seinem ersten Versuche schon deutlich genug gesehen, wie nothwendig es sei, daß derjenige, welcher mit Erfolg in diesem Berufe wirken wolle, stets in innigster Verbindung mit der einigen, apostolischen Kirche, und in Gemeinschaft mit dem Mittelpunkte der christlichen Einheit, mit Rom, handeln, und von dort seine Mission empfangen müsse, um nicht vereinzelt an einem Werke zu arbeiten, welches die Kräfte und Lebensdauer eines einzelnen Menschen weit übersteigt, und zu seinem Gelingen, außer dem innern Berufe, auch eine Sendung erheischt, wie sie der Herr seinen Aposteln ertheilte.

Bonifacius hatte gesehen, wie sein erster Versuch erfolglos geblieben war, und das gänzliche Mißlingen oder doch die nur kümmerlichen bald wieder verschwundenen Früchte, welche alle, ohne Verbindung mit Rom, gewagten Versuche eingetragen hatten, standen als warnendes Zeichen vor seinem Geiste; dagegen sah er, wie diejenigen Männer, deren Wirksamkeit große und dauernde Resultate herbeigeführt hatte, alle in Rom ihre Sendung, ihre Weihe zu empfangen gesucht hatten, und wie sie eben dieser Verbindung mit Rom den glücklichen Erfolg ihrer Bemühungen hauptsächlich verdankten. Was der von Rom abgesandte Augustin in England ausgerichtet hatte, lehrte ihn ein Blick auf sein Volk und die Geschichte seines Vaterlandes; was in Bayern und dem südlichen Deutschland für die Ausbreitung des Christenthums geschehen war, stammten von Glaubensboten her, welche in Rom ihre Sendung empfangen hatten; der hl. Corbinian, der hl. Kilian, der hl. Columban und der hl. Willibrord selbst hatten dorthin sich wendend, von dort ausgehend und dorthin immer wieder zurückkehrend, ihrer Wirksamkeit einen

Haltpunkt und ihren Bemühungen glücklichen Erfolg gesichert. Indem nun Bonifacius wie sie zu wirken und für Deutschland zu werden suchte, was Augustinus für England geworden war, mußte er sich dahin wenden, wo der Nachfolger des Apostelfürsten, für welchen der Herr gebeten hatte, daß er, im Glauben befestigt, seine Brüder befestige, als das Haupt und der Vater der Christenheit auf dem Stuhle Petri saß.

Der Bischof Daniel von Winchester billigte, wie wir gesehen haben, sein Vorhaben, und bestärkte ihn in seinem heiligen Entschlusse. Er gab ihm ein doppeltes Empfehlungsschreiben mit, ein offenes an alle Christen, Könige und Bischöfe, welches ihm gewissermaßen als Reisepaß dienen und ihm gastliche Aufnahme bereiten sollte, und ein anderes, versiegeltes an den Papst Gregor II. Mit diesen versehen, begab sich Bonifacius im Spätherbste des Jahres 718 auf die Reise nach Lundenwic oder London; er bestieg dort ein Schiff und landete schnell und glücklich in dem Hafen von La Canche, an der Mündung des Flusses gleichen Namens, damals Cuent genannt. In Cuentawic, dem nachmaligen Stapulä oder Estaples, verweilte er einige Zeit; und es gesellten sich hier mehrere Reisegenossen zu ihm, welche nach Rom wallfahren wollten. Mit ihnen setzte er im Anfange des Winters die Reise fort. Sie besuchten überall die Kirchen der Heiligen, kamen glücklich über die schneebedeckten Alpen, und wurden weder von den Longobarden noch auf der Militärgrenze, über welche ihr Weg führte, beunruhigt. Wohlbehalten in Rom angekommen, war ihr erstes Geschäft, Gott für die glücklich überstandenen Gefahren der Reise zu danken, und in der Kirche des hl. Petrus ihre Gebete darzubringen und Verzeihung ihrer Sünden zu erlangen. Nach einigen Tagen wandte sich Bonifacius an den Papst Gregor II., und entdeckte ihm sein Vorhaben und seine Wünsche, und wie er seit langer Zeit nur in dem Gedanken lebe, sich ganz der Bekehrung der heidnischen Völker in Deutschland zu widmen. Der Papst, höchst erfreut über den frommen Eifer des Mannes, fragte ihn, ob er kein Empfehlungsschreiben von seinem Bischof mitgebracht habe. Bonifacius überreichte demselben sowohl das offene Empfehlungsschreiben, als auch den versiegelten Brief. Sobald der Papst sich aus diesen Schreiben des Bischofs Daniel von der Reinheit der Absicht und des Wandels des Mannes überzeugt hatte, unterhielt er sich auf das Vertraulichste mit Bonifacius; er pflog täglich Umgang mit demselben und suchte ihn durch weise Rathschläge und Ermahnungen in seinem heiligen Vorhaben zu bestärken. Als aber der

herannahende Frühling das Meer wieder schiffbar machte, bat Bonifacius den Papst um seinen Segen und einen Missionsbrief. Mit den innigsten Wünschen für das Gelingen seines Vorhabens entließ ihn der heilige Vater, und gab ihm mündlich und schriftlich den Auftrag, die deutschen Stämme und Völker zu besuchen und zu sehen, ob der bis dahin wüst und öde liegende Acker nicht fähig sei, den Samen des göttlichen Wortes aufzunehmen. Am 15. Mai 719 ist dieser Brief ausgefertigt; und er ist eine der ältesten Urkunden über die Christianisirung Deutschlands und lautet:

Gregor Knecht der Knechte Gottes an den frommen Priester Bonifacius.

Da du uns den Plan deines heiligen, fromm für Christus erglühenden Vorhabens kund gethan, und deinen unversehrten, wahren Glauben bewährt hast: so können wir nicht umhin, dich als Gehülfen zur Verbreitung des göttlichen Wortes, dessen Obhut uns durch Gottes Gnade vertraut ist, anzunehmen; und da wir ferner erfahren, daß du von Jugend an dem Studium der heiligen Wissenschaften obgelegen habest, und mit dem gewonnenen Schatze zur Vermehrung des dir vom Himmel verliehenen Talentes gottesfürchtig wuchern wollest, indem du die Gnade der Erkenntniß der göttlichen Offenbarung mit unablässigem Eifer für die Verkündigung des Heiles zu verwenden gesonnen bist, damit auch den ungläubigen Heiden die Geheimnisse des Glaubens bekannt werden mögen; so freuen wir uns nicht nur deines eifrigen Glaubens, sondern wünschen auch der dir verliehenen Gnade förderlich zu werden. Da du nun aus weiser Vorsicht deines gedachten frommen Vorhabens wegen bei dem apostolischen Stuhle Rath holst, damit du als Glied des Körpers, das Haupt befragend, deine Gesinnung prüfest, und dem Urtheile des Hauptes dich in Demuth unterwerfest, um so nach dessen Leitung auf rechtem Wege wandelnd, in fester und inniger Vereinigung zu bleiben: so verordnen und gebieten wir dir im Namen der einigen Dreifaltigkeit und durch die unerschütterliche Macht des heiligen Apostel-Fürsten Petrus, dessen Lehramt wir verwalten und dessen heil. Stuhl wir bekleiden, daß du mit dem Worte Gottes, von dessen heiligem Feuer, welches zu entzünden der Herr auf die Erde gekommen ist, du erglühst, bei allen denjenigen von heidnischem Unglauben gefesselten Völkern, zu welchen zu gelangen dir Gott verleihen mag, das Geheimniß des göttlichen Reiches

im Namen unseres Herrn und Gottes Jesu Christi verkündigest, und mit dem Geiste der Frömmigkeit, der Liebe und Nüchternheit die Lehren des alten wie des neuen Testamentes in die unkundigen Seelen senkest. Was die Verwaltung des Sakramentes betrifft, mit welchem du die gläubig Gewordenen Gott heiligen wirst, so wollen wir, daß du solches nach der Form und Vorschrift unsers apostolischen Stuhles, welche wir dir zur Nachachtung mittheilen, spenden mögest. Was du sonst zur Ausführung deines Unternehmens für nöthig erachten wirst, mögest du uns, wie du immer können wirst, anzeigen. Lebe wohl. Gegeben am 15. Mai unter der Regierung des gottseligen, von Gott gekrönten, großen Kaisers Leo, im dritten Jahre seiner Regierung, in der zweiten Indiction.

Mit diesem Missionsbriefe und vielen Reliquien versehen, trat Bonifacius seine Reise nach Deutschland an. Die mit ihm gekommenen Reisegefährten begleiteten ihn. In Pavia wurde er von dem longobardischen Könige Liutprand freundlich aufgenommen, und nachdem er einige Tage daselbst verweilt hatte, mit Gastgeschenken wohlwollend entlassen. Er durchwanderte dann die große lombardische Ebene, kam glücklich über die Alpen nach Bayern, und betrat hier den ihm noch unbekannten Boden, auf welchem er so Vieles neu schaffend, so Vieles ordnend und bessernd, fortan thätig sein sollte. Seine Wünsche und Hoffnungen waren auf alle germanischen Stämme und Völker in Deutschland gerichtet. Die Empfänglichkeit und Verfassung derselben mußten ihm seinen Weg vorzeichnen; und er wie der Papst kannten die augenblicklichen Zustände in den deutschen Gauen noch viel zu wenig, als daß er einen bestimmten Wirkungskreis sich im Voraus hätte wählen, oder ein solcher ihm hätte angewiesen werden können. Nichts war also natürlicher und nothwendiger, als daß er sich allererst von der Lage der Dinge, von dem Zustande, der Bildung und Bildungsfähigkeit der einzelnen Stämme zu unterrichten suchte, daß er ihre Empfänglichkeit für das Wort Gottes, ihre Geneigtheit oder ihre Abneigung vor der Annahme desselben genauer kennen lernte; auch die politische Stellung der Stämme untereinander und zu dem fränkischen Reiche durften nicht unbeachtet bleiben, und alle günstigen oder ungünstigen Umstände mußten wohl erwogen werden. Das ganze weite Land östlich von den Quellen bis zu den Ausflüssen des Rheins und von den Alpen bis zur Mündung der Elbe lag vor ihm, und er trat unter die Völker, welche es bewohnten, mit der entschiedenen Absicht und dem festen Entschlusse, sie umzuschaffen. Noch kannte er aber die verschiedenen

Stämme kaum dem Namen nach. Daß seine Erscheinung Vielen auffallend, sein Zweck Vielen ein Gräuel sein würde, daß Schwierigkeiten, Hindernisse und Gefahren ohne Zahl seiner harrten, das konnte ihm nicht verborgen sein; ob man ihn irgendwo freundlich aufnehmen und gern hören würde, wohin er sich zuerst wenden, wie und wo er beginnen sollte, wo er am sichersten und erfolgreichsten die ersten Anknüpfungspunkte gewinnen könnte, das war ihm gänzlich unbekannt. Seine erste Arbeit war deßhalb gewissermaßen eine Entdeckungs- und Beobachtungs-Reise, und ohne sich irgendwo lange aufzuhalten, durchzog er noch in demselben Jahre Deutschland von seiner südlichsten Grenze bis dahin, wo es im Nordwesten vom Meere umflossen ist.

In Bayern hielt er sich gar nicht auf. Es regierten dort christliche Fürsten, es waren Bischöfe und Priester, Kirchen und Klöster da, und wenn auch ein großer Theil des Volkes noch im Heidenthume lebte, und noch sehr viel daran fehlte, daß das Land einer geregelten kirchlichen Ordnung, und vollkommenen hierarchischen Verfassung sich zu erfreuen gehabt hätte, so war doch längst der Grund zur Entwickelung des christlichen Lebens gelegt, und es fehlte nicht an dem Willen und den Mitteln dasselbe zu fördern. Die allgemeinere Verbreitung und Entwickelung konnte und mußte er der Zeit und dem Schutze Gottes anheimstellen. Es ist zwar nicht zu bezweifeln, daß er auch hier ein offenes Auge für die Beobachtung aller Verhältnisse und Zustände hatte, und mit seinem Scharfblicke durchschaute, was dem Lande noch fehlte, damit die Blüthen des christlichen Lebens in ihrer ganzen Fülle und Schönheit hervorsprießen könnten; auch mochte er schon jetzt unter Geistlichen und Laien Verbindungen anknüpfen, welche ihm späterhin Gelegenheit gaben, auch hier den Bau des Tempels Gottes zu vollenden; allein sein Beruf zog ihn nach heidnischen Ländern, und sein Vorsatz war von Anfang an nicht sowohl auf Bayern, als auf die mit den Angelsachsen stammverwandten Völker Germaniens gerichtet. Am liebsten wäre er ohne Zweifel in das Land der Sachsen selbst vorgedrungen, denn er wußte, welch eine kräftige und bildungsfähige Nation dieselben waren, und aus sehr vielen Versuchen in späterer Zeit und Andeutungen in Briefen geht klar hervor, wie er dieses Volk sein ganzes Leben hindurch vorzüglich im Auge behielt; allein die vorangegangenen Versuche früherer Missionäre, wie der beiden Ewalde und anderer, hatten ihm gezeigt, wie abgeneigt und feindselig das Volk und seine Heerführer noch durchweg dem Christen-

thume waren, und seine eigenen Erfahrungen unter den Friesen hatten ihn gelehrt, daß nur dann etwas für die Bekehrung der Sachsen zu hoffen sei, wenn ihnen allmählig durch die Gewinnung der angrenzenden Völker das Christenthum nahe gebracht, und ihr Haß gegen dasselbe gemildert würde. Diesen Plan hatte er deßhalb gar bald entworfen, und an der Verwirklichung desselben arbeitete er sein ganzes Leben. Waren, wie im Westen schon die Franken, so im Süden die Thüringer und im Nordwesten und Norden die Friesen für das Reich des Herrn gewonnen, beugten sich im Namen Jesu auf drei Seiten ihres Reiches die Knie der Völker, und schauten christliche Kirchen von Norden, Westen und Süden über die Grenzen in ihr Reich hinein, dann konnte es nicht fehlen, daß auch sie zu dem Kreuze aufblicken und in Christus ihren Erlöser erkennen und anbeten lernen würden. Daß die Vollendung dieses Werkes der glorreichen Regierung des größten unter den großen Karolingern vorbehalten war, konnte er eben so wenig ahnen, als wie viele Opfer dieses Werk noch kosten würde. Dennoch arbeitete er Karl dem Großen mächtig vor, und wenn es jenem gelang, die starre Natur der Sachsen endlich zu bewältigen, und ein christlich deutsches Reich zu gründen, welches als Träger und Bewahrer ächt menschlicher Gesittung ruhmwürdig durch Jahrhunderte strahlt: so war es Bonifacius, der durch die Bekehrung der Thüringer, Hessen, Ostfranken und Friesen den Grund dazu legte.

114.

Die Kirche

von E. v. Schenk.

Vom Himmel selbst bereitet
Aus heil'gen Cedern, gleitet
Ein Schiff durch's wilde Meer;
Und wie auch Winde blasen,
Und wie die Stürme rasen,
Mit Ruhe geht's einher.

Statt Mast und Segelstangen
Sieht man ein Kreuz nur prangen,
Des ew'gen Heils Symbol;
Und unermüdlich walten
Drei herrliche Gestalten
Ob dieses Schiffes Wohl.

Ein Ritter, ungeheuer
An Stärke, lenkt das Steuer,
Er wankt und rastet nicht;
Und Glaube heißt der Ritter,
Dem auch im Ungewitter
Das Ruder nimmer bricht.

Und in des Meeres schwanker
Bewegung hält den Anker
Ein Weib, das Hoffnung heißt,
Die nach dem Land gerichtet,
Wo es einst friedlich lichtet,
Das Ziel dem Schiffe weist.

Die dritte spannt den Schleier,
Hellleuchtend wie ein Feuer,
Als weites Segel auf;
Sie heißet Liebe, zügelt
Die Stürme, und beflügelt
Des Schiffes stillen Lauf.

Heil Jedem, der entronnen
Dem Meer, das Schiff gewonnen,
Und nimmer es verläßt.
Dort darf er nicht mehr zagen,
Es wird ihn sicher tragen,
Es schirmt ihn stark und fest.

Die Arche, die den einen
Von Gott erkor'nen Reinen
Vor Zeiten schützend trug,
Als jene Flut, verheerend,
All' Lebendes zerstörend
Sich um die Erde schlug;

Sie war ein schwaches Zeichen,
Und muß dem Schiffe weichen,
Das unvergänglich lebt,
Wenn Alles schon verklungen,
Und eine Welt verschlungen,
Noch ruhig oben schwebt.

Doch in der Zeiten Fülle
Steht dieses Schiff einst stille,
Vollendet ist sein Lauf.
Und Er, der es regierte,
Nimmt Alle, die es führte,
In seinen Himmel auf.

115.

Die Anfänge des Bisthums Paderborn

von **K. Meinhard.**

Unter den Bischofssitzen, die Karl der Große gegründet hatte, nahm Paderborn die erste Stelle ein. Schon ihre natürliche Lage zeichnete diese Stadt vor allen vortheilhaft aus. „Ihr gleich zur Linken" erzählt uns ein Paderborner Priester jener Zeit, „liegt, noch von der Stadt aus sichtbar, ein meilenweit sich erstreckender Wald, trefflich geeignet für Vieh- und Bienenzucht. Als Schmuck der Gegend kommt hinzu eine Menge unvergleichlich schöner, gar heilsamer Bächlein, die mitten in der Stadt zu einem Fluß sich vereinigen, dessen Schönheit und Anmuth nirgends ihresgleichen haben kann. Auch sonst ist die Gegend reichlich mit Quellen gesegnet, das Klima ist für dieses Land ungewöhnlich mild und freundlich. Mehr aber noch als Alles dieses, ist das, daß hier Männer leben, die durch Adel des Geschlechtes und des Herzens gleich ausgezeichnet sind,

so daß in Wahrheit die Männer des Landes werth sind und das Land der Männer."

Dieser herrliche Gau lag zudem so recht in der Mitte, im Kern des Sachsenlandes und eignete sich daher am meisten auch zur politischen Hauptstadt. Karl wenigstens, wenn er in's Land der Sachsen zog, um als Herrscher zu walten und zu ordnen, ja auch oft wenn er friedliche Hoftage halten und ausruhen wollte von seinen Kriegszügen und Regierungssorgen, hatte allzeit seinen Wohnsitz in der schönen, waldbegränzten Ebene zu Paderborn. Hierhin berief er sogar mehreremale die Fürsten und Bischöfe und Grafen zum großen Reichstage. Gewiß also mußte ihm die Kirche Paderborn's recht am Herzen liegen. Nichts war ihm deßhalb wohl erwünschter, als die Ankunft Leo's **III.** im Jahre 799 zu Paderborn. Diese Reise des Papstes, zunächst zwar veranlaßt durch die Feindseligkeiten einer Adelspartei gegen denselben, war überhaupt sehr bedeutungsvoll. Deutschlands und Italiens Geschicke sollten, so wollte es der göttliche Rathschluß, auf Jahrhunderte miteinander verschlungen werden. — Und damit erscheine, daß von nun an ein Wechselverhältniß zwischen dem deutschen Fürsten und dem Haupt der Kirche sei, so sollte ebenso der Papst die friedliche Wanderung nach dem deutschen Lande unternehmen, wie bald darauf der deutsche König an der Spitze seiner Heere nach Italien zog. Wie wunderbar aber war es geordnet, daß der Vater der Christenheit den König gerade in der Mitte des letztbekehrten deutschen Stammes, des jüngsten Sprößlings der Kirche begrüßte! Das Kreuz war rings im deutschen Volke aufgerichtet, da kam der Papst, seine nordischen Kinder, mit den blonden Haaren und den blauen Augen zu grüßen; er ging aber ins Land der Sachsen. Zu Paderborn hatte Karl seinen Hof; hier empfing er den heiligen Vater mit Ehrfurcht. Außer den großen Angelegenheiten der Kirche und Italiens pflogen sie auch Rath über den Zustand des Christenthums in Sachsen. Karl offenbarte seinen Schmerz darüber, daß dieselben noch lange nicht fest genug im Glauben begründet wären, um vor dem Rückfall sicher zu sein, und wohl mögen sie gemeinschaftliche herrliche Plane gefaßt haben über die Vollendung des Bekehrungswerkes. Doch die Gefahr Rom's drängte zur Eile. Leo **III.** hinterließ der Kirche zu Paderborn kostbare Reliquien vom heiligen Stephanus und kehrte, nachdem Karl das Versprechen bewaffneten Beistandes gegeben, nach Italien zurück. Die langwierigen Kriege, womit Karl beschäftigt war, hatten zunächst für Paderborn zur Folge, daß diese Kirche, obgleich sie bereits zum Bischofssitze bestimmt war, den-

noch für die nächstfolgenden Jahre von Würzburg aus verwaltet wurde. Als jedoch 804 auch der letzte Theil Sachsens zur Unterwerfung gebracht worden war und im Reiche überhaupt der Kriegslärm allmälig zu verstummen begann, da traf der Kaiser auch für die Ordnung der Paderborner Kirche ernstliche Fürsorge. Aus adelichem sächsischen Geschlechte entsprossen lebte damals zu Würzburg ein frommer Priester, Hathumar mit Namen. Einst war er, ein Jüngling, dem siegreichen Könige als Geisel übergeben worden. Der ließ ihn zu Würzburg im Christenthum und in den Wissenschaften unterrichten. Hathumar ward Christ und Priester und zeichnete sich aus durch Wissen und Heiligkeit. Längst hatte er in Demuth darauf verzichtet, in der Heimath zu glänzen durch den Adel seiner Geburt; — siehe, da hatte ihn das scharfe Auge des Kaisers zum Hirten des Paderborner Landes ausersehen. Hathumar ward der erste Bischof von Paderborn. Sicherlich hat er mit heiliger Vaterlandsliebe rastlos gewirkt unter dem in heidnischem Aberglauben und in schrecklicher Unwissenheit verkommenen Volke. Was bis dahin geschehen war, war äußerst wenig. Die große Entfernung von Würzburg, die ausgebreitete Thätigkeit in diesem Bisthum selbst ließen eine nachdrückliche Wirksamkeit in Sachsen nicht zu. Hathumar hatte erst zu beginnen. Das Erste und Nothwendigste war offenbar, daß er seine Sachsen in den Lehren des Christenthums unterrichtete. Er mußte sie berufen, vielleicht noch öfter und nicht ohne Gefahr selbst aufsuchen in ihren Höfen durch das Land hin, er war gewiß mehr Missionär, als Bischof; seine Diöcese mußte er erst selber sich wie ein Apostel gründen. Bald nach Karl's Tode, ums Jahr 816, starb auch Hathumar; zu früh, als daß nicht nahe läge, zu glauben, er sei ein Opfer des apostolischen Eifers geworden, der ihn verzehrte. Auf ihn folgte Badurad, ebenfalls aus adelig sächsischem Geschlechte, ausgezeichnet unter den Priestern Paderborns. Auch er durfte noch nicht ruhen, mit der Hirtentreue und Geduld seines frommen Vorgängers zu wirken. Und es ward ihm der Trost, schon tiefer sich das Christenthum in den Herzen befestigen zu sehen. Er konnte denken an die Organisation eines Pfarrsystems durch's ganze Land, er begann mit großem Aufwand den Bau einer Domkirche in der Stadt Paderborn selbst, er vermehrte den Klerus, errichtete Klöster, in ihnen ward die Jugend unterrichtet und erzogen, kurz er entfaltete den ganzen Reichthum christlicher Lebens- und Bildungskraft, in Allem unterstützt durch die Huld und Freigebigkeit seines kaiserlichen Freundes, Ludwig's des Frommen. Es war eine

geistige Bewegung geworden, die, wenn sie erhalten, unermüdlich verstärkt wurde, in Kurzem den völligen Sieg des Christenthums entscheiden mußte.

116.

Himmelfahrt Mariä

von Ponce de Leon † 1591, übersetzt von **W. Stork.**

Du gehst zur Himmelsfreude,
O Herrin, ein, und Jubelchöre singen.
Wer jetzt von deinem Kleide
Den Saum nur könnt' erringen,
Mit dir zum heil'gen Berg' sich aufzuschwingen.

Die Engel, welche stunden
An deiner Wiege, geben das Geleite;
Vom Sternenkranz umwunden,
Wo gäb' es eine zweite
Kön'gin, der sich der Mond zum Schemel breite!

Zum Thal der Disteln wende,
O hehre Herrin, reich an Huld und Schöne,
Dein mildes Aug' und sende
Erhörung jeder Thräne,
Die seufzend weinen Eva's arme Söhne.

Wenn deiner Augen Helle
Die trüben Seelen schaut auf diesem Grunde
Mit flügelgleicher Schnelle,
Wirst du sie zieh'n zur Stunde,
Ein vollkommner Magnet, zum Sternenrunde.

117.

Ueber die Spanier und Spanien

von **J. von Minutoli.**

Freudig und laut ich erkläre, und zwar auf Grund eines mehrjährigen Aufenthaltes in Spanien, der mich auf häufigen Reisen durch alle Provinzen geführt, mich mit allen Ständen in Berührung gebracht, und mir die Gelegenheit und das Recht zur Beurtheilung verschafft hat —

das spanische ist ein edles Volk. Der Spanier hat Charakter. Seine Haltung ist ernst, männlich und würdig. Er ist stolz auf sein Vaterland; er liebt seine Königin; er ehrt die Kirche und er achtet das Gesetz. Er ist höflich, mäßig und gastfrei; er ist in hohem Grade rücksichtsvoll gegen Eltern, gegen Bejahrte und gegen das weibliche Geschlecht. —

Eben jene Tugenden in dem spanischen Charakter, jene Treue und Zuverlässigkeit im Handel und Wandel, jene rücksichtsvolle Behandlung der Eltern, Frauen und Schwachen, jene gemüthliche gastliche Unbefangenheit, welche im Volke wurzeln — eben diese ursprüngliche Moralität steht dagegen in Spanien auch bei weitem höher als der sittliche Werth der höheren Stände trotz der ihnen zur vollendeteren Erziehung zu Gebote gestellten Mittel. —

Das Reisen in Spanien bietet einen unerschöpflichen Stoff, Natur, Kunst und Menschen zu studiren. Vom Erhabensten bis zum Kleinsten hinab; vom größten Reichthum bis zur tiefsten Armuth; vom vollendeten Bauwerke bis zum letzten Stein des Trümmerhaufens — ein ernstes Studium, ein nützliches Repetitorium! Iberische, römische, deutsche, maurische, spanische, europäische und überseeische Cultur-, Literatur- und Kunst-, Profan- und Kirchengeschichte mit allen Wundern und Martyrern, von der Einführung des Christenthums bis zur Inquisition, und von da ab bis zum Indifferentismus, bis zur Klosteraufhebung und bis zum neuesten Concordate.

Aber vor Allem ist es die herrliche Natur in ihrer bewunderungswürdigen Mannigfaltigkeit, die noch lange nicht hinreichend erforscht und gekannt ist. Meine Landsleute mache ich besonders auf den Norden Spaniens aufmerksam; auf Galizien, welches mit seinen schönen Fiorden oder Kai's an Norwegen erinnert; auf die malerischen Küsten des biskayischen Meerbusens, auf Asturien mit den pittoresken Gebirgsthälern, mit dem so reizend gelegenen Oviedo; auf Santander; die herrliche Straße von dort nach Bilbao; auf San Sebastian; dann auf Navarra; auf die Pyrenäen-Abhänge; den ganzen Strich von Jaca nach Campredon, Olot, Figueras, bis zur Bay von Rosas.

Auch Catalonien bietet herrliche Gebirgsthäler, Cardona und der Monserrat stehen einzig in ihrer Art da. Die Umgebungen Valencia's; der See von Albufera und die Cabrillenpässe bis nach Cuenca; Elche mit dem Palmenwalde; das überreiche Murcia; von dort über's Gebirg nach

Granada; u. s. w. die Berggasse von Ronda nach Gibraltar hinab, oder von Toledo aus das Thal des Tajo bis gegen die Grenze von Portugal — das sind wunderschöne, viel zu selten bereiste Theile von Spanien.

118.

Sankt Georgs Ritter

von **L. Uhland.**

Hell erklingen die Trommeten
Vor Sankt Stephan von Gormaz,
Wo Fernandes von Kastilien
Lager hält, der tapf're Graf.

Almansor, der Mohrenkönig,
Kommt mit großer Heeresmacht
Von Kordova hergezogen,
Zu erstürmen jene Stadt.

Schon gewappnet sitzt zu Pferde
Die kastil'sche Ritterschaar;
Forschend reitet durch die Reihen
Fernandes, der tapf're Graf:

„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Preis kastil'scher Ritterschaft!
Alle Ritter sind gerüstet,
Du nur fehlest auf dem Platz.

Du, der erste sonst zu Rosse,
Sonst der erste zu der Schlacht,
Hörst du heute nicht mein Rufen,
Nicht der Schlachttrommeten Klang?

Fehlest du dem Christenheere
Heut, an diesem heißen Tag?
Soll dein Ehrenkranz verwelken,
Schwinden deines Ruhmes Glanz?"

Paskal Vivas kann nicht hören,
Fern ist er im tiefen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.

An der Pforte steht sein Roß,
Lehnet Speer und Stahlgewand,
Und der Ritter knieet betend
Vor dem heiligen Altar;

Ist in Andacht ganz versunken,
Höret nicht den Lärm der Schlacht,
Der nur dumpf, wie Windestosen,
Durch das Waldgebirge hallt;

Hört nicht seines Rosses Wiehern,
Seiner Waffen dumpfen Klang.
Doch es wachet sein Patron,
Sankt Georg, der Treue, wacht;

Aus der Wolke steigt er nieder,
Legt des Ritters Waffen an,
Setzt sich auf das Pferd des Ritters,
Fleugt hinunter in die Schlacht.

Keiner hat wie er gestürmet,
Held des Himmels, Wetterstrahl!
Er gewinnt Almansors Fahne
Und es flieht die Mohrenschaar.

Paskal Vivas hat beschlossen
Seine Andacht am Altar,
Tritt aus Sankt Georgs Kapelle,
Findet Roß und Stahlgewand;

Reitet sinnend nach dem Lager,
Weiß nicht, was es heißen mag,
Daß Trommeten ihn begrüßen
Und der festliche Gesang:

„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Stolz kastil'scher Ritterschaft!
Sei gepriesen, hoher Sieger,
Der Almansors Fahne nahm!

Wie sind deine Waffen blutig,
Wie zermalmt von Stoß und Schlag!
Wie bedeckt dein Roß mit Wunden,
Das so muthig eingerannt!"

Paskal Vivas wehrt vergebens
Ihrem Jubel und Gesang,
Neiget demuthsvoll sein Haupt,
Deutet schweigend himmelan.

119.

Skizzen aus Spanien

von A. Stolz.

1.

Der französische Wagen und die gallischen Pferde, mit welchen wir in Spanien eingedrungen waren, wendeten sich wieder heimwärts und überließen uns spanischem Gefährt. Um nicht von dieser meiner mobilen Wohnung, wo ich manchen Tag und manche Nacht zugebracht habe, mehrmal sprechen zu müssen, will ich hier gleich eine vollständige Naturgeschichte derselben geben. Vor Allem will ich bemerken, daß man in Spanien unter der Redensart: „eine glückliche Reise" versteht, von den Räubern nicht angegriffen und nicht umgestürzt zu werden. Beispielsweise erwähne ich, daß zwei Tage nach meinem Abgang von Valencia der Eilwagen auf der Straße dorthin in das Meer stürzte und 14 Personen ums Leben kamen. Daß solches in Spanien ohne außerordentliche Constellation schon geschehen könne, wird der scharfsinnige Leser aus Folgendem entnehmen:

An unsern Wagen wurden, so lange wir in Catalonien uns bewegten, 7 oder 9 Maulthiere angeschirrt. Nur die zwei hintersten hatten Zügel; alle übrigen waren ihrer eigenen Phantasie überlassen. Nun haben aber die Maulthiere etwas Aufgeregtes, Ehrgeiziges, Exaltirtes; wenn sie in vollem Galopp, wie manchmal geschah, mit dem großen Postwagen bergauf rannten, so haben sie immer noch Vorrath, nach allen Seiten auszuschlagen. Zuweilen war unter dem Zug ein Thier untermischt, das ich im Verdacht hatte, ein Pferd zu sein; es verrieth sich dadurch, daß es gegen die übrigen ganz nüchtern, philisterhaft und

verzagt sich benahm. Hingegen so ein Maulthierbursche, was für ein übermüthiger, herausfordernder Jüngling! noch denke ich an den vordersten unter dem Gespänne, das uns nach Figueras riß; wie genial war seine Haltung! sein kurzer Leib und hohe Beine erinnerte lebhaft an die Blüthe der gebildeten Welt in ihren Beinkleidern mit Steg und in ihrem herrlich kurz gestutzten Rock!

Damit nun dieses Corps der Maulthiere, dem man wie gesagt großentheils ohne Zügel seinen Lauf läßt, nicht allzusehr verkomme, so ist auf dem spanischen Fuhrwesen besondere Aufsehermannschaft. Einmal der Mayoral, der oberste Gouverneur des Wagens, vergleichbar einem deutschen Condukteur, nur mit dem Unterschied, daß ein Mayoral herrscht und regiert, während der deutsche, namentlich badisch-deutsche Condukteur, nichts thut, als herrschen. Der Mayoral hält dem Corps der Maulthiere unaufhörlich aufreizende Zusprüche. Jedes Thier hat seinen Namen und wird fort und fort persönlich angerufen und in verschiedenen Affekt versetzt. Der Favorita wird ihre Begünstigung zu Gemüth geführt und sie möge dafür dankbar sein und rechten Galopp anschlagen; die Italiana soll dem Namen ihrer fremden Nationalität Ehre machen; dem Franzos wird mit Mord gedroht, wenn er seine Beine nicht besser strecke; der Sagitta wird zugerufen: sagitta vola, vola sagitta; ein weiteres Maulthier wird in größte Aufregung versetzt, indem ihm ganz öffentlich seine politischen Gesinnungen vorgeworfen werden; der Mayoral nennt es nämlich einen Carbonari. Ein bedeutender Zug von Maulthieren im nördlichen Spanien zogen ziemlich pflichtvergessen, während sie mehr als gewöhnlich mit neuen Quasten und sonstigen Zierrathen geschmückt waren. In Betracht ihrer Unthätigkeit und ihres schönen Aufzugs nannte sie der Mayoral J ü d i n n e. Ein graues Maulthier wurde M ü l l e r genannt und scheint dieses für einen solchen Schimpf gehalten zu haben, daß es in unmäßigen Zorn gerieth und nicht genug bekommen konnte, nach drei Weltgegenden auszuschlagen, und selbst noch vielmal ausschlug, da der Mayoral mit seiner Ehrenverletzung Einhalt that. Der Ausdruck der Stimme bei den Zurufungen scheint in Spanien etwas Stereotypes zu sein.

Unter dem Mayoral steht der unvergleichliche Zagal; ich nenne ihn deßwegen unvergleichlich, weil es in ganz Europa kein Amt gibt, wie dieses im Spanierland. Während des wildesten Laufes springt der Zagal von Zeit zu Zeit vom Wagen herab, gibt dem Gespänn wieder seine

Richtung, peitscht irgend ein Thier, das weniger erregbar für Zusprüche ist oder rafft Steine auf, um mit Steinwürfen die Maulthiere aufzumuntern. Es ist oft erstaunenswürdig, mit welcher Gewandtheit und Schnelligkeit ein solcher Zagal im wildesten Jagen selbst einherjagt, im Nothfall auf ein Pferd hinaufsspringt, um einen Riemen am Nachbar zu befestigen und dann wieder auf den Wagen schnellt. Manchmal entspinnt sich ein förmliches Scharmützel zwischen den Parteien; die Maulthiere werden geschlagen und treten und treffen das Hinterthier ans Maul und den Zagal an das Bein; dieser nimmt im wilden Zorn einen namhaften Stein und wirft ihn dem aufständischen Thier an den Kopf und läßt Flüche fahren, daß der Boden zittert. Uebrigens kommen solche Mißverständnisse und Zwistigkeiten stets der Schnelligkeit der Fahrt zu gut. Damit dem Zagal die Munition nicht ausgehe, ist zuweilen auf dem zweiten Stockwerk eine beträchtliche Zahl Prügel niedergelegt; da ich von meinem hohen Sitz aus um Handreichung ersucht wurde, lernte ich den Namen dieser hölzernen Beweggründe kennen; es heißt ein solcher **navarra** oder **fusto**.

Von Valencia an wurden stets 10 Thiere angespannt, wobei auch nur die zwei hintersten Zügel haben; jedoch sitzt auf dem vordersten dann ein Reiter, welcher mit seinen mächtigen Sporen und Scepter den vordersten Thieren die Befehle des Mayoral zum Bewußtsein bringt und ans Herz legt. Zuweilen gewinnt die Fahrt ein ganz höllisches Ansehen. Bei der Abfahrt wird gleich mit Galopp angefangen; und zur Beförderung desselben wird von den Führern geschrieen, gepfiffen, in die Hände geklatscht, mit Steinen geworfen, geschlagen. Wo es durch Ortschaften geht, springen Alt und Jung an Fenster und Thüren und helfen schreien und zurufen. Ist Jemand an der Straße, z. B. ein Maulthiertreiber, im Besitz einer Geisel, so verfehlt er nicht, seine Freundlichkeit dem Zuge dadurch zu erweisen, daß er unaufgefordert auch auf die Postthiere zur Aufmunterung schlägt. Die Straßen sind aber oft furchtbar schlecht; deßhalb wird der Wagen so hin und hergeworfen, daß man zuweilen nicht begreift, wie es möglich ist, daß er nicht umstürzt oder zerschmettert. Bei diesem Schreien und Jagen und Klirren der Rollschellen steigen dann oft Staubwolken auf, daß man manche Augenblicke kein einziges Thier mehr sieht, oder der ganze Zug nur wie dunkle unbestimmte Gestalten aus den braunen Staubwolken durchdringt. Da es zuweilen so schnell geht, als mit mancher Eisenbahn, so kann man sich denken, mit welchem

Respekt Mann, Roß und Esel einem solchen Fuhrwesen ausweichen. Nicht selten retiriren sich die Leute von weitem schon mit ihrem Saumthier in das Feld, wenn sie den Wagen in seinem Wahnsinn daherrasen hören.

Ich hatte meine Freude an dieser gründlichen Bewegung, obschon ich mich darauf vorbereitend einrichtete, umgeworfen zu werden; man kommt unwillkührlich selbst in einen Schnelligkeitsfanatismus, so daß man sich mit Gewalt (der Würde wegen) zurückhalten muß, zu dem allgemeinen Tumult durch gemeinverständliche unartikulirte Zurufe und Interjektionen sein Scherflein beizutragen. Es kam mir daher auch ganz natürlich vor, als ein Zagal auf den andern schlug, nicht aus Bösmüthigkeit, sondern weil die Lebensgeister überschwellten und nicht genug Gegenstand an den Maulthieren hatten.

Daß die Spanier ewig jung bleiben, zeigte mir unter Anderm auch augenfällig das Fuhrwesen, wie es in Spanien getrieben wird; es kann keine größere jugendliche Lust geben, als in so wilder gefährlicher Fahrt einherzujagen und bei gesundem lebendigen Leib schon helfen, ein wüthiges Heer aufführen.

2.

Wir säuselten nun mit solchem Gefährt zu Junqueira hinaus Figueras zu, während uns entgegen ein wilder Sturm toste, der unermeßlichen Staub aufwühlte und uns damit zudeckte. Die Sonntagsleute kamen auf der Straße uns entgegen und hatten den Vortheil günstigen Hinterwindes. Ich weiß sonst wenig Sicheres mehr von dem Zwischenweg, als daß der Wagen aus Mangel an einer Brücke durch ein Gewässer setzen mußte, während in andern Gegenden von Spanien der Wagen über stattliche Brücken rollt, unter deren Bogen kein Tröpflein Wasser rinnt.

Figueras ist ein ansehnlicher Ort, wo wir auf einen Wagen umgesetzt und mit einem Mittagsmahl gestärkt werden sollten. — —

Als wir von Figueras weiter stürmten, kamen wir durch ein Dorf, wo vor der Kirche eine Volksschaar versammelt war und getanzt wurde. Weil aber der Platz etwas entfernt war und nicht angehalten wurde, konnte ich die Tanzweise nicht umständlich beschauen; hingegen mußten wir später in der Stadt Gerona mitten durch Musik und Tanz hindurch-

fahren. Auch hier standen wieder solche Blech- und Zinkenmusikanten und das Volk tanzte unter dem blauen Himmel den einfachsten unschuldigsten Tanz, den man sich denken mag. Die Leute hatten aneinander an der Hand und bildeten weite Reihen und Ringe, die sich theils nach der Musik, theils nach beliebiger Phantasie und Anwandlung behaglich bewegten. Die übrige Menge, welche keinen Raum zum Tanzen mehr hatte, schaute zu und tanzte im Geiste mit. Es war allenthalben eine so schöne kindliche Heiterkeit im Gesicht und Benehmen der Leute ausgedrückt, daß mir jetzt noch die Vorstellung davon ein liebes Bild in der Gallerie meiner Erinnerungen ist. Wenn ich an jenen fröhlichen Tanz in der Straße von Gerona zurückdenke, so kommt mir ein deutscher Tanzboden und Walzerball dagegen ungesund und anrüchig vor wie eine Berliner Kellerwohnung, wo Halb-Branntwein und Doppelschnapps ausgeschenkt wird, gegen eine Felsenquelle, um die sich eine Schaar fröhlicher Kinder zum Spiel versammelt hat. — —

Es wurde Nacht und die Fahrt noch eher wilder, als vorher. Der Wagen wurde hin und her geworfen, wie ein Kahn im Gewittersturm, daß man die Seekrankheit hätte bekommen können. Die Straße war oft schmal, rechts stiegen Felsen auf, links senkte sich eine unbekannte Tiefe, und finster war es ohnedieß. Dennoch tobte es im Galopp mit den zügellosen Maulthieren fort, und außer dem Zurufen, Peitschenknallen, Händeklatschen, Schellenklirren und dem Poltern des Wagens wurde viel und heftig gepfiffen, was in spanischen Hohlwegen während der Nacht viel romantischer sich ausnimmt, als auf dem Theater in einem Räuberstücke. Jedoch hatte dieses scharfe Pfeifen keine romantische Zwecke, sondern geschah nur in der prosaischen Vorsicht, damit entgegenkommende Reiter oder Fuhrwerke zu rechter Zeit auf die Seite sich retteten, weil die schmal gesprengte Straße nur schwer das Ausweichen erlaubte.

Ungeachtet der höllisch wüthigen Fahrt gerieth man auf eine kurze Frist in einen Halbschlaf. Da wachte ich einmal auf und hörte links von der Tiefe herauf ein großes mächtiges Tosen, wie von dem Wasserfall eines ganzen Stromes und dem Sturmwind im Wald. Ich meinte und wunderte mich, daß in dem nahen Waldthal ein solcher Sturm brause, während wir wenig davon inne wurden. Nach einiger Zeit bemerkte ich plötzlich eine unbestimmte Bewegung bis an die Straße her — es war das Meer, das seine Wellen beinahe bis an die Räder unsers Wagens warf. Es wandelte mich darüber das Gefühl ernster Ehrfurcht an, in

ähnlicher Weise wie zwei Jahre vorher, wo ich von den julischen Alpen her die Nacht durchgefahren war und dann auf der Höhe der weiten Kalkfelder auf einmal das Meer sichtbar wurde. Auch damals faßte mich ohne alle Reflexion eine Ehrfurcht, wie wenn ich plötzlich vor einer offenen Kirche stünde, wo gerade Gottesdienst gehalten wird, so daß es mich unwillkührlich trieb, den Hut abzuziehen.

Als der Tag kümmerlich herandämmerte, rasselte der Wagen durch eine lange Stadtstraße und ich meinte, wir seien nun in Barcelona angekommen, zumal da nicht nur wir, sondern auch unser sämmtliches Gepäck abgeladen wurde. Allein bald ergab es sich, daß wir in Mataro seien und von hier auf die Eisenbahn geliefert würden.

3.

Das Land Castilien bietet zum großen Theil einen unbeschreiblich schwermüthigen Anblick. Ungeheure Strecken, so weit das Aug nur sieht, sind Einöden, und zwar keine natürlich belassene, in wilder Schönheit prangende, sondern es sind Einöden, kahl aus Krankheit und Altersschwäche; es ist ein nackter Boden, von Jahrhunderten abgeweidet und ausgefressen, und sieht so trostlos aus, wie ein großer von Raupenfraß entblätterter Baum. Wie wenn noch das Blut und das Feuer, welches so vielmal Spanien verheert hat, seine Farbe zurückgelassen hätte, ist die ausgebrannte Erde roth, und weit und breit sieht man kein Thier, kein Wasser, oft nicht einmal einen armen Grashalm. Es liegt eine umgekehrte Sündfluth über weiten Gegenden, eine Austrocknung; da es im Mond auch kein Wasser gibt, mag kein Theil der Erde in Europa so sehr dem Mond ähnlich sein, als ein Stück von dem rothen Castilien. Eine Hauptschuld an diesem Elend ist der Umstand, daß die Berge ganz nackt geschoren sind und waldlos keine Wolken mehr anziehen. Der schwermüthigste Anblick aber, den es auf Erden geben mag, sind die todten spanischen Dörfer. Es gibt nämlich ganze Ortschaften in Spanien, in welchen kein lebendiges Wesen mehr haust, wo Alles gestorben oder fortgezogen ist, weil der Himmel kein Wasser und die Erd keine Frucht mehr bringt. Ich habe ein solches Dorf gesehen; die Dächer sind eingestürzt und nur die dürren Mauern und todten Gassen stehen da, und auch der Boden ringsum ist todt und dürr wie ein altes ausgebranntes Gemäuer. Es liegt in diesem Anblick etwas Entsetzliches, und ein Kirchhof, selbst ein alter verlassener Kirchhof, wo die Gräber eingesunken

und nur noch wenige zerbrochene Kreuzzeichen umherstehen und liegen, ist wahrhaft ein lebensfroher und heiterer Ort gegen ein solches Dorf, wo die Menschen nicht einmal den Leichnam zurückgelassen haben, sondern anderswo gestorben sind. Sieht man eine Burgruine, so mag man sich darüber trösten, daß die Raubvögel, die dort gehorstet haben, in Abgang gekommen oder zahm geworden sind. Sie haben vielfältig ihre Bergschlösser verlassen und verfallen lassen aus Ueppigkeit und Weichlichkeit; in Residenzen weilen und in Luxusbädern liegen, sagt ihnen besser zu. Hingegen ein leeres Dorf ist ein verlassener Bienenkorb, die gestorbene Lebensstätte der nützlichsten und ehrenwerthesten Menschenklasse; und nur schwere Noth hat sie aus der Heimath hinausgedrängt.

Aber auch die bewohnten Dörfer sehen seltsam genug aus. Im südlichern Theil von Spanien kann man durch ganze Dörfer fahren, ohne eine einzige Fensterscheibe zu sehen. Die Häuser haben, wie bei uns die Stallungen, nur Fensteröffnungen, und wenn es üppig hergeht, zuweilen einen hölzernen Laden daran. Ein Theil des Ortes ist oft nur noch unbewohnte Ruine, während auch viele der Häuser, in welchen noch Menschen sind, ungestört sich anschicken, zusammenzufallen. Es ist oft seltsam, aus solchen Steinhöhlen reinlich und nett gekleidete Gestalten hervorkommen sehen, gleich der zierlichen Eidechse am dürren Geröll. Da mich übrigens ein Irländer auf eine ins tiefste Elend verfallene Steinhütte aufmerksam machte, und ich ihn fragte, ob in Irland die Wohnungen der Armen auch so aussehen, erwiderte er, daß sie noch elender seien.

In einiger Absonderung von Dörfern, gewöhnlich auf einer Anhöhe, an denen es in dem Bergland Neucastilien nirgends fehlt, steht die Kirche. Diese hat wunderbar kleine Fenster; es ist offenbar darauf gezählt, daß man nicht seine Andacht aus einem Buch herauslese; manchmal sind sie wie Schießscharten so eng, daß man fast nur mit einem Aug hinein oder heraussehen könnte. Nicht wenige Kirchen scheinen noch aus der römischen Zeit herübergekommen zu sein; zuweilen hat selbst die Dorfkirche römisches Portal und Kuppeln, oder ein Labyrinth von wunderlichen Anbauen. Auffallend hingegen war es mir, in dem strengkatholischen Spanien, nirgends an den Straßen Crucifixe zu sehen. Erst in dem Baskenland sah ich zuweilen ein kümmerliches Kreuz von Stein, dem es nicht abzusehen war, ob es zum Andenken an Christus oder an eine inländische Mordthat aufgerichtet sei. — Ich sehe die Crucifixe gerne am

Weg, sie scheinen mir ein religiöses Bedürfniß für das Volk, oder mit andern Worten, für die Christen zu sein. Auch der Geist des bessern Menschen wird fort und fort abwärts der Erde zugezogen, er leidet unaufhörlich an Vergeßlichkeit für Gott und Christus; deßhalb ist es von vielem Werth, wenn die Sinnenwelt selbst ihn erinnert, sein Denken nach Innen und nach Oben zu richten. Ein besseres Zeichen gibt es aber nicht, als das Kreuz; es erinnert den Christen auf die concentrirteste Weise an die Grundwahrheiten und Grundforderungen seiner Religion. Und der Allwissende weiß ohne Zweifel von unendlich vielen frommen Anmuthungen und guten Entschließungen, welche die stille und tiefe Predigt der Kreuzzeichen an den Landstraßen schon gewirkt hat. Aber nicht nur Glauben, Liebe und jede gute Anmuthung predigt das Kreuzzeichen, sondern es tröstet auch als ein wahres abbreviertes Evangelium.

Da der letzte italienische Krieg noch um Venedig sich zusammendrängte, begegneten mir bei Treviso an der Straße Karren und Wagen voll kranker Soldaten, die von der Belagerung kamen. Die Fuhrwerke zogen langsam; deßhalb wankten einige Kranke zu Fuß voraus oder hintennach, vielleicht weil es sie im Sitzen fror. Da traf ich einen solchen kranken Soldaten, welcher müde sich auf die Straße niedergesetzt hatte; er hatte das Gesicht einem Kreuze zugewandt, das jenseits des Grabens stand. Der arme Mensch saß auf der harten Erde, müde, krank, verlassen in einem fremden, feindseligen Lande; im Anblick des Crucifixes am Weg fand seine traurige Seele die einzige Heimath und das Andenken an ein erbarmungsreiches Herz, das auch im fremden Lande dem Christen mit Trost und Hülfe nahe ist.

4.

Es war morgens und kalt und regnete dünn und trüb, als wir von einer geringen Höhe herab in Burgos einfuhren. Es muß eine stolze edle Stadt gewesen sein zu ihrer Zeit, das erinnerte ich mich aus meinen Büchern über Spanien, und das sah ich an der grauen Majestät der Gebäude und Plätze — aber ihre Zeit ist für jetzt vorüber. Nur die Kathedrale ist stärker als die bisherige Zeit; sie ragt in unvergänglicher Schönheit, wie ein riesenhafter Baum von Stein in die Höhe, und wenn auch die Stadt unter ihr welkt und stirbt, in ihr blühet fort all die Frömmigkeit und die reiche Romantik des Mittelalters. Der Dom von Burgos ist gleichsam der höchste Feiertag unter den vielen christ-

lichen Sonn- und Feiertagstempeln; in großer gothischer Herrlichkeit zeugt er von der Religiosität, der Kraft und dem Kunstsinn des gelästerten Mittelalters, während seit den Zeiten der Aufklärung die Kirchen langweilig wie Kornspeicher oder mit geschmackloser Schulgelehrsamkeit und deren Zierrathen verleimt werden — „post tenebras lux" zu deutsch: aus dem heiligen majestätischen Eichenwald heraus auf einen sand-dürren Paradeplatz.

Der Dom in Burgos ist eine krystallisirte Phantasie, und man wundert sich, wie ein so wundersames kühnes Ideal irdisch und zu Stein werden konnte. Ich habe noch nie etwas mit Augen gesehen, das mit den besten Compositionen Beethovens eine so innere Aehnlichkeit hat als dieses überschwellende unendliche Spiel von Gebilden, die so mächtig und reich sich selbst umflechten und so zart und phantastisch in die Höhe sich verlieren, wie eine Ahnung oder ein Traum. Zugleich ist Burgos aber auch die rechte Umgebung zu einem solchen Dom; Menschen und Gebäude umher sind auch geblieben wie die Zeit, welche einen solchen Dom gebaut hat. Wenn man in den deutschen oder französischen Städten eine gothische Kathedrale in ihrer dunklen Steinpracht zum Himmel ragen sieht mitten unter diesen modernen Häusern und Luxuskaufläden, und wenn man die vielen weiblichen Marionetten und männlichen Schneiderpuppen hinein, heraus oder vorbeilaufen sieht ohne Ernst und Gottesfurcht: so fühlt man wohl, die Gegenwart ist des Domes nicht würdig, ihr geziemt besser ein Museum mit hübschen Tanzsälen oder ein brillanter Bahnhof.

Burgos liegt in einer weiten Ebene, die viele Wiesen hat, und scheint jetzt eine Bauernstadt zu sein, was freilich auch nichts thut, und für die Inwohner an Leib und Seele gesünder ist, als wenn sie zu einer aufblühenden Fabrikstadt gediehen wäre. Wenn die Fürsehung Spanien zu einer neuen künftigen Größe bestimmt hat — und es liegt vielleicht in keinem europäischen Volke so guter Stoff dazu wie in den Spaniern so werden gerade solche Geschlechter, welche in dem naturgemäßesten Stande, im Bauernstande frisch geblieben oder wieder geworden sind, am gewichtigsten hervortreten.

120.
Die alte Stadt
von K. Mayer.

Ein jedes Thor der alten Stadt
Ruft thürmend: schau und merk,
Was sie für Kunst und Sitte,
Am ehrenfesten Werk!

Dazwischen auch die Mauer spricht:
Von Thürmen starr, mich an:
Die Augen auf! Vergiß es nicht,
Wie sie sich wehren kann!

Selbst in den Himmel voller Kraft
Reißt mich ihr hehrer Dom
Und zeigt: das Werk der Bürgerschaft
Herrscht auf und ab am Strom.

* * *

Was heutzutag' die Städte sagen,
Das magst du and're Wandrer fragen!

121.
Das deutsche Reich in seiner Gliederung der Stände
von W. Menzel.

Karls des Großen Reich wurde das heilige genannt, weil es das Reich Gottes auf Erden darstellen sollte, das Lichtreich, das überall von der Dunkelheit des Heidenthums, des Islams und des falschen Christenthums umgränzt wurde. Ueber diesem Lichtreich in der Mitte schwebte die Gottheit, segnend herabblickend auf das Land der Rechtgläubigen, ihrer bevorzugten Kinder. Von der Gottheit aber flossen zwei Kräfte aus, auf Erden versinnlicht in der Gewalt des Kaisers und des Papstes, der beiden sichtbaren Stellvertreter Gottes. Diesen beiden untergeordnet unterschied man ferner eine Kraft, welche das Göttliche im Menschen aufrecht hält, und das Band zwischen seinem Herzen und dem Himmel schlingt, und zur Hüterin derselben glaubte man die Geistlichkeit bestellt. Wiederum unterschied man eine Kraft, die in der Heidenzeit vorgewaltet, darin der Mensch zu Thaten, zum Heldenthum sich gedrungen fühlt, und die nicht unwürdig befunden wurde, der Ehre Gottes eine streitbare Schützerin zu sein; sie ward aber als die Seele des ritterlichen Adels anerkannt. Sodann ward eine dritte Kraft unterschieden, die dem ganzen Reichskörper den irdischen Nahrungssaft zuführen mußte, und sie ward in dem Stande der leibeigenen Bauern oder Sclaven vorgefunden. Eine

vierte Kraft endlich ward hundert Jahre nach Karl dem Großen als Ergänzung der übrigen anerkannt und zwischen die beiden letztern gestellt, diejenige nämlich, die zur Ehre Gottes und zum Heile der Gesellschaft freie Künste und Gewerbe treibt, und sie in Handel und Wandel umsetzt; sie fand ihr Organ im Bürgerstande, und dieser späteste unter den Ständen trug schon den Keim zu einer spätern Periode der Cultur, wie der älteste Stand oder der Adel noch das Wesen der frühern Periode ins Mittelalter hinüberbrachte. Diese vier in dem geistlichen, ritterlichen, bäuerlichen und bürgerlichen Stande gesonderten Kräfte der Gesellschaft sollten in einander greifen, einander wechselseitig dienen als Lehrstand, Wehrstand, Nährstand, welcher letztere theils aus den ackerbauenden Bauern, theils aus den gewerb- und handeltreibenden Bürgern bestand.

Die alte Eintheilung nach Völkern und Ländern mußte je mehr und mehr der neuen Eintheilung nach Ständen weichen. Zwar traten nach Karls des Großen Tode die Herzoge der alten deutschen Stämme wieder hervor, aber sie gründeten ihre Macht von nun an mehr in der Gunst der Kaiser und in ihrem großen Lehenbesitz, als in der alten Unabhängigkeit der Stämme, und sie mußten ihren großen Lehenbesitz mit den mächtigen Kirchenfürsten, Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten theilen. Sie hörten auf, Häupter des Volkes zu sein, sie wurden Häupter des Lehensadels, wie die Erzbischöfe Häupter der Geistlichkeit. Die Bauern, so wie bald darauf auch die Bürger, wurden von den Herzogen ihres Stammes weniger vertreten und beschützt, als unterdrückt; daher mußten sie sich, wo sie nicht gänzlich ihre Freiheit verloren, dieselbe trotz der Herzoge vermittelst unmittelbarer Reichsvögte und nachher durch eigene Waffengewalt und Wiedereinführung von republicanischen Gemeinden in den Städten sichern. Unter diesen Zerwürfnissen sonderten sich die Stände immer schärfer, und wenn in frühern Zeiten vor dem Kaiserthum allein der Unterschied der Stämme, der Franken, Gothen, Longobarden, Burgunder, Allemannen, Bayern, Thüringer und Sachsen, bei gleicher innerer Verfassung derselben bestanden hatte, so trat jetzt der Unterschied der Stände, des geistlichen Standes, der einerseits die Weltgeistlichen, Erzbischöfe, Bischöfe und Priester, andererseits die Klostergeistlichen im ganzen Reich und unter allen zu demselben gehörigen Stämmen umfaßte, ferner des ritterlichen oder adeligen Standes, der einerseits die großen Lehensträger, Herzoge, Grafen, Vasallen und Aftervasallen, andererseits die großen Allodbesitzer und die wenigen noch übrigen ge-

meinen Freien in sich begriff, drittens des damals am härtesten gedrückten Bauernstandes, der die Sclaven und bald auch die gewaltsam zu Sclaven gemachten armen Freien in sich begriff, und viertens des in den neuen Städten eigenthümlich, kräftig und zu stolzer Freiheit aufblühenden Bürgerstandes hervor. In diesen Standesunterschieden gingen alle andern unter, obgleich die alte Eifersucht der Stämme und ihre besondere Gesetzgebung noch geraume Zeit das Trachten der Herzoge nach Unabhängigkeit begünstigte.

In diesem Kreise bewegte sich das innere Leben des Reiches. Nach außen war der Blick getrübt. Man hatte nur sehr dunkle Vorstellungen vom Auslande, selbst von den Nachbarn. Im ganzen slavischen Norden, so wie bei den Normannen und Ungarn sah man nur finsteres Heidenthum, das man ausrotten müsse, im Süden nur den sogenannten Unglauben der Muhamedaner, gegen den man noch ergrimmter war, als selbst gegen die Heiden. Das griechische Kaiserthum war zu entfernt, als daß sich die Deutschen, der kaiserliche Hof und die um Lehrsätze streitende Geistlichkeit ausgenommen, damit beschäftigen konnten. Spanien, das westliche Frankreich und England waren in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters zu schwach und erst in der Entwickelung begriffen, um die Aufmerksamkeit der Deutschen auf sich zu ziehen; nur mit Italien war, wegen der Verbindung des Kaiserthums und Papstthums, beständiger Verkehr. Von der übrigen Welt wußten die Deutschen so viel wie gar nichts. Da war Alles dunkel. Auch hörten seit Einführung des Christenthums die großen Seereisen der Norweger ins atlantische Meer auf, und von den frühern Entdeckungen, z. B. Winlands, blieb nur noch die ungewisse Spur. Daher bevölkerte die Sage die Gränzen der Heidenwelt mit Riesen und Ungeheuern und abenteuerlichen Gestalten der Phantasie, worin altheidnische Vorstellungen mit christlichen, Götzen, Teufel, Dämonen und Geister vermischt worden.

122.

Heinrich der Vogelsteller

von **N. Vogel.**

Herr Heinrich sitzt am Vogelheerd
Recht froh und wohlgemuth;
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgensonne Gluth.

In Wies' und Feld und Wald und Au
Horch' welch' ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtelschlag,
Die süße Nachtigall!

Herr Heinrich schaut so fröhlich d'rein;
„Wie schön ist heut' die Welt!
Was gilt's heut' gibt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar,
„Ei doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschaar?"

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang,
„Daß Gott, die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!"

„Ei nun! — Was gibt's?" Es hält der Troß
Vor'm Herzog plötzlich an,
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr Herren? sagt an?"

Da schwenken sie die Fahnen bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich! — Hoch
Des Sachsenlandes Stern!"

Dieß rufend knien sie vor ihm hin
Und huldigen ihm still,
Und rufen, als er staunend fragt:
„S'ist deutschen Reiches Will'!"

Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie Dir's gefällt."

123.

Der Tod König Heinrichs I.

von O. Klopp.

Wie König Heinrich I. tapfer war gegen die Feinde des Reichs nach aussen und nach innen, so war er auch mild und gütig gegen die Seinen; denn es waren wenige angesehene Männer im Sachsenland, die der König nicht auf irgend eine Weise mit Ehren und Geschenken belohnte. Dabei war er fröhlichen Sinnes, nahm gern Theil am Gastmahl; aber niemals vergaß er seiner königlichen Würde, und selbst auch im Spiele ward seine Heiterkeit niemals Ausgelassenheit. Darum liebten und ehrten ihn die Seinen auf gleiche Weise. Bei den ritterlichen Uebungen übertraf er die Meisten so sehr, daß er ihnen selbst oft Furcht einflößte. Besonders liebte er die Jagd und vergnügte sich gern auf derselben in den Wäldern des Harzgebirges. Seine Gestalt war stattlich; aber sein Angesicht war zutrauenerweckend. Ihm stand Mathilde hold und liebreich zur Seite. Sie war eine fromme Frau und hob sich oft nächtlich vom Lager um zu beten. Wenn sie erfuhr, daß Jemand unterdrückt ward oder zum Tode verurtheilt werden sollte, so ward sie nicht

eher wieder froh, als bis sie die Hülfe oder die Gnade des Königs für den Unglücklichen erlangt hatte. Es geschah aber auch wohl einmal, daß sie unerhört wieder von ihm ziehen mußte, weil der König den Rechtsspruch nicht umstoßen wollte. Wenn es ihm dann leid that, daß er die Bitten seiner Gemahlin abgewiesen hatte, so überließ er die Sache den Richtern zur Entscheidung, er selbst aber ging häufig seiner Gemahlin nach, um sie zu trösten für die abgeschlagene Bitte.

Im Frühling des Jahres 936 zog der König nach Botfeld und jagte. Hier ward er krank und litt mehrere Tage am Fieber; aber der Schmerz legte sich wieder und der König begab sich nach Erfurt. Dorthin berief er die Großen des Reiches, damit sie bei seinem Leben unter sich einig würden, welcher seiner drei Söhne den königlichen Stuhl besitzen solle. Sie erwählten Otto, den ältesten, obwohl er nicht während der Zeit der königlichen Macht seines Vaters geboren war, sondern früher. Von da begab sich der König mit wenigen Begleitern nach Memleben an der Unstrut und dort erneuerte sich sein Unwohlsein. Als er nun merkte, daß sein Ende herannahe, berief er die Königin zu sich und nachdem er im Geheimen Vieles mit ihr geredet hatte, sprach er zuletzt: „O du Getreueste — denn niemals hat ein Mann sich eine treuere Gefährtin erwählt, als ich in dir — ich danke Gott, daß ich den Schmerz nicht habe, dich zu verlieren, sondern du mich. Du hast mich oft besänftigt, wenn ich zürnte; du hast mich oft von der Bahn der Ungerechtigkeit ab auf die des Rechts geleitet; du hast mich oft warm und innig gebeten, daß ich Barmherzigkeit übte an den Unterdrückten und in allen Dingen hast du mir beigestanden mit deinem treuen Rath. Nun aber empfehle ich dich und meine Söhne der Hand des allmächtigen Gottes." Die Königin erwiederte dankend seine Worte; aber seine Seele war dem Abscheiden nahe und sie verließ ihn und trat trauernd in die Kirche. Dort stand der Priester Adalgald am Altare und die Königin trat auf ihn zu, nahm zwei goldene Armspangen von ihrem Arme und überreichte ihm die, als Belohnung dafür, daß er für den verscheidenden König Heinrich die erste Seelenmesse lese. Nachher wirkte sie ihm bei König Otto, ihrem Sohne, den Bischofssitz in Bremen aus.

Nach geendigter Messe begab sie sich wieder in das Sterbezimmer und fand dort ihre Söhne, die über der Leiche ihres Vaters wehklagten. Da trat auch die Mutter zu ihnen und weinte; aber dann ermahnte sie ihre Söhne zur Eintracht und sprach: „Hadert nicht untereinander um

vergängliche Werke; denn solches End, wie ihr hier seht, nimmt alle Herrlichkeit der Welt. Wer sich selbst erhöhet, soll erniedrigt, und wer sich erniedrigt, soll erhöht werden.“ Als Alles zum Leichenbegängnisse bereitet war, brachten die Söhne die Leiche ihres Vaters nach Quedlinburg, wo er in der Kirche vor dem Altare des Apostels Petrus selber sich sein Grab erwählt hatte. Allda ward er begraben.

Zwar trägt noch bis auf den heutigen Tag der deutsche Boden nicht ein Denkmal von Stein oder Metall zu Ehren des erhabenen Mannes; aber sein Name wird von den Deutschen mit stiller Ehrfurcht genannt werden, so lange noch die deutsche Sprache klingt und in ihr die Geschichte des Vaterlandes ernst mahnend zu den Nachkommen redet. Am dritten Tage nach seinem Begräbnisse begann Mathilde in Quedlinburg ein Kloster zu erbauen. In dieses begab sie sich später als Aebtissin und lebte dann noch dreißig Jahre als ein Muster der Milde und Frömmigkeit.

Heinrich war sechzig Jahre alt geworden und hatte siebzehn Jahre als König das deutsche Reich regiert. Damals unterschied man genau und scharf zwischen der deutschen Königs- und der römischen Kaiserwürde; denn niemals nennt den ersten Heinrich irgend eine Chronik seiner Zeit römischen Kaiser. Diese Würde ward erst erlangt durch die Krönung in Rom und daher entsprang die eifrige Begier der spätern Könige nach Italien und nach Rom. Den Wunsch nach Italien hat auch Heinrich I. gehabt, aber er hat ihn nicht ausgeführt. Erst in den spätern Jahrhunderten, als die Römerzüge aufhörten, sprach man von einem deutschen Kaiser: in jenen Jahrhunderten aber war, wie bei Karl dem Großen, die römische Kaiserwürde eine Fortsetzung des alten weströmischen Kaiserthums. Konrad I. der Franke und Heinrich I. der Vogler haben den Kaisernamen nicht erlangt.

124.

Spruch

von G. Müller.

Willst du wahres Glück erwerben
Schaff' als solltest du ewig leben!
Leb', als müßtest du morgen sterben!
Alles And're wird sich geben.

125.

Ein Gang in das Bergwerk bei Goslar

von H. C. Andersen.

Der Rammelsberg bei Goslar ist bekannt durch sein Bergwerk, in welchem sich mehr gezimmertes Bauholz befinden soll, als in allen Häusern Goslars. Die ganze Seite des Berges, die dem Wege zugekehrt ist, bestand meistens aus Schiefersteinen, wodurch der Berg in meinen Augen das Aussehen eines ungeheuren Gebäudes bekam, das abgebrannt und zusammengestürzt schien. Die Luft selbst hatte etwas Schwefeliges und Brandiges, und das Wasser, das durch Abzugröhren aus dem Berge kam, wo man es benutzt hatte, sah ganz ockergelb aus.

Der norwegische Bauer nennt den dicken, blauweißen Nebel, der oft zwischen den Bergwänden eingeschlossen steht, „Wollflocken,“ und ich wüßte keinen Namen, der charakteristischer wäre; es sah wirklich aus, als ob eine ungeheure Menge von der feinsten gekratzten Wolle in den Hohlweg hineingeweht wäre und dort über den schwarzen Fichten lagere.

Da, wo man in's Bergwerk hinabsteigt, schob eine Anzahl junger Arbeiter die rohen Erzmassen in Schiebkarren in eine dazu gegrabene Vertiefung hinein; wir bekamen einen Führer, er zündete sein Grubenlicht an, öffnete nun eine große Thür und — es ward mir ganz wunderbar um's Herz — wir traten hinein. Eine kurze Strecke noch war der Gang ausgemauert, aber bald wölbten sich nur die eckigen Felsstücke rund umher; wir stiegen immer tiefer und tiefer. Bergleute mit ihren Grubenlichtern begegneten uns; „Glück auf!“ war der gegenseitige Gruß, während ringsum alles still wie im Grabe war. Aus dem Stein schimmerte das Erz bald grün, bald kupferroth heraus. Ein Kaufmann von Goslar begleitete mich, ich hielt mich an ihm an, obgleich es nur ein schmales Brett war, auf dem wir vorwärts schritten. Wir mußten uns bald ganz tief bücken wegen der herabhängenden Felsblöcke; ein Gang durchkreuzte den andern, und der Führer verschwand mehreremale vor unsern Augen. Plötzlich brauste es über unsern Köpfen, es war, als ob der ganze Berg zusammenstürze. Ich sagte kein Wort, schmiegte mich aber fest an meinen Begleiter an, der mir nun erklärte, daß dieß eine Schleuse sei, die man oben öffnete und die ein Rad in Bewegung setzte, durch das die Erzstücke aus den untersten Gruben heraufgefördert würden.

Uns zur Seite öffnete sich ein Abgrund. Wir konnten beim Schein des Grubenlichts nicht das ganze, große Rad sehen, über welches das Wasser herabbrauste. Ich weiß nicht, ob dieses oder die großen Grotten, wo das Erz durch Feuer losgearbeitet war, mir am meisten malerisch vorkam. Die rothen Flammen schlugen hoch in die Höhe und beleuchteten die schwarzen Bergleute ringsum; ich lehnte mich an die Felswand und begann mich an die fremde Welt zu gewöhnen, die eben in ihrer ganzen Furchtbarkeit schön war.

Es ist doch ein wunderbarer Gegensatz zwischen dem abwechselnden Leben des Seemanns und dem einförmigen des Bergmanns. Mit geschwellten Segeln fliegt jener von Küste zu Küste über das herrliche Meer; lustig wimmelt es in den fremden Häfen von geschäftigen Menschen. Bald bläst ein Sturm, daß die Masten brechen und das Schiff von den starken Wellen wie ein Spielzeug umhergeworfen wird, bald ist es wieder todtenstill und er ruht sich aus hoch oben im Mastkorb und schaut hinaus in den unbegränzten Raum zwischen Meer und Himmel. Für den Bergmann hingegen gleitet ein Tag wie der andere dahin. Tief unten in dem schwarzen Schacht sitzt er bei seinem Grubenlicht und hämmert das Erz aus dem Berge heraus; still und finster, wie hier in seiner Heimath, wird es auch in seinem Innern. Nur der Sonntag bringt einige Veränderung, da zieht er ein besseres Kleid an, geht in die Kirche und sieht die Sonne mild in diese und in sein Herz scheinen. Zuweilen kommt er auch Nachmittags nach Goslar hinein, hört die Zeitungsneuigkeiten und denkt darüber nach, wie wunderlich die Menschen dort in der Welt umherstürmen; er will vielleicht auch, wenn er noch jung ist, dort hinaus fliegen und sich zwischen den Andern umhertummeln — aber am Montag sitzt er doch wieder tief unten im Schacht bei seinem Grubenlicht und gebraucht den Hammer — und so geht es fort, bis eine fremde Hand den letzten Hammerschlag auf seinen Sarg thut.

Als wir aus dem Berg herausstiegen, schien die Sonne so schön über die jungen Fichten, auf denen Regentropfen lagen wie Perlen auf den hellgrünen Knospen. Es war mir, als hätte ich nie etwas Freundlicheres gesehen als diese von der Sonne beschienenen Bergwände und den klaren Himmel, so groß war der Uebergang von der schwarzen Grube zu der sonnenhellen Natur.

126.

Bergmannslied

von **Novalis**.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoß vergißt.

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloss'nen Zeit,
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umweh'n sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf;
Und alle Felsenschlösser,
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

127.

Die drei Bergleute im Kuttenberg.

Sage von den Brüdern **Grimm**.

In Böhmen liegt der Kuttenberg; darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre und verdienten damit für Frau und Kind das Brod ehrlich. Wann sie Morgens in den Berg gingen, so nahmen sie dreierlei mit: erstens ihr Gebetbuch, zweitens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Oel versehen, drittens ihr Bischen Brod, das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe sie die Arbeit anhuben, thaten sie ihr Gebet zu Gott, daß er sie in dem Berge bewahren möchte und darnach fingen sie getrost

und fleißig an zu arbeiten. Es trug sich zu, als sie einen Tag gearbeitet hatten und es bald Abend war, daß der Berg vornen einfiel und der Eingang verschüttet wurde. Da meinten sie begraben zu sein und sprachen: „Ach Gott! wir armen Bergleute, wir müssen nun Hungers sterben! wir haben nur einen Tag Brod zu essen und einen Tag Oel auf dem Licht!" Nun befahlen sie sich Gott und dachten bald zu sterben, doch wollten sie nicht müßig sein, so lange sie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort und beteten. Also geschah es, daß ihr Licht sieben Jahr brennte und ihr kleines Bischen Brod, von dem sie tagtäglich aßen, ward auch nicht all, sondern blieb eben so groß und sie meinten, die sieben Jahre wären nur ein Tag. Doch da sie sich nicht ihr Haar schneiden und den Bart abnehmen konnten, waren diese ellenlang gewachsen. Die Weiber hielten unterdessen ihre Männer für todt, meinten sie würden sie nimmermehr wieder sehen, und dachten daran, andere zu heirathen.

Nun geschah es, daß einer von den dreien unter der Erde so recht aus Herzensgrund wünschte: „Ach! könnt ich noch einmal das Tageslicht sehen, so wollt' ich gerne sterben!" Der Zweite sprach: „Ach! könnt ich noch einmal daheim mit meiner Frau zu Tische sitzen und essen, so wollt' ich gerne sterben!" Da sprach auch der Dritte: „Ach könnt' ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, so wollt' ich gerne sterben!" Wie sie das gesprochen hatten, so krachte der Berg gewaltig und übermächtig und sprang von einander, da ging der erste hin zu dem Ritz und schaute hinauf und sah den blauen Himmel, und wie er sich am Tageslicht gefreut, sank er augenblicklich todt nieder. Der Berg aber that sich immer mehr von einander, also daß der Riß größer ward, da arbeiteten die beiden andern fort, hackten sich Treppen, krochen hinauf und kamen endlich heraus. Sie gingen nun fort in ihr Dorf und in ihre Häuser und suchten ihre Weiber, aber die wollten sie nicht mehr kennen. Sie sprachen: „Habt ihr denn keine Männer gehabt?" „Ja," antworteten jene, „aber die sind schon sieben Jahre todt und liegen im Kuttenberg begraben!" Der Zweite sprach zu seiner Frau: „Ich bin dein Mann," aber sie wollt' es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte und ganz unkenntlich war. Da sagt er: „Hol' mir das Bartmesser, das oben in dem Wandschrank liegen wird, und ein Stückchen Seife dazu." Nun nahm er sich den Bart ab, kämmte und wusch sich und als er fertig war, sah sie, daß es ihr Mann war. Sie freute sich herzlich, holte Essen und Trinken so gut sie es hatte, deckte den Tisch

und sie setzten sich zusammen hin und aßen vergnügt mit einander. Wie aber der Mann satt war und eben den letzten Bissen Brod gegessen hatte, da fiel er um und war todt. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit seiner Frau zusammen, als es herum war, zu derselben Stunde aber, wo er aus dem Berg gekommen war, fiel er und seine Frau mit ihm todt hin. Also hatte Gott ihre Wünsche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

128.

Zuruf

von J. Kerner.

Jedweder trägt in sich den Tod,
Ist außen noch so lust'ger Schein,
Heut wandelst du in Morgenroth,
Und morgen in der Schatten Pein.

Was klammerst du dich also fest,
O Mensch! an diese Welt, den Traum?
Laß ab! laß ab! eh' sie dich läßt;
Oft fällt die Frucht unreif vom Baum.

Ruf' auf, ruf' auf den Geist, der tief,
Als wie in eines Kerkers Nacht,
Schon längst in deinem Innern schlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht!

Aus hartem Kieselsteine ist
Zu locken ird'schen Feuers Glut,
O Mensch! wenn noch so hart du bist,
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

Schlag' an, schlag' an! wenn's weh auch thut
Dem Fleische, drin der Funke ist,
Noch weher thut der Hölle Glut,
Mensch! wenn du nicht zu wecken bist.

129.

Ueber die Kälte

von J. Richers.

Nirgend tritt das feindliche Wesen der Kälte so klar und einfach an den Tag, als in der Pflanzenwelt. Leidet nämlich eine Pflanze Mangel an Wasser und fruchtbarem Boden, den beiden wesentlichen irdischen Nahrungsmitteln derselben, so verdorrt und verkümmert sie bald schneller, bald langsamer am ganzen Leibe, und es gibt sich auch dabei ein plan- und ordnungsmäßiges Fortschreiten im Absterben derselben kund. Wie ganz anders ist aber die Sache, wenn die Kälte auf die Pflanze

wirkt. Diese ergreift und erfaßt unregelmäßig bald ältere, bald jüngere Theile, bald ein ganzes Blatt, bald nur einzelne Stellen desselben. Ebenso erfaßt sie die Arten einer und derselben Familie ganz willkürlich und planlos. Wenn nun die Kälte ein bloßer Mangel, nämlich Mangel an Wärme wäre, warum erliegt dann nicht die ganze Pflanze zugleich und zumal fortschreitend einem ordnungsmäßigen Absterben, wie beim Mangel obiger Elemente des Wassers?

Auch die Erscheinungen, die sich an völlig durch die Kälte zerstörten Blättern zeigen, so bald sie nachher durch die Wärme dem erstarrten Zustande entrissen werden, sind so eigenthümlicher und von allen übrigen Erscheinungen der Pflanzenwelt so abweichender Art, daß man das feindliche und abnorme Wirken der Kälte bald daran erkennt. Sie werden nämlich welk, hängen schlaff am Stengel herab, bekommen ein ganz eigenthümliches, meist fast ganz gekochtes Ansehen, eine dem gelbgrünen sich nähernde Farbe, werden mehr oder minder durchsichtig und vertrocknen, selbst bei mäßiger Wärme, außerordentlich schnell, wobei sie gewöhnlich eine schwarze Farbe annehmen.

Ebenso merkwürdig ist es, daß Pflanzen, die dem Einfluß der Kälte ausgesetzt werden, ganz andere Säfte und Stoffe bilden, als gesunde, gegen Kälte geschützte Pflanzen erzeugen. Wenn nun Kälte ein bloßer Mangel wäre, so ist wieder gar nicht abzusehen, warum die Pflanze nicht, wie bei dem Mangel an sonstigen Bedürfnissen, gar Nichts, oder wenn auch Etwas, immer noch dieselben Substanzen erzeugt. Letzteres findet doch wie bemerkt, bei etwaigem sonstigen Mangel an Lebensbedürfnissen statt. — Dabei ist schon der Anfang der abnormen Bildungsprodukte höchst charakteristisch, und zeigt, daß in der Kälte etwas ganz Anderes walten muß, als ein bloßer Mangel. Die Blätter bekommen eine eigenthümliche fahlgrüne Farbe, werden braun und schwarz, es erscheinen zuerst braune, gelbe und schwarze Flecken in der Mitte, oft nur am Rande des Blattes, die bald viereckig, bald rund, bald oval 2c. sind, bald fallen die Blätter unmittelbar vom Stamme, oder sie bleiben zusammengerollt, oder hängen schlaff herab.

Die Kälte ist gegen und wider die in sich selbst warme Natur. Daraus folgt nun aber, daß sie nicht aus und von der Natur selbst, sondern nur von wo anders herstammen kann und in sie eingedrungen ist. Sie ist eingedrungen, sagten wir, mithin einmal nicht dagewesen. Das wird uns denn auch sofort durch die Geologie bestätigt,

die nachweist, daß die Kälte der heutigen Polargegenden einmal nicht existirte, indem sie an den Polen der frühesten Epoche ein Tropenklima aufweist. Wo jetzt die eisige Kälte alles Leben vernichtet, und nicht einmal Moos und Farrenkräuter aufkommen läßt, da wuchsen einst Palmen- und Cocusnußbäume; da lebten Tiger und Elephanten rc. Alles Geschöpfe, die ein warmes Klima erfordern.

Wo nun ferner die Kälte heut zu Tage haust und ihr furchtbares Reich gegründet hat, das bedarf keiner großen Nachforschung und liegt allzu offen vor uns aufgedeckt. Die obere Atmosphäre einerseits und die Polarländer andrerseits, das sind ihre Dominien, das sind die Stätten, von denen aus sie in der adamitischen Aera ihren Vernichtungskampf gegen alles Leben eröffnet.

An den Polen hat sie alle Materie, besonders aber die flüssige, das Wasser zu ihrem Sitz gemacht, und ist in sie eingedrungen, wie es denn bekannt genug, daß beim Frieren des Wassers das Wärmeprincip der Kälte weichen muß.

Die ewigen Eisberge und der nie schmelzende Schnee sind der grausigen Kälte Leib und Gewand. Und immer weiter steckt sie die Fahnen ihres feindlichen Lagers aus, immer mehr schiebt sie die Vorposten ihres nächtlichen Heeres den warmen Regionen des Lebens und des Daseins entgegen. Von Grönlandsfahrern, wie unter andern von Capitän Skoresby, wissen wir, daß manche Gegenden, die vor vierhundert Jahren noch bewohnt waren, wie z. B. ein Theil von Grönland, jetzt schon ganz unzugänglich und ausgestorben sind.

Das Maximum der Kälte fällt nun aber keineswegs, wie man etwa vermuthen möchte, mit den geographischen Polen selbst zusammen, es liegt vielmehr an davon verschiedenen Orten. In Norden gibt es sogar zwei Kältepolen. Einer derselben liegt ungefähr unter 75° N. B. und 150° W. L. von Greenwich, also über Nordamerika, während der andere unter dem 70° N. B. und 100° O. L., also in dem eisigen Sibirien haust.

Wo die flammenden Eisberge sich erheben, da muß auch die Macht der Sonne selbst zum Theil weichen. Obwohl die Südspitze Grönlands noch zu der gemäßigten Zone gehört, und zwar noch mit sieben Grad — so daß Grönland mit Christiana, Stockholm und Petersburg, in einer Breite liegt, so ist es doch durch seine Eisberge schon über alle Beschreibung furchtbar. Die Kälte ist real, das steht fest, und sie ist ein

feindliches, gegen die Natur gerichtetes Prinzip, das bald alles Dasein in den Tod begraben würde, stände anders die schützende und rettende Sonne uns nicht zur Seite, oder vielmehr über unserm Haupte.

130.

Polarscene

von Fr. Grillparzer.

Auf blinkenden Gefilden
Ringsum nur Eis und Schnee,
Verstummt der Trieb zu bilden,
Kein Sänger in der Höh'.
Kein Strauch, der Labung böte,
Kein Sonnenstrahl, der frei,
Und nur des Nordlichts Röthe
Zeigt wüst die Wüstenei.

So steht's in einem Innern,
So steht's in einer Brust,
Erstarben die Gefühle,
Des Grünens frische Lust,
Nur schimmernde Ideen,
Im Kalten angefacht,
Erheben sich, entstehen,
Und schwinden in die Nacht.

131.

Die Eisgebirge in Grönland

von W. F. A. Zimmermann.

Das Land, welches von Eskimos oder von einem mit ihnen stammverwandten Volke bewohnt ist, führt wohl nur sehr uneigentlich den Namen Grönland (grünes Land), es sollte besser Eisland heißen, es erhielt denselben auch nur durch den überraschenden Anblick, den seine grünen Ufer hier landenden Normännern (im neunten Jahrhundert gewährten, welche in so hohen Breiten nicht glaubten, grüne Bäume und Sträucher zu finden. Die Dauer dieses Blätterschmuckes ist übrigens sehr kurz und gewährt kaum einigen Rennthieren, welche in den Gebüschen sich aufhalten, nothdürftige Nahrung. Grönland besteht aus einer großen Insel (wahrscheinlich, denn gewiß kann man dieß nicht sagen, da die nördlichen Küsten durchaus nicht bekannt sind, und es also wohl zu einem Polarkontinent gehören kann), welche sich vom sechzigsten Grade nördlicher Breite bis in unbekannte Regionen des Polareises

verliert. Obwohl nun die Südspitze noch in die gemäßigte Zone gehört, und zwar etwa mit sieben Grad, und obwohl seine Südspitze mit Christiania, Stockholm und St. Petersburg in einer Linie liegt, welche Gegenden alle sehr warmen Sommer und ziemlich gemäßigten Winter haben, so ist doch sein ganzer Charakter der eines Polarlandes — ewige Eismassen, die von zweien Seiten, aus der Baffinsbay und aus dem eigentlichen Eismeer herunterkommen, umlagern und umklammern es mit ihren erstarrenden Armen, der rauhe Nordwind kann es in seiner ganzen Länge durchstreichen, weil die Gebirge, die in der Mitte des Landes herablaufen, obschon ziemlich hoch, ihm doch kein Hinderniß in den Weg legen, da sie auch von Süden nach Norden laufen, dazu noch von festem, nie weichendem Eise bedeckt, und also in dieser Hinsicht dem Lande kein Schutz sind. Man hat versucht, nach dem Innern vorzudringen und eine Verbindung zwischen dem östlichen und westlichen Grönland zu suchen, welche hauptsächlich wünschenswerth wäre, um den großen Umweg um das gefährliche Cap Farewell zu ersparen, auf der Ostküste landen und durch den Landweg mit der Westküste sich in Verbindung setzen zu können; doch war dieß vergeblich, denn das Gebirge scheint aus übereinander geschobenen Eispyramiden und Nadeln und ungeheuern Gletschern, oft von hundert und mehr Klafter Dicke, zu bestehen, welche voller Risse, Klüfte und Abgründe sind; sie verzweigen sich nach beiden Ufern hin und flachen sich ab; doch ragen einige Vorgebirge so hoch hinauf, daß man sie, wie z. B. das der Kolonie Godehab (gute Hoffnung) zunächst liegende, von der Baffinsbay aus auf zwanzig Meilen sehen kann.

Nichts scheint furchtbarer in der Natur, als die Gletscher Grönlands, gegen welche die der Schweiz kaum mehr als Miniaturbilder genannt werden können. An manchen Stellen steigen sie zu einer so furchtbaren Höhe, daß sie sich in den Wolken verlieren; sie sind von ungeheuren Abgründen umgeben, welche mit ewigem Eise angefüllt sind; nie thauet die Sonne auch nur die äußerste Rinde dieser Massen auf, welche sich mit jedem Jahr zu vergrößern scheinen. Einen gleich schauerlichen Anblick bieten die stehenden Eisberge und Eisfelder dar. Eines der auffallendsten Phänomene gewährt der Eisblink, welcher im südlichsten Theile von Grönland auf der Westseite zwischen dem 61sten und 62sten Grad der Breite, unfern der Insel Nunarsoak liegt. Blendender Schnee und spiegelblanke, große Flächen bildende Eisschollen verbreiten im Sonnenlicht einen so blendenden Glanz, daß man den Anblick kaum ertragen

kann — viele Meilen weit sieht man dieses Leuchten, wie das des Nordlichts. Eisberge scheinen, auf Eisberge gethürmt, die Wächter zu der ungeheuren Pforte des prachtvollen Eisfeldes zu bilden; diese besteht aber in einem wahren Naturwunder, in einem frei schwebenden Gewölbe, einer ungeheuren Brücke von mehreren (nach Einigen von vier) Meilen Länge und fünfhundert bis tausend Fuß Tiefe, wodurch die Vorgebirge vielleicht mit einander verbunden werden.

So weit das Auge dringt, sieht es nur diese einzige und gigantische Höhlung, deren Inneres zu erforschen noch Niemand versucht hat, weil häufig Stücke von derselben herabstürzen, die dann natürlich Alles zermalmen würden, was sich in der Nähe befindet. Oft tönt daraus ein entsetzliches, den Donner bei seinem lautesten Toben weit überschallendes Getöse hervor, das Schiffer nur mit dem gleichzeitigen Lösen aller Geschütze einer ganzen Flotte zu vergleichen wissen, — es folgt diesem furchtbaren Krachen das Rauschen eines mächtigen Wasserfalls, mit welchem sich meilenlange Schaaren von Eisschollen aus der Höhlung hervordrängen, die zu beweisen scheinen, daß während solchen Tobens große Eismassen sich von den hochgelegenen Theilen des Gewölbes gelöst haben und in die darunter befindliche Meerenge gestürzt sind. Aus dieser kommen auch die Eisströme hervor, welche sich bei Annäherung des Sommers um die Südspitze von Grönland wenden und sich auf Island ergießen.

Die Westküste ist tief und weit eingeschnitten, sehr zackig, voller Vorgebirge und Buchten, in welche alle sich eiskalte Flüsse ergießen, die ihre Nahrung zweifelsohne aus den Gletschern der Gebirgsreihen ziehen; allein es gibt außer diesen, aus geschmolzenem Eise gebildeten Flüssen, auch Bäche, die ihr Dasein starken Quellen, nicht selten mineralisch, danken, und auf der Insel Omartok finden sich gar drei siedend heiße Quellen, aus denen das Wasser schäumend und sprudelnd hervorquillt, im Winter so stark kochend, wie im Sommer.

Die Ostküste ist erst vor mehreren Jahren wieder etwas näher bekannt geworden, indem die dänische Regierung einen muthigen, unternehmenden und kenntnißreichen Mann dahin sandte, der sie untersuchte, doch nicht mit seinem Schiffe, welches wegen einer undurchdringlichen Eisbariere nicht bis zur Küste gelangen konnte, sondern in einem grönländischen großen sogenannten Weiberboot, aus ziemlich starkem Holzgerippe, mit Seehundsfell überzogen, gemacht und von acht bis zwölf rudernden

Frauen geführt; das Letztere darum, weil die Männer jede andere Arbeit, als die der Jagd, für eine Schande halten; wiewohl sie nun selbst das Ruder dabei gebrauchen müssen, indem die Seehundsjagd gar nicht anders als zu Schiff angestellt werden kann, so sind doch ihre Begriffe über dieses Geschäft so eigener Art, daß sie lieber sich dem Hungertode übergeben, als so rudern würden, wie die Frauen.

132.

Der Gletscher an die Sonne

von Gräfin **Ida Hahn-Hahn.**

Was streust du deine Rosen
Auf mein erstarrtes Haupt,
Das Stürme wild umtosen,
Dem Lenzschmuck ist geraubt?

Längst bin ich abgeschieden
Von Lebens Lust und Weh',
Zu stillem, eis'gen Frieden,
In stiller, kalter Höh'.

Was strahlen deine Gluthen
An meine Brust von Erz?
O wisse, Flammenfluthen
Erwärmen nicht mein Herz.

Und deine Rosenschleier
Weh'n mich vergeblich an,
Dem aller Welten Feuer
Das Eis nicht schmelzen kann.

D'rum soll mich nicht umziehen
Ein falscher Liebesschein, —
Kann ich nicht liebend glühen,
Laß kalt und todt mich sein.

133.

Das Rennthier

von **W. Alexis.**

Zweimal des Tages wird das Rennthier an den Hütten gemolken und aus allen Schluchten, von allen Höhen stürzten in dem Augenblicke, als wir nahten, diese schönen Thiere pfeilschnell in anmuthigen Sätzen an uns vorüber nach dem Seeufer, wo der Lappe auf einer Landzunge seine Heerden sammelt, um sie beim Melken besser in Obacht und Gewalt zu haben. Ein wahrhaft feenartiger Anblick, wie die Wüste, die wir mehrere Tage lang nur als den Sitz der uralten Einsamkeit kennen gelernt, sich plötzlich belebte und das schönste und edelste Thier der wilden

Schöpfung in Rudeln von hundert und aber hundert dahin schoß über das braune Bergmoos. Denn den Hirsch erkennt man auf den ersten Anblick in dem Rennthier; schlank, feurig, behende, wie der Fürst unserer Hochforsten, erscheint es in seinen eleganten Bewegungen beim Galoppiren. Erst wenn man die Thiere einzeln und in der Ruhe betrachtet, tritt der Unterschied heraus. Die Geweihe sind mächtiger. Die Körper nicht so schlank, ein struppiger nordischer Pelz deckt die stärkeren Leiber. Auch will Mancher in ihm ein trauriges Thier und den Trübsinn des Nordens erblicken. Wir lernten sie nur in der muthwilligen Lust ihrer Freiheit kennen.

Die vielen hundert Köpfe von Jung und Alt, zusammengedrängt auf der kleinen Landspitze, bildeten einen schönen beweglichen Wald mit ihren Geweihen, von den zierlichen der Kälber an bis zu den unförmlichen und für die Eigner sehr unbequemen der ausgewachsenen Thiere. Die Geweihe der größeren Hälfte waren noch mit feinem braunem Sammet ihrer Frühlingsnatur überzogen, andere waren im blutigen Prozeß begriffen, während auf den Köpfen der älteren Thiere die Hörner schon in fürchterlicher Nacktheit prangten. Es schien nicht gefahrlos, sich einen Weg zu brechen durch das dichte Gedränge dieser bewaffneten Schaaren. Ein kräftiger Stoß der zackigen Hörner in den Leib hätte jeden weitern Versuch unmöglich gemacht, doch unser Reisegefährte, vertraut mit ihrem Wesen vom Stockholmer Park her, brach die Bahn, indem er die Thiere wenig sanft an ihren Geweihen bei Seite schob, oder allenfalls selbst mit ihnen spielte, indem er beide Geweihspitzen mit den Händen so festhielt, daß sie den Kopf nicht bewegen konnten. Die Dreistigkeit imponirte auch hier, und freigeworden kehrte sich keines der Thiere gegen den muthwilligen Peiniger, sondern fing lieber einen, wenn auch nicht halsbrechenden, doch geweihbrechenden Kampf mit einem seines Gleichen an. Das Spiel kam häufig vor, indem gewöhnlich die ausgewachsensten und stärksten Thiere herausfordernd sich suchten, die Köpfe zur Erde beugten, mit ihren über ellenlangen Geweihen sich faßten und nun die Kraft des Stärkeren probirten, daß die Geweihe krachten und der Untergang beider, fest durch ihre Verschlingung an eine Stellung gefesselter Thiere gewiß schien. Die Lappen sahen aber ruhig dem Treiben zu und wir bemerkten nicht, daß eines der Thiere wirklich Schaden nahm.

Es gibt jetzt wenig wilde Rennthiere mehr in den Hochsteppen; dagegen kann man auch die Hausthiere der Lappen keineswegs zu den

allergezähmtesten rechnen. Es ist gar nicht ohne Beschwerde, daß Menschen und Hunde die verlaufenen Thiere zur Melkzeit zusammentreiben, und diese Arbeit macht wohl den größten Theil ihrer Beschäftigung aus. So stark sie aussehen, sind die Rennthiere doch wenig als Lastthiere zu gebrauchen. Nur eine geringe Bürde darf man auf ihre Rücken legen und gemeinhin pflegen die Lappen nur ihre kleinen Kinder in Klübern ihnen zu beiden Seiten des Rückens aufzupacken. Ihre Stärke liegt in der Brust und in den behenden Füßen; aber auch in der Art, wie sie die Schlitten ziehen, verrathen sie noch ihre wilde Bergnatur, indem es ein beständiges Springen und Galoppiren ist. Behagt ihnen ihr Führer nicht und verräth er Unsicherheit im Lenken des Schlittens, so kommt es wohl, daß das Rennthier plötzlich stille hält, den Schlitten umfallen läßt uud sich feindlich gegen seinen eignen Herrn wendet. Es ist ein Aberglaube, daß dieß Thier lediglich vom Rennthier- oder sogenannten isländischen Moose lebe. Im Sommer, so lange die Berghaiden offen sind, nährt es sich von allen Vegetabilien dieser Regionen, erst im Winter scharrt es den Schnee auf und begnügt sich mit dem Moose, welches sich darunter und immer in genügender Masse vorfindet. Die Moosart, die man uns als die eigentliche Nahrung des Thieres zeigte, hat durchaus nicht den herben, bittern Geschmack, welcher der Milch und dem Fleische einen ähnlichen, wie man vermuthet, geben könnte. Sie schmeckt mehlig und nahrhaft und möchte auch im Brode, zu welchem sie in Hungerjahren gebraucht wird, ein bei weitem besseres Surrogat liefern, als die bittere Baumrinde.

Das Rennthier ist dem Lappen sein Alles. Ein wunderbares Geschenk der Natur, das allein möglich macht, die Polarregionen so weit hinauf zu bewohnen. Es ist das einzige Geschöpf, das in der kalten, nassen Vegetation des Sommers hier Nahrung findet und Nahrung gibt; ohne seine Schnelligkeit, ohne seine Kraft wäre die Communication im Winter unmöglich. Zwischen dem Eismeer und der Ostsee ist nur ein großer Sumpf, aus dem die Steinrücken des fortgesetzten Kiölen auftauchen, ihre kahlen Scheitel am Ostwinde zu trocknen. Die Ströme, die aus ihren Hochseen oder unter dem Schnee vorrauschend nach Norden oder nach Süden durch die Moortiefen sich Bahn brechen, setzen keine Thäler ab, wo der Fleiß sich ansiedeln könnte. Sie sind unschiffbar und keine Straße darf sich längs ihrer majestätischen Katarakten fortschlängeln. Vom Nordcap her trägt allein das Rennthier Waaren und Reisende

durch die Winternacht sibirischer Gefilde über Sümpfe, Seen, jähe Schluchten, bei deren Sommeranblick der Architekt über die Möglichkeit einer Straßenanlegung lächeln würde, hin bis zum Bottnischen Meere und von dort zurück an das Arktische. Erst im Winter wird Rußland Norwegens Nachbar, die Rennthierschlitten ebenen auch dahin erst den Weg. Brauche ich noch die Form eines solchen Schlittens zu erwähnen, daß jeder Schlitten nur eine Person faßt und nur von einem Rennthier gezogen wird; da jedes Bilderbuch aus der Kinderzeit uns den schlittirenden Lappländer anschaulich vormalt? Die Schnelligkeit des Thieres ist außerordentlich, man erzählt fabelhafte Dinge davon, und hat z. B. die Heldenthat eines Rennthieres, welches einen Courier von der jämteländischen Gränze bis Stockholm in undenkbar kurzer Zeit getragen, durch ein großes Bild, gegenwärtig in Drottningholm, verewigt. Das Thier stürzte zwar vor dem Ritterhause todt nieder, der Courier wurde aber dafür zum Ritter geschlagen. Beim Fahren durch die bahnlosen Schneewüsten, wo außer den Sternen keine Wegweiser dem Auge begegnen, ist es neben der Schnelligkeit der Instinkt, welcher diese Thiere zu so zuverlässigen Führern macht. Dafür verläßt aber auch keines derselben bei den Karavanenzügen die von seinem Vorderthier betretene Spur, und es soll den lustigsten Anblick gewähren, wenn Hunderte von diesen Thieren in einem weiten Bogen über die ebene Schneefläche kreisen, während der Weg in gerader Linie eben so bequem ist. Alle müssen dem ersten Thiere folgen, welches sich seinen Weg selbst gesucht hat.

Das Rennthier ist also, so lang es lebendig, das Lastthier des Lappländers. Es trägt den Nomaden mit seiner ganzen Wirthschaft von Ort zu Ort. Als Postpferd dem Reisenden und Kaufmann im Winter geliehen, bringt es dem Eigenthümer dann und wann einen für jene Gegenden anständigen Gewinn. Da man viele Rennthiere zugleich nehmen muß, wird das Reisen in dieser Art nicht ganz wohlfeil. Von der Milch fristet der Lappe im Sommer größtentheils sein dürftiges Leben und dort bewahrt er den größeren Theil davon, als Käse, für den Winter, der aber, so wohlschmeckend auch die Milch, kaum genießbar ist. Auch eine Art Butter wird daraus bereitet, die aber nur zum Kochen dient. Zum Brod kann sie freilich der Lappe aus einem sehr natürlichen Grunde nicht gebrauchen, nämlich: weil es ihm völlig fremd ist. Erst im Winter geht er in der Regel an das Schlachten in seiner Heerde. Dies ist die eigentliche leckere Zeit für die dürftigen Geschöpfe.

Da das Blut dieser Thiere ihre einzige Arznei ist, so vergießen die Lappen also kein Blut, von jedem geschlachteten Stück sammeln sie das abfließende sorgfältig in einem Kessel.

Auch die abfallenden Geweihe bleiben nicht ungenutzt; vor allen aber sind es die Felle, welche ihrem Leben das Salz geben. Die Rennthierhäute sind beinahe ihr einziger Handelsartikel, mit welchem sie die Wintermärkte beziehen. Der Verkauf des Fleisches ist wohl nur unbedeutend. Ihr Salz, die wenigen Kleinigkeiten zum Bedarf ihres Lebens, als Scheeren, Messer, Sommerzeug und Lappländische Putzwaaren, kaufen sie für den Erlös, der nicht beim Branntweintrinken darauf geht. Bei den nördlichen Lappen ist das Fell der einzige Stoff zu ihren Kleidern und eben so zu den Decken ihrer Zelle. Gegen die Gränzen zu, wissen sie den Werth der Häute zu gut als Handelsartikel zu schätzen, um nicht zu beiderlei Bedarf sich wohlfeilere Stoffe einzutauschen. Aber im gleichen Grade, wie es nützlich, erregt das Rennthier unser Erstaunen, wie ein so stolzes, hohes Thier eingeboren sein kann in Wüsten, wo alle Vegetation sich am Boden verkriecht.

134.

Sonntag auf dem Meere

von L. A. Frankl.

Das Meer liegt glatt und athmet kaum
In heißer Sonnenglut,
Nur meine Barke weckt den Schaum
Der stillen, blauen Flut.

Sonst ist es still, kein Windeshauch,
Kein ferner Ruderschlag,
Denn Wind und Wellen feiern auch
Der Ruhe heil'gen Tag.

Vom Felseneiland blaulich fern
Schaut still ein Kirchlein her,
Das kündet jetzt den Dienst des Herrn
Mit Glockenklang in's Meer.

In seinem Kahn der Schiffer kniet
In frommer Andachtsruh',
Des Meeres fromme Welle zieht
Dem Felseneiland zu.

Der Kahn, den jetzt kein Ruder schwenkt,
Der folgt demselben Drang,
Die Wolke selbst zum Felsen lenkt,
Das thut im Meer der Klang.

135.

Aus einer Reise nach der Westküste Norwegens

von H. Steffens.

Wir lagen auf der Rhede; aber der Schiffer, der aus mehreren Anzeichen schloß, daß der widrige Wind sich bald ändern werde, erlaubte uns nicht das Schiff zu verlassen. Er hatte Recht. Den Tag darauf genoß ich das großartige Schauspiel der mit Segeln belasteten Flotte wieder. Als wir Kullen erreicht hatten, zerstreuten sich die Schiffe auf der weiten Meeresfläche. Die Küsten traten immer mehr in die Ferne, der günstige Wind trieb das Schiff rasch fort und ich versenkte mich ganz in das große mir neue Schauspiel. Das enge einförmige Leben auf dem Schiffe, in der Cajüte mit wenigen Menschen, die uns nicht sehr interessiren, wie es immer auf die nämliche Weise wiederkehrt, vermag den Reisenden nicht zu fesseln. Ungestört genießt er daher die großartige Umgebung, die, ist ihm der Sinn dafür aufgeschlossen, ihn noch lange beschäftigt, unterhält, ja hinreißt.

Alles, was mich umgab, zog mich an. In der scheinbaren Einförmigkeit einer Meeresfläche liegt eine Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, die, so lange sie neu sind, einen reichen Genuß darbieten. Der Sturm ließ nach, die Wellen fingen an sich zu ebnen, die Segel hingen schlaff herunter; da entdeckte man einen großen Haufen von Quallen (Medusen) jene gallertartig durchsichtigen gewölbten Scheiben, die sich abwechselnd zusammenziehen und ausdehnen, während von der untern centralen Mundöffnung ein Bündel von Fühlfäden herunterhängt; hier und da setzte ein großer Fisch, etwa eine Makrele, aufspringend die Wasserfläche in Bewegung; Delphine, neugierig sich in der Nähe der Schiffe haltend, tummelten sich spielend; man entdeckte breite dunkle Gürtel auf dem stillen Meere, die sich von der ganzen Wasserfläche unterschieden; es waren abgesonderte Strömungen, die ihre eigenthümliche Richtung verfolgten. Die Jütländische Küste zeigte sich aus der Ferne; Häuser und Waldungen traten, durch die Luftspieglung gehoben, in das Meer hinein. Schiffe kamen und gingen, und es war eine stets erneuerte angenehme Beschäftigung, sie aus weiter Ferne als unmerkbare Punkte zu entdecken; zu sehen wie erst die Masten, dann der Körper des Schiffes aus den Wellen hervortauchte, zu errathen, von welcher Art das immer näher tretende Schiff war. So durchzogen wir ein Paar Tage hindurch, indem die Reise durch Windstille verzögert wurde, im Ganzen aber durch den Wind be-

günstigt ist, das Kattegat und erreichten die Nordsee zwischen Jütland und Norwegen. Die Bewegung der Wellen ward nun heftiger, der Wind blieb noch immer günstig; die Passagiere waren fortdauernd seekrank; an eine Unterhaltung mit diesen war kaum zu denken. Ich brachte die ganze Zeit bei fortwährend heiterem Wetter auf dem Verdecke zu. Mancherlei Fragen hatte ich freilich an den Schiffer, an die Matrosen zu richten und sie unterhielten sich gerne mit mir: denn sie merkten es wohl, daß ich mit dem Meere nicht unbekannt war.

Es war nicht die Ungeduld eines durch die Seereise Erschöpften, die mich befiel, wohl aber eine heftige Sehnsucht, die mich ergriff, als ich nun den Gegenstand der fortdauernden Erwartung meiner ganzen Kindheit und Jugend in der weiten nebligen Ferne entdeckte; zuerst zwar nur in unklarer, unbestimmter Gestalt, aber allmälig deutlicher. Wir umsegelten aus der Ferne das flache Jedderen, jene gefährliche Küste, deren fruchtbarer Boden in früheren Zeiten dem südlichen Norwegen eine Kornkammer war, jetzt öde und unfruchtbar, und näherten uns der felsigen zerrissenen Küste. Der Anblick in der Entfernung von einigen Meilen war furchtbar: oben abgerundete Felsmassen lagen wie ungeheure Blöcke, in allen Richtungen durch tiefe Einschnitte von einander getrennt vor uns; hinter diesen erhob sich das höhere Gebirge. Der klare Tag ließ uns die verworrenen zusammengehäuften Gebirgsmassen deutlich unterscheiden und ich staunte fortdauernd nach der felsigen Küste hin.

Der Wind, der uns bisher günstig war, hatte sich verändert, er war uns völlig entgegen, und der Schiffer steuerte auf einen Hafen zu, um dort einen günstigen Wind abzuwarten; es war Sirivaag, auf der südwestlichen Küste von Norwegen, wenige Meilen gegen Süden von Stavanger, meinem Geburtsorte, den ich in meinem dritten Jahre verließ und seitdem nie sah. Die Felsenmassen, die aus der Ferne mir abgerundet schienen, traten nun in schärfern Umrissen hervor; sie erhuben sich immer mächtiger, trennten sich immer entschiedener; noch immer war das Wetter heiter und das Schiff lief zwischen den Felsen in den einsamen Hafen hinein. Alles um mich herum war Wasser und kahles Gebirge; ein kleiner grüner Fleck lag kümmerlich in der Mitte der Felsen und der Eindruck, den die Gebirgseinsamkeit auf mich machte, der ich von einer ebenen, milden, fruchtbaren, waldreichen und stark bevölkerten Gegend kam, war furchtbar und gewaltsam. Wir verließen das Schiff. Einzelne Fischerhütten lagen zerstreut umher, und in ihrer Mitte ein an-

sehnliches, freundliches Gebäude. Ein Kaufmann hatte sich in dieser einsamen Gegend des Häringfanges wegen angesiedelt; er trat uns, so wie wir ans Land stiegen, entgegen und bot uns zuvorkommend und mit norwegischer Gastfreiheit sein Haus und seinen Tisch für die Zeit des Aufenthaltes im Hafen an. Das Anerbieten war für die Reisenden, die fortdauernd an der Seekrankheit gelitten hatten, zu einladend und wurde daher mit Freuden angenommen; auch mir war es sehr angenehm. —

Der Wind änderte sich, wir verließen das Haus unseres Wirthes, der uns gastfreundlich beherbergt und genährt hatte. Völlig von der Seekrankheit wieder hergestellt, bestiegen die Reisenden das Schiff und ich erwartete mit großer Spannung, was nun die nächsten Tage mir schenken würden. Wir verließen den Hafen, und der erste Tag verging, ohne daß ich etwas Neues oder Anziehendes erfuhr. Ich hörte, daß wir auf der Höhe von Stavanger waren; wir hatten aber links fortdauernd das offene Meer und rechts die norwegische gebirgige Küste, von der wir uns ziemlich entfernt hielten. In der Nacht waren wir nun in dem verworrenen und merkwürdigen Felsen-Archipelag, durch welchen die Westküste von Norwegen einen in Europa einzig großartigen Charakter erhält. Zwischen diesen Inseln geht die Straße, die nach Bergen führt. Die Erwartung ließ mich nicht schlafen; in der Dämmerung der Nacht, die jetzt schon fortdauernd ziemlich helle blieb, starrte ich die mächtigen, schroffen Felsen an, die uns allenthalben umgaben. Der Tag war trüb und neblig, es regnete heftig; die Gebirge waren verhüllt, und hier und da traten die feuchten, dunkeln Massen aus dem dicken Nebel hervor, während die brausenden Wogen allenthalben an die nassen Ufer anschlugen und sich schäumend brachen. Zwar bedauerte ich, daß mir die trübe Atmosphäre den freien Anblick verhüllte, aber es lag etwas so großartig Düsteres, etwas so geheimnißvoll Gigantisches in der Umhüllung, die ein Räthsel der Natur verbarg, und nur stückweise blicken ließ, daß ich mich gern und willig dem mächtigen Eindruck hingab. Oft schnitt plötzlich eine unermeßliche hohe, schroffe, dunkle Gebirgswand in die neblige Atmosphäre dicht vor uns hinein; das Wetter hellte sich gegen Mittag etwas auf, die jagenden Wolken umhüllten in überraschender Höhe den dunkeln Gipfel eines rauhen Gebirges; er schien, von dichtem Nebel tief verhüllt, in der hohen Atmosphäre frei zu schweben und es drängte sich die fast zerschmetternde Vorstellung von der furchtbaren Größe und Höhe der Gebirge, die uns allenthalben umgaben, unwiderstehlich auf. Ein

Südostwind trieb Nebel und Wolken nach dem fernen Meere; die wunderbar wechselnde Gegend lag in hellem Sonnenscheine vor uns. Norwegens Westküste ist mit keiner anderen in Europa zu vergleichen; das mittelländische Meer hat freilich Reize, die dieser rauhen Gegend fremd sind, aber die kühne großartige Verbindung, mannigfaltig wechselnd, zwischen einem gränzenlosen Meere und Gebirgen, die, in ihrem Innern zerrissen, oft mit einer Höhe von 4—5000 Fuß sich in das Meer hineinstürzen, findet man nirgends. Die Felseninseln, die uns umgaben, sind selbst durchwühlt und zerrissen. Vorgebirge treten durch niedrige Landengen, von den Inseln getrennt, in die Wasserfläche hinein und die schroffen Wände, die fast lothrecht hinunterstürzen, hielten, selbst nachdem die Gegend in hellem Sonnenschein vor uns lag, auf und unter dem Gipfel schwebende Wolken fest, die die Spitze des Gebirges bedeckten, oder tiefer unten einen nebligen Gürtel bildeten, der sich, der Richtung des Windes folgend, allmälig nach Nordwesten zerstreuend, von dem Gebirge losriß und von ferne in die heitere Luft zerstob. Ein mehr zusammenhängendes Gebirge, rauh wie die übrigen, verfolgte uns auf der rechten Seite; ob es eine Insel bildete oder mit dem Festlande zusammenhing, blieb ungewiß. Hatte nun diese Umgebung uns einige Augenblicke beschäftigt, waren wir auf der Höhe des Vorgebirges, von dem gegenüberstehenden durch einen Canal getrennt, der oft enge war; so hatte sich plötzlich die ganze Scene verändert. Vor uns lag eine große, reine Wasserfläche, einem Landsee ähnlich, allenthalben von felsigen Ufern umschlossen; nur die Höhe der Wellen, die Schiffe, die sich in der Ferne blicken ließen, bewiesen, daß wir uns in einem Meerbusen befanden. Eine solche bedeutende Erweiterung diente fast zur Beruhigung; denn während man sich zwischen den Inseln durchwindet, ist man durch eine jede, ja durch die kleinste Entfernung, wie in eine ganz andere Gegend versetzt. Dieser unaufhörliche Scenenwechsel, durch welchen Inselgruppen, die zusammen zu hangen schienen, plötzlich weit auseinander treten, getrennte zusammenfließen; weite, grüne Thäler, mit einer freilich im Ganzen dürftigen Baumvegetation, der ganzen Ansicht der Umgebung ein hier fremdartiges Gepräge mittheilen, welches ebenso schnell bei einer plötzlichen Biegung verschwindet: hat, so großartig und bewunderungswürdig es anfangs erscheint, dennoch zuletzt etwas Beunruhigendes und Aengstliches. Kein Eindruck bleibt, ein jeder verschwindet wieder; oft schienen dicht vor uns liegende Felsen ein jedes Fortschreiten zu hemmen; wir glaubten eine völlig ge-

schlossene Felsenwand vor uns zu sehen; eine schnelle Veränderung der Fahrt spaltete diese, wie durch einen Zauber. Oft näherte man sich dem Festlande, das zusammenhängende Gebirge weist nach dem Innern des Landes hin, und deutlich erkennt man den ewigen Schnee, der den Rücken des Gebirges bedeckt, und verfolgt mit großer Klarheit die Schneelinie, welche die dunkeln Abhänge von ihrer im vollen Lichte hellglänzenden Bedeckung trennt. Es sind nicht bloß die Felsengruppen, die bei jedem Schritt ihre Stellung gegeneinander verändern, es ist auch der fortdauernde Wechsel der Beleuchtung, der die zauberhaft schnelle Veränderung der Scene hervorruft. — Wir segelten dicht an einer schroffen Felsenwand vorüber, die in einer unermeßlichen Höhe aufzusteigen schien; die Meeresfläche war völlig ruhig, wellenlos und spiegelglatt; wir blickten durch das durchaus klare Wasser in eine bedeutende Tiefe, wie in einen Abgrund hinein, in welchem sich die Felsenwand schroff nach unten zu verlieren schien, wie nach oben in der gränzenlosen Atmosphäre; wir sahen Austern über und neben einander an der Felsenwand kleben; wir entdeckten ein Gewimmel mannigfaltiger Fische; hoch über uns erblickten wir einen krummen, durch den Sonnenschein erhellten Faden, der von dem höchsten Rande des Gebirges sich in die Atmosphäre hineinbog, ein unerklärbares Räthsel demjenigen, der zuerst durch diesen Anblick überrascht wurde. Es ist ein Wasserfall, der sich von dem Gebirge hinabstürzt; man entdeckte in der Höhe keine Spur von Bewegung der herabstürzenden Fluten. Es scheint ein ruhender, glänzender Bogen zu sein, das Wasser zerstäubt in bedeutender Höhe, jede Spur von feuchtem Wasserdunst verschwindet in der Atmosphäre; wir segelten unter dem Wasserfalle hindurch. Plötzlich verlassen uns die Inseln; wir entdecken sie in weiter Ferne wieder, der Meerbusen erweitert sich immer mehr und mehr, und vor uns liegt in seiner ganzen Größe das atlantische Meer, welches sich mit seinen mächtigen Wellen in den Meerbusen hineinwälzt. Diese Seestraße nach Bergen war nicht unbelebt; zwar die Wälder, welche die Felsen in uralten Zeiten bedeckt hatten, waren verschwunden, nur verkrüppelte Bäume und Gesträuche wuchsen hier und da in unbedeutender Höhe über dem Meere; Fischerhütten, kegelförmig gebaut, mit einer Oeffnung auf der Kegelspitze (Liuren), die zu gleicher Zeit den Rauch aus der Hütte heraus und das Licht hineinließ, entdeckte man hier und da. Aber zwischen Inseln ruderten Böte, die mit großer Schnelligkeit herankamen oder verschwanden: andere ruheten, während die Mannschaft an-

gelte; einige vereinigt zogen die mit Fischen beschwerten Fischernetze an das Land; Briggs, Fregatten, Galeassen begleiteten uns. Es war eine Zeit lebhafter Schifffahrt.

Zuweilen sahen wir auf dem Lande ansehnliche hölzerne Gebäude von zwei bis drei Stockwerk, mit großen, spiegelhellen Fenstern; es waren Gasthöfe für die Schiffer angelegt. Wir brachten zwei Tage und helle Nächte auf der Fahrt zwischen den Inseln hindurch zu. Der beständig erregende Wechsel der Gegenstände hatte mich fortdauernd in Spannung erhalten; ich schlief in dieser ganzen Zeit nur wenige Stunden und bedauerte es, wenn die Ermüdung mir auf kurze Zeit unwillkürlich die Augen schloß.

Am Morgen des dritten Tages entdeckten wir auf der Höhe eines hervorspringenden Vorgebirges eine Reihe großer weiter Gebäude; es waren Packhöfe, die auf die Nähe der Stadt Bergen schließen ließen. Indem wir das Vorgebirge umsegelten, sahen wir die Menge der Schiffe im Hafen und über diese weg die weitläufige hell erleuchtete Stadt mit ihren Thürmen, die eng von hohen Gebirgen umgeben, einen großartigen Eindruck machte.

Anderthalb Breitengrade habe ich auf der Westküste von Norwegen befahren; ich drang in die innersten Tiefen der beiden großen Fiorde (Meerbusen) Hardanger und Sogne-Fiord hinein, und die großartige in ganz Europa einzig kühne Gebirgsnatur umgab mich allenthalben. Es war ein seltsames Leben, welches ich nun meist in der Einsamkeit, umgeben von den schmutzigen Fischbauern, den sogenannten Strieglern führte. Den größten Theil des Tages brachte ich im Anfange zwischen den Inseln zu, meist ohne zu wissen, wo ich in der Nacht ausruhen würde: oft führten mich meine Bootsleute nach einigen Fischerhütten, die keineswegs einladend waren. Man fand schon vor dem Hause die Spuren eines unerträglichen Geruches; ekelhafte Reste verfaulter Fische umgaben die Hütten; ich mußte mich bücken, um durch die Thüre, die ohne Schloß von selbst hinter mir zuklappte, in den dunkeln engen Raum hineinzutreten. Das einzige Licht fiel durch die Oeffnung des spitz zulaufenden Daches; brannte auf dem Herde ein Feuer, so war die ganze Stube voll erstickenden Rauches, und man entdeckte durch den Rauch hindurch kaum die durch Ruß oben und unten geschwärzten schmutzigen Wände. Dunkelheit, Rauch, Schmutz und unausstehlicher Gestank machte es einem Jeden, der nicht ein Striegler war, unmöglich, sich auch nur Minuten

lang in diesen Räumen aufzuhalten. Wenn der häufige Regen mich zwang in dem gemeinschaftlichen Versammlungshause, welches gewöhnlich nur aus einer, freilich nicht ganz kleinen Stube bestand, die Nacht auf keineswegs reinem Lager zuzubringen, befand ich mich gewöhnlich außerordentlich schlecht; die Stube war als Vorrathskammer benützt; die angehäuften getrockneten Fische verbreiteten einen höchst widrigen Geruch, und man suchte diesen durch Pors (Myrica Gale) zu verbessern; aber diese streng duftende Pflanze wirkt betäubend und das Gemisch von diesem Duft mit dem Geruch der Fische war im höchsten Grad widerwärtig. Das stumpfe, mißtrauische Wesen der Einwohner stieß mich nicht weniger zurück als die Wohnung. Wenn ich ganz erschöpft einschlief, wachte ich nicht selten mit einer unbeschreiblichen Angst auf, als sollte ich ersticken; ich wagte nie die Kleider abzulegen; denn wenn dieses Gefühl mich überfiel, mußte ich eilig aus der Stube hinausstürzen, um mich in der freien Luft zu erholen, wenn auch ein heftiger Sturm zwischen den Felsen wüthete und der Regen sich stromweise herabgoß. Dennoch war ich auf dieser Reise gesund und rüstig; alle Mühseligkeiten waren mir, wie es schien, stärkend und heilsam. — —

Meine Beschäftigung zog mich gewaltig an. Wenn das große Netz mit dem starken, eisernen viereckigen offenen Rande, auf der einen Seite mit einer Schneide beschwert, durch eiserne Bogen, die von den Ecken des Randes ausgingen und sich kreuzten, an einem Ankertau befestigt, indem das Gewinde gedreht wurde, um welches das Tau sich schlang — allmälig in die Tiefe herabgelassen wurde, verfolgte ich es mit den Augen, bis es verschwand; dann lauerte ich auf den Augenblick, in welchem es auf dem Boden des Meeres anstieß. Langsam ward nun das Boot in Bewegung gesetzt, während die scharfe Kante des Instrumentes, auf dem Meeresgrund fortgleitend, was sich in der Tiefe vorfand, in das Netz warf. Mit einer großen Spannung erwartete ich dann jedesmal, welche Schätze der Fang mir schenken würde. Das wahrhaft phantastische Gewühl von Schnecken, Muscheln, Seegräsern, Korallen, die neben einander dalagen; an- und auf einander gewachsen waren, während ganz seltsam gestaltete gallertartige Mollusken sich zwischen ihnen bewegten, eröffnete mir eine Welt der seltsamsten Art. Das verborgene Leben der Meerestiefen riß mich hin, und Naturgestalten der wunderlichsten Art beschäftigten mich, während ich die Thiere in ein großes Gefäß mit Wasser hineinschüttete, und die gewöhnlichen und hinlänglich be-

kannten wieder dem Meere übergab, die seltenen, mir unbekannten oder zweifelhaften sonderte und wenigstens vorläufig betrachtete und untersuchte. Die Männer, die das Boot fortruderten, ließen sich die Stellen nachweisen, wo der Fischfang besonders ergiebig war. Von einer zur andern ruderten wir dann hin, und ein zweifacher, selten dreifacher Fang bot eine vollkommene Beschäftigung für den ganzen Tag dar. Während dieser Zeit wechselten die Ansichten der Gegend unaufhörlich, und die Gegenwart schien mir so reich; Meer, nackte Felsen, ärmliche Hütten, Schiffe und Boote gaben eine still genossene, aber anhaltende Unterhaltung, während die Meeresschätze, die ich erhalten hatte, eine fortdauernde angestrengte Aufmerksamkeit forderten, und selbst die Sorge um Nahrung und Nachtlager mich in innerer Spannung erhielt. Oft strömte der Regen herunter, und nicht selten ward ich zwei-, wohl dreimal täglich durchnäßt und wieder von einem scharfen Wind getrocknet. Zuweilen verließ ich das Boot, eine Wanderung durch die größeren Felseninseln anzustellen.

Es ist bekannt, daß die Norweger behaupten, es lebe im atlantischen Meere und der norwegischen Küste ein Riesenpolyp, der, wenn er sich aus der Tiefe erhebt, die Meeresoberfläche in eine heftige Bewegung setze. Dieses Ungeheuer, erzählt man, hebt seine Fangarme in die Höhe, umschlingt selbst die größten Schiffe und zieht sie in die Tiefe hinab. Die Nachrichten von diesem Thier sind wahrhaft kolossal. Ich hatte meinen Fischern den Auftrag gegeben, wenn sie etwas von dieser Erscheinung während meines Herumtreibens hörten, es mich sogleich wissen zu lassen; denn auch sie behaupteten den Kraken mehr als einmal aus der Ferne gesehen zu haben und selbst in der Erzählung drückte sich der Schauder aus, der sie bei dieser Erscheinung ergriffen hatte.

Einst verweilte ich auf einer der äußersten westlichen Inseln; die übrigen waren gegen Osten zurückgetreten und das unermeßliche Weltmeer umgab mich, unruhig bewegt, von allen Seiten. Da stürzten meine Begleiter am frühen Morgen herein, als ich auf dem dürftigen Lager noch schlief. „Der Kraken läßt sich sehen" riefen sie aufgeregt und erschrocken. Ich sprang schnell auf und entdeckte in der That etwa in einer Entfernung von einer halben Meile, eine heftige Wallung des Meeres, auf einer bestimmten Stelle, die offenbar von einem oder mehreren aufgetauchten Thieren entstanden sein mußte. „Wir wollen den Kraken in der Nähe besehen," sagte ich und eilte zum Boote. Meine Begleiter sahen mich erstaunt und erschrocken an. — „Das ist eine Toll-

heit, eine Raserei!" schrieen sie und schlugen mir die Begleitung ganz entschieden ab. Ich hatte schon höchst verdrießlich alle Hoffnung aufgegeben, wollte aber doch erfahren, was meine Beredsamkeit vermöge. „Ihr wißt doch," sagte ich, „daß ich von den Thieren des Meeres mehr weiß als ihr, auch euren Kraken kenne ich und weiß, wie ihm ohne Gefahr beizukommen ist; ich stehe euch für jede Gefahr. Ich bin weichlich in der warmen Stube unter Büchern aufgewachsen und ihr seid Norwegens in der ganzen Welt berühmte kühne Seeleute: soll ich, der Schwache, Verwöhnte, euch beschämen und mit ruhiger Zuversicht das wagen, wovor ihr zurückschaudert?"

„Na!" riefen sie verdrießlich; damit sollst du Weichling nicht prahlen, aber wenn der Kraken uns verschlingt, magst du es vertreten."

Wir setzten uns in das Boot, und da die Leute ärgerlich waren, so wurden ihre Ruderschläge kräftig; sie schienen trotzig dem sichern Tode sich und mich entgegen führen zu wollen, und das Boot flog schnell durch die Wellen.

Ich bewunderte die kecken Seeleute, die mit der Ueberzeugung, daß der Tod hinter ihnen lauere, mit zornigem Eifer fortruderten und nicht einmal hinter sich sahen; offenbar um, erbittert wie sie waren, mir zu beweisen, wie muthig sie der Gefahr entgegen gingen. Ich, der ich in das Meer hinausblickte, erkannte bald den Grund der Bewegung. Ich sah den bekannten Springbrunnen, der durch die Spritzlöcher der Wallfische in die Höhe stieg, und mehrere dieser Thiere, die nicht sehr groß zu sein schienen, wie sie nach allen Seiten auseinander stoben und untertauchten, indem wir uns näherten. Ich forderte meine Begleiter auf, hinter sich zu sehen, und doch war es mir schwer, sie zu überzeugen, daß die heftige Wallung auf der Meeresfläche durch eine Versammlung der Wallfische entstanden wäre. Sie behaupteten vielmehr, der Kraken wäre in die Tiefe getaucht, durch seine Nähe wären die Wallfische nach der Oberfläche des Meeres getrieben.

Es war ein schöner, ruhiger Morgen, und das Wetter schien beständig zu sein. Früh um vier Uhr ruderte das große Boot mit sechs Männern besetzt in das Meer hinein; ein leichter Morgennebel bedeckte die Felsen und das Meer. Die Fischer selbst luden mich gutmüthig ein, sie zu begleiten und nahmen mich umsonst mit. Während sie Fische

fingen, waren sie begierig, zu erfahren, was ich mit meinem Netze aus der Tiefe herausbringen würde. Der Wind war östlich; die Männer bestiegen mit mir das Boot, mit langen Fischleinen versehen; die Segel wurden aufgezogen und es ging schnell in das Meer hinein. Allmälig vertheilte sich der Nebel, die Sonne schien leuchtend auf die bewegte Meeresfläche, das ferne Gebirge entfernte sich immer mehr und es war eine eigene Empfindung, in einem offenen Boote den unruhigen Wellen so nahe, dem Weltmeer preisgegeben zu sein. Der Wind wandte sich gegen Süden, zuletzt gegen Westen, das Segeln ward immer langsamer; wir kreuzten hin und her und die Bewegung des Bootes, wie es nun auf den Gipfeln der Wellen gehoben wurde, dann zwischen diese hineintauchte, schien mir, dem Ungewohnten gewaltsam, ja gefährlich, die Fischer waren ruhig, und meine Angst ergötzte sie. Zuletzt wurden die Segel eingezogen, man ergriff die Ruder. Je mehr der Wind sich nach Westen drehte, desto mächtiger wurde der Wellenschlag. Der größte Theil des Tages war verflossen und der Abend nahete, ehe wir, sechs bis sieben norwegische (mehr als acht geographische) Meilen von der Insel entfernt, die Sandbank erreichten. Mir ist die Nacht, die ich hier verlebte, unvergeßlich. Dicht von den Wellen des Meeres umgeben, wurden wir, als die Dämmerung anfing, immer stiller. Die Masten waren im Boot niedergelegt; die Fischer hatten noch, ehe die Nacht einbrach, einen guten Fang gemacht; ich konnte auch einmal mein Netz auswerfen und lernbegierig umgaben mich die freundlichen Männer, als ich meine reiche Beute aus dem Netze in das Wassergefäß hineinschüttete und untersuchte. Es fanden sich einige seltene und unbekannte Arten darunter und ich mußte einen populären Vortrag über meinen Fang halten. Während dessen war die Sonne unter den Horizont gesunken, aber weit im Westen blieb die helle Abendröthe die ganze Nacht hindurch sichtbar, wunderbar über die Wellen, die uns so dicht umgaben, auftauchend und dann wieder verschwindend. Die Ruder lagen ruhig, das Boot schaukelte sich selbst überlassen, auf den Wellen; das Gespräch ward immer einsilbiger, ein geistliches Lied ward gesungen; ich hörte, wie sie Gebete murmelten und dann neben einander in ihre Mäntel eingehüllt, sich hinlegten und einschliefen. Sie waren durch die Anstrengungen des Tages ermüdet, ihr Schlaf war fest, einige schnarchten heftig. Die Wellen schlugen an das Boot an, die Luft wölbte sich über uns; das Bewußtsein, daß ein gränzenloser Abgrund unter mir in jedem Augenblicke das kleine Fahrzeug verschlingen konnte, hielt mich wach und

die Gewalt der wunderbaren Meereseinsamkeit ergriff mich. Es war mir als gehörte ich der Tiefe zu, deren Bewohner ich mit frecher Neugierde beunruhigt hatte. Tausend Bilder aus der Vergangenheit traten auf und verschwanden wieder. Weder Kummer noch Freude konnten eine bestimmte Gestalt erlangen, alle Gefühle stumpften sich wechselseitig ab, alle Vorstellungen schaukelten wie das Boot und zerflossen in einander wie die Wellen; es war eine Empfindung, wie ich sie früher und später nie gekannt habe. In der Dämmerung konnte ich die entfernten Ufer gar nicht erkennen und lernte die tiefe, unergründliche Gewalt der Umgebung, die Macht, mit welcher die Natur die Seele beherrscht, hier wie vielleicht niemals kennen. Allmälig wurden die Bilder immer unklarer, die schaukelnde Bewegung der Vorstellung immer ruhiger, das Plätschern der Wellen tönte wie ein Wiegenlied, und ich sank wie die Begleiter in einen tiefen Schlaf. Als wir des Morgens erwachten, stieg die Morgenröthe über die Felsen empor, die sich wie ein dunkler Nebelbalken weit weg längs dem fernen Horizont hinzogen. Der Fischfang, der jetzt wiederholt wurde, war glücklich, meine Beute reich, der Westwind noch immer anhaltend, und segelnd erreichten wir am zweiten Abend die Insel.

136.

Der Bote auf dem St. Bernhardsgebirge

von F. Kuhn.

„Nur eine halbe Stunde noch
Dort über's nächste Alpenjoch!
Im harten Schnee und Eise!
Dann kommen wir, das Auge sieht's
Von fern schon lange, zum Hospiz
Und festen sichern Gleise,
Und treten wir nur da erst ein.
Wird auch dem Kleinen besser sein!“

„Doch muß er regen selbst den Fuß,
Weil er ja sonst erfrieren muß
Stillsitzend auf dem Thiere;
Denn wie es heute friert und schneit,
So sah ich's nicht, seit langer Zeit,
Daß ich zu Berge führe;
Nur so zu Fuß, in Müh' und Schweiß,
Bleibt noch der Lebensfunke heiß!“

Und immer höher ging's hinauf
Und immer matter ward der Lauf
Im Sturmwind, Eis und Flocken;
Der Knabe, der kaum fort noch kann,
Hält sich am Schweif des Maulthiers an;
Da tönt's, wie ferne Glocken!
Da steigt der Rauch schon vom Hospiz,
Das Ohr vernimmt's, das Auge sieht's.

Und immer schneller treibt's nach dort,
Die kleine Karavane fort;
Und immer wild'res Toben
Der Elemente rings umher;
Man sieht und hört sich selbst nicht mehr
Im Wirbel Schneegewoben;
Des Maulthiers Glöcklein klingt allein
Und zieht den Knaben hintendrein;

Und endlich nun: „Gottlob! am Thor!
Gott tausend Dank! die Hand empor
Von uns'rer Aller wegen!
Und Dank aus allen Herzen laut
Den Männern, die das aufgebaut,
Das Haus zum Gottessegen!
Das jetzt uns nimmt in seinen Arm
Wie Engelflügel weich und warm!"

„Komm, lieber Franz!" die Mutter ruft:
„Doch aus der eisig nassen Luft
Nicht flugs in's warme Zimmer!"
„Komm" ruft der Vater „liebes Kind!
Nun ist's vorbei, ich hört' im Wind
Wohl lange dein Gewimmer!" — —
Doch ach! kein Knabe hört's und sieht's,
Nicht Vater, Mutter und Hospiz!

Das Thier mit Glöcklein trabt einher,
Doch hinten drein kein Knabe mehr,
Kein blühend Kind zu schauen!
Da, wie Lawinen dringt's herein,
Der Frost wird Angst und Todespein,
Die Freude wildes Grauen.
„Was ist's nun, das der Mensch noch kann?"
So seh'n sich Vater, Mutter an!

„Kein Menschenauge sieht noch Bahn
Im Flockenwirbel, im Orkan;
Hinauf, hinab die Höhen!
Und dunkel bricht die Nacht herein;
Kein Mondlicht und kein Sternenschein,
Der uns're Noth kann sehen;
Doch bleib ich nimmer hier im Haus,
Ich grab ihn mit den Händen aus."

Der Pater Pförtner kommt herbei,
Er hört den bittern Seelenschrei
Der Eltern zu sich dringen,
Er legt in ihre seine Hand,
Spricht: „Der — nach oben hingewandt,
„Der kann noch Hülfe bringen,
Denn Boten haben wir umher,
Wo Jeder sonst verloren wär':"

„Drum laß ich hier aus meinem Haus
Jetzt auch den Vater nicht hinaus
Und schließe meine Pforte,
Doch mit Gebeten seid bereit
Für euer Kind zu dieser Zeit;"
Das waren seine Worte;
Die Pforte zu! Sie drinnen sind
Und draußen, draußen, ach! ihr Kind.

Und mit den Knieen gräbt die Pein,
Sich in des Estrichs Boden ein;
Sie beten laut zusammen,
Und draußen noch kein Tritt, kein Schritt;
Nun beten auch die Andern mit
In gleicher Inbrunst Flammen,
Die heiß aus allen Seelen bricht,
Und doch kein Schritt von draußen nicht.

Doch ohne Schritt und Tritt er naht,
Der von da oben kommt, der Rath,
Wenn Alles schon verloren;
Doch ohne Tritt und Schritt erklingt
Die Pfortenglocke hell und dringt
Herein zu Aller Ohren;
Die Patres wissen, was geschah:
„Da sind wohl unsere Boten da!"

Und durch die Pforte tritt einher,
Bedächtig und mit Schritten schwer
Und seltsam anzublicken,
Ein Dogge übergroß von Art
Und stark und zottigschwarz behaart
Den Knaben auf dem Rücken,
Der Hund von seiner Bürde heiß,
Der Knabe wie ein Marmor weiß.

Zwar um den Hals des Thieres wand
Sich noch des Knaben Arm und Hand,
Als wollt' er den nicht lassen;
Doch auf des Thieres Kopfe liegt
Das blonde Haupt, fest angeschmiegt,
Als wollt' es so erblassen;
Die Wangen sonder Rosenschein
Und kalt und starrend Arm und Bein!

Das Thier das Seine hat gethan
Und lenkt zum Pförtner nun die Bahn;
Nun thu' auch Du das Deine!
Ihr Patres Alle tretet ein,
Ihr Eltern laßt von Eurer Pein!
Zu helfen im Vereine,
Weil noch der Puls sich leise hebt,
Und Odemzug im Busen webt.

Und sieh'! allmählich schwindet auch
Der starre Frost vom Liebeshauch,
Der leise ruft in's Leben!
Und siehe! wie von Kuß und Kuß
Der zarte Leib erwarmen muß,
Der schon dahin gegeben:
Und sieh'! den neuen Rosenschein
Sich webend in die Wangen ein.

Und sieh'! der schöne Kindesmund
Der thut nun auch das Leben kund,
Und sieh'! der Wimper Seide,
Und sieh'! der Augen Gottesglanz,
Entfaltet nun zum Himmel ganz,
Zu aller Menschen Freude;
Und sieh'! nun um die Eltern hin
Der Kindesarme Liebessinn.

Warum sie schweigen Alle dort? — —
Da gilt kein Laut mehr und kein Wort,
Da gilt nur stummer Segen,
Und Inbrunst, Andacht fromm erhöht
Zu dem, der durch die Wüste geht
Um seiner Menschen wegen;
Das legen nun im frommen Haus
Die Patres auch dem Knaben aus.

137.

Der große St. Bernhardsberg

von F. Matthison.

Von St. Pierre, dem letzten wallisischen Dorfe auf der Straße, die über den großen Bernhard nach Italien führt, steigt man drei Stunden bis zum Kloster. Mit der Morgenröthe begab ich mich auf den Marsch. Nicht fern von der Brücke wird man durch einen Felsen überrascht, welcher in Obelisken-Form aus den Fluthen der in finstrer Tiefe brausenden Dranse sich erhebt. Ihn umkleidete gleich einem Königsmantel das purpurfarbige Rhododendron, und ein Kreuz auf seinem abgerundeten Gipfel vollendete das Romantische des Anblicks.

Eines der lieblichsten und sinnvollsten Gemmenbilder, die jemals einer dichterischen Künstlerphantasie vielleicht vorschwebten, malte sich, einige Schritte weiter, mit unvergleichbaren Farben in meine Seele. Der schöne Bergschmetterling Apollo, mit den rubinaugigen Flügeln, saß auf der lasurblauen Urne der großen Gentiane. Lange schien er die prächtige Blume mit Wonne zu liebkosen, bis ein Lufthauch ihn emporscheuchte. Psyche entschwebte dem Aschenkruge. Von Minute zu Minute nahm nun die Gegend einen rauheren und grausenvolleren Charakter an. Längst schattete kein Baumwipfel mehr, und der, mit den zartgefransten Amethyst-

Glöckchen der Soldanelle geschmückte Rasen verlor sich bald unter einer unabsehbaren Schneefläche zurück. Noch wechselte der sanfte Gesang der Alpenlerche mit dem gellenden Pfeifen der Gemsen. Aber auch diese Töne verhallten, und bis zum Kloster vernahm nun in dieser furchtbaren Einsamkeit mein Ohr keinen andern Laut mehr, als den fernen Donner einer Lawine. Hier ist es, wo nicht selten Reisende im Schneegestöber umkommen oder von Lawinen begraben werden, und wo die Chorherren, diese Helden der Menschenliebe, mit Hülfe ihrer Hunde und Sondierstangen, schon so viele solcher Unglücklichen entdeckten, und wieder in's Leben riefen. Das mühevolle Arbeiten im Schnee erschöpfte zuletzt meine Kräfte.

Schon ersah ich mir einen bemoosten Steinblock zum Ausrasten, als das Läuten der Klosterglocke, welches dumpfig aus einem wilden Geklüft herabhallte, plötzlich des Wanderers Muth und Stärke wieder erneute. Bald erschien, hoch über mir in schwarzblauer Luft, das Kloster selbst, am Rande eines Felsenwalles, der dasselbe gleich einem unersteigbaren Bollwerke, zu verschanzen schien. Der Anblick dieses regelmäßigen und ansehnlichen Gebäudes ist von unbeschreiblicher Wirkung in einer Gegend, wo das an Gärten, Wiesen, Bauernhöfe, Wälder und Ströme gewöhnte Auge ringsum Nichts erblickt, als Riesengipfel, deren Fuß düstres Gewölk umgürtet, und Eis- und Schneefelder, welche labyrinthisch durch Thäler und Schlünde in trauriger Unwandelbarkeit sich verbreiten. Gastlich thaten die Pforten dieser höchsten Menschenwohnung, unserer Halbkugel dem ermüdeten Alpenpilger sich auf, und ein Labetrunk, gekeltert an den Ufern der Dora, erquickte, vor einem hochlodernden Feuer sein Herz.

In dieser 1246 Toisen über der Meeresfläche erhabenen Region wehen die Lüfte eines immerwährenden Winters. Der kleine, dem Kloster südwärts liegende See, dessen trauernde Gestade kein grünender Schilf- oder Binsenkranz entödet, wird niemals ganz von Eis befreit, und im Augustmonate hält sich das Thermometer, sogar in der Mittagsstunde, nicht selten unter dem Gefrierpunkte. Hier, wo das Brennholz zu den ersten Lebensbedürfnissen gehört und in unglaublicher Menge verbraucht wird, muß dasselbe, auf schroffen und gefahrvollen Wegen, die höchstens nur zwei Monate im Jahre offen stehen, von Maulthieren heraufgetragen werden. Ich fand die Chorherren, unter denen einige sich in Rede und Manieren als Männer von feiner Erziehung ankündigten, beim Früh-

stücke versammelt. Der Speisesaal ist geräumig, nicht mit Pracht aber mit Geschmack verziert, und was in meinen Augen allen Krystallkronen, Spiegelwänden, Marmortafeln und Deckengemälden den Rang abgewinnt, die Reinlichkeit verbreitete ihren milden und bescheidenen Reiz über das Ganze. Mit unverstellter Herzlichkeit wurde der Fremdling empfangen und dringend ersucht, während des längern oder kürzern Aufenthalts im Kloster sich völlig wie am eigenen Herde zu betrachten.

Es war für mich die Erfüllung eines Lieblingswunsches, in die Mitte einer Gesellschaft zu treten, die durch die Wohlthätigkeit ihrer Zwecke mir längst ehrwürdig war, und wovon manches Mitglied mehr als eine Bürgerkrone verdient hatte. Mit welcher Aufopferung von Lebensgenuß, mit welcher heldenmüthigen Entsagung alles dessen, was die Tage der Sterblichen in Städten und Dörfern verschönt, üben nicht jene Männer, in einem der unwirthbarsten Winkel der Erde, kalt und unfreundlich, wie die Nebel von Grönland, die Pflichten der Menschlichkeit. Unentgeltlich und ohne Ansehung des Standes und der Religion, wird der müde Reisende gespeist und beherbergt, der Kranke bis zur Genesung mit der treuesten Sorgfalt gepflegt und der Erstarrte dem Tode entrissen.

Täglich in der strengern Jahreszeit, und so oft es schneit oder nebelt, gehen einige von ihnen mit langen Stangen und in Begleitung ihrer trefflichen Hunde, auf die Landstraße, welche diese Thiere, ungeachtet des finstern Nebels oder des dichtesten Schneegestöbers niemals verfehlen. Ward nun ein Reisender von einer Lawine verschüttet, oder in ohnmächtiger Erstarrung von Flocken begraben, so erwittern die Hunde, ist anders die Tiefe des ihn deckenden Schnees nicht allzu beträchtlich, unfehlbar die Stelle, und verlieren keinen Augenblick, durch Schnobern und Aufscharren, sie der hilfreichen Menschenhand anzudeuten. Der Verunglückte wird hervorgezogen und in's Kloster getragen, wo man ihn mit Schnee reibt, in gewärmte Betten legt, und jedes als wirksam anerkannte Mittel anwendet, sein fliehendes Leben zurückzurufen. Die Anzahl derer, die auf Schlachtfeldern ihr Leben verlieren, weiß ganz Europa, aber die Anzahl derer, denen es die Menschlichkeit in diesen Einöden wiederschenkte, konnte mir Niemand angeben.

Trotz der unaufhörlichen Entdeckungsgänge dieser Menschenfreunde und ihrer Hunde, vergeht indeß beinahe kein Jahr, daß nicht im Sommer, wenn der Schnee wegschmilzt, Leichname von Reisenden zu Tage gebracht werden, die hier, von Allem fern, was ihr Herz Theures und Köst-

liches auf der Welt besaß, hülflos umkamen. Da die Natur in dieser Steinwüste dem Todten die unterirdische Wohnung versagt; so werden sie in einer an der Ostseite des Klosters liegenden Kapelle versammelt, deren Wände, um den Durchzug der Luft zu begünstigen, mit großen vergitterten Oeffnungen versehen sind, die an das Beinhaus bei Murten erinnern. Der Anblick der darin beisammen ruhenden, aus verschiedenen Weltgegenden, meistens gewiß durch sehr entgegengesetzte Schicksale, hier hoch über den Wolken vereinigten Todten rührte mich im Innersten der Seele. Alle sind in Leichentücher gehüllt, und weil in dieser scharfen und trockenen Luft kein entseelter Körper verwes't, sondern nur allmählich zusammenschrumpft und verdorrt, so erhalten die Gesichtszüge sich lange vollkommen unentstellt, und mehrere dieser Verunglückten wurden von Angehörigen und Freunden nach zwei Jahren und darüber noch wieder erkannt. Sie sind nicht über einander geschichtet, sondern sitzen aufrecht, und jeder Neuankommende wird immer mit dem Kopfe an die Brust seines Vorgängers gelehnt.

Diese Stellung hat etwas Vertrauliches und ganz das Ansehen eines gemeinschaftlichen Schlummers. Vier Reihen solcher Schläfer ruhen schon neben einander hin. Die Farbe der Gesichter, eben so wie die Hände und Füße, welche das Leichentuch bei Einigen unbedeckt ließ, nähert sich dem dunklen Zimmetbraun der ägyptischen Mumien.

Ein unbefangener und fröhlicher Ton herrschte bei der Mittagstafel, und Alles, was ich sonst noch in Rücksicht auf ihre Collegialverhältnisse zu beobachten Gelegenheit hatte, bestärkte mich in dem erwünschten Glauben, daß die Chorherren in brüderlicher Harmonie bei einander wohnen. Ihre Fragen über die neuesten Weltbegebenheiten bewiesen, daß sie diese nur, wie in dämmernder Tiefe, undeutlich und verkleinert erblicken. Aber anstatt ihren Tag mit Vergleichung und Vereinigung der Widersprüche in den Zeitblättern zu verderben, oder mit prophetischem Pinsel groteske Ungeheuer auf den Vorhang der Zukunft zu malen, beschäftigt irgend ein Lieblingsfach ihre Nebenstunden, wie z. B. Physik, Mineralogie, oder Botanik. Doch so bald die leidende Menschheit um Hülfe ruft, eilt jeder mit militärischer Pünktlichkeit an seinen Posten.

Herr Daleve, der Schaffner des Klosters, ein gefälliger und achtungswerther Mann, begleitete mich nach dem Jupitersplane, wo dem Donner einst ein berühmter Tempel geweiht war, von welchem der Berg seine altrömische Benennung (mons Jovis, Berg des Jupiter) erhielt.

Zu verschiedenen Epochen hat man hier nach Alterthümern gegraben, aber stets ohne den gehofften Erfolg. Man entdeckte nur einige Münzen von geringer Erheblichkeit und eine beträchtliche Menge kupferner Votivtafeln, die als Beweisthümer, wie gefahrvoll man die Reise über den großen Bernhard in den Römerzeiten sich vorstellen mußte, der antiquarischen Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth sind.

Meine beschränkte Zeit untersagte mir den Gang nach dem Spiegelfelsen, einer der ersten naturhistorischen Merkwürdigkeiten der umliegenden Gegend. Diese senkrechte Steinwand, von bedeutender Höhe, erhielt eine so vollkommene Politur, daß man, wie Herr Daleve versichert, sich deutlich darin erblickt, wie im reinsten Spiegel. Noch keinem Forscher, Saussure und Dolomieu selbst nicht ausgenommen, gelang die Auflösung des wunderbaren geognostischen Räthsels. Mit leiser Hand und in dichter Finsterniß gehüllt, schuf die Natur diesen Felsen.

Trotz dem stürmischen Wetter stieg ich am folgenden Morgen die Südseite des Berges hinunter. Ein Adler schwebte rechts über die Ebene hin, wo Jupiters Tempel stand. Dankbar nahm ich die Vorbedeutung an.

138.

Die Thurbrücke

von G. Schwab.

Wer hat diesen steinernen Bogen
Ueber die wilde Thur gezogen?
Daß der Wandrer die Straße lobet?
Daß das Wasser vergeblich tobet?

War's ein mächtiger Fürst im Lande,
Der den Strom gelegt in Bande?
War's ein Führer in Kriegestagen,
Der die Brücke dem Heer geschlagen?

Oder richtet für Mann und Rosse
Sie der Ritter vom hohen Schlosse,
Und indeß sein Haus zerfallen,
Ist sein Pfad noch immer zu wallen?

Nein, die Brücke, die ihr schauet,
Mannswort hat sie nicht erbauet;
Auf ein Wort aus des Weibes Munde
Stieg sie über dem Felsengrunde.

Die dort auf der Burg gehauset,
Hörte wie die Woge brauset,
Sah den Fluß von Waldesquellen
Und vom Guße des Regens schwellen.

Und den Nachen am stein'gen Lande,
Der von Strande führt zu Strande,
Sah sie drüben sich dreh'n und wiegen:
Weh, wenn Einer hineingestiegen.

Ehe gedacht sie den Gedanken,
Sah sie ihn mit zwei Wand'rern schwanken;
Die sie schauet, es sind in Schöne
Ihre jungen einzigen Söhne.

Von dem Waidwerk heimgekehret
Finden sie den See empöret,
Haben doch die rüstigen Jungen
Kecklich in den Kahn sich geschwungen.

Doch es lassen sich die Wellen
Nicht wie Thiere des Waldes fällen,
Und nicht half der Mutter Klagen,
Als sie den Kahn sah umgeschlagen.

Wie sie nun in langem Harme
Breitet ihre beiden Arme
Bei den Wellen, den schaumesbleichen,
Ueber ihrer Kinder Leichen:

Mußte sie der Mütter gedenken,
Die noch können schau'n versenken
In den schnell empörten Wogen
Söhne, die sie sich erzogen.

Und es werden im Mutterherzen
Leichter ihr die bittern Schmerzen,
Wenn sie Andern kann ersparen
Solches Leid, wie sie's erfahren.

Und noch ehe sie ausgetrauert,
Ward gemeiselt und gemauert,
Ward der Strom in's Bett gezwänget
Und die hohe Brück' gesprenget.

Sah sie dann oft fröhliche Knaben
Ueber den Pfad von Steine traben,
Und die schäumenden Wasser höhnen.
Die in felsiger Tiefe tönen,

Und mit leichtem Tritte wallen
Mütter hinter den Kindern allen,
Sieh, da flossen ihre Thränen
Mild von Freude, mild von Sehnen.

Und ihr Werk, das fromme, dauert,
Aber sie hat ausgetrauert,
Höret die Wasser nicht mehr toben,
Ist bei den jungen Söhnen droben.

139.
Hallstadt

von J. V. Zarbl.

„Wie geht's in Hallstadt, lieber Herr!" fragten wir, als nach dem Abendessen der Gasthalter, zugleich Beamter an der Saline in unser Zimmer trat. „„Ganz gut, und allzeit doppelt gut, wennuns so vor nehme Gäste besuchen. Sonst sind wir, wie Sie sehen, ein abgeschiedenes und dürftiges Völklein, aber doch zufrieden. Ich wenigstens glaube, daß, meine verehrten Gäste ausgenommen, nicht Viere in Hallstadt sind, welche es mit irgend einer andern Stadt zu vertauschen Lust hätten. Und gewiß ein ganz einziger Ort ist es immer, dieses Hallstadt, und obwohl einem, wenn man das erste Mal da hereinkommt, so schauerlich und eng um das Herz wird, daß man kaum athmen kann; so fühlt man sich doch gar bald so innig daheim, daß man nicht mehr hinaus will."" „Sind diese köstlichen Forellen Seefische?" „„Zu dienen, meine Herren! und auch eine der

Merkwürdigkeiten von Hallstadt."" „Sie haben also mehrere Merkwürdigkeiten hier?" „„Wenn ich nicht so viel gereis'te Fremde, wie Sie sind, vor mir habe, so sage ich allemal ja!"" Wir verneigten uns gegen den guten Mann, bis auf Einen, der etwas plump einfiel: „Ah, auf diese Gefahr dürfen Sie uns immerhin Einiges erzählen." „„Recht gerne,"" fuhr unser Gasthalter fort, „„allein Sie haben wohl das Meiste schon gesehen. Unsere Berge, unser See, unsere Lage und Bauart ist schier Alles. Salzwerke werden Ihnen auch nicht mehr neu sein; was wir sonst noch besitzen, ist nicht viel und nur so merkwürdig nach unserer Weise.""

„„Wenn indessen morgen vielleicht die Herren unsere Kirche besuchen, so werden Sie einen schönen, gothischen Altar in ihr finden. Auch zur Strub müssen Sie hinaufsteigen! Sie soll einer der herrlichsten Wasserfälle des Gebirges sein. Schon der eine Stunde lange Weg zu ihr durch das Echernthal ist sehr romantisch. Sie gehen da zwischen den ungeheuern Mauern des Hierlatz und der nördlichen Siegwand, die Mitterwand im Hintergrunde, an einem reißenden Bache, über grüne Matten, im Schatten von Fichten- und Laubholz und zwischen Trümmern von eingestürzten Bergen, dergleichen ich selbst noch niemal gesehen, hinauf. Irren können Sie nicht, (ich gebe Ihnen jedoch einen Führer mit) denn es gibt weder rechts noch links einen Steig aus dem Thale, als an der Strub, und Sie dürfen überdieß nur dem dumpfen Donnern nachgehen, das Sie schon eine halbe Stunde unter dem Wassersturze vernehmen. Wenn Sie endlich am Falle ankommen, so sehen Sie einen großen Gebirgsbach, welcher sich voll und wild bei 40 Klafter, in einer tiefen Schlucht über und zwischen Felsen, auf Felsenmassen herabstürzt und weiter hinab, besonders am Stege, noch Wasserfälle in kleinerer Gestalt bildet. Ich bitte Sie aber, sich nicht zu nahe an die Schlucht hinzuwagen. An der Strub hinauf führt zugleich der Weg auf den Thorsteingletscher, zu dessen Besteigung Sie jedoch zwei Tage nothwendig haben würden.""

„„Merkwürdiger noch, als die Strub, findet man unsern Hirschbrunnen und Kessel, die eine halbe Stunde von hier an der südlichen Seebucht liegen. Man gelangt entweder auf dem Nachen oder am östlichen Fuße des Hierlatz auf einem schwindlichten Wege zu ihnen. Aus beiden strömt in einigen Sommermonaten, zu gewissen Stunden des Tages, von 2 bis 3 Uhr gewöhnlich, mit fürchterlicher Gewalt unterirdisches Wasser empor, das in den See abfließt.""

Der Hirschbrunnen besteht in übereinander geworfenen Steinblöcken,

zwischen denen das Wasser hervorquillt; man kann über ihn hingehen, ohne etwas Anderes, als zwischen dem Felsen hinablaufende Spalten und Klüfte zu sehen. Schauerlicher ist aber der Kessel. Er bildet einen weiten, fast runden Felsenschlund von vielen Klaftern im Umfange, und ist im gewöhnlichen Zustande bis beinahe an seinen Rand herauf mit Wasser gefüllt. Man sieht in denselben hinab. Die Hälfte erblickt man noch Steinboden, die andere Hälfte geht es schwarz hinter die Felsen hinunter, und Gott allein weiß, welche bergtiefe Abgründe da unten sind. Man mag Steine hinabrollen, welche man will; man vernimmt außer dem ersten Pflumpf weiter nichts mehr. Die Felsenwand über ihm ist kohlschwarz und man gelangt an seinen Krater nur über manneshohe, abgespülte Steinmassen. In seiner Nähe befindet sich noch ein kleinerer Kessel. Wenn der größere Kessel springt, ist er fürchterlich. Einige Zeit vorher vernehmen wir ein unterirdisches Getöse; dann geht es endlich über, steigt wie ein Strom hoch empor, wirft große Felsenblöcke herauf, und macht ein solches Gedonner, daß es uns, wenn er in der Nacht ausströmt, obgleich eine halbe Stunde entfernt, vom Schlafe aufweckt.""

„„Was den See betrifft, so hat er ebenfalls seine Sachen. Er soll bei 300 Klafter tief und an einigen Stellen unergründlich sein. Schrecklich ist er in seinen Stürmen, wo gewöhnlich zwei entgegengesetzte Winde, der eine durch das nördliche Thal herauf, der andere westlich von der Echern herab, auf der Höhe des Sees in einem rechten Winkel aneinander stoßen, und weit umkreisende Wasserströmungen ziehen. Doch wer Acht darauf hat, kann den nahenden Sturm wahrnehmen. Wenn einmal über den Sarstein Strichwolken hineilen, und von der Strub her ein Wind aufsteht, dann hat es Eile, dann fliehe, wer auf dem See ist, wie er kann, er ist sonst ohne Rettung verloren. Wir haben, noch denke ich mit Entsetzen daran, im Jahre 1822, den 18. Mai ein solches Unglück gesehen, wo der See in einem Augenblicke 39 Menschen sammt ihren Nachen verschlungen hat.""

„„Sie müssen mir keine Angst haben, meine Herren! und nicht etwa heute noch fortgehen, wenn ich Ihnen sage, daß man fürchtet, das ganze Ufer, auf dem unser Markt liegt, sei vom See unterspült und daß unsere Häuser nur auf einer Felsenrinde stünden, welche einmal mit uns Allen in die finstere Tiefe hinabsinken kann. Wirklich hat vor unlanger Zeit ein Haus am Uferstrande zu sinken angefangen; indessen suchte man das Gestade durch Faschinenbauten zu schützen.""

„„Im Thauwetter lösen sich an der Felsenwand über dem Markt nicht selten große Steinklumpen ab, und stürzen über unsere Wohnungen nieder. Allerdings, meine Herren, unfreundliche Gäste! wohl uns, wenn sie nicht einkehren, aber mehrmals haben solche Felsentrümmer schon Häuser durchgeschlagen. Am fürchterlichsten wäre es jedoch bei uns, wenn (wovor uns Gott beschützen wolle) eine Feuersbrunst ausbräche. Nicht nur würde unsere Habe in Flammen aufgehen, selbst unser Leben wäre in der größten Gefahr, wenn der Brand schnell um sich griffe. Vor Mannes Gedenken hat den Markt ein solches Unglück getroffen. Einen einzigen Anblick gewährt uns endlich der Winter. Denken Sie sich ringsherum diese ungeheuren Gebirge ganz weiß, mit dem schwarzen, traurigen See in der Tiefe und Sie haben vielleicht etwas Aehnliches niemals gesehen. Wir sehen dann auch zwei Monate lang keine Sonne und die in der Lahn drüben begrüßt sie vier Monate nicht mehr.““

„„Uebrigens hat unser Markt selbst immerhin seine eigenen Sonderbarkeiten. Man kann einmal nur auf zwei Wegen zu uns kommen, entweder über den See oder auf einem schmalen, steilen und gefährlichen Fußsteige vom Gosauzwang her. Ein Priester wagte es einst, diesen Weg zu Pferde machen zu wollen; aber Roß und Reiter sind die Felsen hinab in den See gestürzt. Ein Kreuz bezeichnet die Stelle dieses Unglückes. Sie werden ferner bei uns weder Scheunen noch Ställe bemerken; denn wir haben weder Ernte, noch Vieh, noch Pferde, und müssen fast Alles, was wir essen, was wir trinken und womit wir uns bekleiden, über den See hereinbringen.““

„„Und was soll ich Ihnen erst von unsern Leuten all' sagen? Viele wissen nicht, wie es draußen über diesen Bergen aussieht, weil sie niemals aus denselben gekommen sind. Sie haben nie eine Ernte gesehen, und wir Alle müssen es durch Fremde erfahren, um welche Zeit etwa das Getreide geschnitten wird. Als vor einigen Jahren die Saline zum Zuführen des Holzes für die Pfanne zwei Pferde ankaufte, sind die ersten Rosse nach Hallstadt gekommen. Viele hatten in ihrem Leben noch keine gesehen. Vor ebenfalls nicht langer Zeit kam ein Gelehrter aus Preußen in unsere Berge und ließ, da er, um Beobachtungen anzustellen, einige Tage hier wohnen wollte, seinen Reisewagen über See hereinführen. Nun hätten Sie das Staunen dieses Völkleins ansehen sollen! Ich mußte täglich den Wagen zur Schau stellen. Man betrachtete dieses Wunderding unaufhörlich; man kam und ging, und kam wieder, besah ihn von

allen Seiten, wie man sich etwa bei Ihnen draußen herzudränget, um ein Thier aus einem fremden Welttheile zu sehen.""

„„Noch etwas muß ich erwähnen, das wahrscheinlich auch Ihnen, meine Herren, etwas Neues sein wird. Da wir, wie gesagt, weder Plätze noch Straßen im Markte haben, so halten wir unsere Frohnleichnamsprozession auf dem See. Sie wundern sich! allein ich glaube, daß man diese tröstliche Feier nirgends auf der Welt schöner begeht. Möchten Sie nur einmal diesen rührenden Zug sehen! Am frühen Morgen schon kommt das Volk von den Bergen hervor. Jung und alt, festlich geschmückt, rudern in ihren Kähnen von allen Seiten über den See herbei. Wenn nach dem heiligen Amte das erste Evangelium im Markte gesungen ist, steigen wir in unsere Schifflein, und es sind ihrer dann viele. Der Zug ordnet sich, die Fahnen wehen voran. An diese schließen sich je zwei und zwei die Nachen mit unsern Kindern. Hinter diesen schiffen Jungfrauen in ihren schönsten feiertäglichen Kleidern, und mit Kränzen geziert, damit sie ein öffentliches Zeugniß ablegen, was es um die Unschuld Verehrungswürdiges und Kostbares sei. Die Sänger und Sängerinnen folgen nach diesen. Dann kommt Gott, unter den wundervollen Gestalten von seinem Priester getragen. Es werden die Evangelien gesungen, wir knien nieder, dann wird der heilige Segen gegeben, Alles auf dem See. Dem Allerheiligsten folgen die Männer, dann die Weiber und zuletzt das übrige Volk, welches dieser wunderschönen Feier beiwohnt. So gleitet der Zug langsam die Höhe des Sees hinauf, bis er an der Lahn wieder dem Gestade zulenkt. Alles betet und unsere Gebete wiederhallen in hundertfältigem Echo von den stillen Gebirgen."" — „Aber, wenn euch ein Sturm überfiele! Eure Kinder..." „„Hat uns noch niemals ein Sturm geschadet. Und wir sind dieserhalb auch ohne Sorgen; denn wir glauben von ganzem Herzen, daß Derjenige, welcher einst in Mitte Seiner Jünger dem Winde und den Wellen geboten hat, in unserer Mitte auch uns wider jeden Sturm beschützen werde.""

Bei diesen Worten flog über das Angesicht des gläubigen, edlen Mannes eine sanfte Röthe und seine Augen glänzten lebhafter.

Nach einer Pause hob er abermal an: „„Meine Herren! Ich glaube daß wir heute eine heitere Mondnacht bekommen, und diese hat bei uns, etwas Eigenes. Wenn Sie die Seeluft nicht fürchten, wird es mir ein wahres Vergnügen machen, Sie in die vordern Zimmer oder noch besser an mein Gärtchen am Seegestade begleiten zu dürfen!"" Eine Mondnacht,

und dazu in Hallstadt! Mehr bedurfte es nicht. Wir kleideten uns wieder an und folgten ihm.

Vor seinem Hause am Ufer hat unser Gasthalter dem See mit Mühe und Kunst ein kleines Gärtchen entrissen, voll schöner, duftender Blumen. Es ist mit einem Geländer versichert und vorn an der rechten Ecke mit einem kleinen Sommerhäuschen geziert. Die Fluthen spülen um dasselbe, und senkrecht am Geländer hinab findet das Auge schon keinen Grund mehr.

Der Mond, beinahe voll, stand schon über den südlichen Bergen. Die nördlichen und westlichen Gebirge, Hallstadt, die Höhen des Hierlatz, des Zwölfkogels, des Sarsteines und anderer waren von seinem Lichte fahl beschienen. Die Hälfte des Sees war gleichfalls beleuchtet, und die Bergspitzen von Süden und Osten bildeten in riesenhaften Schatten auf seinem Wasserspiegel ihre Häupter ab. Die beschienene Fläche wimmelte von unzähligen kleinen Feuerwellen, welche dort und da, wenn ein Fischlein an der Oberfläche aufschnelzte, kleine Feuerfunken in die Höhe sprühten. Indessen schien diese Beleuchtung den See selbst noch finsterer zu machen.

Ueber allen Ausdruck düster und schwermüthig sah es an den beschatteten Füßen der Berge hin aus, oder wenn man in den halb beleuchteten, halb dunklen Felsenkessel über Traundorf hinschaute. Von Zeit zu Zeit zogen von Thorstein her dunkle Wolken langsam über und an den Bergspitzen hin. Diese gewährten ein neues Schauspiel. Zerriß der Mond die Wolken, so schien er selbst über die Berge zu laufen, während sich auf dem See schwebende Feuerflecken bildeten, und war sein Antlitz nur mit kleinen Wölklein bedeckt, so schwebten oft dunkle Nebelgestalten über die Wasserfläche und gleiteten die jenseitigen Berge hinan. Eine schien die andere zu verfolgen. Wenn aber die Wolken den Mond gänzlich verhüllten, so verbreitete sich eine grause Finsterniß über den See, deren Anblick die Seele durchschauerte. Das ganze Nachtgemälde hatte einen unbeschreiblichen Ausdruck. Es war indessen nicht jene sanfte und jene schwärmerische Beleuchtung, welche eine Mondnacht über die anmuthigen Ufer und den zauberischen Spiegel des Gmundensees ausgießt. Die Größe der Natur, die Tiefe des Felsenkessels, die Dunkelheit des Sees, schienen hier selbst jenes milde Gestirn mit einem strengern und feierlichern Ernste zu umschleiern, und anstatt in süße Schwärmerei wird hier die Seele in grauenvolle Empfindung versenkt.

„Dort', nah an jenem Vorgebirge," sprach unser Führer, „welches düster beschienen, in diesem irrenden Zwielichte auf eine Steinwurfsweite an uns herzuschwimmen scheint, hat der Sturm jene 39 Opfer verschlungen. Es war am Morgen, daß die Traundorfer eine Leiche über den See zu uns brachten. Sie wurde bestattet. Nach der Beerdigung aber sah es schon bedenklich aus, und doch wollten sie noch zurückschiffen. Man warnte sie, man bat sie, die Fahrt ja nicht mehr zu wagen; vergebens! Sie stoßen ab. Ich sehe jenes entsetzliche Schauspiel noch immer! Der See murrt schon. Eilet, eilet! rufen wir ihnen nach. Ueber den Sarstein fliegen schon die langgestreiften Wolken, und von der Strub her vernimmt man ein unglückdrohendes, dumpfes Brausen. Rudert, rudert, um Gottes willen! Sie strengen ihre letzten Kräfte an. Schon zieht der Sturmwind lange, kreiselnde Furchen durch die Wellen hin. Er umringt sie. Sie rufen um Hülfe! Gott erbarme sich euer, es gibt keine menschliche Hülfe mehr! Jetzt wälzt sich der Sturm auch vom Sarstein herab, und es erhebt sich ein grauenvolles Getöse. Die Winde heulen, die Wogen brüllen, die Schiffe krachen, und mitten in diesen Aufruhr wimmert die Sturmglocke vom Thurme. Jesus, Maria! Der Wirbel faßt sie ja schon! Zweimal reißt sie der schreckliche Trichter im Kreise herum, — sie sind verschwunden. Es ist nur ein Augenblick. Wir stehen am Ufer, ringen die Hände, schreien und müssen diesen Jammer ansehen und können nicht helfen! Keiner ist je wieder zum Vorschein gekommen."

Es war uns, als sänke die Felsenscholle unter unsern Füßen in die finstern Wellen. Wir kehrten in unsere Wohnung zurück. Allmählig wurde es ruhig, aber ich konnte nicht schlafen. Meine ganze Empfindung war aufgeregt, und was je die Einbildung an schauerlichen Bildern hat, drängte sich ungestüm vor meine Seele. Ich trat an ein Fenster, und sah wieder auf den See hinaus. Noch immer sehe ich jene Unglücklichen im Sturme zu Grunde gehen. Ich höre sie rufen; aber die tobenden Wellen verschlingen ihren Nothruf. Sie sinken unter; die ergriffene, betäubte Seele hascht nach dem Namen: Gott, Jesus! Schon höre ich sie röcheln, und jetzt erstickt ihnen in der äußersten Angst das Herz! Sie werden in bergtiefe Abgründe begraben!

Alles ist stille, wie in den Grüften, und nur das ferne Murren der Wasserfälle und das leise Plätschern der Wellen am Gestade unterbricht dieses Schweigen. Vom Thorstein-Ferner her ziehen die Wolken jetzt dichter und eilender über den Hierlatz, den Zwölfkogel und Krippenstein,

und die Mondesscheibe bricht seltener durch sie hervor. Aus den Schluchten am Kessel schweben kleinere, graue Nebelwolken, die sich entweder langsam am Gebirge hin bewegen, und im finstern Schacht von Traundorf wieder verschwinden, oder in die dunkle Wasserfläche niedertauchen, gleich ossianischen Nebelgestalten. Es sind vielleicht die Geister der Ertrunkenen, welche ihre Leichname suchen.

Dieses harmlose Völklein kennt keine Besorgniß, und schläft ruhig auf seiner Gefahr. Aber wer bürgt uns, daß wir in dieser Nacht nicht ebenfalls den Tod in diesen Wellen finden und die geliebte Heimath nie wieder sehen werden! Waghalsiger Mensch! wie, wenn dieses Gestade wirklich vom See unterspült ist? Vielleicht bedarf es dann nur mehr mein Zentnergewicht, um die dünne Felsenrinde in die Fluthen hinabzudrücken? Hier sterben! Entsetzlicher Gedanke! und in welche unbekannte Tiefen würde ich da begraben werden? Da stürzest du erst an zackichten Felsenrissen oder an steilen Wänden hinab, und sinkst dann auf werdende Bergspitzen. Von diesen schwemmt dich die Fluth auf tiefere Berge hinab; niemals hat sie ein freundlicher Lichtstrahl beschienen. Dann zieht dich die Strömung auf Vorgebirge und in thurmhohe, grausige Felsenschluchten nieder. Und selbst hier findet dein zerschellter Leib noch nicht sein Grab; aus den Bergen entgegenströmende Bäche reißen ihn wieder abwärts, und tiefer abwärts, bis er endlich in einem grauenvollen Schacht liegen bleibt, unter unbekanntem, grausigen Seegewürm, wo ewiges Stillschweigen und ewige Finsterniß walten!

Der Tod ist allezeit fürchterlich; aber in einem schwarzen, bodenlosen See sterben ist tausendmal schrecklicher. Der Gottesacker hat seine Tröstungen. Man begleitet unsere Hülle mit Trauer und Gebeten in denselben. Dort ruhen wir dann unter den Segnungen der Religion, wie im gemeinsamen Saatfelde Gottes, der Freund neben dem Freunde, der Mann neben dem Weibe, neben den Eltern die Kinder, und der Bruder neben der Schwester, in Frieden. Die Engel des Herrn bewachen seine Pforten, und liebende Seelen kommen auf unsere Hügel. Sie beten für unsere Seele und lassen sehnsüchtige Thränen, wie Thau der Liebe, auf unsere Gräber niederfließen, bis auch sie hieher getragen werden, um neben uns im Herrn zu schlummern. Wir werden dann einst durch unsern Erlöser, wenn die Posaune ruft, auch miteinander zum ewigen Leben auferstehen. Wenn du aber in diesem See stirbst, so sehen die, welche dich lieben, dein Angesicht nicht mehr, und keine theilnehmende Hand drückt

dir die Augen zu. Ohne Gebet und ohne Segen sinkst du hinunter, und schläfst dort einsam, und wie ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft den Todesschlaf, und scheußliche Seethiere verzehren deinen Leichnam!

Auch Steine rollen oft vom Berge auf dieses Ufer herab! Wie, wenn gerade in dieser unglücksvollen Nacht sich vielleicht durch den Sprung eines Thieres ein Felsenstück losrisse, und auf unsere Wohnungen herabstürzte! Es würde uns zerschmettern, ehe die Seele auch nur mit einem einzigen reumüthigen und liebenden Seufzer Gott umfassen könnte! Und hat er nicht gesagt: „Das Fürchterlichste ist bei uns eine Feuersbrunst?" Allmächtiger Gott, wird ja doch in diesen nächtlichen Stunden keine Feuerflamme ausbrechen und schnell um sich greifen! „Wo wollten Sie hinfliehen", sprach er, „da es hier weder Plätze nach Straßen gibt? Die Felsenwände hinan? Es ist unmöglich! Ueber die zwei steinichten, engen Fußwege, die aus dem Markte führen? Allein, wenn gerade dort die Brunst steht, und die hölzernen Stege schon ergriffen hat? Oder, wenn ein brennendes Haus von oben herab auf Sie stürzt?" Umsonst! wir müßten entweder in den Flammen umkommen, oder auf den blutrothen See flüchten. Aber auch auf die Schiffe kann das Feuer schon gefallen sein! Und gewinnen wir auch einen Nachen, so kann ein Sturmwind losbrechen, welcher gewöhnlich mit der Feuersbrunst in den Bund tritt!

„Herr! Du hast Deinen Engeln befohlen, daß sie uns auf den Händen tragen, damit unsere Füße an keinen Stein anstoßen".

Jetzt höre ich langsame — schwere Tritte die Gasse herabdröhnen; es ist der Nachtwächter, welcher in einem äußerst schwermüthigen Tone seinen Spruch singt:

„Ihr Herren und Frauen laßt euch sagen,
„Die Glocke, die hat elf geschlagen!
„Gebt Acht auf das Feuer und das Licht,
„Daß uns der liebe Gott behüt'!
„Es murret der See,
„Es brauset die Höh';
„Die Sünd' ist böser, als Feuer und Fluth,
„Gebt Acht, daß ihr nichts Böses thut!
„Hat elf geschlagen!"

140.

„Adoro Te devote."

Von Thomas von Aquin.

Verborg'ner Gott! Dich bet' ich fromm und gläubig an,
Den diese Scheingestalten bergend hier umfah'n.
Dir gibt sich hin mein Herz in Unterwürfigkeit,
Weil es vergeht Dich schauend ganz in Seligkeit.
Geschmack, Gefühl hier täuschen wie des Auges Sinn,
Doch dem Gehörten gläubig trauen bringt Gewinn.
Drum glaube ich, was Gottes Sohn gesagt, mein Hort,
Wahrhaftiger ist nichts als dies, der Wahrheit Wort.
Am Kreuze war verborgen nur der Gott allein,
Hier ist zugleich verborgen auch der Menschheit Seyn.
Doch glaub' ich und bekenne Gott und Menschen hier,
Fleh'nd, was der Mörder reuig einst erfleht von Dir.
Nicht wie einst Thomas Deine Wunden schaue ich,
Dennoch als meinen Gott bekenn' und preis' ich Dich.
O wirke, daß des Glaubens Kraft, der Hoffnung Muth
Im Herzen sich stets mehre mit der Liebe Glut.
Du heil'ges Angedenken an des Heilands Tod,
Du Lebensquell des Menschen, lebenvolles Brod,
Begnad'ge meine Seele, daß von Dir sie lebt,
Daß immer sie nach Deiner süßen Labung strebt.
Du milder Pelican, mein Jesus, Himmelsgut,
O rein'ge mich Unreinen mit dem heil'gen Blut,
Wovon ein Tropfen g'nügt, die Welt durch Deine Huld
Erlösend zu befrei'n von jeder Noth und Schuld.
Mein Jesus, der Du Dich mir jetzt nur zeigst verhüllt,
Ich flehe, daß, wonach ich dürste, werd' erfüllt:
Daß ich Dein göttlich Antlitz schauend schleierfrei
Im Glanze Deiner Herrlichkeit beseligt sei!

141.

Eine Predigt

von Heinrich Suso.

Lazarus der Bettler ist getragen von den Engeln in Abrahams Schoß, aber der reiche Mann ist begraben in der Hölle.

Ach lieben Kinder, wie treulich warnet uns hier der Sohn Gottes,

daß wir allen Reichthum und Wollust dieser Welt verachten und absterben, und mit Lazarus und allen Freunden Gottes in Armuth, und in allem Leiden und Pein geduldig sein sollen. Denn an dieser Beider Ende können wir wohl sehen (wollen wir unsere Augen aufthun), daß Alles, was diese Welt groß und lustig achtet, ein eitler Traum sei, und Teufels-Betrug, dem das ewige Feuer zum Lohn wird, denn kurze Freude und langes Leid ist der Welt Kleid. Wie sind die weltlichen Herzen so gar bezaubert, die ihre Lust auf vergängliche Dinge setzen. Sie stehen in tiefer Blindheit, sie haben manch' großes Fechten nach Freuden, die ihnen weder zu Liebe oder zur wahren Freude werden. Ehe ihnen ein Ding zu Liebe wird, begegnen ihnen zehn Leiden, und je mehr sie ihre Begierden jagen, je unruhiger werden sie. Die gottlosen Herzen müssen zu allen Zeiten in Sorgen und Schrecken sein Dasselbe kurze Freudelein, das ihnen wird, gewinnen sie mit Arbeit, und behalten es mit Aengsten, und verlieren es mit Schmerzen. Die Welt ist voll Untreue, denn wie der Eigennutz ein Ende nimmt, so nimmt auch die Freundschaft ein Ende. Rechte Liebe, ganze Freude, noch wahren Frieden gewann nie ein Herz in geschaffenen Dingen. Es ist wohl ein klägliches Ding, daß so manche nach Gott gebildete Seele, so mancher liebliche Mensch, die mit Gott, Königen und Kaisern über Himmelreich und Erdreich gewaltig sein möchten, sich so thöricht erniedrigen, und sich so williglich verlieren, daß ihnen besser wäre, tausend leibliche Tode zu leiden, denn daß sich Gott von ihrer Seele scheiden muß. Wie lassen sie die edle Zeit dahin gehen, die sie kaum, oder nimmer wiederbringen mögen. Dieß wissen sie wohl, und empfinden es in sich selbst, und lassen doch nicht davon, bis sie es zum jüngsten empfinden werden, wenn es zu spät sein wird. Es thut ihnen wehe, von lieben Dingen zu scheiden, und ist ihnen unmöglich, alte Gewohnheit zu lassen, es wird aber noch viel unmöglicher, die zukünftige Marter im Feuer zu leiden. Sie wollen Ungemach und Leiden entrinnen, und fallen mitten darin. Sie scheuen das ewige Gut und seine süße Bürde, und werden von dem Teufel mit mancher schweren Bürde überladen. Sie fürchten den Reif und fallen in den Schnee. Wie mag die Kurzweil und sinnliche Ergötzung nicht schädlich sein, so sie den Muth falsch richtet und von der Innerkeit abziehet, des Herzens Frieden raubt, die Gnade und Freundschaft Gottes zerstört, und dem inneren Menschen Lauigkeit und Blindheit, dem äußeren aber Trägheit bringt. Ehe man von menschlichem Beistand einmal eingeführt wird, wird man tausendmal aus-

geführt; ehe man einmal gute Lehre empfänget, wird man oft mit bösen Bilden verirret. Wie kalter Reif in dem Mai die schöne Blüthe verdorret, also verdirbt vergängliche Liebe göttlichen Ernst und Seligkeit. Wehe der Stunde, so man alles verlorne und alles versäumte Gute wieder verrechnen soll, so man alle unnütze und böse Gedanken, Worte und Werke vor Gott und aller Welt öffentlich lesen, und ihre Meinung, ohne alles Verborgene, verstehen wird. Es müssen wohl versteinte Herzen sein, die diese scharfen Dinge nicht bewegen. Darum, lieben Kinder, verlasset die Welt bloß, denn sie ist so gar treulos. Ihre Lust ist Unreinigkeit, ihr Rath ist Hoffart und Geiz. Ihr Dienst ist süß, ihr Lohn ist krank, ihre Blume ist schön, ihre Frucht ist Gestank, ihre Sicherheit ist Verrath, ihre Hülfe ist Vergiftung, ihr Verheißen ist Lügen, ihr Halten ist Trügen. Für Freude gibt sie Reue, Schande für Ehre, Falschheit für Treue. Für Reichheit gibt sie große Armuth, für ewiges Leben den ewigen Tod. Wer in dieser Zeit Lust der Welt erkiest, womit er Gott verließ, wenn es dann kommt ans Scheiden, so muß er darben aller beiden. Er gedenkt nicht, wie lustlich es da sein mag, wo tausend Jahre ist ein Tag; bei dem es ist zu sein alldar, wo eine Nacht ist tausend Jahr, und nimmer Morgen werden soll; für diese Nacht steht uns wohl zu sorgen.

Barmherziger Gott, das ist dein rechtfertiges Urtheil, daß der reiche Mann, der sich köstlich kleidete, und lecker fraß, und sich selbst gütlich that, und der Armen vergaß, daß der in der Hölle begraben ist. Hievon spricht dein Knecht Job: Die weltlichen Herzen haben Pauken und Reihen, und erfreuen sich an dem Pfeifenschall; sie führen gute Tage, und in einem Augenblick steigen sie nieder zu der Hölle. Ihre Hoffnung (spricht der weise Mann) ist wie ein Haar, das der Wind wegnimmt, und wie ein Schaum, den der Sturm verspreitet, und wie ein Rauch, den der Wind wegjaget, und wie das Gedächtniß eines Gastes von einem Tage.

Darum mögen Gottes Freunde und alle Menschen dieser falschen Welt wohl fröhlich Urlaub geben, denn hätte einer die Welt tausend Jahre besessen, so wäre es doch jetzt nichts, denn ein Augenblick; ihrer Natur Eigenschaft ist ein Hinscheiden und Verlassen. Darum, lieben Kinder, ihr, die nun die Welt mit all' ihrem Anhang um Gott aufgegeben habt, erfreuet euch und danket Gott für seine große Gnade, sehet nicht um euch, daß ihr nicht großes Gut verlieret mit kleinen Sachen.

Wehe denen, die für die liebliche Freundschaft unsers Herrn Jesu Christi zergängliche Liebe und Freundschaft der Welt erkiesen, die eine Zeitverlierung ist, und ein Herzberauben und Zerstören alles geistlichen Lebens. Sie schicken Botschaft, sie schreiben und grüßen, und haben viel Schwätzen, Werben, und viele Gedanken und Bilde von weltlichen Dingen (wie ein durstender Mensch, dem von kaltem Wasser träumet), und wenn sie es hin und hergelegt haben, so verschwindet es, und finden nicht mehr, denn eine ledige Hand, und ein trauriges Gewissen. Ist dies nicht ein wahrer Vorhof der Hölle, um wenig zeitlichen Guts oder Lustes sich des ewigen, höchsten Guts zu berauben? Wie werden sie so lästerlich in jener Welt vor ihren Freunden stehen, ja vor allen Creaturen; wie werden sie sich schämen und betrüben, daß sie mit so kleinen Dingen so großes, ewiges Gut versäumet haben. Wie ungleich besser ist es, Gott mit lauterem Herzen und mit Freuden diese kurze Zeit zu dienen; wäre kein Lohn mehr, ein gutes Gewissen ist sich selbst Lohn genug.

Nun sagen etliche, der Herr gebe seinen Dienern viel zu leiden. Das Leiden, was Gott seinen Freunden gibt, ist eine leichte Bürde, denn der Herr selbst hilft es ihnen tragen. Durch das Leiden werden wir Gott lieb, und mit ihm vereiniget; sein inwendiger Trost überwieget alle Leiden; wer lebet in dieser Zeit ohne Leiden? Wahrlich Niemand auf Erden, wie hoch die Burgen seien, wie weit die Städte seien, noch rothe Mäntel, noch seidene Kleider mögen dessen nicht los sein; sie haben das lustige, glänzende Gewand auswärts gekehrt, aber das schmerzende ist in sie inwärts zum Herzen geschlagen, und sie leiden große Marter und Arbeit um zergängliche Dinge, und um die Hölle zu gewinnen. Darum sollen Gottes Diener auch gerne leiden, daß sie Gott gewinnen, und das ewige Gut überkommen mögen. Von lustigen Dingen sich abbrechen, thut zuerst wehe, darnach wird es leidlich, zuletzt wird es lustig über alle zeitliche Dinge.

Lieben Kinder, die ihr euch nun von der Welt zu Gott gekehrt habt, ich rathe und bitte euch treulich, (damit ihr in einem guten Leben beständig bleibt und zunehmt), daß ihr zuerst euch gemeiner guter Haltung und Einsetzung befleißet, und vor allen Dingen zeitlich zu dem Dienst Gottes und zu euerem Gebet eilet, und züchtig mit Ernst und mit Andacht da bleibet, und nicht auslaufet; ihr sollt euch selbst an die Stätte eures Gebets nageln, wohl auszustehen, und besonders unter den heiligen Messen, in der Liebe, womit Christus an dem Kreuze ausstand, und

sollet nichts anderes thun, als was die andern thun, es sei Gott loben oder beten.

Das andere, ihr sollet euch vor Zorn hüten, daß ihr nicht bewegt werdet mit zornigem Gelaß wider Jemanden; denn so oft ihr euern Willen im Zorn brechet, will euch Gott eine besondere Krone geben; und daß ihr euch nicht rächet, wo ihr es wohl thun könntet, das ist Gott angenehmer, als ob ihr ihm tausend Mark Goldes opfertet. Haltet euern Mund, schweiget stille, und lasset das Unrecht in euch sterben, wie der arme Lazarus that, so wird es euch leicht. Das dritte, haltet euch stille, das ziert einen guten Menschen, wie ein Karfunkel das goldene Geschmeide ziert. Etliche Menschen sind so unruhig, daß sie nirgends Rast, noch Ruhe haben können, und laufen herum, nun hie, nun dort, und da wird zu Ende nichts Gutes daraus. Sanftmüthige Geberde und stille Rede ist Gott und den Menschen wohlgefällig. Das vierte, ihr müßt euerem offenen Munde ein Schloß auflegen, und euch gewöhnen, die Pforte nicht zu unnützen Worten aufzuthun, ihr habet denn nothdürftige oder nütze Sachen, und mit Urlaub eines guten Menschen, den ihr in euerem Herzen zu einem Hüter setzen sollt, und nicht reden, euch däuchte denn, als wenn er gegenwärtig wäre, oder er gebe euch Erlaubniß; und dann sollt ihr züchtig reden, mit schlichten, kurzen Worten, als ob er gegenwärtig wäre. Das fünfte, ihr sollt nicht zu Jemand um Kurzweile laufen, und keine besondere Gesellschaft an Jemand suchen. Ihr sollet denen hold und heimlich sein, die euch bessern mögen, und die auch selbst nach einem göttlichen Leben stehen. Zwei Zeiten sollen euch besonders kostbar sein. Nach der Mette in der Nacht sollt ihr eine gute Weile mit Gott vertreiben, in andächtigem Gebet, und euch ordnen, wie ihr den Tag nach Gottes liebstem Willen euch in geistlichem Fortgang halten wollet. Nach Complet untersuchet euch, wie ihr euch den Tag gehalten habt, und um das Gute lobet und danket Gott, und um das Versäumte und Verschuldete habt ein Mißfallen, mit einem festen Willen, euch zu bessern; und ob euch dies zu allen Zeiten nicht wohl zuhanden gehet, darum sollet ihr nicht verzweifeln. Lasset nicht ab, kommet ihr nicht am allerhöchsten auf den Berg, so werdet ihr doch auf dem Wege eurer ewigen Seligkeit gefunden.

Noch zwei Dinge rathe ich euch, mit denen ihr wohl fahren werdet. Das eine, daß ihr allezeit mit unseres Herrn Leiden umgehet und euch bekümmert, und wo ihr seid, und was ihr thut, so sprechet zu unserem Herrn: Mein liebster Herr, mein herzliebender Freund, wo bist

du nun? Komme zu mir, setze dich zu mir, gehe mit mir, hilf mir, und scheide dich nimmermehr von mir. Das andere, daß ihr unserer lieben Frauen von Herzen besonders dienen, und die himmlische Königin nächst förderlich lieb haben, und ihre Zeiten andächtig sprechen sollt. Denn, nehmt ihr sie für eine besondere Freundin, so werdet ihr große Gnade von Gott empfangen, und in Gefahren und Nöthen, auch in der letzten Noth von ihrem lieben Kinde nimmer verlassen werden.

Daß wir die Welt zu Grunde verlassen, und in der Liebe Gottes vollkommen werden, dazu helfe uns Gott. Amen.

142.

Geistliches Liebeslied

von Angelus Silesius.

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht,
Liebe, die du mich so milde
Nach dem Fall hast wieder bracht:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' ich noch geschaffen war;
Liebe, die als Mensch geboren
Mir wollt' gleichen ganz und gar,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!

Liebe, die für mich gelitten
Und gestorben in der Zeit!
Liebe, die mir hat erstritten
Ew'ge Lust und Seligkeit:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!

Liebe, die mich überwunden,
Die mein Herz hat ganz dahin
Liebe, die mir hat gebunden,
Seel', Gedanken, Red' und Sinn:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die sich ewig übet,
Wie sie mir als Lösgeld nützt;
Liebe, die mich ewig liebet
Und die Seele mir beschützt:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!

Liebe, die mich wird erheben
Aus dem Grab der Sterblichkeit;
Liebe, die mich wird umgeben
Mit dem Glanz der Herrlichkeit:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

143.

Kaiser Otto I. Wahl und Krönung

von O. Klopp.

Nach Heinrichs Tode war kein Zweifel, daß die Stimmen Aller sich auf seinen Sohn Otto lenken würden, den der Vater selber mit eini-

gen Großen des Reiches zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Der Mutter Mathilde wäre die Wahl ihres zweiten Sohnes Heinrich lieber gewesen, dessen Aeußeres gewinnender war, als dasjenige Otto's, den man um seines ernsten, majestätischen Aussehens willen in seinem langen Barte häufig den Löwen nannte; der aber dabei auch etwas Finsteres und Furchterregendes in seinem Antlitz gehabt zu haben scheint; aber sie fügte sich williger als Heinrich selber, der sich zurückgesetzt wähnte. Am festgesetzten Tage versammelten sich in der Pfalz *) zu Aachen alle Großen des ostfränkischen Reiches; denn der Name Deutschland ward auch damals noch nicht gebraucht. Sie begaben sich in die Säulenhalle, welche mit der Kirche Karls des Großen zusammenhängt, setzten den neuerwählten König auf den dort erbauten Thron und reichten ihm die Hand zum Gelöbniß der Treue gegen alle Feinde. Während dieses dort von den Herzogen und Fürsten des Reiches geschah, erwartete der Erzbischof mit seinem geistlichen Gefolge und alles Volk die Ankunft des Königs in der Kirche; denn an der Königswahl selber nahmen die Geistlichen damals noch nicht Theil. Der Erzbischof war Hildebert von Mainz, von Geburt ein Franke. Er war Mönch gewesen im Kloster zu Fulda; aber um seiner Frömmigkeit und seiner Wissenschaft willen, durch die er sich vor Allen auszeichnete, war er Erzbischof von Mainz geworden. In Aachen hatten sich erst die Erzbischöfe von Köln und Trier gestritten, wer den König krönen sollte; denn Trier war der älteste Bischofssitz und Aachen gehörte zum kölnischen Sprengel; aber vor Hildebert von Mainz wichen beide willig zurück.

Als der König Otto nun eintrat in die Kirche, schritt ihm der Erzbischof entgegen und faßte mit seiner Linken die Rechte des Königs, während er selber in seiner Rechte den Krummstab hielt. Also führte er den König in die Mitte der Kirche, wo alles Volk ihn erblicken konnte; denn rings herum durch die Kirche waren Gallerien angebracht; dann sprach der Erzbischof: „Seht da, ich führe euch den von Gott erwählten, von seinem Vater zu dieser Würde bestimmten, nun aber von allen Fürsten anerkannten König Otto vor. Wenn euch Allen diese Wahl gefällt, so erhebt die Hände zum Himmel.“ Auf diese Worte erhob alles Volk seine Hände und rief mit mächtigem Geschrei den Segen Gottes herab auf das Haupt des neuen Königs. Alsdann schritt der Erzbischof wieder mit

*) Pfalz (von palatium) ist das königliche Schloß.

Otto auf den Altar zu, auf welchem die königlichen Abzeichen lagen. Der König war bis dahin bekleidet mit einem anschließenden Kleide nach fränkischer Sitte. Der Erzbischof trat zum Altare, nahm von da den Degen mit dem Gehänge und sprach zum Könige: „Nimm hin dieß Schwert und halte damit alle Feinde Christi und deines Reiches nieder. Durch göttliche Vollmacht ist es dir verliehen, daß du das ganze Reich der Ostfranken zur Befestigung des Friedens für alle Christen fortan beherrschen sollst.“ Alsdann nahm er auch die goldenen Spangen und den golddurchwirkten Mantel, legte ihn dem Könige um die Schulter und sprach dabei: „Wie der Mantel mit seinen Enden bis an die Erde niederhängt, möge er dich daran erinnern, daß du bis an das Ende eifrig für den Glauben streben und in der Bewahrung und im Schutze des Friedens nicht ermatten sollst.“ Dann nahm er das Scepter, überreichte dem Könige auch dieß und sprach: „Kraft dieses Zeichens sollst du mit väterlicher Züchtigung über deine Unterthanen wachen und den Dienern Gottes, den Wittwen und Waisen deine Milde erzeigen. Möge das Oel der Barmherzigkeit niemals von deinem Haupte weichen, damit du für jetzt und immer ewigen Lohn dafür empfangest.“

Darauf goß der Erzbischof von Trier über das Haupt des Königs das heilige Oel aus, und die Erzbischöfe Hildebert von Mainz und Wicfried von Köln setzten ihm die Krone auf das Haupt. Nachdem also allem feierlichen Brauche der Salbung und Segnung Genüge geschehen, führten diese Geistlichen den König zum Throne, zu welchem Otto auf einigen Stufen hinanstieg. Der Thron war zwischen zwei marmornen Säulen von wunderbarer Schönheit erbaut, von wo aus Otto alles Volk erblicken, und selber wieder von Allen gesehen werden konnte. Nachdem dann der Gottesdienst mit allen feierlichen Gebräuchen vollzogen war, stieg der König wieder herab und trat in die königliche Pfalz. Dort ließ er sich an einer marmornen prächtiggeschmückten Tafel nieder, und die Bischöfe setzten sich zu ihm, wie auch alle anderen Großen; die Herzoge aber, welche die Erzämter begleiteten, dienten ihm, Herzog Giselbert von Lothringen, zu dessen Lande Aachen gehörte, hatte die Oberaufsicht über das Ganze, Eberhard war Truchseß, Herimann der Franke war Mundschenke, Arnulf war Marschall*) und sorgte für das reisige Gesinde und dessen Herberge. Siegfried aber, der nach dem Könige

*) Nach wörtlicher Uebertragung ist Marschall (marschalk) Pferdeknecht.

Otto im Sachsenlande der Erste war, war nicht da, sondern verwaltete das Sachsenland, daß nicht inzwischen dort ein Einfall der Slaven geschähe. Als das Mahl vollendet war, ehrte der König nach königlicher Freigebigkeit einen jeden der Herzoge mit einem passenden Geschenke und entließ darauf die Menge.

Mit solcher Pracht war im deutschen Lande noch niemals die Krönung des Königs gefeiert und diese war ein Vorbild des Glanzes, der Otto's ganze Regierung umstrahlte.

144.

Otto und Heinrich

von **Mühler.**

Zu Quedlinburg im Dome ertönet Glockenklang,
Der Orgel Stimmen brausen zum ernsten Chorgesang,
Es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Ritter Macht,
Voll Andacht zu begehen die heil'ge Weihenacht.

Hoch sitzt er in dem Kreise von männlicher Gestalt,
Das Auge, scharf wie Blitze, von gold'nem Haar umwallt,
Man hat ihn nicht zum Scherze den Löwen nur genannt,
Schon Mancher hat empfunden die löwenstarke Hand.

Wohl ist auch jetzt vom Siege er wieder heimgekehrt,
Doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt;
Es ist der eig'ne Bruder, den seine Waffe schlug,
Der dreimal der Empörung blutrothes Banner trug.

Zu Quedlinburg vom Dome ertönt die Mitternacht,
Vom Priester wird das Opfer der Messe dargebracht,
Es beugen sich die Knie, es beugt sich jedes Herz,
Gebet in heil'ger Stunde steigt brünstig himmelwärts.

Da öffnen sich die Pforten, es tritt ein Mann herein,
Es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein —
Er schreitet auf den Kaiser, er wirft sich vor ihm hin,
Die Knie er ihm umfasset mit tiefgebeugtem Sinn.

„O Bruder, meine Fehle, sie lastet schwer auf mir;
Hier liege ich zu Füßen, Verzeihung flehend, dir;
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein,
Vergib, o strenger Kaiser, vergib du Bruder mein!"

Doch strenge blickt der Kaiser den sünd'gen Bruder an:
„„Zweimal hab' vergeben, nicht fürder mehr fortan!
Die Acht ist ausgesprochen, das Leben dir geraubt,
Nach dreier Tage Wechsel da fällt dein schuldig Haupt.““

Bleich werden rings die Fürsten, der Herzog Heinrich bleich,
Und Stille herrscht im Kreise gleich wie im Todtenreich,
Man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub,
Den Keiner wagt zu wehren dem Löwen seinen Raub.

Da hat sich ernst zum Kaiser der fromme Abt gewandt,
Das ew'ge Buch der Bücher, das hält er in der Hand,
Er lies't mit lautem Munde der Worte heil'gen Klang,
Daß es in Aller Herzen wie Gottes Stimme drang.

„Und Petrus sprach zum Herren: Nicht so? Genügt ich hab',
Wenn ich dem sünd'gen Bruder schon siebenmal vergab?
Doch Jesus ihm antwortet: Nicht siebenmal vergieb,
Nein, siebenzigmal sieben, das ist dem Vater lieb.“ —

Da schmilzt des Kaisers Strenge in Thränen unbewußt,
Er hebt ihn auf, den Bruder, er drückt ihn an die Brust;
Ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings erwacht —
Nie schöner ward begangen die heil'ge Weihenacht.

145.

Der kluge Richter

von P. Hebel.

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld hab' ich gefunden. Dieß wird's wohl sein! So nimm dein Eigenthum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte

„Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thlr. in dem Tuch eingenäht. Ich finde aber nur noch 700 Thlr. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und eure 100 Thlr. Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch." Das war nicht schön, aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten und Undank schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thlr. als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe und es so bringe, wie er's gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß 800 Thlr. eingenäht gewesen seien, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum Voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: Er ließ sich von Beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: Demnach, wenn der eine von Euch 800 Thlr. verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thlr. gefunden hat, so kann auch das Geld des Letztern nicht das nämliche sein, auf welches der Erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thlr. verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thlr. findet," so sprach der Richter und dabei blieb es.

146.

Auf einen Lügner

von G. E. Lessing.

Du magst so oft, so fein, als dir nur möglich, lügen;
Mich sollst du dennoch nicht betrügen.
Ein einzig Mal nur hast du mich betrogen:
Das kam daher, du hattest nicht gelogen.

147.

Trau, schau, wem?

von Seb. Frank.

Ein Fuchs verkündete den Hühnern und Hähnen, die auf einem Baume saßen, einen ewigen Frieden, der da wäre angestellt mit allen Thieren, also daß fürderhin Wolf und Schaf, Fuchs und Hühner ewige Freundschaft und Bündniß mit einander haben sollten. Damit hätte er gerne die Hennen vom Baume geschwätzt. Aber der Hahn sagte: Das hör ich gern! und reckte dabei den Kopf auf. Der Fuchs fragte: Was siehst du? Der Hahn antwortete: Ich sehe einen Jäger mit Hunden von Ferne. Der Fuchs sprach: Da bleib' ich nicht. Antwortet der Hahn: Harre, so wollen wir auch mit dir hinab, wenn wir sehen, daß die Hunde mit dir Frieden haben. Der Fuchs sagte: Ei, er möchte ihnen noch nicht verkündigt sein; ich fahre dahin!

148.

Die Eichel und der Kürbis

von J. W. L. Gleim.

Sohn, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher!
Keines steht von ohngefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Trat auf Gottes mächtig Wort
Jegliches an seinen Ort.
Alles ist in seiner Welt
Ganz vollkommen. Dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür
Und kunstrichtet Gott in ihr.

So ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann,
Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbis hängen sah,
Den verwegenen Gedanken
Hegete: „Nein, solche Last
„Hätt' ich an so schwaches Reis
„Wahrlich gar nicht aufgehangen.
„Manchen Kürbis, gelb und weiß,
„Reih' bei Reih' in gleichem Raum,
„Hätt' ich wollen lassen prangen
„Hoch am starken Eichenbaum!"
Also denkend geht er fort,
Und gelanget an den Ort
Einer Eiche, lagert sich
Länge lang in ihrem Schatten
Und schläft ein. —

Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht,
Aber, als er schläft, entsteht

In der Eiche hohem Wipfel
Ein Gelispel. Starke Weste
Schütteln ihre vollen Aeste,
Und es stürzt von dem Bewegen
Prasselnd ein geschwinder Regen
Reifer Eicheln von dem Gipfel!
Viele liegen auf dem Grase,
Aber eine fällt gerade
Dem Kunstrichter auf die Nase.

Plötzlich springt er auf und sieht,
Daß sie blutet: „Dieser Schade
„Geht noch an," denkt er und flieht,
Und bereuet auf der Flucht
Den Gedanken, welcher wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht,
Gleich dem Kürbis tragen sollte.
„Träf ein Kürbis mein Gesicht,"
Spricht er, „nein, so lebt ich nicht.
„O wie dumm hab ich gedacht!
„Gott hatt' Alles wohl gemacht!"

149.

Das Blut

von G. H. v. Schubert.

Die Blutmenge des ausgewachsenen Menschenleibes wird auf den fünften bis sechsten Theil seines gesammten Gewichtes geschätzt. Dieser so ansehnliche, leicht bewegliche Theil der Leibesmasse wird in der mittleren kräftigsten Zeit des Lebens in jeder Minute durch etwa siebenzig Pulsschläge und achtzehn Athemzüge in Bewegung erhalten, doch ist jene Zahl der Bewegungen in dem neugebornen Kinde gerade die doppelte. So sind es Tausende von Millionen Malen, daß das Herz im kurzen Menschenleben sich bewegt und der Athem ein- und ausgeht. Unwichtig und bedeutungslos zwar, wie die Zahl der Haare auf dem Haupte, erscheint die Summe dieser Wellen des lebendigen Bächleins in uns'rem Innern. Aber es regt diese Woge ein allgemeiner, durch alles Lebendige wehender Odem auf, der selbst in diesem leisen Spiel der Schwingungen eines vom Leben überkleideten Wassertröpfleins erkannt wird.

150.

Das gestorbene Kind

von H. v. Gilm.

Vom langen Flug hinab zu uns'rer Erde
Ist heimgekehrt mit thauendem Gefieder
Ein Engel, und mit flehender Geberde
Sinkt er am Thron des Allerhöchsten nieder.

Und spricht: Auf einem Stern von Deinen Sternen
Sah ich ein Kind, der Unschuld reinste Blüthe;
Was soll es dort? o laß es mich entfernen;
Schenk mir das Mädchen, daß ich es behüte.

D'rauf schlägt das Herz des Kindes etwas wärmer,
Dann steht es still, die Wangen werden bleicher; —
Und um ein Mädchen ist die Erde ärmer,
Um einen Engel ist der Himmel reicher.

151.

Aus P. Oberbergs Tagebuch.

19. Okt. 1789. Vergeht der Tag auch ohne merklich etwas vor sich gebracht zu haben, so ist er doch gut angewendet, wenn du an demselben mit Eifer gestrebt hast, den Willen Gottes zu thun. Gott bedarf deiner Hülfe nicht, Wirkungen hervorzubringen. Er will nur um deinetwillen, daß du dich seinetwillen eifrig bestreben sollst. Erfolgt dann die erwartete Wirkung nicht, so sei zufrieden. Es muß auch zum Besten dienen, wenn sie nicht erfolgt. Vielleicht wäre es schädlich, wenn sie erfolgt wäre. — Hast du auch aus Steinen Söhne Abrahams erweckt, was hilft es dir, wenn nicht Gottes Wille dich dazu erweckte? O Gott! gib mir also die Gnade, in Allem Deinen Willen zu thun, und mit Deinem Willen freudig zufrieden zu sein.

25. Febr. 1790. Wie wahr ist es doch, daß der, welcher treu im Wenigen ist, über Vieles gesetzt wird. So oft ich mich auch nur in geringen Dingen aus reiner Absicht überwinde, die Gelegenheit suche, meinem Nächsten einen kleinen Dienst aus Liebe zu thun, fühle ich den Zuwachs der Gnade. Wie wahr würde uns das Evangelium werden, wenn wir es nur ernstlich versuchten, alle Vorschriften desselben zu befolgen und dabei unser Inneres genau beobachteten!

24. Juni. Erhalte mir, wenn's Dein Wille ist, die Vorstellung der Ewigkeit so lebendig, wie Du sie mir heute Abend zwischen acht und neun Uhr im Garten werden ließest. O Ewigkeit! Ewigkeit! — Das Leichte und Augenblickliche unserer Trübsal hienieden bringt uns ein Gewicht ewiger Glorie im Himmel. Erfreuet dich die Krone, so laß dich den Kampf nicht verdrießen.

6. Juli. Ich weiß nicht, wann ich mit mehr Wärme zu den Kindern auf der französischen Schule habe reden können. Das majestätische Donnern, welches zu gleicher Zeit geschah und als von Deiner Güte zu rechter Zeit verordnet schien, unterstützte herrlich die Beschreibung des jüngsten Gerichtes. Die Lehre von den letzten Dingen muß etwas allgemein Faßliches und Interessantes haben; denn die Aufmerksamkeit der Kinder ist dabei besonders leicht zu unterhalten und es scheint mir, daß diese besonders auch auf ihren Willen wirke. Es wäre also wohl der Mühe werth, sie recht zu bearbeiten. Die Ermahnung, sich nach dem Unterrichte nicht gleich wieder zu zerstreuen, hat nie einen solchen Eindruck gemacht. Die Lehre von den letzten Dingen müßte auf die Ausübung der wichtigern Pflichten, welche Kinder zu der Zeit zu erfüllen haben, angewandt werden.

30. Aug. Gestern Morgen beim Opfer erfreute mich das Andenken an die heil. Schutzengel aller Kleinen im Lande, die ich mit Vertrauen anrufen konnte, weil mir schien, sie interessirten sich für mich ihrer Pflegkinder wegen.

152.

Bruchstücke eines Lehrgedichtes

von Fr. Rückert.

1.

Thu deine Schuldigkeit, und laß dir nur nicht bangen,
Du wirst zu seiner Zeit dafür den Lohn empfangen.

Nimm dir nicht selbst den Lohn; sonst wird es dir mit Rechte
So gehen, wie dort es ging dem eigenmächt'gen Knechte,

Der brod- und arbeitslos zum Hause war gekommen
Des reichen Herrn, und ward von ihm in Dienst genommen.

„Dir geb' ich für dieß Jahr Ackergeräth und Samen;
Das Landgut vor der Stadt bestell' in meinem Namen.

Und bring' im Herbste nur mir den Ertrag davon,
So geb' ich dir alsdann auch den verdienten Lohn."

Da zog der Knecht auf's Land, und ackert' und bestellte,
Und sah die Ernte bald, die reicher Segen schwellte.

Und als er aus dem Halm die Körner nun gebracht;
Eh' er dem Herrn sie bringt, hat er sich so bedacht:

„Wer weiß, ob mir der Herr den vollen Lohn wird geben?
Zu meiner Sicherheit behalt' ich etwas eben?

Hier am verborgenen Ort will ich ein Theil bewahren,
Bis die Gesinnung dort des Herrn ich hab' erfahren."

Der Körner einen Theil vergräbt er in die Grube,
Und bringt den übrigen Ertrag dem Herrn der Hube.

Der Herr ist mit der Frucht des Jahres wohl zufrieden,
Und hat dem Knecht' mehr als verdienten Lohn beschieden.

Der Knecht hat kaum den Muth, in's Antlitz ihm zu schauen,
Daß er zum guten Herrn nicht hatte mehr Vertrauen.

Er geht beschämt und will gleich das Vergrab'ne holen,
Doch am verborg'nen Ort hat es ein Dieb gestohlen.

Und ganz betroffen tritt er vor den Herren wieder;
Der fragt: „Warum schlägst du vor mir die Augen nieder?"

Er spricht: „Wie dürft' ich je zu dir sie mehr erheben?
Du hast mir über den verdienten Lohn gegeben!

Ich aber habe mir mein Theil hinweggenommen,
Nun ich es bringen wollte, ist es abhanden kommen."

Der Herr sprach: „Besser ist's, wer seine Schuld bekennt,
Doch weil du sie begingst, sind wir hinfort getrennt.

Behalte deinen Lohn, und ich will dir nicht fluchen;
Doch mußt du nun dein Brod bei andern Thüren suchen."

2.

Es kann dir freilich nicht auf dieser Welt gefallen,
Da deine Seele wohnt in schönern Himmelshallen.

Der Abstand ist zu weit, die Kluft wird niemals voll,
Die aufgähnt zwischen dem, was ist, und werden soll.

Die Worte, die du hörst, die Mienen, die du siehst,
Sind lauter Widerspruch mit dem, wovor du kniest,

Der Menschheit schönem Bild, wie es muß einst auf Erden
Gewesen sein, und wie es muß einst wieder werden.

Weß ganzes Streben ist auf dieses Ziel gerichtet,
Ist von der Welt getrennt, und ist ihr doch verpflichtet,

Will ihr mit Liebeszorn, was sie nicht will, aufdringen,
Fühlt, daß er's muß, und fühlt, daß es ihm muß mißlingen.

3.

Sieh dort den Baum, der nie im Sonnenbrand ermattet,
Weil er als Sonnenschirm den eig'nen Fuß beschattet.

Er hält den Boden kühl und feucht, worauf er steht,
Woraus der Wurzelsaft in alle Zweige geht.

Die Wurzel ist bedacht, die Kraft zu wenden oben
Dem Wipfel zu, von dem ihr Schutzdach wird gewoben.

Der Wipfel aber ringt stets dichter sich zu falten,
Und frisch den Nahrungsquell der Wurzel zu erhalten.

So ist ein Männerstamm, der wechselnd sich beschützt;
So jeder einzeln' Mann, der seine Kräfte nützt.

4.

Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet
Die andern, und den Schnitt von keinem andern leidet.

Das beste Menschenherz ist aber, das da litte
Selbst lieber jeden Schnitt, als daß es and're schnitte.

5.

Du bist beglückt, wenn dir, was da ist, ganz gefällt,
Und deine Lust daran so lang' hält, als es hält,
Und dann vergeht, wenn es zum Geh'n auch Anstalt macht,
Dann ist dir and're Lust an Ander'm zugedacht.

6.

Ein schönes Streben ist's, den Guten ähnlich werden,
Die hier vom höchsten Gut Abbilder sind auf Erden;
Doch immer wird das nur ein Bild vom Bilde sein;
Du bilde deinem Geist das Urbild selber ein.

153.

Tod Otto des Großen

von F. J. Damberger.

Im Gefühle des nahen Todes hatte sich der 61—62 Jahre zäh-

lende, von manchen Beschwerden des Alters gedrückte Kaiser Otto nach Merseburg begeben des Vorhabens, dasjenige zu betreiben, was die vollständige Erfüllung seines in der Schlacht bei Augsburg gemachten Gelübdes erheischte. Nachdem dieses gewissenhaft geschehen war, ritt er die Saale hinan und die Unstrutt „in die güldene Aue" zur königl. Pfalz Memleben und dem Benedictiner-Kloster, wo sein Vater Abschied vom Leben genommen. Er traf da Dienstags vor Pfingsten 6. Mai ein, unwohl; dennoch stand er zur Frühmette auf, ging wieder zu Bett, war beim Morgengottesdienste, nach welchem er, dieß seine gewöhnliche Freude, eigenhändig Almosen ausspendete, hierauf ruhte er noch etwas, und kam mit heiterer Miene zur Tafel. Abends fand er sich bei der Vesper in der Kirche ein, sie mitbetend; allein als das Magnificat gesungen war, befiel ihn eine Schwäche. Er mußte sich anlehnen, den Todesschweiß auf der Stirne; man bemerkt es, stützt ihn, bringt einen Stuhl. Er aber verlangt die heil. Wegzehrung, ein Priester beeilt sich sie zu reichen, und kaum hatte der Kranke den Leib des Herrn genommen, so trat, vermuthlich durch Schlagfluß, die Auflösung ein, stille, ohne daß ein Seufzen, ein Röcheln gehört wurde. Der Entseelte ward zu Bette gebracht, und da noch mancher Versuch der Wiederbelebung angestellt; erst spät verkündigte man dem Volke die Trauerbotschaft: daß der große Kaiser von hinnen gegangen sei. Der einbalsamirte Leichnam, dessen Eingeweide in einer goldenen Kapsel zu Memleben im Münster U. L. Frau blieben, wurde, wie es Otto befohlen, zu seiner Lieblingsstadt Magdeburg gebracht, und höchst feierlich durch die Erzbischöfe Gero von Cöln und Adalbert von Magdeburg und mit den Ausdrücken wahren Herzenleids bei St. Moritz neben der Ruhestätte seiner ersten Gemahlin Editha dem Schoß der Erde übergeben. Die Verse des Grabmals, welche noch immer der entarteten Nachwelt, ach fruchtlos! von dem Fürsten reden, der ihr Stolz und Ruhm sein sollte, erwähnt schon der sächsische Chronograph:

Tres luctus causae sunt hoc sub marmore clausae:
Rex, Decus Ecclesiae, summus honor Patriae.
(Drei sind Gründe der Klage hier unter dem Marmor beschlossen:
König, Zierde der Kirch', Deutschland's herrlichste Ehr!)

154.

Dem Ackermann

von J. W. v. Göthe.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesä't! Hier keimet lebendige Nahrung
Und die Hoffnung entfernt selbst vor dem Grabe sich nicht.

155.

Ueber heidnische und christliche Vorbilder

von Ida Gräfin Hahn=Hahn.

Welch ein Unterschied bei der Erziehung der Jugend ist es, ob man ihr als Ideal Epaminondas oder sonstige antike Helden vorführt oder ihr den Blick in den Himmel und auf die unabsehbaren lichten Reihen der Heiligen öffnet; — ob man ihr jene als schöne Bilder zeigt, die in der Wirklichkeit längst abgestorben und ohne warmen Lebensverband mit ihr, aber doch recht schön zu betrachten und zu bewundern sind; oder diese, in der Fülle und Glorie des ewigen Lebens, keine Bilder, sondern Vorbilder, leiblich abgestorben zwar, doch in innigster Gemeinschaft mit den auf Erden Lebenden, weil aus dem Verbande der Kirche keine Seele — die sich nicht selbst ausscheiden will — ausscheidet; hinaufgestiegen aus dem Streit zum Triumph, immer durch große Schmerzen, Prüfungen und Qualen — zuweilen durch große standhaft besiegte Versuchungen — manchmal nach mühselig überwundenen Sünden — noch seltener in ungetrübter Unschuld; — aber hinauf gestiegen aus demselben Leben, aus ähnlichen Verhältnissen, wie jedes Erdenkind, das eine vor sich, die andern um sich her erblickt. — Welch einen mächtigen Einfluß muß es haben, wenn das junge liebende Auge und das warme empfängliche Herz eines Kindes auf diese Vorbilder hingelenkt wird, so daß mit seinem Blick zugleich auch sein Streben sich dem Himmel zuwendet, für den es berufen ist! Was soll es für seine himmlische Bestimmung mit Epaminondas anfangen? oder mit Cato? oder mit Hector — dem Heros meiner Kindheit? — Und welche Mutter unter der Sonne würde nicht gern ihr Kind seiner himmlischen Bestimmung entgegenreifen sehen? —

156.

Der Schiffbruch

von J. G. v. Herder.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug: „Wo ist Don Alonso?“
Riefen sie. (Er war des Schiffes Priester.)

„Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim! (sprach er von dem Borde)
Meine Pflicht beginnt; die Eure endet.“

Und er eilt' hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

157.

Aegyptische Baudenkmale und Hieroglyphen

von J. W. Loebell.

Ehemals sprach man nur von den Pyramiden und Obelisken Niederägyptens als staunenswerthen Zeugen der Kunst, die einst hier geherrscht, und wußte nicht, daß sie von den Denkmalen Oberägyptens bei weitem übertroffen würden, denn es waren diese zwar auch früher von einigen Reisenden besucht worden, aber die Beschreibungen, die sie von ihnen gaben, sind so unvollkommen, daß ihre wahre Bedeutung kaum durchschimmerte. Erst die Expedition der Franzosen am Ende des vorigen Jahrhunderts hat diese Bauwunder wie eine neue unbekannte Welt aufgeschlossen. Von den politischen Zwecken, die Bonaparte bei jener ziemlich abenteuerlichen Unternehmung vor Augen hatte, ist keiner erreicht worden; aber die Wissenschaft hat durch die Forschungen, Beschreibungen, Abbildungen der das Heer begleitenden Gelehrten und Künstler die wesentlichsten Bereicherungen erhalten, und erhält sie fortwährend, da, nachdem die Bahn einmal gebrochen war, ein Reisender durch das merkwürdige Land dem andern folgt und neue Entdeckungen und Aufschlüsse von dort zurückbringt. So kann die neueste Zeit sich rüh-

men, daß die beiden ältesten Culturländer der Welt, Indien und Aegypten, durch sie und für sie aus einem Dunkel traten, welches viele Jahrhunderte für undurchdringlich gehalten wurde.

Unter den Ruinen im oberägyptischen Nilthale sind die bei weitem merkwürdigsten die von Theben, welches in den Zeiten der größten Blüthe und Macht Aegyptens die Hauptstadt des ganzen Reiches war. Es lag zu beiden Seiten des Nils und in einer Art von Kessel, da der Strom hier eine Biegung macht, wodurch die ihn begleitenden Bergketten das Thal nach allen Seiten abschließen. Auf der Stelle, wo Theben einst stand, findet man jetzt eine Reihe von Dörfern, nach deren Namen die neuern Reisenden die Ruinen benennen; sie sind an und auf die alten Tempel gebaut, und ihr Verhältniß zu diesen ist von der Art, daß eines derselben, Medinet-Habu, auf der Ecke eines halbverschütteten Tempeldaches steht. Die Reisenden können nicht Worte finden, den Eindruck, den die gewaltigen Massen, unter denen man sich hier befindet, diese Tempel, Säulengänge, Obelisken, Kolossen, Katakomben hervorbringen, zu beschreiben.

„Von den ausgedehnten Ruinen Thebens," sagt einer derselben, Belzoni, „kann man auch aus den Berichten der geschicktesten und genauesten Beobachter nur eine höchst unvollkommene Anschauung erhalten. Es ist schlechthin unmöglich, sich das hier entfaltete Gemälde vorzustellen, ohne es gesehen zu haben. Die erhabensten Ideen, welche nach den großartigsten Werken unserer Architektur gebildet werden können, würden nur ein sehr ungenaues Bild von diesen Ruinen geben; denn so bedeutend ist der Unterschied nicht nur der Größe, sondern auch der Form, des Verhältnisses, der Construction, daß auch der Pinsel nur eine schwache Idee des Ganzen verschaffen kann. Es kam mir vor, ich sei in eine Stadt von Riesen gekommen, welche nach einem langen Kampfe sämmtlich umgekommen wären, und die Trümmer ihrer Tempel als die riesigen Zeugnisse ihres einstigen Daseins hinterlassen hätten." Von einigen der Ruinen, welche diesen gewaltigen Eindruck hervorbringen, ist es klar, daß sie nicht nur Tempel waren, sondern zugleich Paläste, insofern diese zum öffentlichen Gebrauch bestimmt sind. Ein und dasselbe Gebäude diente in verschiedenen Räumen gottesdienstlichen Zwecken und der Pracht der Könige. Es gehört besonders dahin der Tempelpalast von Karnak auf dem rechten Stromufer. Zu diesem führt von einer andern Ruinengruppe, der von Luxor, aus, den ganzen nicht weniger

als sechstausend Fuß betragenden Weg hindurch, eine Allee von je zehn Fuß auseinander liegenden Sphinxkolossen, deren meiste jetzt von Erde bedeckt sind, die großartigsten zwei Gebäude verbindende Straße von einer solchen Länge, die Menschen je angelegt. Wenn man nach Luxor kommt, findet man die Allee weiterhin in zwei gespalten, von welchen die eine an der Ruinengruppe jenes vor dem Dörfchen Karnak genannten Tempelpalastes, den gewaltigsten von allen, endet. „Diesen Resten" sagt ein deutscher Reisender (Parthey) „eine ruhige Betrachtung zu widmen, ist sehr schwer, denn der Geist wird unaufhörlich hin- und hergeworfen zwischen dem sprachlosen Erstaunen über solche Conceptionen und dem herbsten Schmerze über die gräßliche Zerstörung." Die Säulenhalle dieses Tempels, eine Art von Vorsaal, der zu den innern Gemächern führt, wird als das großartigste Monument der altägyptischen Architektur betrachtet. Hundert vier und dreißig Säulen tragen die Decke, die zwölf mittleren haben riesenmäßige Dimensionen, sie messen vier und dreißig Fuß im Umfang und fünf und sechzig Fuß Höhe, die Capitäler sind so groß, daß hundert Menschen bequem darauf stehen könnten. „Man erstaunt hier," ruft ein anderer Deutscher, Prokesch, aus: „noch mehr über die Kühnheit des Gedankens als über die Verwirklichung selbst." Die Wände der Säle, Hallen und Gemächer sind hier wie in allen anderen altägyptischen Tempeln und Palästen mit Statuen und Reliefs verziert, die letzteren von eigner Art, erhaben, aber auf einem vertieften Grunde gearbeitet, so daß sie über die Wandfläche nicht hervorragen, und buntfarbig bemalt. Außerdem finden sich auch viele Wandmalereien, die nur colorirte Umrißzeichnungen sind. Alle diese Bildwerke sind von großer Wichtigkeit, nicht nur weil wir die Beschaffenheit der Kunst jener Tage daraus kennen lernen, sondern auch weil sie in Beziehung zu den Stiftern der Monumente, an denen sie haften, stehen, uns deren Thaten, besonders kriegerische, in sehr merkwürdiger Weise veranschaulichen, also historische Aufschlüsse geben.

Auch die auf der Westseite des Flusses liegenden Gebäude nehmen, obschon sie dem Riesenpalast von Karnak nicht gleich kommen, eine bedeutende Stelle unter den ägyptischen Denkmalen ein. Hier sind der Palast und Tempel, welche vom Dorfe Medinet-Habu den Namen führen, so wie ein das Memnonium genannter Bau, in dessen Nähe ein Feld die Region der Kolosse heißt, wegen der darauf befindlichen, theils aufrechtstehenden, theils umgestürzten und in Bruchstücken umherliegenden kolossalen Bildsäulen. Die beiden größten derselben haben eine Höhe von

sechs und fünfzig Fuß, die eine ist die wegen eines wunderbaren Tones, den sie bei Sonnenaufgang hören ließ, in der römischen Kaiserzeit hochberühmt gewordene Memnonssäule. Es ist eigentlich die Statue eines ägyptischen Königs, Amenophis III. Merkwürdiger Weise wurde jener wunderbare Ton nur vernommen, so lang die Statue zertrümmert war. Ein Erdbeben hatte sie nämlich kurz vor Christi Geburt umgestürzt, im Anfang des dritten Jahrhunderts wurde sie wieder hergestellt, aber das Wunder hatte sein Ende erreicht. Memnon blieb seit der Zeit lautlos. Die Ohrenzeugen verglichen den Schall mit dem Riß einer zerspringenden Saite. Man hat ihn lange für einen Betrug der ägyptischen Priester gehalten, seitdem aber neuere Reisende vielfältig die Erfahrung gemacht haben, daß in ägyptischen Tempeln beim Sonnenaufgang, wenn auf die Kühle der Nacht plötzlich Erwärmung folgt die Steinmassen ähnliche Töne vernehmen lassen, findet das Phänomen seine natürliche Erklärung.

Nicht weit von diesen Kolossen sieht man die Reste eines Gebäudes, an welchem die Wuth der Barbaren besonders große Zerstörungen verübt hat. Man glaubt darin den Bau zu erkennen, welchen der Geschichtsschreiber Diodor das Grab des Osymandyas nennt, und für eines der bewunderungswürdigsten Werke ägyptischer Kunst erklärt, ein Urtheil, welchem die Trümmer nicht widersprechen. Es trug nach seinem Berichte folgende Inschrift: „König der Könige Osymandyas bin ich. Will Jemand wissen, wie groß ich bin, und wo ich liege, so übertreffe er eines meiner Werke.“ Der Name Osymandyas kommt sonst nirgend vor, man weiß ihn daher chronologisch nicht einzureihen, und vermuthet, daß es ein sonst bekannter König unter anderm Namen sei.

Sonst sind die meisten und wichtigsten Grabdenkmale nicht über der Erde zu suchen. Vielmehr zieht sich Medinet-Habu auf zwei Wegesstunden Länge in der das Thal zunächst begrenzenden libyschen Bergkette hin, die fast nicht weniger als die großen Tempel und Paläste merkwürdige unterirdische Todtenstadt Thebens, seine Hypogaen oder Katakomben umfassend, wie jede ägyptische Stadt sie hatte; aber besonders weitläufig und reich, mit großer Sorgfalt und Kunst angelegt, die Hauptstadt. Durch Stollen, Gänge, Gallerien sind diese Grüfte mit einander verbunden, gerade Treppen und Wendeltreppen führen in die Tiefe: senkrechte Schachten oder Brunnen, wie man sie nennt, unterbrechen die Gänge. Schon in der alten Zeit muß es schwer gewesen sein, sich hier

zurecht zu finden, jetzt wo viele Gräber verschüttet, zugefallen, durchwühlt sind, ist Alles noch labyrinthischer und chaotischer. Gestalt und Größe der Gräber richteten sich nach dem Stand und Vermögen der Familien, die Aermern begnügten sich mit einer Kammer, Reichere ließen sich Grüfte von zwei, drei und mehr Kammern bereiten. Auch die Wände der Grabkammern sind mit Reliefs und Frescobildern versehen, die sich zum Theil mit wunderbarer Frische erhalten haben, und außer der oft wiederkehrenden Darstellung des Todtengerichtes sich besonders auf die Lebensgeschichte des Bestatteten beziehen, indem sie die Arbeiten verschiedener Handwerker, des Landbaues u. s. w. darstellen, daher für die Kenntniß des häuslichen Lebens der alten Aegypter sehr lehrreich sind. Nicht minder sind es die Ueberreste der Geräthe selbst, die dem Verstorbenen im Leben gedient, und die man auf den Boden der Grabkammern stellte, indem man dem Kaufmann Wage und Gewichte, dem Apotheker Arzneien, dem Soldaten Waffen, und so fort Jedem die Merkmale seines Standes mitgab. Außerdem findet man viele Schlüssel, Lampen, Büchsen, Kästchen, kleine Idole, Schmuck aller Art, als Ringe, goldene Halsketten u. s. w. in den Gräbern, sowie an den unzähligen Mumien Papyrusrollen verschiedenen über manche Verhältnisse belehrenden Inhalts. Die Bewohner des Dorfes Gurna am Eingang der Grüfte treiben seit langer Zeit kein anderes Geschäft, als daß sie die Felsenkammern durchsuchen, Mumien und alle jene Geräthe, Idole und Zierrathen an das Tageslicht bringen, und sie an die Europäer um theure Preise verkaufen, wobei dann Vieles auf die roheste Weise vergeudet und vernichtet worden ist. Und doch sind diese unterirdischen Schatzkammern noch lange nicht ausgeschöpft; fortwährend steigt noch im eigentlichen Sinn des Wortes das alte ägyptische Leben aus den Gräbern hervor. Alle für die verschiedenen Stände des Volkes bestimmten Grüfte werden an Größe und Pracht bei weitem übertroffen von den Königsgräbern, welche an einem abgesonderten Orte in einer schauerlichen, von kahlen gelbbraunen Felswänden umgebenen Oede, die recht zu einem Wohnplatz der Todten gemacht scheint, liegen. Zwei und zwanzig dieser Gräber (das Alterthum kennt etwa noch einmal so viel) sind jetzt geöffnet und zum Theil ausgeplündert. Ein von dem muthigen und thätigen Belzoni entdecktes und eröffnetes übertrifft alle anderen an Pracht und besonders an Schönheit und Frische der Wandmalereien.

Daß diese erstaunlichen Denkmale sich theilweise erhalten haben, immer wieder von neuem untersucht, auch den Entfernten durch Abbildun-

gen einigermaßen vor Augen gebracht werden können, ist kein geringer Gewinn für die Geschichte. Wir erhalten dadurch ein Bild von der einstigen Pracht und Herrlichkeit der kolossalen Hauptstadt, ungleich anschaulicher und ergreifender als es auch ausführliche Berichte der Alten thun können. Wir thun hier Blicke in eine Cultur und einen ausgebildeten Kunstsinn, wir sehen hier eine Großartigkeit im Entwerfen von Plänen zur Verherrlichung der Religion und des Staatslebens, und eine Bereitschaft von Mitteln zu ihrer Ausführung, wie wir sie ohne diese stummen und doch so beredten Zeugen in einer so entfernten Zeit durchaus nicht suchen würden. Denn wir wissen mit Bestimmtheit, daß die wichtigsten und bedeutendsten dieser Bauten, welche die Blüthe der ägyptischen Kunst bezeichnen, lange vor dem Ablaufe des zweiten Jahrtausends vor Christus entstanden sind. Und zwischen diesen hohen Blüthen und den ersten rohen Anfängen der Kunst muß eine Reihe von Jahrhunderten allmäligen Wachsthums der Erzeugungskraft und Fertigkeit liegen.

Für die Bestimmung der Blüthenperiode der ägyptischen Cultur ist demnach die Erbauungszeit jener bewunderungswürdigen Denkmale das wichtigste Hülfsmittel, und über diese können wir erst urtheilen durch eine der wichtigsten Entdeckungen, welche das neunzehnte Jahrhundert im Gebiete der Alterthumswissenschaft gemacht hat, des Schlüssels nämlich zur Lösung der Hieroglyphen, jener merkwürdigen heiligen Zeichen, mit welchen die Monumente reichlich versehen sind, die ihre Außenseite zuweilen ganz bedecken. Sie sind meistens mit großer Schärfe und Sorgfalt in Stein gehauen und zum Theil übermalt; die nicht auf Wänden und Obelisken, sondern auf kleineren Denkmalen z. B. Sarkophagen befindlichen, sind oft bloß gemalt. Sie stellen Dinge der mannigfachsten Art vor, Naturgegenstände jeder Gattung, die Himmelskörper, Pflanzen, Thiere, Menschen, Glieder des menschlichen Leibes, dann Werke der Menschenhand, Geräthschaften, Gebäude u. s. w., ferner geometrische Figuren und phantastische Gebilde. Im Ganzen hat man mindestens neunhundert solcher sich bald mehr bald weniger wiederholender Vorstellungen gezählt.

Die Sage von tiefen Kenntnissen und geheimen Wissenschaften, in deren Besitz die ägyptischen Priester gewesen sein sollten, hat die Gelehrten früher mit einer wahren Sehnsucht erfüllt, die Bedeutung der Hieroglyphen zu erforschen, weil man nicht zweifelte, mit dieser Kunde den Zugang zu jenen geheimen Kenntnissen zu erlangen. Auf Aussagen der Alten, besonders späterer Griechen gestützt, welche durch die Anschauung

jener reichen Mannigfaltigkeit von Figuren vollkommen bestätigt zu sein schienen, glaubte man nicht anders, als daß die Hieroglyphen sämmtlich zu einer Sinnbilderschrift dienten, die sich auf die Laute einer bestimmten Sprache so wenig bezöge, wie die chinesische. Da nun Symbole, wenn man nicht im Besitz des bestimmten Schlüssels ist, höchst verschieden gedeutet werden können, so war damit der Willkür der Auslegung der freieste Spielraum gegeben; man ersann träumerische weit ausgesponnene Hypothesen, durch die aus den Hieroglyphen nichts herausgelesen werden konnte, als was die Phantasie der Erklärer erst hineingetragen hatte. Längst hatten daher alle besonnenen Forscher es völlig aufgegeben, auf diesem Wege zu einem befriedigenden Aufschluß zu gelangen, als bei Gelegenheit der französischen Expedition eine Entdeckung gemacht wurde, welche auf einem ganz anderen Wege zu überraschenden, höchst merkwürdigen Ergebnissen führte. Man fand nämlich zu Rosette einen später in die Hände der Engländer gefallenen und jetzt in London aufbewahrten Stein mit einer dreifachen Inschrift, in Hieroglyphen, in enchorischer oder ägyptischer Volksschrift, und in griechischer Sprache, die damals — der Stein stammt aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts vor Ch. — einem ansehnlichen Theile der Bevölkerung allein verständlich war. Aus dieser letzten ersah man den Inhalt, Ehrenbezeugungen nämlich, von der ägyptischen Priesterschaft dem Könige Ptolomäus Epiphanes zuerkannt, und wie ausdrücklich gemeldet wird — daß die beiden ägyptischen Texte dasselbe enthielten. Dieß war das eigentlich Wichtige; denn nun hatte man einen festen Boden für Versuche, die ägyptische Schrift zu entziffern, zumal da in den Inschriften Eigennamen vorkamen, die ägyptisch lauten müssen wie griechisch, oder doch sehr ähnlich. Zuerst fand der berühmte Orientalist Sylvester de Sacy, daß in der enchorischen Schrift der Name Ptolomäus mit Lautbuchstaben geschrieben war, worauf dann weiter schreitend der Engländer Young auf die Meinung kam, daß die in der entsprechenden hieroglyphischen Gruppe enthaltenen Zeichen gleichfalls Buchstaben seien. Aber der Ruhm, diese Entdeckung festgestellt, vermöge derselben den Weg zur Lesung und Erklärung der Hieroglyphen gefunden und sie dadurch für die Wissenschaft erst fruchtbar gemacht zu haben, gebührt dem Franzosen Champollion dem Jüngern. Unterstützt durch die Auffindung einer zweiten durch einen altgriechischen Text erläuterten Hieroglyphenschrift konnte Champollion die alphabetische Natur dieser Namen enthaltenden Hieroglyphengruppen unzweifelhaft darthun, denn hier kam

außer dem Namen Ptolomäus auch der der Kleopatra vor, und vier beiden Wörtern gemeinsame Buchstaben **R O B E** werden in beiden durch dieselben Bilder ausgedrückt.

Champollion erkannte aber, daß es außer diesen phonetischen Hieroglyphen (d. i. Lauthieroglyphen), wie sie jetzt allgemein genannt werden, noch zwei andere Gattungen gibt. Zuerst wirklich symbolische oder tropische verschiedener Art, wie wenn der Tag durch die Sonne, die Herrschaft durch den Vordertheil eines Löwen bezeichnet wird, dann eine Classe von Hieroglyphen, welche Champollion figurative nennt, die nämlich den Gegenstand selbst, dessen Bild vorgestellt wird, bezeichnen. Auch findet öfters eine enge Verbindung von phonetischen und andern Hieroglyphen statt, so daß sie nebeneinandergestellt zusammen einen Begriff bilden. Dieselben Gattungen kommen auch in den beiden andern Schriftarten, deren sich die Aegypter bedienten, vor, in der priesterlichen (hieratischen), und in der Volksschrift, welche letztere unter den Benennungen der enchorischen, der demotischen und der epistolographischen vorkommt. Denn diese Schriftarten sind aus der hieroglyphischen als der ursprünglichen entstanden, die hieratische besteht aus abgekürzten hieroglyphischen Zeichen, die demotische ist die noch mehr zusammengezogene hieratische.

Nun konnte aber die Entdeckung, daß es überhaupt phonetische Hieroglyphen gibt und die Deutung einiger derselben vermittelst der entsprechenden griechischen Lautzeichen, noch nicht weiter führen, wenn man nicht den Schlüssel zum ganzen Alphabet fand, und die Sprache kannte, in welcher man vermittelst der Hieroglyphen schrieb. Die Sprache, die man zu Grunde zu legen hatte, konnte keine andere sein, als die koptische, indem man zu der Annahme berechtigt war, daß die Wörter derselben die altägyptischen mit unerheblichen Veränderungen sind. Als Schlüssel zum Alphabet fand Champollions Scharfsinn das Gesetz, daß man, um einen Buchstaben durch eine phonetische Hieroglyphe auszudrücken, das Bild eines Gegenstandes hinstellte, dessen erster Laut der zu bezeichnende Buchstabe war, und da dieses durch sehr verschiedene Gegenstände geschehen konnte, so erklärt sich daraus die weit über die Zahl eines gewöhnlichen Alphabets hinausgehende Menge der Lauthieroglyphen. So nahm man z. B. für das **K** bald eine Schale, bald eine Mütze, weil jene ägyptisch **Kelol** diese **Klaft** heißt, wie man, wenn man deutsch so schreiben wollte, für das **B** ein Beil, einen Berg, ein Blatt u. s. w. wählen könnte. Es scheint, daß sich die ägyptischen Steinhauer bei der Wahl unter den

gleichlautenden Hieroglyphen oft von dem Raume, den sie für die Inschrift benutzen konnten, leiten ließen. Dieses Champollionische Gesetz hat sich durch die glückliche Enträthselung einer großen Reihe von Namen, deren Richtigkeit sich durch unsere sonstige Kunde von der ägyptischen Geschichte und Mythologie erproben läßt, vollkommen bewährt, so wie wiederum durch Champollions und Anderer, die in seine Fußstapfen traten, Entzifferungen unsere Kenntniß des ägyptischen Alterthums große Bereicherungen erfahren hat, und fortwährend erfährt. Die hieroglyphischen Inschriften auf den Obelisken und Gebäuden enthalten allerdings nicht, wie man es so lange geglaubt hat, Aufschlüsse über religiöse philosophische oder gar magische Geheimlehren, es sind größtentheils mehr oder weniger prunkvolle Weihungsformeln in Bezug auf die königlichen Erbauer der Gebäude. Aber eben diese Namen sind durch die beziehungsreichen Verbindungen, in denen sie hier erscheinen, sehr belehrend. Sie finden sich mit Ausnahme der Gräber auf allen ägyptischen Denkmalen als die der Gründer; und die daraus hervorgehenden Zeitbestimmungen für die Errichtung der Bauwerke bilden einen Punkt, über welche, wie schon oben bemerkt ist, die Hieroglyphenentzifferung ein sehr wichtiges Licht verbreitet hat. Eben so lehren auch die Inschriften erst die Helden kennen, welche in den Abbildungen, die Kriegsscenen, Triumphzüge und Aehnliches darstellen, gefeiert werden.

158.

Auf die Taufe eines Negers

von W. A. v. Schlegel.

Den schwarzen Sohn der sonnentflammten Zone
Entführt aus seinem Palmen-Vaterlande
Europa's Geiz, daß er an fernem Strande
In hartem Sclavendienst verschmachtend frohne.
Die Freiheit wird dem Armen erst zum Lohne.
Für seine Treu' entfallen ihm die Bande;
Er lernt, beglückt in seinem niedern Stande,
Daß Mild' und Recht im Land der Weißen wohne.
Bald winken ihm zwei segnende Gestirne:
Seht! Huld und Adel mit vereintem Triebe
Geleiten ihn zum heil'gen Glaubensbade.

Ein Lichtstrahl fällt auf seine dunkle Stirne,
Ihm offenbart der Christen fromme Liebe
Das göttliche Geheimniß ew'ger Gnade.

159.

Die Araber

von J. v. Radowitz.

„Er wird ein wilder Mensch sein; seine Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn." (Mös. 16, 12.)

Es ist unmöglich in diesem Bilde nicht den Araber, den Nachkommen Ismaels wieder zu erkennen. Die Weissagung ist bis auf den heutigen Tag in voller Erfüllung geblieben. Die gewaltsamsten Ereignisse der Geschichte sind an diesem wilden und edlen Volke vorübergegangen, ohne seinen Charakter zu ändern. Weder Assyrien noch Persien vermochte sie zu unterjochen, die Staatskunst der Ptolemäer versuchte sich vergeblich an ihnen; die weltherrschende Roma so wenig als die hohe Pforte konnte ihnen die Verheißung rauben. Immer noch ist ihre Hand gegen Jedermann, Jedermanns Hand gegen sie.

Ebenso wie Israels wunderbar erhaltenes Volk, stehen sie unter den Trümmern der Nationen als zwei Zeugen der Wahrhaftigkeit des Gottes, der ihre Schicksale voraus bestimmt hat.

160.

Die Sternseherin

von M. Claudius.

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gethan,
Und Niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern am Himmel an.

Sie geh'n da hin und her zerstreut,
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch, und aufgereiht,
Wie Perlen an der Schnur.

Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und schön;
Ich seh die große Herrlichkeit
Und kann nicht satt mich seh'n.

Dann saget unter'm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt was Beſſ'res in der Welt,
Als all ihr Schmerz und Lust."

Ich werf mich auf mein Lager hin,
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn,
Und sehne mich danach.

161.

Die Sterne

von J. N. Hortig.

Es sind der Sterne, die am blauen Himmel schweben, und wie Tropfen im Weltmeere herumschwimmen, viele Tausend und Tausende; kein Mensch hat es noch vermocht, ihre Zahl zu bestimmen, und keiner wird es je zu thun im Stande sein: je mehr die Werkzeuge zur Sternkunde verbessert werden, je mehr der Fleiß und die Kunst, den Himmel zu beachten, zunimmt, desto größer wird auch die Anzahl der Himmelskörper für uns. Und so ist kein Ende und keine Geschlossenheit abzusehen, sondern dieses tiefe blaue Himmelsmeer ist weder zu ergründen, noch zu ermessen. Dieses mag man schon daraus abnehmen, daß jener ungeheure weiße Streif am Himmel, der in heitern Nächten kaum recht sichtbar ist, und die Milchstraße genannt wird, aus lauter neben einander, und hinter einander stehenden Sternen zusammengesetzt ist, deren Schein dergestalt in einander fließt, daß er fast den ganzen Himmel wie ein weißer Gürtel zu umgeben scheint; und außer solcher Menge, die wir nicht einmal recht sehen und unterscheiden können, gibt es gewiß noch tausend und tausendmal so viele, die wir gar nicht sehen.

Gott aber kennt alle diese Lichter, und hat sie gezählt und abgewogen, er mißt, wie Jesaias so kräftig schön sagt, er mißt mit seiner Hand die Wasser, und gibt dem Himmel mit freier Spanne die Richtung, und trägt auf dreien Fingern die Last der Erde. Da ist kein Punkt, den er nicht wüßte, und kein Stäubchen in dem großen, großen Raume, das ihm unbekannt wäre. Wie weit aber dieser Raum, wie ungeheuer die Entfernung der Sterne von uns und von einander sei, das ist eben so gut wieder über unsere Erkenntnißkräfte, wie ihre Anzahl. Wenn wir nur dieses recht bedenken, daß schon die Sonne eilf tausendmal so weit von uns entfernt sei, als unsere ganze Erde in der Mitte durchmißt, und daß der allernächste unbewegliche Stern wieder um siebenundzwanzigtausendmal weiter von der

Erde abstehe, als die Sonne, so geht ja dieser Raum schon über unsere Begriffe, und wir müssen unter dem Gedanken an die Größe des Weltalls, und an die Größe Desjenigen, der es geschaffen hat, erliegen.

Von der Größe dieser Himmelskörper wäre freilich Vieles zu sagen, und es ist Manches durch fleißiges und kluges Forschen bekannt geworden, aber es ist Weniges davon allgemein verständlich. Vergleichungsweise wollen wir nur das erwägen: obwohl der größte Berg, den man kennt, doch kaum ein Sandkörnchen im Vergleiche mit der Erde ist, so ist doch diese uns so groß scheinende Erde um mehr als ein Millionenmal kleiner als die Sonne, die nur wie eine kleine leuchtende Scheibe erscheint.

Doch wir bedürfen der künstlichen Berechnungen und der gelehrten Erfahrungen nicht, wenn wir nur mit gesundem Auge und reinem Gemüthe in einer heitern Mitternacht zum Himmel aufschauen, so sieht aus der Pracht und Größe desselben Gottes Allmacht gar deutlich uns entgegen. Wie klein muß uns da die Erde, und wie klein muß auf dieser kleinen Erde der Mensch erscheinen! Wie gedemüthigt muß er ausrufen: was ist der Mensch, o Herr, daß Du sein gedenkest, was ist der Sohn eines Weibes, daß Du Dich seiner annimmst? und der Herr hält es nicht für zu geringe, sich seiner anzunehmen, für ihn, wie für jedes große und kleine Geschöpf zu sorgen, seinen Gang wie den Gang der Sterne zu regieren.

Die Sterne da oben gehen so ordentlich und ruhig ihren Gang; hier unten auf der kleinen Erde aber ist gar oft Unordnung, Tumult und Aufruhr: hier fließen Thränen, hier fließt Menschenblut in Strömen, und das Elend und das Laster erhebt sich riesengroß wie ein Gebirge: aber auch diese Verwirrungen können Gottes Plane nicht zerstören; in all diesen Unordnungen, bei allen Umwälzungen erhielt er doch diese Erde und ihre Geschöpfe und das Geschlecht der Menschen und Alles blühte nach den Stürmen wieder, und nahm zu an Kraft und an Vollkommenheit, und kein Jammer, und keine Gewaltsamkeit konnte im schwachen Menschenherzen den Funken Gottes, die Hoffnung einer bessern Welt, das Bewußtsein einer höhern Bestimmung tilgen! durch Freuden und Leiden, durch Gottes Heimsuchung mit Trost und mit Strafe mußte der Mensch erzogen und gebildet werden, und keiner davon konnte zu Grunde oder verloren gehen, als der es selbst hartnäckig und trotzig wollte.

162.

Türkischer Denkspruch.

Thu' das Gute und wirf es in's Meer:
Weiß es der Fisch nicht, so weiß es der Herr.

163.

Ueber Abbas Sseffah, d. i. der Blutvergießer, der erste der Chalifen aus dem Hause Abbas.

von J. v. Hammer = Purgstall.

Jeder Gründer eines großen Herrschergeschlechtes ist ein Meilenzeiger auf den mit hohem Grase dicht bewachsenen Steppen orientalischer Geschichte und schon deßhalb zieht der Gründer der Herrschaft im Hause Abbas, welches ein halbes Jahrtausend hindurch sich auf dem Throne des Chalifates erhalten, vor vielen andern Herrschern die Augen auf sich. Den Beinamen des Blutvergießers könnte einen außerordentlichen Tyrannen vermuthen lassen, welcher, ein zweiter Hedschadsch, Menschenblut in noch reichern Strömen vergossen, als andere Chalifen, die sich durch solchen Beinamen nicht auszeichnen; aber dieß ist, sonderbar genug, der Fall nicht. Der Titel des Blutvergießers gebührt dem Gründer des Hauses Abbas persönlich ebenso wenig vorzugsweise, als der des Gottlosen dem Chalifen Welid, der erste dieses Namens aus dem Hause Omeje. Blut ist zwar in Strömen geflossen und auf die unmenschlichste Weise, um damit den auf den Trümmern des Chalifen der Beni Omeje neu errichteten Thron der Beni Abbas zu verkitten; aber nicht persönlich durch Abbas, sondern durch den Abu Moslim, den blutigen Thronwerber des Hauses Abbas in Chorasan und durch Abdallah, den Oheim des Gründers, den Vertilger des Geschlechtes Omeje in Syrien. Durch ihre Grausamkeit und Unmenschlichkeit hat der Gründer des Chalifates der Beni Abbas die Bluttaufe seines Beinamens erhalten, welche minder seine Person, aber leider um so mehr das ganze Herrscherhaus verdient, das durch ein halbes Jahrtausend blutig regierte, wie ein rothes Wetter-Gestirn blutig aufgegangen und noch blutiger untergegangen in den Strömen von Blut, womit bei Bagdads Eroberung die Mongolen die Fluthen des Tigris geschwellt. Den Beinamen des Blutvergießers trägt also

Abbas als die Leibfarbe seines Thronwerbers Abu Moslim und seines Oheim Abdallah, als das Abzeichen seines ganzen Geschlechtes, welchem die rothe Farbe ebenso gut zugesagt hätte, als die von demselben ausschließlich angenommene schwarze, von welcher sie von den griechischen Geschichtschreibern Maurophoren, d. i. die sich schwarz Tragenden, genannt werden. Roth ist die Farbe des Blutes und der Opfer, schwarz ist die Farbe des Grabes und der Trauer; die Rothen nannten sich in der Folge vorzugsweise die Assassinen, die Schwarzen die Beni Abbas. Als später der steigende Reichthum und Luxus, trotz dem Verbote des Propheten, mit goldenen Geschirren prunkte und dem schlichten Schwarz im Gewebe des arabischen Fürstenmantels das Gold beimischte, eignete sich diese Doppelfarbe besser zum Symbole des heiligen Dunkels und des Glanzes der Majestät. Schwarz und Gold, die Farben des arabischen Fürstenmantels, gingen als Kaiserfarben in die Insignien und den Haushalt der römischen Kaiser im deutschen Reiche über*) und leben noch in denen der Kaiser von Oesterreich fort. Schwarz, die Farbe der Nacht, und Gold, die Farbe der Sonne, welche aus jener geboren wird, die symbolischen Farben des allen Regierungen nothwendigen Staatsgeheimnisses und der populären Oeffentlichkeit: Schwarz ist nach der Deutung der arabischen Geschichtschreiber die Farbe der Wolken und des Schattens (so hießen die beiden schwarzen Fahnen der Beni Abbas) welche, wie gerechte und milde Herrschaft kühlen und erfrischen; Gold ist die Farbe des edelsten Metalles und der Sonne, deren Herrlichkeit aller Augen einleuchtet. Schwarz, die Tracht der vier Facultäten, der Gottesgelehrsamkeit, der Arznei- und Rechtswissenschaft und der Philosophie, und Gold, der Schmuck der Ritter und Frauen, mögen sich immer als Symbol des schönsten Verbandes von Wissen und Kultur in deutschen Schleifen vereinen: nur bleibe dem Schwarz und Gold die rothe Farbe fern, die nur dem Blutvergießer ziemt.

---

*) Wir lassen diese Behauptung dahin gestellt. Siehe hierüber: „Zeichen, Fahnen und Farben des deutschen Reiches. Historisch erörtert. Frankfurt a. M. 1848."

164.

Die Unergründlichkeit Gottes.

Aus dem Schah Nameh des Firdussi.

Im Namen deß', der sonder Trug Verstand beherrscht und Geist,
Um dessen Höh'n der kühnste Flug des Denkens nicht mehr kreis't;
Die Seelen sind Ihm unterthan, dem Helfer und Berather,
Er führt sie alle ihre Bahn, ihr Nährer und ihr Vater;
Auf Erden gilt Sein Machtgebot, und in des Himmels Fernen,
Er glüht in Sonn' und Abendroth, Er glänzt in tausend Sternen.
Kein Name ist, der Ihn erfaßt, kein Zeichen, kein Gedanke,
Der die Substanz geformt Du hast, für Dich ist keine Schranke.
Wer ward den Schöpfer je gewahr? wer hat Ihn je gesehen?
Wär' Dir ein Auge wie dem Aar, hier würd' es übergehen.
Des Denkens tiefste Kraft bekennt, daß Ihn sie nicht ermißt:
Wo ist der Name, der Ihn nennt? der Ort der Ihn umschließt?
Das Wort, und kann es auch kein Band der Elemente binden,
Naht Ihm doch nicht, und kein Verstand, kein Geist mag Ihn ergründen.
Denn wenn auf Ausdruck sinnt der Geist, und Wort und Bild sich wählt,
Er faßt es nur, sowie zumeist der Sinn sich ihm vermählt.
Wer ist's, der solcher Kraft sich rühmt, zu loben Ihn nach Würden,
Vor dem es nur dem Schweigen ziemt in Demuth sich zu gürten.
D'rum singe Du mit regem Fleiß, mit Deinem ganzen Leben
Von nichts als Deines Schöpfers Preis, so viel Dir Kraft gegeben.
Laß Dir genügen, daß Er sei, kannst du das Was nicht fassen;
Was frommt die eitle Rednerei, wo dich der Sinn verlassen?
Doch lasse d'rum das Forschen nicht, nach seinem Pfad zu trachten;
Nur sollst du, wo's an Licht gebricht, das heil'ge Dunkel achten.

165.

Das Himalayagebirg.

Aus dem „Ausland.“

Das Riesengebirge Indiens, die mit ewigem Schnee gekrönte Kette des Himalaya, deren Silbergipfel in ungetrübter Klarheit hoch über den schwülen Niederungen des heißesten Erdstrichs emporsteigen und in vertikaler Richtung von allen Klimaten gegürtelt werden, umschließt die höchsten Punkte unseres Erdballes. Es ist, wie die Chinesen sich ausdrücken, „der Rückgrat der Welt“, ein Hochland, dergleichen keines mehr gefunden

wird, an dessen Rande sich Gebirge über Gebirge nach allen Weltgegenden aufwerfen, zwischen denen geheimnißvolle Hochthäler, nur halb gekannt, sich hinziehen, die seit Urzeiten schon der indischen Religionspoesie Stoff zu den heiligsten Gesängen lieferten. Vom Fuße der riesenhaften Gebirgsmasse, die in mehreren Parallelketten von fünfzig Meilen Breite sich fast über ganz Centralasien erstreckt, begann die älteste Völkerbildung; auf ihrer Höhe ist der Götterthron, der stolze Meru; die Erdmitte und der Urquell aller Ströme liegt zu innerst derselben zwischen hochaufsteigenden Krystallsäulen ewigen Eises. Von dort stürzt, nach der Sage, der Ganges herab von Wischnu's Fuße, auf Siwa's Haupt, dessen Haare die hängenden Eispfeiler sind, zwischen denen zu Gangotri aus Gletschergewölben der heilige Strom der Brahmanen hervorbraust, und westlich von ihm entspringt die nicht minder heilige Dschumna. Hier ist Indra's, des Donnerers Sitz, und in schwindelnden Höhen, an furchtbaren Abgründen, zu denen man nur mit Mühe und nicht ohne Gefahr gelangen kann, erheben sich Tempel, zu denen Hunderttausende wallfahrten, um Brahma zu opfern. Der eigentliche Himalaya erstreckt sich gegen 300 Meilen weit, mit einer mittleren Kammhöhe von 15.000 Fuß, über welche sich einzelne Gipfel noch 7 — 10,000 Fuß erheben; zu diesen gehören der Djawa-Giri, der bis 24,150, der Tschamalari, der bis 26.000 und der Dohlagir, der bis 26,340 Fuß aufsteigt, und in des letztern Nähe sind noch acht Berge zwischen 14,500 und 23,700 Fuß Höhe. Von der höchsten Schneekette bis herab in's ebene Land oder vielmehr bis zum Südrand Hochasiens, von dem Indien in Terassen abfällt, breitet sich ein großartiges Alpenland aus, erfüllt mit allen Scenen eines Riesengebirges, durchbrochen von schauerlichen Querthälern, aus denen Flüsse donnernd hervorbrausen, getrennt durch ausgedehnte Längenthäler, wie die des Satadru und Brahmaputra, verbunden durch viel verzweigte Bergjoche und Höhenzüge. Die genannten hohen Gipfel stehen nicht vereinzelt, sondern gruppirt mit niedrigen Bergmassen und längst der riesigen Kette vertheilt, so daß das Ganze den Anblick mehrerer über einander aufstrebender Hochalpen gewährt, auf denen thurmartige Massen im ewigen Schnee emporsteigen. Kein Wunder, daß die Hindu die Sitze der Götter, Zauberpaläste und herrliche Scenen dort hinauf verlegten; hat ja der Mensch überall versucht, eine Leiter von der Erde zum Himmel zu bauen; in Indien ist diese Leiter großartiger, majestätischer, unerklimmbarer als irgendwo sonst; darum hatte hier, wie die Vedahs, die heiligen Bücher der Inder, be-

weisen, die Einbildungskraft freieres Spiel. — Die Wassersysteme des Indus und Ganges durchschneiden das riesige Hochland, das einen Flächenraum von nahe 12,000 deutschen Quadratmeilen bedeckt und auf demselben liegen von Westen gegen Osten die eigene Staaten bildenden Alpenlandschaften: Klein-Tübet, am oberen Indus; Kaschmir, zwischen dem Indus und Sedledsch; Sirinagur mit dem Djawa-Giri, an den Quellen des Ganges und der Dschumna mit den drei Alpenthälern Kämaon, Gherwal und Sourmur, ferner Nepal mit dem Dohlagir; Groß-Tübet, um den nördlichen Brahmaputra; Butan mit dem Tschamalari und Assam, am untern Brahmaputra. Am südlichen Fuße der Gebirgskette liegt noch ein hügeliger, wildreicher Waldsaum, Tarai genannt. Sineschan und Nanling, die neuerdings die Aufmerksamkeit Englands auf sich zogen, sind bis jetzt fast noch gar nicht durchforscht. — Die einzelnen Flußthäler, in denen die Bergströme mit reißender Gewalt unter Gewölben von Eis und Felsen, bald tiefblau, bald weißschäumend daher brausen, sind durch 15—17000 Fuß hohe Pässe verbunden; an den Seiten stehen ungeheure Felsenmauern senkrecht auf, oder liegen Schneemassen auf den abschüssigen Bergen, oder diese selbst starren gleich Thürmen und Säulen von Granit in die Luft empor. Schwindelnde Abgründe öffnen sich hier dem verwegenen Wanderer. Auf Leitern und eingehauenen Stufen steigt man nicht selten fast senkrecht hinauf. Dörfer und Städte, wie Ridang, Marang u. a. liegen auf gewaltigen Höhen, oder in tiefen warmen Thalgründen; Pässe auf Pässe leiten über die gethürmten Bergmassen, bis endlich Schipke, im Satadruthale, durch den 13,518 Fuß hohen Paß Pining, der erste Ort auf der Massenerhebung von Tübet, erreicht ist. Hier endet die Pflanzencultur mit 10,000 Fuß, weiter im Gebirge erst mit 11,400 Fuß, endlich mit 13,600 Fuß; die Waldgränze ist zuerst 11,800, dann 13,000, zuletzt 17,000 Fuß und weiter östlich noch höher; zwischen 11 und 12,000 Fuß wird noch Getreidebau getrieben. Die Temperatur ist hier ausgezeichnet. Vom dunkelblauen Himmel strahlt die Sonne ohne Nimbus wie eine Feuerkugel, der Mond geht ohne Strahlenbrechung auf, die Sterne leuchten in herrlicher Klarheit. Nachmittags weht in der Regel ein starker Wind, das Thermometer steigt Mittags auf † 12° R. im Schatten, während höher im Himalaya Schneestürme nicht selten den Wanderer umhüllen, die Sonne kaum sichtbar wird und weiter abwärts im Thale des Satadru die herrlichsten Obst- und Weingärten blühen. Die Waldregion des Himalaya ist ungemein

reich an Wild und in ihr erholen sich die jagdlustigen Britten von den Beschwerden des Feldzuges, der in den letzten Jahren wiederum einen Theil des reichen Berglandes unter Albions Scepter brachte.

166.

Der Sonnenstrahl

von **Felicia Hemans**, übersetzt von **Freiligrath**.

Du bist kein Zaubrer im Fürstenschloß,
Eine Freude bist du, ein froher Genoß!
Bist ein Hoffnungsbringer für Berg und für Thal —
Ist ein Segen wie deiner, o Sonnenstrahl?

Du beschreitest die Fluth und der Ocean lacht,
Seine tausend Inseln umsprühst du mit Pracht;
Du flammst auf die Schiffe, du flammst auf den Schaum,
Den Matrosen erquickst du, wie Heimathstraum.

Durch die Tiefen der Waldnacht zittert dein Glüh'n;
Golden durchbrichst du ihr schattig Grün,
Und wie Feuerfliegen, flatternd und grell,
Spiegeln die Blätter sich unten im Quell!

Auf die Berge schaut' ich — ein Nebeltuch
Umwallte finster den Höhenzug;
Du zertheiltest es licht, und den Berg umfing
Ein Gewand von Feuer, ein Flammenring.

Ich erblickte des Landmanns bescheiden Haus —
Fast wie traurig schaut es ins Land hinaus;
Bis ein Schimmer von dir ihm in's Fenster sah —
O wie stand es fröhlich, wie lacht es da!

Du besuchst die fernste, die wildeste Statt,
Glühst die Wildniß an, wie der Rose Blatt;
Auf ergrauende Trümmer ein freundlich Licht
Und ein Lächeln zu werfen verschmähst du nicht.

Durch die Dämm'rung des Münsters kommst du geflammt;
Da, wie Feuer, lodert des Betstuhls Sammt;
Um der alten Trophäen marmor'ne Reih'n
Zuckt, wie brennendes Gold, einer Glorie Schein.

Und du fliehst nicht, wo niedrig ein Grab auch steht,
Drauf in seufzendem Wind eine Blume weht;
Du erhellst seine Gräser mit Licht und mit Lust,
Und in Liebe schläfst du auf seiner Brust.

Hoffnung des Meers und der Wildniß Glück,
Sonne des Sommers — was gleicht deinem Blick?
Eines! der Glaube, der, was er berührt,
Mit den leuchtenden Farben des Himmels ziert.

167.

Ein Bild aus den Tropengegenden

von A. v. Humboldt.

Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Bei der Fülle von Blüthen und Blättern, bei dem üppigen Wuchse und der Verwirrung rankender Gewächse wird es oft dem Naturforscher schwer, zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum dort, mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geschmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden.

In den Tropen sind die Gewächse saftstrotzender, von frischerem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert als in den nördlichen Erdstrichen. Gesellschaftlich lebende Pflanzen, welche die europäische Vegetation so einförmig machen, fehlen am Aequator beinahe gänzlich. Bäume, fast zweimal so hoch als unsere Eichen, prangen dort mit Blüthen, welche groß und prachtvoll wie unsere Lilien sind. An den schattigen Ufern des Magdalenenflusses in Südamerika wächst eine rankende Aristolochia, deren Blume, von 4 Fuß Umfang, sich die indischen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen. Im südindischen Archipel hat die Blüthe der Rafflesia fast drei Fuß Durchmesser und wiegt über vierzehn Pfund.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher sich unter den Wendekreisen nicht bloß einzelne Berge, sondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieser Höhe ist, gewähren dem Tropenbewohner einen seltsamen Anblick. Außer den Palmen und Pisanggebüschen umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nordischen Ländern anzugehö-

ren scheinen. Cypressen, Tannen und Eichen, Berberissträucher und Erlen bedecken die Gebirgsebenen im südlichen Mexiko, wie die Andeskette unter dem Aequator. So hat die Natur dem Menschen in den heißen Zonen verliehen, ohne seine Heimath zu verlassen, alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen: wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt. Den Bewohnern von Europa bleibt der prachtvollere Theil des südlichen Himmels, wo der Centaur, das Schiff Argo und das südliche Kreuz glänzen, wo die Magellanischen Wolken kreisen, ewig verborgen. Unter dem Aequator allein genießt der Mensch des einzig schönen Anblicks, zugleich alle Gestirne des südlichen und des nördlichen Himmels zu sehen. Einige unserer nördlichen Sternbilder erscheinen von dort aus betrachtet, wegen ihres niedrigen Standes, von wunderbarer, fast furchtbarer Größe. So wie der Tropenbewohner alle Sterne sieht: so hat ihn auch die Natur da, wo Ebenen, tiefe Thäler und hohe Gebirge abwechseln, mit Repräsentanten aller Pflanzenformen umgeben.

Diesen und so manchen anderen Naturgenuß entbehren die nordischen Völker. Viele Gestirne und viele Pflanzenformen, von diesen gerade die schönsten (Palmen, hochstämmige Farren und Pisanggewächse, baumartige Gräser und feingefiederte Mimosen) bleiben ihm unbekannt, die krankenden Gewächse, welche unsere Treibhäuser einschließen, gewähren nur ein schwaches Bild von der Majestät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung unserer Sprache, in der glühenden Phantasie des Dichters, in der darstellenden Kunst der Maler ist eine reiche Quelle des Ersatzes geöffnet. Aus ihr schöpft unsere Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotischen Natur. Im kalten Norden, in der öden Haide kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernsten Erdstrichen erforscht wird, und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich wie dieser, ist.

168.

Gebet auf den Wassern

von M. v. Strachwitz.

Die Nacht ist hehr und heiter,
Das Land ist weit, wie weit!
Es ruht das Meer in breiter
Smaragdener Herrlichkeit.

Mir ist zu Muth, als schliefe
Der Woge Grimm und Macht
Und schwebte über der Tiefe
Der Herr durch die heilige Nacht.

Mir ist, als müßt' ich zur Stunde
Hinsinken tief und jäh
Zum grünsten Meeresgrunde,
O Herr, vor deiner Näh'!

Mir ist, als müßte hoch über
Mir ruh'n die feuchte Gruft,
Und dieses Lied darüber
Wehen als Morgenluft.

169.

Der Meeresboden

von W. F. A. Zimmermann.

Alle Erfahrungen, so viele deren bis jetzt gemacht, haben erwiesen, daß, abgesehen von der Vegetation der Erdoberfläche, der Boden des Meeres dieser fast ganz gleich sei: — Hügel, Berge, Thäler, Schluchten, Felsen, Ebenen, Hochebenen, Plateaux sind darauf verstreut wie auf dem Theil der Erde, welcher über dem Meere erhaben ist. Quito ist ein Hochplateau des Festlandes, von diesem aus erhebt sich der Chimborazzo, der Cotopaxi, der Pichinka u. s. w., kurz eine ganze mächtige Bergreihe, die Cordillerasketto; ein Aehnliches findet auf Neuholland Statt, nur daß die Ebene beinahe im Niveau des Meeres liegt und die Bergreihe von diesem aus aufsteigt — sie ist unter dem Namen der blauen Berge bekannt. Noch tiefer gehend finden wir im Kanal zwischen England und Frankreich ziemlich ebenen Grund, bis auf eine Felsenkette, welche beide Länder verbindet und zweifelsohne der Kern der Landzunge ist, die früher einmal über der Meeresfläche eine gangbare Straße bildete.

Aus dem Flachlande tauchen häufig Gebirgsstöcke auf, die in einzelnen Spitzen sich beträchtlich erheben, wie der Harz, das Riesengebirge, das eine Verzweigung der Karpathen ist; so steigen aus dem Meeresboden Inselgruppen auf, welche nichts weiter sind, als die Spitzen zahlreicher Berge, die sich bis über die Meeresfläche erheben. Solche liegen uns ziemlich nahe, der ganze Archipel wimmelt davon, die Azoren, die capverdischen (grünen Vorgebirgs-), die canarischen Inseln gehören gerade so dazu, wie die zahllosen Riffe und Inselchen um Norwegen, Schottland und Irland.

So wie auf dem Lande, ist auch unter dem Meere der Boden höchst verschieden. Dort gibt es Sand, hier Moorgrund; dort sind Felsen, an denen — hier ist Schlamm, in dem kein Anker haftet; dort ist Kalk, hier Granit; dort ist Sandsteinfels, hier Glimmerschiefer, Marmor, der

sich bis nahe an die Oberfläche erhebt, oder über derselben steht, oder in einer gefährlichen Tiefe verborgen bleibt. Die über die Meeresfläche ragenden Felsen nennt man Klippen, die von dem Wasser mehr oder minder bedeckten nennt man blinde Klippen; sie sind um so gefährlicher, je tiefer sie, bis auf einen gewissen Grad, unter der Oberfläche des Meeres verborgen sind. Uebersteigt diese Entfernung dreißig Fuß, so können sie nur noch schaden, wenn das größte Kriegsschiff während eines heftigen Sturmes von einer Welle gehoben und gleich wieder niedergelassen wird, da dann der Kiel, falls er über dem Felsen ist, diesen erreichen und das Schiff sich so zertrümmern wird. Doch noch bei zwanzig Fuß erreicht das unterste Theil des Kriegsschiffes auch im ruhigen Dahingleiten auf ebenem Spiegel des Meeres die Klippen und zerschellt daran; und je höher hinauf, desto kleinere Schiffe können davon ergriffen werden, allein sie werden doch auch weniger gefahrdrohend, theils weil man sie unter Wasser sehen kann, theils weil die Fläche des Meeres über ihnen eine eigene Schattirung annimmt, was auch bei Untiefen oder Sandbänken der Fall ist. Der Wellenschlag nämlich, welcher bis auf eine große Tiefe geht, wird von dem ihm entgegen tretenden Meeresboden gehemmt, und die Wellen, welche eine senkrechte Höhe von drei bis vier Fuß haben, bekommen da, wo sich der Boden der Oberfläche des Wassers nähert, eine Höhe von zehn Fuß und darüber, dabei aber eine verhältnißmäßig weit kleinere Breite, so daß zuletzt, wo die Sandbank oder das Felsenriff ganz nahe an den Spiegel des Wassers tritt, ein Zusammendrängen von vielen steilen schäumenden Wellen entsteht, welche Veränderung des Aussehens der großen continuirlichen Fläche dem erfahrnen Seemanne nicht entgeht. Bei Nacht freilich, wo er nichts unterscheiden kann, muß er sich auf die richtige Angabe seiner Seekarte und auf die Sicherheit seiner Berechnungen verlassen, so daß er glauben darf, bestimmt auf dem Punkte zu sein, den ihm seine Beobachtungen geben; wäre dies nicht der Fall, so wäre Schiff und Ladung verloren, denn keine Stelle des Meeres kennt man so genau, daß man während der Nacht immer bestimmt wissen könnte, wo man sich befindet, daher auch die schlechten Schiffe, welche zwischen Nordamerika und England oder Frankreich hin und her segeln, in der Nacht entweder vor Anker gehen, oder mit gerefften Segeln fahren, so daß sie wenigstens nicht ganz still liegen. Mit guten Werkzeugen und tüchtigen Leuten versehene Schiffe dagegen segeln bei der Nacht wie bei Tage.

Einige Eigenthümlichkeiten hat der Meeresboden jedoch, welche ihn auffallend von dem des Festlandes unterscheiden. Er hat keine Ströme, obwohl er süße, saure und salzige Quellen hat, und er hat ganze Wälder von Korallen, die dem Festlande durchaus fremd sind, man müßte denn die metallischen Vegetationen diesen mineralischen parallelisiren wollen, da man dann allerdings Bäume findet, welche aus Gold- oder Silber- oder Kupferfäden bestehen, wenn sie auch keinen Vergleich mit der ungeheuren Ausdehnung und Größe der Marmorbäume aushalten, welche fleißige Madreporen aus der unergründlichen Tiefe des stillen Oceans heraufgeführt haben, bis sie den Meeresspiegel erreichen und die kaum von den kleinen Korallenthierchen verlassenen Wohnungen nun Wohnungen der Menschen werden. Im Uebrigen ist der Meeresboden die eigentliche Fortsetzung des Landes: in dem Departement der Calvados, in der Bretagne, wo das Land felsig ist, in Schweden, vorzüglich aber in Norwegen, wo dieß in hohem Grade Statt findet, ist das Meer gleichfalls von höchst felsigem Grunde; in Ostfriesland, in Holland breiten sich mächtige Marschländer aus — denselben Boden zeigt auch das Meer; und Afrika, ein wahrer Sandocean, ist von einem Meere umspült, das nicht minder sandigen Boden hat, als seine Ufer.

Gehen die Küsten eben, flach aus, so beginnt der Meeresboden gleichfalls flach; an manchen Stellen von Südamerika, von Norddeutschland kann man halbe Stunden weit in die See hineinwandern, ohne daß sie höher als bis unter die Arme steigt; an andern Orten, wie auf Maiorca, wie auf Corsica, wo die Felsen sich vom Ufer unmittelbar in das Meer senken, ist die Tiefe desselben gleich am Ankerplatz an den Quais unergründlich und senkrecht abgeschnitten, — wie gemauert sind die Ufer. Sucht man die Schichtungen des Meeresbodens auf, so findet man sie, wenn sie nahe an den Küsten streichen, fast parallel mit diesen, so daß sie durchaus eine und dieselbe Formation zeigen; stellt man dagegen seine Untersuchung ferne vom Festlande an, so findet man wenigstens so viel Uebereinstimmung mit dem trocknen Erdreiche, daß man an der gleichen Erzeugung beider gar nicht zweifeln kann, daß man sich überzeugt halten muß, das Land sei trocken gelegter Meeresboden oder der Meeresboden von dem Wasser usurpirtes Land, welches beides denn auch wirklich noch immerfort neben einander Statt findet, indem hier das Meer sonst fruchtbare Länder überspült und Fische über den Boden hinstreifen, den des Pflügers Fleiß nicht für sie bestellt, dort aber der Land-

mann seine Furchen in weiten Strecken zieht, welche kaum vom Meere und seinen zahllosen Bewohnern verlassen sind.

Daß endlich auch Vulkane im Meere vorkommen, wie auf dem Lande ist eine längst entschiedene Sache. Im mittelländischen Meere und in der Nähe der Azoren im atlantischen Ocean sind in der Zeit, in welcher die Wissenschaften schon einen solchen Standpunkt eingenommen hatten, daß Täuschungen wohl nicht mehr möglich waren, Inseln aufgetaucht, Vulkane entstanden, über das Wasser emporgekommen, sind Jahrzehente hindurch in voller Thätigkeit geblieben und dann ausgebrannt, oder bestehen an anderen Stellen noch, — haben Inseln um sich her gebildet, gerade wie der Aetna eine Menge kleiner Kegel in seinem Umkreis aufgeworfen hat. Andere Inseln sind sichtlich vulkanischen Ursprungs oder erloschene Vulkane; für Beides sind die Inseln in Italien: Stromboli, Volcano, Volcanello, Capri u. s. w. die sichersten Bürgen. Endlich erstrecken sich die vulkanischen Wirkungen von Welttheil zu Welttheil; man empfindet die Erschütterungen des Bodens auf der See gerade so, wie auf dem Lande; die Erdbeben in Syrien, welche Aleppo zerstörten, wurden unter dem mittelländischen Meere hindurch bis Neapel und bis Marseille, ja noch weit in das feste Land so gut empfunden, als auch bei den furchtbaren Erschütterungen, welche Carracas in Südamerika und Lissabon zugleich zerstörten, das ganze atlantische Meer Zeuge des furchtbaren Ereignisses war, und die Tagebücher von hundert Schiffen heftige Seebeben, in der nämlichen Zeit beobachtet, in welcher in beiden Welttheilen das Entsetzliche vorging, erzählen, — ein Umstand, welcher wohl der Aufzeichnung werth ist, da, was man kaum glauben sollte, die Erschütterung des Bodens sich durch das Wasser auf das Schiff fortpflanzt und nicht selten dasselbe auf dem Meere scheitern macht.

170.

Die Welten

von F. G. Klopstock.

Groß ist der Herr! und jede seiner Thaten,
Die wir kennen ist groß!
Ocean der Welten, Sterne sind Tropfen des Oceans!
Wir kennen dich nicht!

Wo beginn ich, und ach! wo end' ich
Des Ewigen Preis?
Welcher Donner gibt mir Stimme?
Gedanken welcher Engel?

Wer leitet mich hinauf
Zu den ewigen Hügeln?
Ich versink', ich versinke, geh unter
In Deiner Welten Ocean!

Wie schön und wie hehr war diese Sternennacht
Eh ich des großen Gedankens Flug,
Eh ich es wagte, mich zu fragen:
Welche Thaten thäte dort oben der Herrliche?

Mich, den Thoren! den Staub!
Ich fürchtet', als ich zu fragen begann,
Das kommen würde, was gekommen ist.
Ich unterliege dem großen Gedanken!

Weniger kühn, hast, o Pilot,
Du gleiches Schicksal.
Trüb' an dem fernen Olymp
Sammeln sich Sturmwolken.

Jetzo ruht noch das Meer fürchterlich still.
Doch der Pilot weiß,
Welcher Sturm dort herdroht!
Und die eherne Brust bebt ihm,

Er stürzt an dem Maste
Bleich die Segel herab.
Ach! nun kräuselt sich
Das Meer und der Sturm ist da!

Donnernder rauscht der Ocean als du, schwarzer Olymp!
Krachend stürzet der Mast!
Lautheulend zuckt der Sturm!
Singt Todtengesang!

Der Pilot kennet ihn. Immer steigender hebst, Woge du dich!
Ach die letzte, letzte bist du! Das Schiff geht unter!
Und den Todtengesang heult dumpf fort
Auf dem großen, immer offenen Grabe der Sturm.

171.

Ein Bild aus dem Meer

von M. J. Schleiden.

Tauchen wir nieder in den flüssigen Krystall des indischen Meeres, so eröffnet sich uns der wunderbarste Zauber aus der Märchenwelt unserer Kinderträume. Die seltsam verästelten Gebüsche tragen lebendige Blumen. Dichte Massen von Mäandrinen und Asträen contrastiren mit den laub- und becherförmigen Ausbreitungen der Explanarien, mit mannigfach verzweigten Madreporen, die theils fingerförmige, theils stammartige Aeste, theils die zierlichsten Verzweigungen besitzen. Das Colorit ist unübertrefflich, lebhaftes Grün wechselt mit Braun oder Gelb, mit reichem Purpurschatten vom blassen Rothbraun bis zum tiefsten Blau vermischt. Hellrothe, gelbe und pfirsichfarbene Nulliporen überkleiden die abgestorbenen Massen und sind selbst wieder mit den perlfarbenen Flächen der dem zierlichsten Elfenbeinschnitzwerk gleichenden Retiporen durchwebt. Daneben schwanken in Gelb oder Lilla die gitterartig durchbrochenen Fächer der Gorgonien; — den klaren Sand des Bodens bedecken in tausend abentheuerlichen Gestalten und Farbenspielen die Seeigel und Seesterne. Gleich Moosen und Flechten haften die blattartigen Flustren und Escharen an den Zweigen der Korallen, wie ungeheure Schildläuse kleben an ihren Stämmen die gelb, grün und purpurgestreiften Patellen; — als riesengroße Cactusblüthen, in den brennendsten Farben strahlend, breiten die Seeanemonen auf den Felsenabsätzen ihre Kränze von Fühlern aus oder schmücken bescheidener, bunten Ranunkeln gleich, ein flacheres Beet. Um die Blüthen der Korallensträuche spielen die Colibri's des Meeres, kleine Fische, bald in rothem oder blauem metallischen Schimmer, bald mit goldnem Grün, bald im hellsten Silberglanz funkelnd. Leise schwanken, wie Geister der Tiefen, die zarten, milchweissen oder bläulichen Glocken der Medusen durch diese Zauberwelt. Hier jagen sich die violett und goldgrün schillernde Isabelle*) und die feuergelb, schwarz und zinnoberroth gestreifte Kokette**), dort schießt schlangengleich, wie ein fünf Fuß langes Silberband, in rosigen und azurnen Lichtern schillernd, der Bandfisch***) durch das Gebüsch. Dann kommen

*) Holacanthes ciliaris.
**) Holacanthes tricolor.
***) Lepidopus argyreus.

fabelhafte Sepien, prangend in allen Farben des Regenbogens, die aber ohne bestimmte Zeichnung bald entstehen, bald vergehen, bald auf die phantastischste Weise durcheinanderlaufen, sich suchen und wieder trennen. Und Alles das im schnellsten Wechsel und wunderbarsten Spiel von Licht und Schatten, das jeder Windhauch, jede leise Kräuselung der Meeresfläche ändert. — Wenn nun der Tag sich neigt und die Schatten der Nacht auch in die Tiefen greifen, da leuchtet dieser phantastische Garten wieder auf in neuer Pracht. Millionen glühender Funken, mikroskopisch kleine Medusen und Krebse tanzen wie Leuchtwürmchen durch das Dunkel, — im grünlichen Phosphorlicht schwankt die am Tage zinnoberrothe Seefeder*) — in allen Winkeln leuchtet es auf; was vielleicht am Tage noch braun und unscheinbar in dem allgemeinen Farbenglanze verschwand, das strahlt jetzt im wunderbarsten Spiel des grünen, gelben und rothen Lichtes; und um die Wunder dieser Zaubernacht zu vollenden, zieht sanft leuchtend, eine sechs Fuß große Silberscheibe, der Mondfisch**) durch das Gewimmel der kleinen funkelnden Sterne.

Nicht die üppigste Vegetation einer Tropenlandschaft kann einen größeren Formenreichthum entwickeln, während sie in Mannigfaltigkeit und Pracht der Farbenspiele weit hinter dieser Gartenlandschaft zurückbleibt, die seltsamer Weise ausschließlich von Thieren und nicht von Gewächsen gebildet wird. Denn, so charakteristisch für den Meeresboden der gemäßigten Zone die üppige Entwicklung der Pflanzenwelt ist, ebenso hervorstechend ist in den Tropengegenden der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Meeres-Fauna. Was die großen Classen der Fische und Stachelhäuter, der Quallen und Polypen, der Schnecken und Muscheln Schönes, Wunderbares oder Abentheuerliches enthalten, das drängt sich in dem warmen und krystallhellen Wasser der tropischen Meere zusammen, wurzelt im weissen Sande, bekleidet die schroffen Klippen, haftet wo der Platz schon eingenommen, parasitisch an anderen, oder schwimmt in Höhe und Tiefe durch das Element, während die Pflanzenwelt der Masse nach bei weitem zurücktritt. Eigenthümlich ist dabei, daß das auf dem Lande geltende Gesetz, nach welchem die Thierwelt, geeigneter sich den äusseren Verhältnissen anzubequemen, eine größere Verbreitung hat als die Pflanzenwelt, — denn die Polarmeere wimmeln noch von Walen, Robben, Seevögeln,

*) Veretillum cynomorium.

**) Orthagoricus mola.

Fischen und zahllosen, niederen Thieren, wenn schon längst jede Spur der Vegetation in dem ewig starrenden Eise verschwunden ist und selbst das durchkältete Meer keinen Tang mehr hegt, — daß dieses Gesetz auch für das Meer in der Richtung der Tiefe gilt, denn, wenn wir herabsteigen, verschwindet das pflanzliche Leben viel früher als das animalische und selbst aus den Tiefen, die kein Lichtstrahl mehr zu erreichen vermag, fördert das Senkblei wenigstens noch lebende Infusorien zu Tage.

Dieses skizzenhaft entworfene Bild mag genügen, den Reichthum mehr errathen zu lassen, als aufzuzeigen, mehr das Wunderbare anzudeuten, als in seiner ganzen Fülle und Macht vorzuführen. Das Meer birgt ohne Zweifel die größten Wunder der Schöpfung und schon ist Vieles, was früher nur in den Sagen der Dichter zu leben schien, uns in naturhistorischer Wirklichkeit entgegengetreten. Ein Zug mag hier noch erlaubt sein, um dem Bilde ganz den Charakter des Feenmärchens aufzudrücken. Der einsame Wanderer, den sein Wissensdurst an die Küsten Zeilon's getrieben, um dort im klaren Elemente den unermeßlichen Reichthum des Geschaffenen zu erforschen, kehrt Abends mit den gewonnenen Schätzen in seine Behausung zurück, da tönt vom nahen Ufer durch die zauberische Mondnacht eine melancholisch-melodische Musik wie Aeolsharfen, die in ihren wechselnden, zarten Klängen gleichwohl das Rauschen der Brandung übertönt, die alte Sage vom Sirenengesange wird lebendig. Es sind die „singenden Muscheln," welche vom Strand her ihre sanftklagende Stimme vernehmen lassen.

172.

Das todte Meer

von A. Knapp.

Wie still, wie todesschaurig ist dieser Wassersee!
Schwer brütet auf den Wellen ein tausendjährig Weh'.
Was ruht in diesem Abgrund versunken und vertieft,
Wo von den Uferfelsen noch die Verwüstung trieft?

Kein Maienhauch beweget die freudenlose Fluth,
Es steht die Abendröthe darob mit düst'rer Gluth;
Kein leichter Vogel schwebet um dieses stumme Grab,
Und wagt er sich hinüber, so stürzt er todt hinab.

In öder Nacht oft steigen mit zornigem Gekrach
Dampfsäulen aus der Tiefe, doch hier wird Niemand wach;
Hier ist des Todes Lager, das Leben längst verzehrt
Und rings Gestad' und Berge verlassen und verheert.

Und wenn der Sommermorgen hellstrahlend niedersteigt,
Was ist's, das seine Leuchte im Wassergrunde zeigt?
Aus eisengrauen Tiefen blickt ein zerfall'nes Thor,
Gesprengter Thürme Trümmer und Mauerwerk empor.

Das sind Gomorrha's Burgen, hier blühte Sodom's Stadt,
Die mit erhob'nem Arme der Herr verderbet hat,
Ein Thal, ein Gottesgarten, an Frucht und Quellen reich,
So weit die Blicke trugen, war ihm kein anderer gleich.

Dort wohnten die Geschlechter, sie schwelgten auf der Flur,
Sie gingen unter'm Himmel die tiefe Höllenspur;
Verdorrte Seelen schwärmten in frischer Haine Grün,
Und trieben sich wie Schlangen durch keusche Blumen hin.

Sie haben Ihn geschändet, der ihre Flur geschmückt,
Sie haben den Gerechten verhöhnet und gedrückt,
Und als der Herr vom Himmel mit Feuerblicken sah,
War, ihre Stadt zu retten, nicht e i n Gerechter da.

Und als zu Zoars Hütten Lot mit den Töchtern kam,
Und fern herniederschaute vom Hügel Abraham,
Da stieg's wie Rauch vom Ofen heißqualmend in die Luft,
Da sanken Thal und Städte in eine Schwefelgruft.

Versunken manch' Jahrtausend liegt nun im Todesmeer
Gomorrha's Trümmerhaufen und Sodom weit umher;
D'rum brütet schwer die Woge, vom alten Brand versengt,
Mit dumpfen Sterbeseufzern und Asche noch vermengt.

Gedenkest du der Worte, wann rings am Ufer hin
Des bittren Salzes Körner dir unter'm Fuße sprüh'n;
Mit Feuer wird gesalzen, was milde Zucht verschmäht,
Und, was den Thau verachtet, mit Flammen übersät!

Wie lang das Sterben währe, wenn du in Sünden starbst,
Wie lange das Verderben, wenn du kein Heil erwarbst:
An diesen todten Wellen, an diesem öden Strand
Betracht' es, und erwäge wohl deinen innern Stand!

Wird's nimmer wiederkehren, das alte, schöne Thal?
Schau hin die schwere Woge gibt keinen Hoffnungsstrahl.
Die Erde blüht doch immer, der Himmel steht im Licht,
Und dein, wenn du verdirbest, bedarf die Schöpfung nicht.

Komm hier im ersten Leben dem andern Tode vor,
So wirst auch du erleben der neuen Erde Flor,
Dann wirst du jeden Abgrund des Meer's versiegen seh'n
Und einst in Siddims Thale durch Himmelsrosen geh'n.

173.

Die Zerstörung Jerusalems

von J. Bumüller.

Langsam zog Titus mit seinem Heere gegen Jerusalem und ließ vielen tausend Juden Zeit, sich dort zu dem Osterfeste zu versammeln; dann erst umschloß er die mit Menschen angefüllte Stadt. Am 7. Mai des Jahres 70 n. Ch. begann die Belagerung. Jerusalem war sehr fest durch Natur und Kunst; aber der Ausdauer und Kriegskunst der Römer konnten weder Mauern und Thürme, noch die Wuth der Juden widerstehen. Durch den Schwung des einige tausend Centner schweren ehernen Widders brachen sie die gewaltigsten Steine, die Ballisten schleuderten ganze Felsenstücke und bald war die erste Mauer durch eine klaffende Sturmlücke gespalten. Schon am 15. Tage der Belagerung drangen die Römer durch die erste Mauer, und fünf Tage darauf durch die zweite, wurden aber mit Verlust zurück geworfen und setzten sich erst vier Tage später fest. Nun richteten sie ihren Hauptangriff gegen die Burg Antonia, welche die zugängliche Seite des Tempels deckte. Erst nach unsäglicher Mühe und manchem Verluste gelang die Erstürmung dieses Bollwerkes. Die Juden achteten ihr Leben geringe, wenn sie nur den Römern Schaden zufügen konnten; aber diese standen hinter ihren Schanzen und vielmal konnten ihnen die Juden nicht auf den Leib kommen, während sie selbst durch Geschosse aller Art verwundet und getödtet wurden. In der Stadt selbst befehdeten sich die Anführer Eleazar, Johannes und Simeon; während dieser Kämpfe brachen Feuersbrünste aus, die einen Theil der Vorräthe verzehrten. Bald fingen die Lebensmittel zu mangeln an, und dieser Mangel wuchs zur gräßlichsten Hungersnoth, welche ärger wüthete, als die Belagerung. Nach Josephus wurden bei einem einzigen Thore bis zum 1. Juli 115,000 Leichen hin=

ausgeworfen; dieß Loos traf besonders die Armen, die kein Verwandter begrub; im Ganzen wurden nach der Aussage jüdischer Ueberläufer 600,000 Leichen über die Mauern geworfen. Und doch ermattete der Widerstand nicht und vergebens bot Titus Gnade an, wenn sie sich unterwerfen würden; vergebens ließ er einige tausend Gefangene kreuzigen, um die Juden zu schrecken, sie blieben unbeugsam und harrten des Messias. Als Titus den Tempel angriff, stießen die Widder sechs Tage vergeblich gegen die Fundamente der östlichen Tempelhalle; darum warfen sie Feuer ein und stürmten mit Leitern. In der Sturmesnoth beachteten die Juden anfänglich das Feuer nicht, bis es ein Gebäude nach dem andern ergriff, während zu gleicher Zeit die Römer mordend vordrangen. Ein römischer Soldat schleuderte einen Brand in den eigentlichen Tempel, der nun ebenfalls zu brennen anfing; vergebens befahl Titus zu löschen, das Feuer griff um sich und verschlang das ganze prachtvolle Gebäude; 6000 Juden harrten auf der Höhe des Tempels auf das Wunder, das in der höchsten Noth retten sollte; sie kamen um, wie alle Vertheidiger des Tempels (9. August.) Dennoch wehrten sich einige tausend Rasende bis zum 11. September in der oberen Stadt, bis auch sie verzweifelten, ihre festen Thürme und Mauern verließen und ihr Heil in der Flucht suchten. Vergeblich, denn die stürmenden Römer machten so lange Alles schonungslos nieder, bis sie vom Morden müde waren; die ganze Nacht und den folgenden Tag brannte Jerusalem. So ging die heilige Stadt in Blut und Flammen unter; nur die drei Thürme des Herodes: Hippikus, Phasaelis und Mariamne ließ Titus stehen, damit die Nachwelt erkenne, welche Festungswerke die Römer erobert hatten. Ueber eine Million Juden waren durch Hunger und Schwert umgekommen, 97,000 wurden gefangen und entweder in die Bergwerke und Steingruben geschickt oder als Sclaven verkauft oder im Cirkus den wilden Thieren und Gladiatoren gegenübergestellt. Noch steht der Triumphbogen, durch welchen Titus mit seinem siegreichen Heere in Rom einzog; darauf ist der goldene Leuchter, der Schaubrodtisch und anderes Tempelgeräthe eingegraben. Auch von den Münzen hat man noch, die auf dieses Ereigniß geprägt wurden; eine Frau sitzt weinend mit gesenktem Haupte unter einem Palmbaume und unten steht die Inschrift: Judaea capta (Judea erobert.)

174.

Denkspruch

von Angelus Silesius.

Der Himmel ist in dir, und auch der Hölle Qual;
Was du erkies't und willst, das hast du überall.

175.

Der Fall Jerusalems.

von J. v. Radowitz.

Tacitus erzählt von den Zeichen, die sich bei der Belagerung von Jerusalem ergaben, daß die Thüren des Heiligthums aufsprangen und eine übermenschliche Stimme gehört wurde: „die Götter ziehen aus," und fährt fort: „Wenige deuteten dieß zum Schlimmen, den Meisten wohnte die Ueberzeugung bei, in den alten Schriften der Priester stehe, zu derselben Zeit werde geschehen, daß das Morgenland aufblühe und von Judäa die Weltherrschaft ausgehe, welche Andeutung auf Vespasian und Titus ging. Aber das Volk, nach der Art menschlicher Begehrlichkeit deutete dies erhabene Schicksal auf sich und ließ sich nicht einmal durch Widerwärtigkeit zur Wahrheit bekehren.

Es gibt kaum etwas Bewunderungswertheres als diesen Hergang. Die Welt sollte von Judäa aus überwunden werden; in höchst begreiflicher Weise bezieht dieß der Römer Tacitus auf seinen von dem dortigen Heere aus begründeten Imperatorenstamm; der Jude aber auf sein Volk. Und was ist geschehen? Die Welt ist wirklich von Jerusalem aus erobert worden, aber weder durch Vespasian und Titus, noch durch den jüdischen Stamm, sondern durch Den, welchen man schon lange Jahre vorher an das Kreuz geschlagen, an Den bei jener Gottesstimme weder der Römer, noch der Jude dachte! Welches Wunder der Herrlichkeit!

176.

Des Gärtners Sohn

nach dem Spanischen v. M. v. Diepenbrock.

Frage und Antwort.

Was wird der Erde entsprossen,
Herr, die so reichlich Du geuß't?
„Euch trägt sie blühende Rosen,
„Mir einen Dorn, der mich reißt,"

Von solchem Thau wird im Lenze
Sie wie ein Garten erblüh'n.
„Ja doch gar ungleiche Kränze
„Wird sich der Gärtner drin zieh'n."

Herr, und wen wird man denn krönen
Mit diesen Kränzen? o sprich!
„Euch mit den blumigen, schönen;
„Und mit den dornigen mich."

177.

Ein Gleichniß

vom Bruder **Berthold**, dem Franziskaner. *)

Das Himmelreich gleichet einem Acker, worinnen ein Schatz verborgen liegt. Wenn den ein Mensch findet, verkauft er Alles, was er hat, und kauft den Acker, daß ihm der Schatz werde. Welches ist der Acker, dem das Himmelreich gleichet? Es ist die heilige Christenheit. Das ist, weil Niemand zum Himmelreich kommt, es sei denn aus der heiligen Christenheit. Es führt kein Weg zum Himmelreich aus der Heidenschaft, noch aus dem jüdischen Gesetz, noch geht aus der Ketzerei ein Weg zum Himmelreich. Darum heißt auch die Christenheit nach den Worten der heiligen Schrift ein Acker. Welches ist der Schatz, der darinnen verborgen liegt? Das ist eines jeglichen reinen Christenmenschen Seele. Die ist Gott ein gar lieber Schatz, und ist ihm halt so lieb, daß er all' sein Gut verkauft, auf daß ihm der Schatz werde, denn er ward seiner wohl gewahr, wie er verborgen dalag. Die Seele ist ein verborgener Schatz, Niemand sieht sie, Niemand hört sie, Niemand berührt sie. Sie ist ein verborgener Schatz, und darum verkaufte der allmächtige Gott all sein Gut und kaufte den Acker, die heilige Christenheit, damit ihm der Schatz werde. Ihr Herren, ihr kauft um Pfennige und Silberlinge eure Aecker. Unser Herr Jesus Christus verkaufte seinen eigenen Leib und kaufte den Acker, auf daß ihm der Schatz werde: des reinen Christenmenschen Seele. O wehe, liebe Christenleute! so habt doch nun lieb den allmächtigen Gott, da er euch so ohne alles Maß lieb gehabt. Und da er den Acker mit seinem eigenen Leib gekauft hatte, genügte es ihm dennoch nicht, er wollte ihn auch selber bauen; so gar herzlich lieb war ihm der Acker des Schatzes wegen, der darinnen verborgen gelegen war. Also wollte

*) Zu Winterthur in der Schweiz war um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der Franciskaner Berthold von Regensburg geboren. Er gehörte zu den berühmtesten Reisepredigern seiner Zeit. Seiner Predigt wohnten nicht selten zwanzigtausend Menschen bei, und um seine Vorträge öfter zu hören, begleiteten ihn Schaaren von Hunderten und Tausenden von Ort zu Ort.

er den Acker niemand anvertrauen, ihn zu bauen als sich selber, weder Patriarchen, noch Propheten, noch einem der zwölf Boten, weder Engeln noch Menschen; Niemand im Himmel noch auf Erden, noch irgend Jemand; also gar lieb war ihm der Acker, des Schatzes wegen, der darinnen verborgen liegt: des reinen Christenmenschen Seele. O weh, ihr seligen Christenleute! wie herzlich solltet ihr lieb haben aller Engel Herr, der ganzen Welt Herr, den Kaiser und König aller Könige; der den Pflug um euretwillen selbst geführt hat. Ihr Herrschaften, ihr lohnet dem Knecht, welcher den Acker bauet, dem gebet ihr etwas von eurem Gut. Ihm aber war der Acker der heiligen Christenheit also lieb, daß er ihn von Niemand wollte bauen lassen, und Er aller Engel Herr hat den Pflug selber geführt. Ein Pflug muß sein von Eisen und von Holz. Also war das heilige Kreuz von Holz, und von Eisen die Nägel, die ihm da gingen durch die Hände und die Füße, und also hat er den Pflug geführt, bis er den Tod daran nahm. Nun sehet ihr liebe Christenheit, wie lieb euch Gott gehabt. Und ihm genügte nicht, daß er den Acker mit seinem eigenen Leib gekauft, und ihn da selber gebaut und den Pflug selber geführt hat. Er hat ihn auch selber gedüngt mit seinem eigenen Blute. Wo ward je ein Acker so übertheuer gekauft, so theuer bezahlt und so zärtlich, so mühselig gebaut, so lieblich gedüngt und minniglich gedüngt? Denn er hat ihn gedüngt mit seinem edlen minniglichen Herzblut, denn damit ward die Erde begossen. So gar lieb war ihm der Acker, die heilige Christenheit und der Schatz: des reinen Christenmenschen Seele. Nun sehet, wie herzlich lieb euch Gott gehabt und wie herzlich er euch geminnet hat. Und deßwegen, wie er selber spricht und wie er gebietet, sollen wir ihn lieben von ganzem unserem Herzen, mit all' unserer Kraft und von ganzer Seele, und unsern Nächsten wie uns selbst. Weil er uns so herzlich lieb gehabt, so will er auch, daß wir ihn lieb haben. Und ist die Liebe, die er von uns begehrt, nur unserer Seele und unseres Leibes Seligkeit. Ist Jemand da, der sich selber ehren und sich Gutes thun will: der habe Gott lieb von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus all seinen Kräften und seinen Nächsten wie sich selbst. Wer das thut, der gönnt sich selber alles Gute und alle Seligkeit, denn die zerrinnet ihm halt nimmermehr. Ich will ein großes Wort sprechen: er hat halt Alles, was Gott selber hat.

178.

Heinrich der Heilige

von Aug. Stöber.

Noch erhob zum Himmelsblau
Sich mit Thürmlein und mit Bogen
Nicht des Münsters Wunderbau,
Da gen Straßburg kam gezogen
Kaiser Heinerich von Bayern.

In der Kirche schlicht und klein
Funkeln doch geweihte Kerzen,
Und den Kaiser treibt's hinein,
Daß mit Andacht er von Herzen
Huld'ge Gott, dem höchsten Herrscher.

Vor den Altar tritt er gleich,
Läßt sich einsam betend nieder,
Aus dem Chore voll und reich
Strömen wogend heil'ge Lieder;
Alle Chorherrn sind versammelt.

Und es schweigt der fromme Sang,
Nach und nach die Gläub'gen schwinden.
Heinrich kniet und betet lang,
Kann sich nicht zur Erde finden,
Wandelt oben in den Himmeln.

Endlich hebt er sich, und hell
Ihm die Augen beide leuchten;
Jede Sünde will er schnell
Einem Priester treulich beichten
Und empfah'n der Kirche Segen.

Drauf er spricht: „In eure Reih'n
Laßt mich, heil'ger Vater, treten,
Will dem Gottessohn mich weih'n,
Am Altare knien und beten
Und des Heiles Wort verkünden!"

Seine Diener ängstlich nah'n:
„„Herr, was soll dem Reiche werden,
Nimmst du sein dich nimmer an?
Uns zum Segen hat auf Erden
Gottes Gnade dich gegeben!""

Doch der Kaiser ruft empor
Schon den Eid der Priestertreue,
Dringt zum Bischof ein ins Chor,
Bietet sich zur heil'gen Weihe,
Wirft den Purpurmantel nieder.

Heiß umfängt ihn Werichar,
Läßt ihn gläubig sich verneigen
An des Herren Frohnaltar.
Alle steh'n in bangem Schweigen,
Und der Bischof spricht zum Kaiser:

„Sohn, wohlan, Gehorsam nur
Leihet dir die Priesterwürde,
Drum gelob' mit heil'gem Schwur,
Dich zu beugen deiner Bürde
Und zu thun des Herrn Befehle!

Priester seist du Gott dem Herrn,
Doch dein Altar steh' im Reiche:
Leucht' ihm dort, ein heller Stern,
Daß es nimmer von Ihm weiche,
Treulich stets an Ihm nur hange!

Und des deutschen Reiches Kron',
Schmücke noch dein Haupt auf Erden;
Einst vor Gottes Gnadenthron
Wird dir die des Himmels werden,
Und uns sollst du Heil'ger heißen.

179.

Die Wahl König Konrads II.

von O. Klopp.

Im Jahre 1024, als der Kaiser Heinrich der Heilige endlich nach langen Kämpfen anfing, die Früchte des Friedens zu genießen und seine Herrschaft überall fest gegründet schien, ward er in voller Kraft des Lebens von einer Krankheit befallen und starb nach wenigen Tagen. Seine Freunde brachten die Leiche aus Sachsen, wo Heinrich zuletzt verweilt hatte, nach seinem geliebten Bamberg und begruben ihn im Dome. Mit seinem Tode aber schien wieder Unruhe und Unfriede das deutsche Land heimsuchen zu müssen; denn Heinrich war der letzte des sächsischen Geschlechtes, das bis dahin ein Jahrhundert lang mit Ruhm das deutsche Land regiert hatte. Die Herzoge und alle weltlichen Großen strebten jeder für sich nach der obersten Macht, und Raub und Mord und Todschlag nahm wieder überhand. Da drangen aber die geistlichen Fürsten darauf, daß wiederum ein König gewählt würde, der dem Reich Einheit und Kraft gäbe, unter ihnen vor Allen der Erzbischof Aribo von Mainz, Pilgrin von Köln, Poppo von Trier, und ihnen stimmten auch die weltlichen Fürsten bei, damit nicht das Reich sich löse und in seine Theile zerfalle, den fremden Eroberern zur Beute. Da gingen die Boten durch das ganze Reich, um alle Welt zu laden zur neuen Königswahl. Zwar ward auch daheim besprochen und in Schrift und That erwogen, wer von Allen sich am trefflichsten zum König eignen möge; aber die Gedanken darüber blieben noch geheim. Es ward ein Tag angesetzt und ein Ort bezeichnet und allda kam eine solche Zahl von Männern zusammen, wie der deutsche Boden sie bis dahin in einem Haufen noch nicht getragen hatte.

Zwischen Worms und Mainz dehnt sich unabsehbar eine weite Ebene aus, auf der die Stadt Kamba (Kamp) gelegen war *); aber nicht diese Stadt war bestimmt die Zahl der Menschen zu fassen, sondern unter freiem Himmel versammelten sie sich. Dieses Feld lag fast in der Mitte des deutschen Reiches, es lag im fränkischen Lande, von dem aus einstmals die Begründer aller fränkischen Reiche ausgegangen waren, und dazu noch war es auch darum trefflich ausgewählt, weil die Inseln und Buchten des Rheins jeglichem Volksstamme Raum zur geheimen Be-

*) Sie ist nicht mehr vorhanden.

sprechung gewährten. Es kamen dort zusammen die Vornehmsten und der Kern der Männer des Reichs. An der rechten Seite des Rheines lagerten sich die Sachsen mit den Slaven, die an sie gränzten, die Ostfranken, die Bayern und die Schwaben; an der linken Seite des Rheines weilten die Rheinfranken und die Lothringer. Zwischen Furcht und Hoffnung schwankten die Gemüther; denn es handelte sich ja auch nicht um etwas Alltägliches, sondern Jeder bedachte bei sich, daß von seiner Meinung das Wohl des ganzen Reiches abhängen könne. Als man also nun so lange hin und her erwog und Dieser verworfen wurde, weil er zu jung, und Jener, weil er zu alt war, ein Anderer, weil er seine Kraft noch nicht erprobt, wiederum ein Anderer, weil er im stolzen Selbstgefühl sich übermüthig benommen hatte: da kam man zuletzt über Wenige überein und aus den Wenigen nahm man noch Wenigere und aus der kleinern Zahl zuletzt ersah man zwei, bei denen die schärfste Prüfung und alle Sorgfalt so vieler erfahrener Männer die Wage doch im Gleichgewichte schwanken ließ. Es waren zwei Konrade, der ältere und der jüngere, beide waren angesehene Männer im deutschen Frankenlande und selbst wieder Brudersöhne. Ihre Väter Hetzel und Kuno waren Söhne des fränkischen Herzogs Otto, dessen Bruder Bruno einst von Kaiser Otto III. nach Rom geführt, und dort als Gregor V. auf den päpstlichen Thron gesetzt war. Auch von mütterlicher Seite her waren beide Konrade hoch angesehen; denn des jüngern Konrad Mutter war Mathilde, die Tochter des Königs Konrad von Burgund, des ältern Konrad Mutter Adelheid war eine Schwester der Grafen Gerhard und Adelbert, welche immer mit Herzogen und Königen gekriegt hatten und nur auf die Bitte ihres Verwandten, des Königs Konrad von Burgund, zum Frieden bewogen waren. Ihre Urväter aber führten sie, wie damals noch so viele Franken, auf die trojanischen Könige zurück, welche einst die Franken von Osten hergeführt haben sollen.

Die adelige Herkunft war bei beiden Konraden gleich, und wie wohl um der Redlichkeit und des mannhaften Sinnes willen in der geheimen Berathung fast Alle für den ältern Konrad stimmten, so galt doch bei Manchen um so mehr die größere Macht des jüngern Konrad. Also standen die Fürsten dort noch zweifelnd auf einer sanften Anhöhe, das ringsum dicht geschaarte Volk aber harrte ihrer Entscheidung, um auch die seinige danach zu fassen. Zuletzt aber fügte es sich, wie nach göttlichem Willen also, daß der ältere Konrad vor Aller Augen vor seinen Vetter trat und ihn also anredete:

„In glücklichen Lagen ist die Freude unserer würdig und vereinbar mit dem Ernst des Lebens; denn sie gestattet uns nicht undankbar zu sein für empfangene Wohlthaten, und wenn im Unglücke die Kleinmüthigkeit uns noch tiefer ins Verderben reißt, so erhebt im Glücke die würdige Freude uns empor. Auf solche Weise fühle ich, daß die Kraft meiner Seele sich steigert durch die Freude, daß in einer solchen Versammlung die allgemeine Uebereinstimmung Aller uns Beide allein ausersehen hat, daß Einer von uns Beiden mit den königlichen Abzeichen geschmückt den Thron besteige. Denn wir haben nicht das Recht zu meinen, daß wir an Adel oder Reichthum unsere Verwandten übertreffen, oder sonst irgend Etwas gethan hätten, was einer solchen Verehrung würdig sei. Unsere Vorfahren haben ihren Ruhm lieber durch Thaten, als durch Worte begründen wollen, von unseren Zeitgenossen wird es Vielen geziemen sich zu begnügen mit einer nicht hervorragenden Stellung im Leben: was aber auch immer das sein mag, um dessen willen man uns für würdiger und fähiger hält, als die Uebrigen, laß uns Gott, unsrem Schöpfer, dafür danken. Darum aber liegt es uns ob, daran zu denken, daß doch nicht wir Beide, die der allgemeine Wille so vieler hier Versammelten des Thrones für würdig erklärt hat, daß doch nicht wir Beide durch Zwist und Neid untereinander uns solcher Ehre unwürdig erweisen. Bei keiner Wahl ist es Jemanden gestattet, über sich selber ein Urtheil zu fällen, nur über den Andern darf man seine Stimme abgeben. Denn, wenn jenes einem Menschen über sich selbst freistünde, wie viel Königlein würden wir hier sehen; denn das Wort König mag ich nicht davon gebrauchen! — Es lag nicht in unserer Macht unter so Vielen die Wahl auf uns Beide zu beschränken. Die Stimmen der Franken, der Lothringer, der Sachsen, der Bayern, der Schwaben sind nach bestem Wissen und Willen über uns einig geworden, wie über die Sprößlinge eines Stammes, wie über eine Familie, wie über zwei Freunde, und Keinem von Allen ist der Gedanke in den Sinn gekommen, daß wir, die so viele Bande vereinen, uns jemals ganz und gar trennen könnten. Was die Natur verbunden hat, das muß einig sein unter sich; denn nur Verwandte verbindet die Natur. Wenn wir nun aber das Dargebotene um irgend eines Hindernisses willen verwerfen, das ist, wenn wir streiten untereinander, dann ist es gewiß, daß das Volk abgeht von uns und einen Andern wählen wird. Dann sind wir nicht bloß der höchsten Ehre beraubt, sondern, was für jeden Rechtschaffenen schmählicher ist als der Tod, wir

laden die Schande des Neides und der Schwäche auf uns, gleich als besäßen wir nicht die Kraft, die eine solche Herrschaft erfordert, und als wolle Einer dem Andern an Ehre nicht weichen, was doch unter Verwandten ein schlimmer Vorwurf einer Gottlosigkeit wäre. Noch weilt bei uns Beiden die größte Ehre und sie ist also zu uns gekommen, daß es nur von unserem Willen abhängt, sie auf Einem von uns Beiden ruhen zu lassen. Darum scheint es mir gut, daß wenn auf Einem von uns Beiden diese Ehre bleibt, daß dann der Andere gewissermaßen auch ferner noch an dieser Ehre Antheil habe. Denn wie auf die Verwandten der Könige, obwohl sie ja doch nicht alle Könige sind, sich die Ehre des Einen miterstreckt, so werden auch die, welche zu dieser Würde im Voraus ersehen und berufen waren, auch dann, wenn sie selber zu dieser Würde nicht gelangen, dennoch Antheil an derselben haben; denn ihr Bewußtsein sagt es ihnen, daß sie nicht ohne alles Verdienst dazu berufen wurden. Ferner aber, wenn die Verwandten der Könige um der Könige willen geehrt werden und wenn Jeder von uns sich so gegen den Andern benehmen will, wie dieser zuvor ihm gegenüber mit billigem Sinne sich benommen hat, und auf diese Weise derjenige von uns, welcher dem Andern vorgezogen wird, doch wieder in gewisser Weise von diesem abhängt, wer könnte dann glücklicher sein als wir Beide, von denen der Eine das deutsche Reich regieren, der Andere durch seine Freundschaft die Regierung gewährleisten wird? Darum laß uns vorsichtig sein: wir wollen nicht einen Fremden dem Verwandten und nicht einen Ungewissen einem Gewissen vorziehen. Der heutige Tag, der bis jetzt nach Maßgabe einer so wichtigen Entscheidung so heiter und froh verflossen ist, soll nicht noch für uns ein langandauerndes Unglück gebären; denn dann wahrlich würden wir das willige Vertrauen eines so zahlreich hier versammelten Volkes übel mißbrauchen! Daß dem nicht also sei, mein lieber Vetter, darum will ich Dir offen sagen, was ich von Dir denke. Wenn ich den Sinn des Volkes dahin gerichtet erkenne, daß es Dich zum König und Herrn erwählen will, so werde ich durch keinen bösen Neid verkehrt meinen freundlichen Sinn von Dir lenken, sondern ich werde Dir alsbald um so eifriger meine Stimme geben, als ich glaube, daß ich zu Deinem Dienste bereiter sein werde, als alle Anderen! Wenn aber Gott die Herzen des Volkes auf mich lenkt, dann zaudere ich nicht einen Augenblick, von Dir das Gleiche zu erwarten, was ich Dir jetzt eben hier versprochen habe."

Auf diese Worte erwiederte der jüngere Konrad: „Was Du gesagt hast, mein lieber Vetter, das ist mir recht und ich gelobe Dir, wenn Du zur höchsten Würde berufen bist, so will ich Dir alle Treue erweisen, wie sie Dir gebührt." Bei diesen Worten trat der ältere Konrad dem jüngern näher und küßte ihn dort vor den Augen seiner versammelten Freunde, also daß Jedermann daran erkannte, daß die beiden Männer eines Sinnes seien. Auf dieses Zeichen setzten sich die Fürsten nieder, das Volk aber umstand sie in dichten Haufen gedrängt und einen Jeden freute es, daß nun der Augenblick gekommen sei, das zu enthüllen, was tief in der Brust das Herz ihm bewegte und was die Zeit fast nicht schien erwarten zu können.

Dann erhob sich der Erzbischof Aribo von Mainz; denn ihm gebührte es zuerst seine Stimme abzugeben. Erwartungsvoll stand ringsum das Volk geschaart, um auf den Namen zu lauschen, da erklang laut und klar die Stimme des Erzbischofs: „Ich erwähle zu meinem Herrn, zum Regierer und Vertheidiger des Vaterlandes den älteren Konrad." Die übrigen Erzbischöfe und Bischöfe traten einer nach dem andern vor und erwählten fast alle den älteren Konrad. Dann kam die Reihe an die weltlichen Fürsten und zuerst an den jüngern Konrad. Er war schon eine Weile vorher zu den lothringischen Großen getreten und hatte mit ihnen Zwiesprache gehalten; als nun die Reihe an ihm war, trat er wieder zurück an seinen Platz und rief mit lauter Stimme: „Ich erwähle meinen Vetter den ältern Konrad." Da ergriff ihn der ältere Konrad bei der Hand und zog ihn schweigend nieder zu sich auf seinen Sitz. Die einzelnen Fürsten aus den einzelnen Ländern wiederholten nun einer nach dem andern diese Worte der Wahl; aber man vernahm ihre Stimme nicht mehr vor dem Beifallsjubel des Volkes, der mit stürmischem Brausen daher scholl über die weite Ebene. Alle forderten den ältern Konrad und wollten von keinem Andern mehr wissen, denn er sei der würdigste des königlichen Thrones und alsbald, so hieß es, müsse dort seine Krönung und Weihung geschehen.

Als die Wahl also entschieden war, trat die Kaiserwittwe Kunigunde herzu mit den königlichen Abzeichen in der Hand und überreichte sie den Fürsten. Es war wunderbar anzusehen, wie unter so vielen mächtigen Herzogen und Markgrafen ohne Neid und Haß und Zwiespalt der eine gewählt wurde, der immerhin an Geschlecht und männlicher Tugend und in allen guten Eigenschaften keinem der dort Versammelten nachstand,

aber doch an Macht und Länderreichthum, weder an erblichem Eigenthum, noch an Lehen, mit Vielen der dort Versammelten sich nicht vergleichen durfte. Einige äußerten freilich anfangs mit der Wahl Unzufriedenheit, es waren der Erzbischof Pilgrin von Köln, der Herzog Friedrich von Lothringen und andere Große aus demselben Lande, welche alle lieber den jüngern Konrad gewählt hätten; doch nach und nach traten auch diese zu und die Wahl konnte eine einstimmige genannt werden.

Als die Wahl also vollendet war, schickten sich Alle an, dem Könige zu folgen, auf daß er zu Mainz im Dom die Salbung und Weihe empfinge. Es war ein freudiger Zug, der König schritt voran, ihm folgten die Geistlichen, welche Loblieder sangen, und dann die Laien. „Nimmer habe ich vernommen", erzählt uns Konrads Schreiber Wippo, „daß jemals an einem Tage die Menschen Gott so viel Lob und Dank dargebracht hatten; ja wäre Kaiser Karl selber lebend mit dem Scepter in der Hand unter uns getreten, wir hätten uns nicht so sehr über ihn gefreut, als wir damals jubelten bei dem ersten Einzuge unsers neuen Königs." In Mainz zogen Alle in den Dom und dort wartete der König, bis sich Erzbischof Aribo und seine Geistlichkeit zur Salbung und Einweihung vorbereitet hatten.

Als dieß geschehen war, trat der Erzbischof vor den König und hielt folgende Anrede an ihn: „Alle Macht der veränderlichen Welt fließt nur aus einer Quelle. Wie nun aus einem und demselben Ursprung oft mehrere Bäche fließen, bald trüb, bald rein, ja wie oft derselbe Bach an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten sich trübt und wieder klärt; und wie doch trotz solcher scheinbaren Aenderung der Urquell immer derselbe bleibt, immer lauter und klar: so dürfen wir auch, wenn es anders gestattet ist mit dem Schöpfer die Schöpfung zu vergleichen, von dem Urquell aller Macht und den irdischen Reichen der Welt ein Gleiches sagen. Denn es steht geschrieben: Alle Macht ist von Gott. Wenn der allmächtige Gott, der König der Könige, der Urheber und Anfang aller Ehren auf die Fürsten der Welt einen Theil Seiner Macht ausgießt, so ist das Ausgegossene rein und lauter; wenn aber die Großen der Erde diese Macht unwürdig anwenden, wenn sie sie gebrauchen nach den Eingebungen des Hochmuthes, des Neides, der Begierden, des Geizes, des Zornes, der Ungeduld, der Grausamkeit, dann trinken sie für sich und alle ihre Unterthanen daraus den gefahrvollen Kelch des göttlichen Zornes. Möge doch die Kirche und die Gemeinschaft der Heiligen

nicht ablassen mit ihrem Gebete vor Gott, daß die Macht, welche heute von Gott unserm Könige Konrad verliehen ist, unentweiht, so viel es in der Kraft eines Menschen steht, von ihm bewahrt werde! Mit dir und deinetwegen rede ich, König: der Herr, der dich heute erwählt hat, daß du König sein solltest über sein Volk, er hat zuerst dich prüfen und dann zur Herrschaft berufen wollen; denn er züchtigt Jeden, den er aufnimmt; er demüthigt, wen er erhöhen will. So hat Gott seinen Knecht Abraham geprüft und hat ihn herrlich gemacht, als er ihn treu erfand. So hat er dem David, seinem Knecht, geboten, daß er den Haß, den Neid, die Verfolgung des Königs Saul, die Flucht und die Verbannung erdulden sollte, und hernach hat er ihn zum ruhmvollsten König in Israel gemacht. Selig, wer die Anfechtung erduldet; denn er wird zwiefältigen Lohn empfangen. Nicht ohne Ursache hat der Herr dich geprüft und die dann folgende Frucht um so mehr versüßt. Er hat dich deines Vorgängers am Reich, des Kaisers Heinrich II. Gunst verlieren und wieder gewinnen lassen, damit du selbst wüßtest Mitleid mit denen zu empfinden, welche deine Gunst verlieren; du hast Unrecht erlitten, damit du lerntest mitzuempfinden mit denen, welche Unrecht leiden; die göttliche Gnade ließ dich allerlei Widerwärtigkeiten erfahren, damit du dadurch vorbereitet würdest zum Glücke. Denn nun bist du zur höchsten Würde emporgestiegen, du bist ein Statthalter Christi: Niemand kann ein rechter König sein, wenn er sich nicht bestrebt Christum nachzuahmen, darum denke auf deinem Thron stets an den ewigen Ruhm. Es ist ein großes Glück auf Erden zu herrschen; aber im Himmel zu triumphiren ist die größte Seligkeit. Vieles wird Gott von dir fordern, aber am allermeisten dieß, daß du Recht und Gerechtigkeit schützest und den Frieden des Vaterlandes sicherst; denn nur auf dich steht die Hoffnung desselben. Und ferner wird Gott von dir fordern, daß du die Kirche und ihre Diener beschirmest und der Wittwen und Waisen dich annehmest. Wenn du solches thust, so wird dein Thron fest gegründet sein hier und in alle Ewigkeit. Und nun König und Herr, bittet dich die ganze heilige Kirche mit uns um deine Gnade für Alle, die jemals an dir sich vergangen und deine Huld verscherzt haben. Unter ihnen ist Einer, Namens Otto, ein Mann von edler Herkunft, der dich beleidigt hat: für ihn und alle übrigen flehen wir dich an um deine Milde, daß du ihnen deinen Zorn erlassest um der Gnade Gottes willen, die heute dich zu einem andern Manne auserſehen und seiner göttlichen Ehre theilhaftig gemacht hat; denn Gott

wird auch ja dir alle deine Sünden vergeben nach demselben Maße, wie du vergeben hast."

Bei diesen Worten seufzte der König und vergoß viele Thränen. Dann aber that er nach der Bitte der Bischöfe, der Herzoge und alles Volkes, das dort versammelt war, und verzieh Allen, die ihn beleidigt hatten. Das würdigten Alle um so mehr, weil er sich hätte rächen können, auch wenn er niemals König geworden wäre. Dann setzte der Erzbischof Aribo dem Könige die Krone auf und alle Bischöfe und Herzoge, alle Grafen und Herren, alle Krieger und überhaupt alle Freigebornen schwuren ihm den Eid der Treue. Als nun Alles im Dome wohl vollendet war, wie es der heilige Brauch erforderte, trat der König wieder hervor, und wie es heißt von Saul, daß er eines Hauptes länger war, denn alles Volk, so schritt auch König Konrad einher, als wäre seine Gestalt eine andere geworden, und von zahlreicher Begleitung umgeben, trat er frohen Blickes in die königliche Pfalz.

180.

Traumgesicht

von A. S.

Als eines Abends die Gestirne mild
Und klar vom blauen Himmel niederschau'n,
Weilt sinnend im geräumigen Gemach
Ein alter Meister, wunderbar bewegt.
Die Marmorbilder prangen um ihn her,
Die herrlichen, die er mit sichrer Hand
In frisch anmuthiger Lebendigkeit
Aus spröden Stoffen schöpferisch geformt.
Der alten Hellas weiter Götterkreis
Und die Geschlechter der Heroenwelt
Umgeben ihn; doch strenger Ernst bedeckt
Sein Antlitz und verhüllt den heitern Blick.
In träumerischer Sehnsucht quillt das Herz
Ihm auf nach einer nie empfund'nen Lust,
Nach einem Licht, das niemal ihm gestrahlt.
Der Alte, wie zur seligen Verklärung
Die Augen schließend, fällt in Schlafes Nacht,
Da strömen helle Gluthen um sein Haupt,
Um den Entzückten weht der süße Klang

Von Engelstimmen, und es wurde Licht
In seiner durst'gen Seele, und er schaut
Das Heil der Welt, den göttlichen Erlöser.
Der neigt sich gnädig zu dem Bebenden
Und spricht: Verkündige den Menschen mich
Im treuen Bild, denn ich bin Jesus Christus. —
Alsbald entweicht der Schlummer, durch die Nacht
Späht er im wohlbekannten Raum umher;
Doch es entschwand das Strahlenbild, verlöscht
Ist jede Spur des himmlischen Gesichts.
Doch um so heller ist sein inn'res Licht
Entglommen, um so mächt'ger schwellt die Brust
Andächtige Begeist'rung, das Gebot
Des ew'gen Wortes geht dem Künstlersinn
Begnadigend mit Sonnenklarheit auf.
Schnell fasset er mit brünstigem Gebet
Das Blei — die Hand erbebt, doch bald vollbracht
In treuen, kühnen Zügen ist das Bild,
Wie es in seiner sel'gen Seele lebt;
Dann sinkt er auf das Lager und entschläft.
Als nun die Sonne durch das Morgenroth
Aufblitzt, im schimmernden Juwelenkranz
Frühwolken hell und farbig sie umblüh'n,
Und frischen Sinn's der Meister sich erhebt,
Steht festgewurzelt er und blicket starr
Hin auf die Zeichnung dieser Wundernacht.
Denn was ihm in der Dämm'rung des Erwachens
Ein seltsam lebenvoller Traum gedünkt,
Steht vor ihm in der klaren Wirklichkeit
Geheimnißvoll und wunderbar, es klingt
Das heil'ge Wort in seinem Innern wieder.
Da wendet er mit Eifer sich zum Werk.
Doch nochmal prüft mit tiefem Sinnen er
Die Züge, die er dem weißglänzenden
Gestein einprägen will als die wahrhaft'gen
Des Gottessohn's, des himmlischen Erlösers.
Und in demüth'gem Zweifel, seiner Kraft
Mißtrauend, die so hoch Erhabenes
Vollbringen sollte, fleht er brünstig, daß
Von oben ihm ein tröstend Zeichen werde.
Jetzt dringt ein fröhlich Rufen in sein Ohr,
Ein lieblich Kind fliegt jubelnd ins Gemach

Und beut ihm freundlich seinen Morgengruß.
Doch zweifelnd ruht des Meisters ernster Blick
Auf dem Gebild, mit heftiger Geberd'
Hinwinkend fragt er: Kennst du den Marie?
Da neiget tief sein gold'nes Lockenhaupt
Das süße Mägdlein, auf der reinen Brust
Die kleinen Hände faltend, hebt es fromm
Die blauen Augen zu dem Himmel auf
Und flüstert leis: Gelobt sei Jesus Christus! —
Der Meister aber freud'gen Glaubens voll,
Vollendet, was mit Segen er begann,
Zum Preise Gottes und zum eig'nen Heil.

181.

Skulptur und Malerei im Mittelalter

von W. Menzel.

Unter den übrigen Künsten, die der Religion dienten, zeichnete sich schon früh in Deutschland die Bildhauer-, Gieß- und Schneidekunst aus. Sie knüpfte sich in den Verzierungen der Kirchen unmittelbar an die Baukunst, ja sie ward eins mit derselben, indem die Dome aus lauter Skulpturen kunstreich zusammengesetzt selbst nur ein großes Steinbild scheinen. In dieser Beziehung erreichte die Skulptur auch bei den Deutschen im Mittelalter den höchsten Gipfel, während sie in Darstellung des menschlichen Körpers hinter den Griechen zurück blieb. Die Deutschen strebten eben in jeder Kunst die göttliche Einheit der ganzen Welt darzustellen, und wandten auf das Besondere nur in so fern den höchsten Fleiß, als es in der Verbindung eines noch höhern zusammengesetzten Kunstwerks seine Stelle einnehmen sollte. Schöne Bildsäulen finden wir zwar schon im Zeitalter der Ottonen, z. B. die von Otto I. in Magdeburg, und die an der Kirche zu Naumburg aus der Zeit Otto's III.; indeß erhob sich die deutsche Bildhauerkunst nie eigentlich über den Dienst der Baukunst in jener angedeuteten höheren Bedeutung, und selbst die großen Meister des fünfzehnten Jahrhunderts konnten sich davon nicht völlig losreißen.

Gerade das Geheimniß und die große Wirkung der deutschen Kunst im Mittelalter bestand darin, daß sie alle nur wie die verschiedenen Organe eines Lebens zusammenhingen, daß sie vereinigt die höchste Einheit

des Schönen und Göttlichen aussprachen, was keine einzeln vermocht hätte; daß sich eine Gesammtwirkung erzeugte, darin jede Kunst in der andern sich darstellte, und in und mit ihr wirkte, wodurch auch die höchste Wirkung, die jede einzeln hätte hervorbringen können, bei weitem übertroffen wurde. Wie der Wunderbau der Dome aus keiner andern Materie bestand als aus Skulpturen, und diese Skulpturen für sich gar keinen Bestand haben, außer als Schäfte, Verzweigungen, Laubenbogen, Blätterkronen und Ranken dieser großen Wunderpflanze, so war auch ihr Licht und ihre Färbung nur Malerei, und alle Bilder hatten wieder keine andere Bedeutung, als durch den Ort. Endlich erklang der Wunderbau in Tönen, und sprach, wie Gott aus den Wolken, in den Glocken, und wie die sehnende Menschenbrust tief erstöhnend und freudig jauchzend in der brausenden Orgel. Aber jene Metallzunge gehörte auch nur für das erhabene Haupt der Thürme, und diese große Lunge nur für die gewaltige Brust des Domgewölbes.

Laut aller Zeugnisse waren schon im zehnten und eilften Jahrhunderte die deutschen Kirchen mit Bildern erfüllt, wofür die vielen Heiligen einen stets abwechselnden Gegenstand darboten. Auch weltliche Malerei ward schon gepflegt, wie das von den Zeitgenossen als trefflich gerühmte Gemälde der Merseburger Schlacht beweis't. Zuverlässig erhob sich aber die Malerei im Ganzen erst mit der Baukunst zu einer höhern Bedeutung. Erst seit den Kreuzzügen erschienen die trefflichen altdeutschen Gemälde, die aus der frühern Steifigkeit sich loswinden, wie die Skulpturen aus den starren Linien der früheren Bauweise. Wie sie örtlich dem Allerheiligsten des Hauptaltars als Brennpunkt alles Glanzes, und wieder in Unterordnung den Seitenaltären, Pfeilern, Gewölben, und in der Glasmalerei den Fenstern sich anschließen, so dienen sie auch in derselben Verbindung und Unterordnung, die religiösen Ideen symbolisch auszudrücken. Das Bild des Kirchenpatrons, des Herrn selbst oder der heil. Jungfrau oder eines Heiligen mußte den Hauptaltar zieren. Alle Nebenbilder mußten je den minder bedeutenden Plätzen sich harmonisch anschließen, und in Bezug auf das Altarbild ausgeführt sein, etwa die Lebensgeschichte, die Wunder und Zeichen des Kirchenpatrons darstellen, und auf ihn hinweisen. Alle stellten heilige Gegenstände oder im Profanen das Heilige dar. In diesem Sinne wurden sie auch bis ins fünfzehnte Jahrhundert in der Regel auf Goldgrund gemalt, wodurch man das Lichtgebiet der Religion bezeichnen zu müssen glaubte. Alles, was sie darstellen, Landschaften oder Figuren,

drückt den Charakter der Ruhe aus; denn das Wesen des Göttlichen ist die Ruhe. Ganz in demselben Sinne aber, wie die Baukunst in ihrem unendlichen Reichthume von Verzierungen, bemühte sich auch die altdeutsche Malerei, die höchste Lebendigkeit der Farben, die getreueste Darstellung der Natur in ihren mannigfaltigsten Einzelnheiten zu erreichen, da das Göttliche eben in der Natur sich verbirgt und in ihr lebt bis auf das Kleinste. Dadurch unterscheidet sich die altdeutsche Malerei von jeder andern der Welt, vorzüglich von den beiden großen spätern Schulen: der italienischen, in welcher jene geistige Bedeutung, die Idee oder das Ideal allein überwiegt, oder der niederländischen, die ganz zur Nachahmung der Natur herabgesunken. In der deutschen war beides verbunden.

Seit nicht mehr die Mönche allein Malerei trieben, erscheint die erste große Malerschule im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte zu Köln, angeregt wahrscheinlich durch die Verbindung der Niederländer mit Griechenland. Ihr berühmtester Meister war im vierzehnten Jahrhunderte Wilhelm von Köln. Schon im zwölften Jahrhunderte erscheint ein berühmter Maler, Heinrich von Baiern, im dreizehnten Jakob Kern von Nürnberg, im vierzehnten eine Malerzunft zu Prag, an ihrer Spitze Nicolaus Wurmser, Hofmaler Kaiser Karls IV. Seit dem vierzehnten Jahrhunderte kam auch die Glasmalerei erst in Flor. Deßgleichen ist schon in Oel um diese Zeit gemalt worden. Der Hauptsitz der Malerei scheinen die Niederlande, vor allem aber die Stadt Köln gewesen zu sein, die im ganzen Mittelalter ausschließlich die heilige Stadt hieß. Die Vortrefflichkeit und den Ruhm der Kölner Schule erreichte keine andere, und jener Wilhelm steht als die lieblichste Erscheinung im Hintergrunde der Malerei. In den Niederlanden trat endlich zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Johann von Eyck auf, der die Oelmalerei und in ihr die äußerste technische Fertigkeit der Kunst zur höchsten Vollkommenheit brachte, zugleich aber auch den Geist der deutschen Malerei zuerst in seiner vollendeten Reinheit entwickelte, also daß in ihm alle frühern Richtungen und Versuche ihren Gipfel und Einigungspunkt finden, und seitdem erst eigentlich das goldene Zeitalter der altdeutschen Malerei beginnt, das bis ins sechszehnte Jahrhundert gewährt hat.

Eine besondere Art von Malerei war die auf Pergament in den Handschriften. Schon Karl der Große besaß Andachtsbücher mit Bildern, und fast alle Handschriften bis auf die späteste Zeit des Mittelalters sind damit angefüllt. Ihr Kunstwerth ist sehr verschieden; einige sind treff-

lich; in Farben übertreffen sie Alles, was die heutige Zeit aufweisen mag. Dieser Farbensinn der Deutschen zeigt sich überall. Ihre Glasmalerei beruht wesentlich darauf. Auch in Oelgemälden haben sie eine Kraft, Reinheit, ein Licht und eine Sättigung der Farben hervorzubringen gewußt, deren Geheimniß uns verloren gegangen ist.

Vieles Andere noch diente zur Verherrlichung der Kirchen, der Glanz der Lichter, der Wohlgeruch des Weihrauchs, die rhythmischen Bewegungen der Priester, die Pracht des Priesterornats, der Gefäße, die Festlichkeit der Prozessionen u. s. w. Die Musik bewegte sich noch in einfachen großen Tönen, und ward erst in der spätern Zeit von den Deutschen in demselben Geiste ausgebildet, wie die Baukunst und Malerei, so daß auch sie das Erhabenste je in der mannichfaltigsten Fülle der Töne darstellte. Damals war auch die Musik noch eng mit dem Gesange verbunden, und den einfach vorgetragenen feierlichen Kirchenmelodien entsprachen lateinische Lieder voll des tiefsten Gefühls. Unter dem letzten Salier schon hatte Guido von Arezzo in Italien die Harmonie in die Musik eingeführt. Unter Barbarossa verbesserte Franko von Köln die Notenschrift und den musikalischen Tact.

182.

Die Zugvögel

von Felicia Hemans, übersetzt von F. Freiligrath.

Vögel, o Vögel, von wannen so leicht
Kommt ihr geschwirrt, wenn der Winter entweicht?
„Wir kommen vom Land, wo der Nilstrom zieht,
Von der Flur, wo die Rose von Saron blüht,
Von den Palmen an indischer Ströme Saum,
Von Arabia's Weihrauch und Myrrhenbaum.

Wir flogen durch Städte, berühmt im Lied,
Sie liegen verwaist, wo die Wüste glüht.
Wir flogen hin über brausende Fluth,
Dunkel vordem von Gefallener Blut;
Und wir wurden matt, und wir fanden Rast
An des Landmanns Gesims und am Steinpalast."

O sagt, was ihr fandet im Fürstendom,
Seit zuletzt ihr geschwirrt über Meer und Strom?

„Alles war anders, o trüber Flug!
In der Halle des Festes ein Leichentuch!
Roth wie von Herzblut, war Estrich und Flur;
Nichts mehr, wie sonst — unser Nestlein nur!"

Vögel, o Vögel, so war es allzeit;
Durch die Hallen der Könige schreitet das Leid!
Doch im Thale das Dörfchen, wie liegt es versteckt.
Und die Berge steh'n Wacht, daß kein Sturm es schreckt,
Sagt, was ihr fandet im Hof und Gemach,
Seit zuletzt ihr umflattert des Landmanns Dach?

„Alles war anders — und anders sehr!
Gruß und Gesichter — und was noch mehr?
Auf das Haupt der Alten warf man die Scholl!
Und der Jungen Antlitz war sorgenvoll;
Von den Kindern den spielenden, keine Spur —
Nichts mehr wie sonst — unser Nestlein nur!"

O, die rastlos wandernd die Schwingen ihr stählt,
Vögel, o Vögel, was habt ihr erzählt!
Doch führt euch durch der Lüfte pfadlos Revier
Eine Hand und ein Führer — was zitterten wir?
Grünt für euch stets ein Zweiglein, auf daß ihr euch setzt:
Wir auch wohl finden die Heimath zuletzt.

183.

Die Schule der Erfahrung

von L. A. v. Arnim.

Ein Sperling hatte vier Jungen in einem Schwalbenneste. Wie sie nun flügge waren, stießen böse Buben das Nest ein, sie kamen aber alle im Windsbraus davon. Nun war dem Alten leid, weil seine Söhne in die Welt kommen, daß er sie nicht zuvor gegen allerlei Gefahr verwarnet, und ihnen gute Lehren dafür gesagt habe. — Auf dem Herbste kamen in einem Weizenacker viel Sperlinge zusammen; allda traf der Alte seine vier Jungen, die führet er mit Freuden zu sich heim und sprach: Ach meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über für Sorge gemacht, dieweil ihr ohne meine Lehren von mir weg in den Wind gekommen; höret meine Worte und folget eurem Vater, und sehet euch

wohl vor; kleine Vögel haben große Gefährlichkeiten auszustehen. — Darauf fragte er den Aeltesten, wo er sich den Sommer über aufgehalten und wie er sich ernährt habe?

Ich habe mich in den Gärten gehalten, antwortete der Aelteste, Raupen und Würmlein gesucht, bis die Kirschen reif wurden.

Ach, mein Sohn, sagte der Vater, die Schnabelweide ist nicht bös, aber es ist große Gefahr dabei, darum habe forthin deiner wohl Acht, und sonderlich, wenn Leute in den Gärten umhergehen, die lange grüne Stangen tragen, so inwendig hohl sind und oben ein Löchlein haben. — Ja, mein Vater, besonders wenn dann ein grünes Blatt vor's Löchlein mit Wachs geklebt wäre, da sieht man es kaum, und es trifft doch. — Wo hast du das gesehen? — In eines Kaufmanns Garten, sagte der Junge.

O, mein Sohn, sprach der Vater, Kaufleute, geschwinde Leute; bist du bei diesen Weltkindern gewesen, so hast du Weltgescheidtigkeit genug gelernet; siehe und brauch's nur recht und wohl, und traue dir nicht zu viel.

Darauf befragte er den andern: Wo hast du dein Wesen gehabt?

Zu Hofe, sprach der Sohn.

Sperlinge dienen nicht an Höfen; sprach der Vater, wo viel Geld, Sammet, Seiden, Wehr und Harnisch, aber wenig zu essen, viel Sperber, Kautzen und Falken sind, die dich fressen; halt du dich zum Roßstall, da man den Hafer schwingt, oder da man drischt, da kann dir's Glück mit gutem Frieden auch dein täglich Körnlein bescheren.

Ja, Vater, sprach der Sohn, wenn aber die Stallbuben ihre Schlingen und Sprengsel im Stroh aufstellen, da bleibt auch mancher hängen.

Wo hast du das gesehen? fragte der Alte.

Zu Hof bei den Roßbuben.

O, mein Sohn, Hofbuben, böse Buben; bist du zu Hof bei den Dienern gewesen und hast da keine Federn gelassen, so hast du ziemlich gelernet; du wirst dich in der Welt wohl wissen durchzufressen; doch siehe dich um, die Wölfe fressen auch oft die gescheidten Hunde.

Der Vater nahm den dritten auch vor sich: Wo hast du dein Heil versucht?

Auf den Fahrwegen und Landstraßen habe ich bisweilen ein Körnlein oder Brodkrümlein angetroffen.

Dieß ist ja, sagte der Vater, eine feine Nahrung; aber merk gleich-

wohl auf, sonderlich wenn sich einer bückt und einen Stein aufheben will, da ist dir nicht lange zu bleiben. — Wahr ist's, sagte der Sohn, wenn aber einer zuvor einen Handstein im Busen oder in der Tasche trägt?

Wo hast du dies gesehen?

Bei den Bergleuten, lieber Vater; wenn sie ausfahren, dann führen sie gemeiniglich Handsteine bei sich.

Bergleute, Werkleute, rief der Vater, anschlägige Leute; bist du um Bergburschen gewesen, so hast du was gesehen und erfahren, fahr hin und nimm deiner Sache gleichwohl gut Acht; Bergbuben haben manchen Sperling mit Kobald niedergeworfen.

Endlich kam der Vater an den jüngsten Sohn: Du mein lieber Nestling, du warst allzeit der albernste und schwächste, bleib du bei mir auf dem wüsten Bauerhofe, den die Feinde abgebrannt haben; die Welt hat viele grobe und böse Vögel, die krumme Schnäbel und lange Krallen haben, und nur auf arme Vöglein lauern, und sie verschlucken; halt dich zu mir, und lies die Spinnen und Raupen hier von Baum und Haus; hier ist kein Blaserohr, keine Schlinge, kein Steinwurf und keine Fuhrmannspeitsche zu fürchten; hier haben wir beide so eben genug für uns, und so bleibst du lange zufrieden.

Du mein lieber Vater, antwortete der jüngste Sohn, wer sich nähret, ohne anderer Leute Schaden, der kommt lange hin, und kein Sperber, Habicht, Aar oder Weihe wird ihm schaden, wenn er zumal sich und seinen ehrlichen Namen Gott alle Abend und Morgen treulich befiehlt, welcher aller Wald- und Dorfvöglein Schöpfer und Erhalter ist, der auch der jungen Raben Geschrei und Gebet hört; ohne seinen Willen fällt auch kein Sperling auf die Erde.

Wo hast du das gelernt?

Darauf antwortete der Sohn: Als mich der große Windsbraus von dir wegriß, kam ich in eine Kirche; da speist ich im Sommer die Fliegen und Mücken, die den frommen Leuten um die Ohren summen, und las die Spinnen von den Fenstern, die ihnen das Licht mit ihren staubigen Netzen verhalten, dann hörte ich diese Sprüche predigen; da hat mich der Vater aller Wesen den Sommer über ernähret, und vor allen grimmigen Vögeln behütet.

Traun! mein lieber Sohn, fliegst du in die Kirchen und hilfst Spinnen und Fliegen aufräumen und singst in deiner Einsamkeit zu Gottes Ehre, so wirst du wohl und unverletzt bleiben, und wenn die ganze Welt voll

wilder und tückischer Vögel wäre. Denn wer dem Herrn befiehlt seine Sache, schweigt, leidet, wartet, braucht Glimpf und Klugheit, Muth und Ergebung, Ernst und Güte, bewahrt Glauben und Gewissen rein, dem will Gott Schutz und Helfer sein.

184.

Der Gang zum Eremiten

von N. Lenau.

Grau düst're Felsen sah ich trotzig ragen
Aus eines Thales stillen Finsternissen,
Als wollten kühn den Himmel sie verjagen,
Dem sie den Schleier vom Gesicht gerissen,
Abgründe, ihre Riesengräber, lauern
In sicherer Geduld zu ihren Füßen.
Kein Vogelsang, kein Bach, kein Waldesschauern!
Klein Klageton entfährt dem finstern Thale.
Nur stummes, unermeßlich wildes Trauern!
Einsam verkümmert steht der Strauch, der kahle,
Hat Regen nur und Sturm und Frost erlebt,
Stirbt ungeliebt vom süßen Sonnenstrahle;
An seinen Aesten, windgefächelt, bebt
Die Wolle eines Lamms, wie stumme Klage,
Und des zerriß'nen Blut am Boden klebt.
Dort fliegt mit leisem, sattem Flügelschlage
Ein Geier seinem Felsenhorste zu.
Auf grüner Trift, erquickt vom Sommertage,
Du zartes Lamm, wie selig irrtest du
Mit deiner Weide friedlichen Genossen,
Indeß auf dich aus heit'rer Lüfte Ruh'
Vormordend Geierblicke niederschossen!
Der Geier, stürzend sich in seinen Blick,
Kommt plötzlich auf das Lamm herabgeschossen.
Und reißt es fort aus seinem jungen Glück,
Hoch über Wälder, Thale, Felsenriffe
Fliegt er damit in seine Nacht zurück.
Es zittert, wimmert, doch mit fest'rem Griffe
Umklammert er's, ob sich am Angstgeschrei
Die scharfe Gier des Mörders schärfer schliffe.

Nun drang ich tiefer in die Wüstenei,
Und immer wilder ward des Thales Grund,
Die dunkle Wiege der Melancholei.
Da bricht aus dornumstarrtem Felsenmund
Ein Quell hervor, die bange Ruh zu stören,
Und braus't hinunter in den off'nen Schlund.
Unheimlich ist und grausenvoll zu hören
Das hohle Brausen in den Steinverliesen,
Wo murmelnd Nacht und Tod sich Treue schwören.
Wie, trauernd nach verlornen Paradiesen,
Des Freundes Haupt ans Herz des Freundes fällt,
So halten sich umarmt die Felsenriesen. —
Und weiter drang ich, dämmerlich erhellt
War mir die Schlucht, es fiel ein leiser Regen,
Der Himmel Blitze durch die Felsen schnellt',
Und ferne klang's von dumpfen Donnerschlägen.
Gar seltsam bleich erschien mir das Gesicht
Des Eremiten, der mir trat entgegen.
Es wankt um ihn ein zweifelhaftes Licht,
Der Sturm ist laut und plötzlich aufgefahren,
Wie, wer verschlafen, schnell vom Lager bricht;
Er faßt den Alten an den grauen Haaren,
Der aber schreitet durch des Sturmes Macht,
Uneingedenk der Wetter und Gefahren.
Bald ist er mir begraben von der Nacht,
Bald wieder glüht er auf im Wetterschein,
Als hätt' ihn hell der Windstoß angefacht.
Nun kam er näher und gewahrte mein,
Und hieß mich froh mit gastlich mildem Worte
In seinen Wildnissen willkommen sein.
Und durch des Klippenthals geheimste Orte,
Durch des Gewitters wachsendes Gebrause,
Führt' er mich fort zu einer schmalen Pforte,
Und grüßte mich in seiner öden Klause.

185.

Gottes Lohn.

Eine Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Ein reicher, unbarmherziger Mann hatte einen großen Ackerbau, und bestellte ihn wohl, ackerte tief, düngte reichlich, säete viel und hatte einen

starken Viehstand. Bei der jährlichen Berechnung der Ausgabe und des Ertrages fand er aber immer Verlust statt Gewinn und daß der Samen nicht geerntet und die Kosten verloren worden, sein Vieh mannigfach verderbte, und seine Aecker und Wiesen sich ganz entkräftet und unfruchtbar befanden.

In seiner Nähe hatte ein armer Einsiedler nur ein kleines Feld, nur eine magere Kuh, der er selbst das Gras an steilen Felsen und in Sümpfen zusammensuchen mußte, weil er keine Wiesen hatte; doch erntete der arme Mann immer die Hülle und Fülle, und konnte seinem reichen Nachbarn selbst manchmal das Saatkorn borgen. Da fragte ihn der Reiche einst: „Sage mir, wie soll ich meinen Ackerbau nur anstellen, daß ich zum Ertrage komme?“ Und der Einsiedler antwortete ihm: „„Führe einen silbernen Zaun um deine Felder und Wiesen, so wird Gott dich segnen.““ Der Reiche erwiederte: „Das stehet nicht in meinem Vermögen, und ich will nicht wie jener Schwabe Nadeln aussäen, daß mir ein eiserner Zaun daraus wachse.“ Der Einsiedler aber sprach: „„Du verstehst mich nicht; wechsle um einige Thaler Scheidemünze ein, und komme damit morgen wieder zu mir, so will ich dich lehren, den silbernen Zaun zu pflanzen.““ Dieses that der Reiche, und fand am andern Morgen von dem Einsiedler einige hundert Arme wie einen Zaun um seine Felder gestellt, und denen mußte er die Münze mit freundlichen Worten austheilen. Da sprachen sie Alle von Herzen: „Gott vergelte es! Gott lohne es!“ Und der Einsiedler sagte ihm: „„Sieh das ist mein silberner Zaun.““

Da wurde der reiche Mann wunderbar durch die Gnade Gottes gerührt, und zuerst erfüllte sich die Verheißung des Einsiedlers an seinem unfruchtbarsten Acker: seinem harten Herzen, denn es entsprang ein Quell aus diesem nackten Felsen, und Thränen der Liebe flossen reichlich von seinen Wangen. Aber auch seine Felder und Wiesen prangten bald in überschwenglichem Segen, er konnte seinen silbernen Zaun immer dichter und reicher machen, und er ward bald so mild und selig, daß er in jedem Armen unsern Herrn selbst zu sehen glaubte, und so endlich die Liebe Gottes als eine silberne Mauer um Habe und Gut führte, daß ihn die Engel, als er selbst geerntet wurde, im Schutze des Himmels fanden, und zu dessen Freude ihn eintrugen.

186.

Das Bettelkind

von L. Schefer.

Gott Vater saß in guter Ruh
Und sah der lieben Erde zu.
Ein And'rer hätte nichts geseh'n,
Vielleicht auch nicht ein Hüttchen steh'n,
Weil eben Abenddunkel war,
Nur Schnee und Sterne funkelten klar;
Jedoch ein liebend Herze sieht
Was seinen Lieben wo immer geschieht.
D'rum sah auch vom Himmel eine Frau
Mit feuchten Augen, doch jetzt genau,
Ihr armes Kind auf Erden gehen
Mit Bettelbrod, bei Sturm und Wehen,
In schlechtem Kleidchen, in schlechten Schuhen,
In altem Tüchlein, ohne zu ruhen
Und fror — und ging doch, in Fried und Ruh,
Zur Nacht verstoßen der Fremde zu,
Und seufzte nur hinauf zu den Sternen:
Wo ihre Mutter da wär' im Fernen?
Und blieb in der Kälte vor Freuden steh'n,
Indeß ihr die Augen übergeh'n.
Da spricht die Mutter im Himmel droben
Zum Vater, den die Engel loben:
„Ach, sieh das gute Töchterchen mein,
Ich wünschte, Du nähmst es in Himmel ein!
Sie hat keinen Menschen auf der Welt,
Nur das Bettelbrod, das ihr Händchen hält,
Sie hat kein Bettlein, nicht Laub noch Stroh,
Und doch verläßt sie auf Gott sich froh!
Und darum, ach, verlaß sie nicht Du,
Gib mir zur Seligkeit sie dazu,
Da hätte ich sie! da hätte sie mich!
Ach, himmlischer Vater erweise Dich!
Dir kann ja Keiner das Gute wehren,
Du kannst ihr nichts Lieberes als Dich bescheren."
Da drängen die Engel sich schon heran:
Gut Werk, das hätte gern Jeder gethan.
Doch der himmlische Vater spricht in Fried':
„Versucht mir erst des Kindes Gemüth."

Und flugs fort eilt ein Engel hinab —
Und begegnet als Bettler alt am Stab
Dem armen Kinde mit seinem Brod
Und grüßt: „Mein Kind, ach segne dich Gott!
— Ich muß heut hungrig zu Bette geh'n —
Gute Nacht!"

Da bleibt das Mädchen steh'n,
Sieht matt ihn wanken in stummer Noth
Und ruft ihm nach: „Da hast du mein Brod!"
Der kehrt, und nimmt es und segnet sie:
„Verlaß dich auf Gott, der verläßt dich nie."
Und wohler wird ihr im Muthe darauf
Und dankbar blickt sie zur Mutter auf.

Doch mit dem Tüchlein voll Bettelbrod
Kommt der Engel in Himmel und tritt vor Gott.
Die Mutter möchte das liebe Brod
Gern kosten: doch wird sie feuerroth,
Denn der himmlische Vater in seinem Schoß
Bewahrt das Tüchlein und achtet's nicht groß.

Er winkt nur. Und zum Zweiten hernieder,
Schon fliegt ein Engel zum Kinde wieder —
Und tritt als armes Knäbchen ihm vor,
Das barfuß ging und klappert' und fror.
Das sieht das gute Kind und spricht:
„Warm hielt mich das Röckchen, ich friere nicht, —
Das nimm du als Mäntelchen! nimm die Schuh!
Ich bitt' dich, nimm auch das Tüchlein dazu!"
Und zieht ihm die Schuh an vor Eifer stumm
Und gibt ihm das Röckchen als Mantel um,
Ja sie muß ein Stück mit dem Knäbchen geh'n,
Wie lieb ihm Mantel und Schuhe steh'n!
Darauf mit den Schühlein, dem Röckchen und Tuch
Kommt wieder der Engel zum Himmel im Flug.
Die Mutter weint die Schühlein an,
Die machte dem Kind noch ihr guter Mann!
Doch der himmlische Vater in seinem Schoß
Bewahrt sie zum Brod, und achtet's nicht groß.

Er winkt nur. Und zum Dritten hernieder,
Fort schwingt ein Engel zum Kinde sich wieder —

Und setzt sich erstarrt, halbnackt und erbleicht,
Als klein Mädchen hin, eh sie den Steg erreicht.
Das sieht sie jetzt weinen, und weint davor,
Und spricht zur Mutter getrost empor:
„Ach meine Mutter, wenn ich das wär'!
Du gäbst mir das Herz aus dem Leibe her!"
Und in's Dunkle tritt sie hinter den Zaun,
Daß der Mann im Monde sie nicht soll schau'n,
Und legt dem Mädchen ihr Hemdchen hin. —
Das sieht sie an mit verwandeltem Sinn . . . .
Und wächst . . . und wird ihr größer im Seh'n . . .
Und wird ein Engel glänzend und schön . . .
Und schwebt . . . und hebt sie mit sich empor,
Begleitet von singender Engel Chor,
Und legt Gott Vater das Linnen in Schoß
Und der Mutter gibt er ihr Kind so bloß
Und die Mutter weint, die ihr Kind bedeckt,
Und das Kind weint laut, vor Freuden erschreckt,
Die Engel lächeln in Gnüg und Ruh!
Und der himmlische Vater sieht dem zu:
„Nun hab' ich Euch Beiden Euch Beide beschert,
Was Fromme wünschen, das ist schon gewährt;
Heil dem, wer gute Versuchung erfährt!
Doch fromm ist der nur, der sich bewährt.
Wer wohlthut, der hat immer zu geben,
Wer das Letzte gibt, der gibt erst eben;
Nur wer nichts werth ist, vertraut auch nie,
Fest hält er sein Gut mit Angst und mit Müh'. —
Du aber mein Kind, nun krümmle das Brod
Hinab für die Armen, zum Dank für die Noth,
Und wirf die Schühlein und Kleidchen hinab . . .
Damit ein Kind noch drunten was hab."
Und wie sie die Brosamen niederstreut
Da sieht sie aus jedem Krümmchen erfreut
Wohl hundert Brode zur Erde schweben,
Wie Flocken sich dicht zum Schneeball weben;
Und so aus den Fäden des Kleidchens eben,
Viel hundert sich neu in den Lüften weben,
Und aus den Schuhen viel hundert Schuh. —
Da schließt der Himmel droben sich zu.

Doch die Kinder, die früh nach Waldholz geh'n,
Die bleiben erstaunt vor den Bäumen steh'n,

Wer über und über so reich sie behangen!
Da schüttelt und langt, wer kann erlangen,
Und Jeglichem paßt das Röckchen wie seines!
Und allen Geschwistern noch bringt er eines!
Dann sammeln sie Körbe voll Brod statt Holz,
Und singen nach Hause und thun wie stolz,
Und kommen in duftenden Kleidern zur Mutter,
Die befühlt sie, den schönen Zeug und das Futter!
Und ein Bettler spricht: „ich merk', ich merk', —
Hier lohnt Gott Einem ein gutes Werk!
Und hätte das Werk ein Kind gethan,
Das nahm Er gewiß als Sein Kind an!"

187.

Ueber J. F. H. Schlosser

von **Beda Weber.**

Schlosser stand bis in sein hohes Alter mitten in einem reichen Gebiete von geistigen Errungenschaften, die man einzig in ihrer Art nennen kann, der belebende Einheitspunkt für alle Strebnisse, die dem Leben Werth und Bedeutung geben, die Klarheit auf allen Bahnen menschlicher Entwickelung, der Trost eines jeden Talentes durch die Hindernisse der Welt, der unbestechliche Anwalt jeder sittlichen Kraft in Staat und Kirche. Um ihn schaarte sich ein Kreis gleichgesinnter Freunde aus allen Gauen Deutschlands, um ihn eine kostbare Sammlung von werthvollen Büchern, Gemälden, Kupferstichen und anderen Kunstsachen, um ihn ein Schatz der reichsten Lebenserfahrung und des gründlichsten Wissens. Und nichts war daran Gemachtes oder Geschraubtes, die Einfachheit, die Bescheidenheit, die Liebenswürdigkeit des Besitzers machte es zum Gemeingut aller aufrichtig Strebenden. Die letzten Jahre beschäftigte ihn ein eigenthümlicher Drang wie im Vorgefühle des nahen Todes, wenn gleich in noch rüstiger Kraft, alles Gesammelte zu ordnen, alles zurecht zu legen und leicht zugänglich zu machen, was beim reichen Materiale eines langen Lebens keine kleine Arbeit war. Und was sich äußerlich an ihm zur nothwendigen Lebensaufgabe gestaltete, machte sich innerlich mit der schönsten Liebe zur heiligen Ordnung geltend. Wir feierten im Advent 1850 bis zur Erscheinung des Herrn 1851 das Jubiläum, welches Papst Pius

der Neunte nach seiner Heimkehr aus Gaeta ausgeschrieben hatte. Für seinen frommen Sinn war diese Zeit eine erwünschte Gelegenheit, sich selbst zu heiligen nach dem Aufrufe der katholischen Kirche. Er that es mit einem Ernste, als gälte es eine letzte Abrechnung, und brachte sich wie er selbst sagte, Gott ganz zum Opfer. Wenige Tage nach dieser heiligen Zeit wurde ich eines Morgens zwischen 10 — 11 Uhr zu Schlosser gerufen. Ich war nicht zweifelhaft über seine Lage, denn mir war sein Abschließen mit allen irdischen Dingen auffallend genug gewesen. Er war an jenem Morgen noch heiter und fröhlich aufgestanden, hatte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit die Morgenstunden im Kreise seiner hochgesinnten Frau zugebracht, und wollte sich eben in seine Tageskleidung werfen, um auszugehen. Beim Aufstehen sank er auf sein Sopha zurück, und verschied ohne leise Aufregung. Ich fand ihn nach den letzten Athemzügen als schöne Leiche auf dem Sopha liegen, wie er hingesunken war, einen unbeschreiblichen Ausdruck von Ruhe und Frieden im Gesichte. Niemand wollte sich überzeugen, daß er todt sei. Sein Leben war der Trost für die Hinterbliebenen, ein rundes heiliges Leben von 70 Jahren, das uns Allen zum Muster dienen kann. Ich bin ihm diese letzten Worte schuldig, als einem wahrhaften Freunde, der wenig geredet, viel gethan und nie angerechnet hat, treu wie keiner.

188.

Vexilla regis prodeunt.

Uebersetzt von J. F. H. Schlosser.

Des Königs Banner wallt hervor,
Hell leuchtend strahlt das Kreuz empor,
Woran in Tod das Leben sank,
Und Leben in dem Tod errang!

Das, von der scharfen Lanze Stich
Grausam verwundet, mildiglich
Von uns zu waschen uns're Schuld,
Strömt' Blut und Wasser aus voll Huld.

Erfüllt ist, was im heil'gen Drang
Im treuen Liede David sang,
Als er den Völkern Kunde gab:
Es herrschte Gott vom Holz herab.

Baum, schöngeschmückt und lichtumstrahlt,
Vom Königspurpur reich umwallt,
Deß würd'ger Stamm erkoren ward
Zu rühr'n die heil'gen Glieder zart.

Heil dir, deß Arm umschlungen hält
Das Lösegeld der sünd'gen Welt,
An dem der reinste Leib sich wiegt,
Das Tod und Hölle obgesiegt.

Kreuz, uns're Hoffnung allezeit,
In dieser heil'gen Leidenszeit
Mehre den Frommen Gnad' und Huld,
Zu nichte mach' der Sünden Schuld.

Dir, Heiles Quell, Dreieinigkeit
Lob, Ehr' und Preis in Ewigkeit:
Zum Sieg des Kreuzes, welchen Du
Schenkst, schenk' uns, Herr den Lohn hinzu. Amen.

189.

Peter von Amiens und das Concilium zu Clermont

von Wilhelm von Tyrus, übersetzt von E. und R. Kausler.

Gegen Ende des eilften Jahrhunderts wollten eine Anzahl Griechen und Lateiner nach den geweihten Orten wallfahren. Wie sie sich nun durch ein feindliches Land, durch tausend Todesgefahren durchgewunden hatten, wurde ihnen der Eintritt in die Stadt Jerusalem versagt, wenn sie nicht am Thore ein Goldstück, das als Tribut festgesetzt worden war, den Wächtern bezahlen würden. Aber die Armen, die auf der Wanderschaft Alles verloren hatten und kaum mit heilen Gliedern an ihr Ziel gekommen waren, woher sollten sie nehmen, was ihnen als Tribut abgefordert wurde? Da lagen nun Tausende von ihnen, des Eintritts harrend, zusammengeschaart vor der Stadt, nackt und verhungernd. Lebend wie todt waren sie den Bürgern eine unerträgliche Last. Denn die Lebenden waren sie zu speisen bemüht, wie sie konnten, die Gestorbenen wollten sie begraben, und doch überstieg, was sie für ihre eigene Erhaltung zu thun hatten, ihre Kräfte schon weit. Die aber, die das Eintrittsgeld bezahlen konnten, und in die Stadt kamen, machten den Bürgern noch größere Sorge. Sie mußten nämlich immer fürchten, ihre Gäste würden, wenn sie, um die heiligen Orte zu besuchen, unvorsichtig umhergehen, angespieen und geschlagen und am Ende wohl heimlich gar erdrosselt werden. Deßwegen, um dem vorzubeugen, begleiteten sie die Pilger, die die heiligen Orte besuchten, aus brüderlicher Bekümmerniß um sie, auf jedem Schritte. Es war aber in der Stadt ein Kloster der Amalfitaner, das noch heute das Kloster der **Sancta Maria de Latina** heißt, und daneben ein Hospital mit einer kleinen Kapelle, zu Ehren des heiligen alexandrinischen Patriarchen Johannes Eleymon, unter Aufsicht des Abtes des genannten Klosters; hier wurde solchen armen Ankömmlingen vom Kloster und von freiwilligen Spenden, so weit man konnte, Almosen gegeben. Denn unter Tausenden kam kaum Einer, der für sich leben konnte. Die meisten waren auf der Reise um ihr Geld gekommen; die unendlichen Drangsale hatten

ihre Kräfte erschöpft, sie brachten nichts in die Stadt als das nackte Leben. So hatten die Bürger, denen tagtäglich Verderben drohte, weder zu Hause noch draußen Ruhe, und eine harte und unerträgliche Knechtschaft, schlimmer als der schlimmste Tod, lastete auf ihnen. Und um den Jammer noch größer zu machen: hatten sie mit unsäglicher Mühe ihre Kirchen hergestellt, so stürmten die Ungläubigen, wenn sie eben ihren Gottesdienst hielten, lärmend und tobend herein, setzten sich auf die Altäre, warfen die Kelche um, traten die heiligen Gefäße mit Füßen, zerschlugen die Marmorsteine, schmähten und mißhandelten die Kirchendiener. Auch den Herrn Patriarchen selbst behandelten sie als einen geringen und verworfenen Menschen und rissen ihn am Bart und an den Haaren von seinem eigenen Sitze auf den Boden. Oft schleppten sie ihn auch, wie einen gemeinen Sclaven, ohne alle Ursache ins Gefängniß, nur um dem Volke Schmerzen zu machen, weil sie wohl wußten, wie ihm das Leiden seines Vaters zu Herzen ging. Als nun das Volk Gottes vierhundert und neunzig Jahre in frommer Geduld solche Knechtschaft ertragen hatte, da wandten sie sich mit Seufzen und Weinen und unermüdetem Beten zu dem Herrn, und flehten, er möchte der Reuigen und Bekehrten schonen und die Geißel seines Zorns gnädiglich von ihnen abwenden. Denn sie waren in das tiefste Elend gerathen, wo sie aus dem Abgrund des Jammers zu dem Abgrund der Barmherzigkeit rufend, von dem Herrn der ein Tröster ist, erhört werden mußten. Und der Herr sah sie gnädig an von dem Throne seiner Herrlichkeit und beschloß, wie sie gebeten hatten, sie zu trösten und ihren Drangsalen ein Ende zu machen.

Um dieselbe Zeit, wo Jerusalem so viel zu leiden hatte, kam unter andern Pilgern auch ein Pilger mit Namen Peter in die Stadt. Er war aus dem Reiche der Franken, aus dem Bisthum Amiens, in der That und nach seinem Beinamen ein Eremit. Er war von Gestalt sehr klein und nach seinem ganzen Aeußern unansehnlich. Aber desto größere Kraft war in dem schwächlichen Leibe. Er war nämlich lebhaften Geistes, durchdringenden Blickes und der Fluß seiner einnehmenden Beredsamkeit gerieth nie ins Stocken. Er kam gegen Bezahlung des gewöhnlichen Tributs in die Stadt und war bei einem Christen als Gast, der selbst auch unter die Zahl der Bekenner Christi gehörte. Wie er nun ein geschäftiger Mensch war, so erkundigte er sich emsig nach ihren Umständen und erfuhr von ihm nicht nur, in welcher gefährlichen Lage die Stadt gegenwärtig sei, sondern er wurde von ihm auch über die Verfolgungen, die

ihre Vorfahren seit langer Zeit ausgestanden hatten, auf's Vollständigste belehrt, und wenn dieser Belehrung noch etwas fehlte, so ergänzte ihm dieß später der Augenschein. Denn bei einem längern Aufenthalt in der Stadt und bei seinen Kirchenbesuchen ward ihm Manches, was er früher von Andern gehört hatte, deutlicher. Da er hörte, daß der Patriarch ein frommer und gottesfürchtiger Mann sei, besuchte er ihn, um über den gegenwärtigen Zustand der Dinge mit ihm zu reden und sich über manches noch besser belehren zu lassen; er ließ sich durch einen frommen Mann, der ihm zum Dolmetscher diente, bei ihm einführen, und die Unterhaltung diente ihnen Beiden zu gegenseitiger Erquickung. Der Patriarch hieß aber Simeon. Als er aus der Unterredung mit Petrus sah, daß dieser ein umsichtiger Mann sei, von reicher Erfahrung und gewaltig in Rede und That, setzte er ihm die ganze Lage der Stadt in vertraulichen Mittheilungen auseinander. Und als Petrus in brüderlicher Theilnahme seine Thränen nicht zurückhalten konnte und emsiger von ihm forschte, ob vielleicht ein Weg der Rettung aus diesem Jammer gefunden werden könne, antwortete ihm der fromme Mann: „Peter, unserer Sünden wegen würdigt der gerechte und barmherzige Gott unser Weinen, Seufzen und Beten keiner Erhörung, denn unsere Ungerechtigkeit ist noch nicht ganz gereinigt, und darum ruht die Geißel nicht. Wenn aber euer wahrhaftig gottesfürchtiges Volk, das durch Gottes reiche Barmherzigkeit noch frische Kräfte hat, dessen Reich, unsern Feinden zum Schreck, weithin in schönster Blüthe steht, uns brüderliche Theilnahme schenken und für Abhülfe unserer schlimmen Lage sorgen, oder wenigstens bei Christus für uns fürsprechen wollte, so hätten wir Hoffnung, unsere Bedrängniß bald geendigt zu sehen. Denn auf das Reich der Griechen, ob sie uns gleich näher und verwandter sind und ob ihnen gleich noch mehr Reichthum als euch zu Gebote steht, können wir nicht rechnen. Sie werden kaum für sich fertig, ihre ganze Kraft ist, wie Ihr, Herr Bruder, wohl gehört haben könnt, so ins Abnehmen gerathen, daß sie innerhalb weniger Jahre mehr als die Hälfte ihres Reiches verloren haben." Darauf Petrus: „Wisset, heiliger Vater, wenn die römische Kirche und die Fürsten des Abendlandes von einem glaubwürdigen Mann gründlich unterrichtet würden, so würden sie ohne Zweifel alsbald mit Wort und That für Abhülfe eurer Noth sorgen. Setzt also ein ausführliches Schreiben auf, sowohl an den Papst und die römische Kirche, als an die Könige und Fürsten des Abendlandes, und bekräftigt dieses Schreiben mit eurem Sie-

gel, so verweigere ich mich nicht, zum Heil meiner Seele die Arbeit auf mich zu nehmen, daß ich überall umhergehe, Alles in Bewegung setze, so eindringend als ich kann, das Uebermaß eures Elends vor die Augen stelle und Jeden für sich zu Beschleunigung der Hülfe auffordere." Diese Rede gefiel und schien gut sowohl dem Herrn Patriarchen als den andern Christen, die sie hörten, und nachdem sie dem Manne Gottes, so viel sie können, gedankt haben, gaben sie ihm das verlangte Schreiben.

Groß bist Du, Herr unser Gott, und Deine Barmherzigkeit hat kein Ende. Wer Dir vertraut, guter Jesus, dessen Hoffnung wird nicht zu Schanden. Woher kam dem armen, dürftigen Pilger, dem es an den nöthigsten Bedürfnissen fehlte, der fern von seiner Heimath war, solches Vertrauen, daß er es wagte, ein Geschäft weit über seine Kräfte auf sich zu nehmen, und nicht zweifelte, damit zu Stande zu kommen? Woher anders, als daher, daß er auf Dich, als auf seinen Beschützer, seine Gedanken geworfen hatte, daß er in der Inbrunst brüderlich theilnehmender Liebe das Gesetz, seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben, zu erfüllen trachtete? Seine Kräfte sind zu schwach, aber die Liebe spricht ihm Muth ein. Und will ihm, was ihm die Brüder auferlegt haben, hart und unerträglich scheinen, die Liebe Gottes und des Nächsten macht ihm die Last leicht, denn „Liebe ist stark wie der Tod." Der Glaube, der durch die Liebe thätig ist, ist es, was bei Dir als Verdienst gilt, und Verdienste bleiben bei Dir nicht unbelohnt. Darum lässest Du Deinen Knecht nicht lange hin und her schwanken, sondern Du zeigst Dich ihm selbst und befestigst ihn durch Deine Erscheinung, daß er nicht wanke, und lässest ihm eine Offenbarung werden, daß er dadurch muthiger zu seinem Liebeswerk schreite. Es ereignete sich nämlich eines Tages, als der genannte Knecht Gottes um die Rückkehr zur Heimath und um Vollführung seiner Botschaft mehr als sonst bekümmert war, daß er, andächtig zum Quell aller Erbarmung flüchtend, in die Kirche zur Auferstehung des Herrn trat. Als er dort die ganze Nacht in Wachen und Beten zugebracht und sich dann von der Anstrengung erschöpft auf den Boden gelegt hatte, um zu schlummern, und endlich, wie es in solchem Zustande zu geschehen pflegt, in tiefern Schlaf gesunken war, da sah er unsern Herrn Christus vor sich stehen und ihm dieselbe Botschaft übertragen mit den Worten: „Peter, erhebe dich eilig und führe unverzagt aus, was dir aufgetragen ist, denn ich will mit dir sein. Denn es ist die Zeit, daß das Heiligthum gereinigt und meinen Dienern geholfen werde." Als Peter erwacht, da zögert er, durch

die Erscheinung in Gott gestärkt und befestigt im Gehorsam, keinen Augenblick länger, sondern gürtet sich zur Heimkehr. Er verrichtet die üblichen Gebete, nimmt Urlaub von dem Herrn Patriarchen und zieht mit seinem Segen ans Meer, wo er ein Kauffahrteischiff findet, das nach Apulien übersegeln will. Er kommt auf diesem nach glücklicher Fahrt nach Bari. Von da reis't er nach Rom und findet in der Nähe der Stadt den Herrn Papst Urban II., dem er die Schreiben von dem Herrn Patriarchen und von den Christen in Jerusalem überreicht. Er setzt ihre unglücklichen Umstände auseinander, er schildert die Gräuel, welche die unreinen Völker an den heiligen Orten verüben, und richtet die Botschaft, die ihm übertragen ist, mit eben so viel Gewissenhaftigkeit als Klugheit aus.

Papst Urban nahm ihn auf's freundlichste auf und versprach ihm bei dem Worte, dessen Träger er war, ihm zur gehörigen Zeit ein treuer Mitarbeiter zu werden. Peter aber läuft in seinem heiligen Eifer durch ganz Italien, übersteigt die Alpen, geht bei allen Abendländern umher, bei jedem einzelnen Fürsten bittend, klagend, scheltend, und bringt mit Gottes Hülfe Einige dazu, daß sie sich entschließen, ihren bedrängten Brüdern ungesäumt zu Hülfe zu kommen und die Orte, die der Herr durch Seine Gegenwart zu verherrlichen gewürdigt hat, nicht länger von den Ungläubigen entweihen zu lassen. Er hatte aber damit nicht genug, daß er solchen Saamen bei den Fürsten ausstreute; er entzündete auch den Eifer des Volkes und der Leute niedern Standes mit frommen Ermahnungen für sein Vorhaben. Er lief, als ein treuer Bote, in allen Reichen, bei allen Nationen umher und verkündete den Armen und Verachteten sein Evangelium. Und der Herr sah sein Glaubensverdienst so gnädig an, daß er selten fruchtlos bei einem Volke auftrat. Und er war dem Herrn Papste, der ihm ohne Aufschub über die Gebirge zu folgen beschlossen hatte, in dieser Sache von wesentlichem Nutzen. Er leistete ihm den Dienst eines Vorläufers und bearbeitete ihm die Gemüther zum Voraus, so daß er sie sich vollends leicht gewinnen konnte.

Es war im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1095, als der genannte Herr Urban, nachdem er zu Piacenza ein Concilium gehalten, das er aus ganz Italien zusammenberufen hatte, um der immer mehr überhandnehmenden Gottlosigkeit zu steuern, auf der Flucht vor der unwürdigen Behandlung des Kaisers Heinrich IV. die Alpen überschritt und Frankreich betrat. Als er hier sah, wie er auch schon zu-

vor gehört hatte, daß das Wort Gottes mit Füßen getreten werde, daß das Evangelium verachtet, der Glaube verschwunden, die Liebe, und was sonst eine Tugend ist, am Sterben seien, daß aber der Fürst der Finsterniß sein Reich weit und breit ausgedehnt habe, beschloß er, sehr bekümmert, wie man solchen höllischen Erscheinungen zu begegnen habe, ein allgemeines Concilium zusammenzuberufen. Zuerst wurde Vezelay, sodann Puy, zuletzt Clermont, eine Stadt in Avergne, zum Orte der Zusammenkunft bestimmt, und hier kam denn unter Gottes Beistand, im Monat November eine heilige Versammlung von Bischöfen und Aebten aus allen Provinzen des Landes über den Alpen im Namen des Herrn zusammen; auch einige Fürsten aus den genannten Landen waren anwesend. Nachdem man hier mit Benützung des Rathes der Prälaten und anderer gottesfürchtiger Männer Verordnungen und Einrichtungen getroffen hatte, um der sinkenden Kirche aufzuhelfen, Zucht und Sitten wieder aufzubauen und den Frieden, welcher, wie der von dem größten Eifer für sein Werk entzündete Peter sprach, aus der Welt verschwunden war, wiederherzustellen, wandte sich der Papst zuletzt zu folgender Ermahnung und und sprach: „Ihr wißt, geliebte Brüder, und es frommt eurer Liebe wohl zu wissen, wie der Erlöser der Menschheit, als Er uns zum Heile menschliche Gestalt angenommen hatte und ein Mensch unter Menschen wandelte, das Land der Verheißung, das Er vorlängst den Vätern verheißen hatte, mit Seiner Gegenwart verherrlichte und durch Seine vielen Wunder und durch das Erlösungswerk, das Er hier vollbrachte, noch besonders denkwürdig machte. Das sagt uns das alte und das neue Testament auf jeder Seite. Es ist gewiß, daß der Herr für dieses Land eine gewisse Vorliebe gehabt hat, Er hat dieses kleine Theilchen der Welt sein Erbe zu nennen gewürdigt, während doch die ganze Welt Sein ist und von Ihm erfüllt. Er sagt bei Jesaias: „„Israel ist mein Erbe““ und weiter: „„Der Weinberg des Herrn Zebaoth ist das Haus Israel.““ Und hatte Er sich das ganze Land von Anfang an auserseheu, so hatte Er noch eine besondere Liebe für die heilige Stadt, wie uns der Prophet bezeugt, wenn er sagt: „„Der Herr liebt die Thore Zions über alle Wohnungen Jakobs.““ Zu ihrem Ruhme ist zu sagen, daß in ihr der Herr zum Heil der Welt gelehrt und gelitten hat, daß Er in ihr auferstanden ist, und seit Jahrhunderten war sie zur Zeugin so großer Dinge und zur Stätte dieser Mysterien erlesen. Erlesen, denn Er selbst, der sie erlesen hat bezeugt es in den Worten: „„Und von meiner auserwählten

Stadt Jerusalem wird uns der Heiland kommen."" Hat nun gleich der Herr, der Sünden ihrer Bewohner halber, durch gerechtes Urtheil zugegeben, daß sie mehrmals in die Hände der Ungläubigen gerieth, hat Er sie gleich eine Zeit lang das schwere Joch der Knechtschaft tragen lassen so dürfen wir darum doch nicht glauben, daß Er sie verschmäht und verworfen habe. Es steht ja geschrieben: „„Der Herr züchtiget den Sohn, den Er lieb hat""; dem aber häuft er Seinen Zorn zur Gnade, dem Er sagt: „„Mein Zorn ist von dir gewichen, ich will dir fürder nimmer zürnen."" Er liebt sie also und nicht ist erloschen die Liebe zu ihr, zu der Er sagt: „„Und du wirst sein eine schöne Krone in der Hand des Herrn und ein königlicher Hut in der Hand deines Gottes, und du sollst nicht mehr die Verlassene, noch dein Land eine Wüstung heißen, sondern du sollst meine Lust an ihr heißen, denn der Herr hat Lust an dir."" Diese Wiege unsers Heiles nun, das Vaterland des Herrn, das Mutterland der Religion, hat ein gottloses Volk in seiner Gewalt, der Sohn der ägyptischen Magd, er hält die Kinder der freien Mutter gefangen und hält sie unter einem Druck, den umgekehrt er selbst erdulden sollte. Aber was steht geschrieben? „„Treibe diese Magd aus mit ihrem Sohne."" Das gottlose Volk der Saracenen, das weltlichen Lehren anhängt, drückt die heiligen Orte, die die Füße des Herrn betreten haben, schon seit langer Zeit mit seiner Tyrannei und hält die Gläubigen in Knechtschaft und Unterwerfung. Die Hunde sind ins Heiligthum gekommen und das Allerheiligste ist entweiht, das Volk, das den wahren Gott verehrt, ist erniedrigt, das auserwählte Volk muß unwürdige Bedrückung leiden. Das königliche Priesterthum muß als Sklave Ziegel brennen, die Fürstin der Länder, die Stadt Gottes muß Tribut zahlen. Will Einem nicht die Seele darüber zergehen, will Einem nicht darüber das Herz zerfließen? Liebe Brüder, wer kann das mit trockenem Auge anhören? — Die Kirche zur heiligen Auferstehung, die Schlummerstätte des Herrn, steht unter der Herrschaft derer, die an der Auferstehung keinen Theil haben, sondern als Stoppeln zur Erhaltung des ewigen höllischen Feuers werden dienen müssen, und wird durch ihre Unflätigkeit entweiht. Die ehrwürdigen Orte, zu Stätten göttlicher Geheimnisse gewürdigt, die den Herrn, so lange Er im Fleische weilte, als Gast aufnahmen, die beglaubigte Zeugen seiner Zeichen und Wunder waren, sind in Schafkrippen und Viehställe verwandelt. Das preiswürdige Volk, das der Herr der Heerschaaren gesegnet hat, seufzt

abgemattet unter der Last der schmählichsten Zumuthungen, ihre Söhne, die theuern Pfänder der Mutterkirche, werden ihnen entrissen und gezwungen, heidnischer Unreinheit dienstbar zu werden und den Namen des lebendigen Gottes zu verleugnen, oder mit lasterhaftem Munde zu schmähen, und wenn sie sich den gottlosen Befehlen widersetzen, so werden sie wie das Vieh hingeschlachtet, Genossen der heiligen Märtyrer. — „„Wehe uns, daß wir dazu geboren sind, daß wir unseres Volkes und der heiligen Stadt Zerstörung sehen müssen und dazu stille sitzen und die Feinde ihren Muthwillen treiben lassen!"" Bewaffnet euch mit dem Eifer Gottes, liebe Brüder, gürtet eure Schwerter an eure Seiten, rüstet euch und seid Söhne des Gewaltigen. Besser ist es, im Kampfe sterben, als unser Volk und die Heiligen leiden sehen. Wer einen Eifer hat für das Gesetz Gottes, der schließe sich uns an. Wir wollen unsern Brüdern zu Hülfe kommen. Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihr Joch. Ziehet aus und der Herr wird mit euch sein. Wendet die Waffen, mit welchen ihr sträflicher Weise Bruderblut vergießt, gegen die Feinde des christlichen Namens und Glaubens. Die Diebe, Räuber, Brandstifter und Mörder werden das Reich Gottes nicht besitzen, erkauft euch mit wohlgefälligem Gehorsam die Gnade Gottes, daß Er euch eure Sünden, mit denen ihr seinen Zorn erweckt habt, um solcher frommen Werke und der vereinigten Fürbitten der Heiligen willen schnell vergebe. Wir ermahnen euch also in dem Herrn, und binden es euch aufs Herz bei Vergebung eurer Sünden, daß ihr euern Brüdern und Miterben des Himmelreichs, die in Jerusalem und seinen Gränzen wohnen, in ihrer Noth und Bedrängniß zu Hilfe kommt und den Stolz der Ungläubigen, die sich Königreiche, Fürstenthümer und Herrschaften zu unterwerfen streben, gebührend beuget und bestraft und ihnen, die sich den christlichen Namen auszutilgen vorgesetzt haben, mit ganzer Kraft entgegentretet. Sonst wird es der Kirche geschehen, daß sie in kurzer Zeit das Joch einer unverdienten Knechtschaft tragen muß, daß der Glaube von ihr genommen wird und der Aberglaube der Heiden den Sieg gewinnt. Denn in welcher Bedrängniß sie sind, das wissen einige von euch durch den Augenschein, es meldet es gegenwärtiger Brief, den wir durch Peter den ehrwürdigen Mann, der hier unter uns anwesend ist, empfangen haben. Wir aber erlassen durch die Barmherzigkeit Gottes und gestützt auf die Autorität der heiligen Apostel Petrus und Paulus, allen gläubigen Christen, die gegen sie die Waffen nehmen und sich der Last dieses

Pilgerzugs unterziehen, alle die Strafen, die die Kirche für ihre Sünden über sie verhängt hat. Und wenn Einer dort in wahrer Buße aus dem Leben kommt, so darf er fest glauben, daß ihm Vergebung seiner Sünden und die Frucht ewigen Lohnes zu Theil werden wird. Unterdessen aber betrachten wir die, welche im Glaubenseifer die Arbeit jenes Kampfes auf sich zu nehmen entschlossen sind, als Kinder des wahren Gehorsams und stellen sie unter den Schutz der Kirche und der heiligen Apostel Petrus und Paulus, und sollen sie vor jeder Beunruhigung, betreffe sie ihr Eigenthum oder ihre Person, gesichert sein. Sollte aber Einer so frech sein, sie inzwischen zu belästigen, so soll er durch den Bischof des Orts, mit der Excommunication bestraft werden, und dieser Spruch soll so lange Kraft haben, bis er das Geraubte zurückgegeben und den Schaden, den er angerichtet, gehörig gut gemacht hat. Die Bischöfe aber und die Priester, die solchem Unrecht nicht kräftig Widerstand leisten, sollen ihrer Würde entsetzt werden, bis sie sich das Erbarmen des apostolischen Stuhles wieder erworben haben.“ Mit diesen Worten schloß er und ermahnte nun noch die anwesenden Prälaten, wenn sie nach Hause kämen, mit allem Eifer ihr Volk zu dem Werke aufzufordern und einzuladen. Damit schloß er, die Synode wurde aufgelöst, man verabschiedete sich und reiste nach Hause, und die Heimkehrenden sorgten vor allem dafür, daß dem gemäß, was auf der Synode festgesetzt worden war, der Friede, welcher im gemeinen Leben Treuga heißt, unverbrüchlich von Allen gehalten würde, auf daß denen, die auf den Zug gehen wollten und zu ihrer Ausrüstung viel hin und herzugehen hatten, kein Hinderniß in den Weg gelegt würde.

Der Herr gab also der Rede seines treuen Knechtes, der so kräftig predigte und so herrlich war in der Verkündigung Seines Wortes, für das Verdienst seines Glaubens solche Kraft und Wirksamkeit, daß sie allerwärts den glücklichsten Erfolg hatte. Es zeigte sich, daß das Werk von Gott angeregt war, denn Alt und Jung leistete diesem Aufgebot, so Schwieriges es auch verlangte, mit der größten Lust Folge. Und nicht nur die persönlich Anwesenden hatten sich an dem Feuer seines Wortes für den Zug begeistert, die Predigt ging in alle Welt hinaus und entzündete auch die, welche sie nicht aus seinem Munde gehört hatten, zu gleichen Entschlüssen. Die Bischöfe aber arbeiteten treulich in ihrem Auftrag, luden die Ihrigen zu dem Unternehmen ein, gingen in den Parochien umher und streuten den Saamen des Wortes des Lebens

unter den Völkern aus, und auch nicht ein Körnlein fiel auf den Boden, ohne Wurzel zu schlagen, so daß man in Wahrheit sagen konnte, das Wort des Herrn sei in Erfüllung gegangen: „Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Denn da trennte sich der Mann von dem Weibe und das Weib von dem Manne, der Vater vom Sohne, der Sohn vom Vater, es war kein Band der Liebe, das diesem Eifer hätte Nachtheil bringen können, so daß viele Mönche aus ihrem Kloster kamen, und Viele, die sich freiwillig um des Herrn willen eingekerkert hatten, aus ihrem Verschluß. Doch war nicht bei Allen die Liebe zu Gott die Veranlassung ihres Entschlusses, und nicht Alle trieb die Mutter aller Tugenden dazu, die weise Ueberlegung, Viele schlossen sich den Andern bloß an, um ihre Freunde nicht zu verlassen, oder um nicht für träge zu gelten, oder aus Leichtsinn, oder um ihrer Gläubiger, denen sie schwer verschuldet waren, spotten zu können. Verschieden waren also die Beweggründe, aber Alles eilte herbei. Niemand dachte im Abendland an Alter oder Geschlecht, oder Rang oder Stand, Niemand kehrte sich an Abreden, Alles gab ohne Unterschied sein Wort, und gelobte einmüthig mit Herz und Mund den Pilgerzug. Da schien sich buchstäblich zu erfüllen, was im Tobias geschrieben steht: „Jerusalem, du Gottesstadt, von fernen Landen wird man zu dir kommen und Geschenke bringen. In dir werden sie den Herrn anbeten und du wirst das Heiligthum heißen, den großen Namen des Herrn werden sie in dir anrufen." Von denen also, die dem Concilium beigewohnt hatten, ergriffen Viele die Aufforderung mit Freuden. Der erste war der Herr Bischof Ademar von Puy, werthen Andenkens, ein Mann von ehrwürdigem Lebenswandel, der nachher als Legat des apostolischen Stuhls dem Volke Gottes auf diesem Zuge mit eben so viel Treue als Umsicht viele Dienste leistete, sodann der Herr Bischof Wilhelm von Orange, ein wahrhaft frommer und gottesfürchtiger Mann. Aber auch von den Fürsten beider Reiche *) welche abwesend gewesen waren, rüsteten sich, von demselben Feuer entzündet, bereits Viele zu der Reise und munterten sich gegenseitig auf, sie setzten auch einen bestimmten Tag fest, wo alle nöthigen Bedürfnisse herbeigeschafft sein und die Genossen der Fahrt sich versammeln sollten, um den Zug anzutreten. Das Werk, von dem wir reden, schien in der

*) Des römischen Reiches und des französischen Königreiches.

That von Gott geleitet zu werden, und die Aufforderung dazu ein Wort aus Gottes Munde. Haufenweise strömte das Volk zusammen, wo ein Fürst die Reise gelobt hatte, um sich seinem Gefolge anzuschließen und gehorsam und ergeben während der ganzen Reise ihn als seinen Herrn anzuerkennen. Und weil es hieß: „Mag der Letzte räudig werden, ich bleibe nicht zurück," und so wollte Jeder zuerst gerüstet sein und dem Andern zuvorkommen. Wahrhaft von Gott geordnet war das Werk, denn dieses Fegfeuer war nöthig zur Läuterung von den alten Sünden, und dieses Beschäftigtsein diente bestens, künftige Frevel zu verhüten. Denn es war unter den Menschen keine Ehrfurcht vor Gott mehr und keine Scheu vor den Menschen. Es hatten aber Alle mit einander verabredet und auch der Herr Papst hatte es ihnen geboten, daß die, welche den Zug mitzumachen gelobten, das segensreiche Zeichen des lebendigmachenden Kreuzes auf ihren Kleidern tragen sollten, zur Erinnerung an das Leiden, dessen Stätte zu besuchen sie sich vorgenommen hatten, in Nachahmung dessen, „welches Herrschaft war auf seiner Schulter, als Er uns zu erlösen kam." Auch das Wort des Jesaias: „Er wird ein Panier unter den Heiden aufrichten und zusammenbringen die Verzagten Israels" kann dahin verstanden werden. Auch das Gebot des Herrn: „Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir," schien wörtlich in Erfüllung zu gehen.

Von beiden Reichen also hatten sich mit dem Kreuze, als Pfand der Pilgerschaft, gewappnet: der vortreffliche Mann, Herr Hugo der Große,*) Bruder des Herrn Königs Philipp von Frankreich, der Herr Graf Robert von Flandern, der Herr Graf Robert von der Normandie, Sohn des Herrn Königs Wilhelm von England, der Graf Stephan von Chartres und Blois, Vater des älteren Grafen Theobald, der Herr Bischof Ademar von Puy, der Herr Bischof Wilhelm von Orange, der Herr Graf Raymund von Toulouse und Saint Gilles und andere edle und vortreffliche Männer, der tapfere und ausgezeichnete Mann, der Herr Herzog Gottfried von Lothringen mit seinen Brüdern, Herrn Balduin und Herrn Eustachius, dann Balduin, der den Beinamen von Burg führte, ein Verwandter der eben Genannten, Sohn des Herrn Grafen Hugo von Retest, der Graf Werner von Grai, der Graf Balduin von Hennegau, Isuard Graf von Diois, Rainbald Graf von Orange,

*) Graf von Vermandois.

Wilhelm Graf von Forez, der Graf Stephan von Aumale, der Graf Rotrut von Perche, der Graf Hugo von Saint Pol. Auch Viele, die, obgleich keine Grafen, doch sehr bedeutende Männer waren, boten sich von selbst mit Gott wohlgefälligem Gehorsam dem Unternehmen an, als: Heinrich von Ascha, Raoul von Baugenci, Eberhard von Puisaie, Centon von Bearn, Wilhelm von Amanjeu, Gaston von Bearn, Wilhelm von Montpellier, Gerhard von Roussillon, Gerhard von Cherise, Roger von Barneville, Guido von Possessa, Guido von Garland, Truchseß des Königs von Frankreich, Thomas von Feria, Galen von Chaumont, dann auch Peter der Eremit, mit einer ungeheuern Anzahl von Menschen, die er aus dem Königreich und aus dem deutschen Reich mit großer Anstrengung zusammengebracht hatte. Ueber den Alpen aber: der Herr Fürst von Boëmund von Tarent, Sohn des Herrn Herzogs Robert Guiskard von Apulien, auch der Herr Tankred, sein Neffe, und viele Andere, deren Namen wir nicht alle behalten konnten. Diese alle waren bereit, zur bestimmten Zeit mit ungeheuern Schaaren Bewaffneter in den christlichen Kriegsdienst zu treten, und sich fromm für den Namen Christi den Beschwerden eines solchen Zuges zu unterziehen. Als daher nach Verfluß des Winters sich die ersten Zeichen des Frühlings einstellten, die Kälte gewichen und anmuthige Witterung zurückgekehrt war, da rüstet man die Rosse, holt die Waffen hervor, schnürt die Reisebündel, ladet sich durch Boten zu gemeinsamer Abreise ein, man ordnet hinsichtlich der Zeit der Abreise, des Sammelortes, der sichersten und bequemsten Wege, Alles zuvor sorgfältig an. Denn eine so unermeßliche Menschenzahl konnte nicht in jeder Gegend ihre Bedürfnisse finden. Daher sollten die größeren Fürsten jeder besonders seine Heere führen und nicht alle auf demselben Wege einherziehen. Ihre Heere trafen auch erst vor der Stadt Nicäa zusammen, denn der Herzog zog mit seinem Heere durch Ungarn, der Graf von Toulouse und der Erzbischof von Puy durch Dalmatien, die übrigen Fürsten aber durch Apulien nach Constantinopel, wo sie aber zu verschiedenen Zeiten eintrafen. Unterdessen rüstete man nun, was zu dem Zug erforderlich schien, man wollte seinen Reisebedarf nach der Länge des Weges berechnen, als ob die Wege Gottes in der Hand des Menschen wären. Die menschliche Schwachheit weiß ja nicht, was ihr der morgende Tag bringen wird. Da war in keiner einzigen Provinz des Abendlandes ein Haus, in dem man müssig war. Jedermann war neben seinen eigenen noch mit einer Masse von

Familienangelegenheiten beschäftigt, da hier ein Familienvater, dort ein Sohn, dort eine ganze Familie sich zur Wanderung anschickte. Briefe gingen hin und her zwischen denen, die zugleich abreisen wollten, in denen sie einander zur Eile antrieben. Und als die, welche zu Führern der Schaaren ernannt waren, den Aufruf ergehen ließen, da riß man sich schluchzend und seufzend aus den Armen seiner Lieben, sagte sich das letzte Lebewohl und gab sich den Abschiedskuß. Da begleitete die Mutter den Sohn, die Tochter den Vater, die Schwester den Bruder, die Frau den Mann, weinend und jammernd und folgten ihnen nach dem Abschied mit ihren Blicken, da sie ihnen anders nicht folgen konnten.

190.

Die heiligen Quellen

von **Ludowica von des Bordes**, geb. Brentano.

Unerschöpflich sind die Quellen,
Die ich, Herr! in Dir gefunden,
Immer strömt in dunklen Wellen
Noch das Blut aus Deinen Wunden.

Immer fließt aus Deiner Seite
Noch das Wasser Deiner Gnade,
Daß ich mich vom Sündenleide
Wasch' in diesem heil'gen Bade.

Immer tropft von Deinem Haupte
Noch der blut'ge Thau hernieder,
Und Dein Kranz, der unbelaubte,
Gibt statt Blüthen Perlen wieder.

Immer reichen Deine Hände
Purpurtropfen, uns zu laben;
Sündenwahnsinn ohne Ende,
Zu verschmähen solche Gaben!

Immer zeigen Deine Füße
Blut'ge Spuren, welche Pfade
Uns're Seele gehen müsse,
Zu erlangen Deine Gnade.

Immer breiten Deine Arme
Sich noch aus, uns zu umfangen,
Immer spricht Dein Mund: Erbarme
Vater! Dich, hör' mein Verlangen.

191.

Die heilige Lanze von Antiochien

von **F. v. Raumer.**

Auf dem Zuge, welchen die Christen unter Anführung des frommen Herzogs Gottfried von Bouillon, des Grafen von Toulouse und anderer

Fürsten antraten, um das heilige Land und Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, gelangten sie nach Antiochien und belagerten die Stadt. Nach sieben Monaten sah man jedoch noch keinen Erfolg: die Angriffe der Feinde, der Mangel an Lebensmitteln und ein furchtbares Erdbeben erzeugten große Noth im Lager der Christen.

Es war daselbst unter ihnen Petrus, ein Pilger, arm und geringer Herkunft, aber fromm. Er konnte weder lesen noch schreiben; doch das Vaterunser, den Glauben, das Gloria und das Benediktus betete er mit einfachem Sinne, wie man es ihm gelehrt hatte. Einsam ruhte dieser einst in seinem Zelte und rief in schlafloser Nacht, von großer Furcht bedrängt: „Herr hilf, Herr hilf!" — Da traten zwei Männer zu ihm mit leuchtenden Kleidern: der ältere hatte einen langen braunen Bart und schwarze durchdringende Augen; der jüngere war schlanker, man mochte sein Antlitz mit keiner andern Bildung vergleichen. Jener aber hub an: „Ich bin Andreas der Apostel, fürchte dich nicht, sondern folge mir nach." Der Pilger stand vom Lager auf, jene beiden gingen voran zur Kirche des heiligen Petrus. Zwei Lampen brannten nur in dem weiten Gewölbe, und doch war es so hell wie am Mittage. Der Apostel sprach: „Warte ein wenig," und ging hinweg. Petrus setzte sich an eine Säule auf die Stufen, welche vom Mittag her zum Hochaltare führten; der jüngere Begleiter stand in der Ferne, auch an den Stufen des Altares. Nach einer Weile kam der heilige Andreas aus der Tiefe hervor, trug eine Lanze in der Hand und sprach zu Petrus: „Siehe, mit dieser Lanze ist die Seite geöffnet worden, aus welcher das Heil geflossen für alle Welt. Gib Acht, wo ich sie verberge, damit du sie nach der Einnahme Antiochiens dem Grafen von Toulouse nachweisen könnest; zwölf Männer müssen graben, bis man sie findet. Jetzt aber verkünde dem Bischofe von Puy: er möge nicht ablassen von Ermahnung und Gebet, denn der Herr sei mit euch allen." Als der Apostel so gesprochen, führte er mit seinem Begleiter den Pilger über die Mauern der Stadt zurück in sein Zelt. Dieser aber wagte nicht zu dem Bischofe zu gehen und das Geschehene zu erzählen; sondern zog nach Roja um Lebensmittel zu sammeln. Da erschien ihm um die Zeit, wenn der Hahn zum ersten Male kräht, am ersten Tage der großen Fasten, wiederum der Apostel mit seinem Begleiter; ein heller Glanz füllte das Zimmer. Jener sprach: „Petrus, schläfst du?" Petrus antwortete: „Nein, Herr, ich schlafe nicht." — „Hast du gethan, was ich dir befohlen?" fragte Andreas weiter. „Ich

habe mich gefürchtet, (erwiderte der Pilger) „denn ich bin arm und gering, keiner wird meinen Worten glauben.“ Da sprach der Apostel: „Weißt du nicht, wie die Armen und Geringen das Reich Gottes erwerben, und hat euch nicht der Herr auserwählt zur Erlösung seines Heiligthumes? Siehe die Heiligen selbst möchten den Himmel verlassen, und Theil nehmen an eurem Beginnen. Gehe hin und thue, was ich dir geheißen!“ — Petrus zögerte noch immer, er wollte gen Cypern segeln; ein Sturm warf ihn zum Lande zurück; er erkrankte. Während dessen war Antiochien eingenommen durch Hülfe christlich gesinnter Bewohner; aber ein neues Heer der Türken belagerte nunmehr die Kreuzfahrer und größere Noth entstand als je zuvor. Da erschienen jene zwei zum dritten Male dem Pilger und der Apostel sprach: „Petrus, Petrus, du hast noch nicht verkündet, was dir vertraut worden!“ Dieser aber sagte: „O Herr, erwähle einen Weiseren, einen Reicheren, einen Edleren; ich bin unwürdig solcher Gnade.“ — „Der“ (antwortete der Heilige) „ist würdig, welchen der Herr erwählet; thue, was dir befohlen ward, damit die Krankheit von dir weiche.“ — Ernst war des Apostels Blick, mild aber und wie vom himmlischen Lichte umflossen das Antlitz seines Begleiters. Da faßte Petrus Muth und sprach: „Wer ist dein Begleiter, der noch nimmer gesprochen hat? zu dem mich aber Liebe hinzieht und Sehnsucht, der mein Inneres löset von jedem Zweifel, der meine Seele füllt mit Vertrauen und himmlischer Ruhe.“ Der Apostel antwortete: „du magst ihm nahen und seine Füße küssen.“ Petrus trat hinzu und kniete nieder; da sah er blutige Male an den Füßen, er fiel auf sein Angesicht und rief: „Mein Herr und mein Gott!“ — Es breitete Christus über ihn die Hände und verschwand.

Der Pilger verkündete das Gesicht. Zwölf Männer gruben vom Morgen bis zum Abend, da zeigte sich die Lanze. Durch ihre Wunderkraft gestärkt siegten die Christen über alle Feinde, und die Erzählung ist aufbewahrt worden, damit ein kindlich Gemüth sich an dem erbaue, was den Verständigen dieser Erde verborgen ist.

192.

Glocken und Sterne

von W. Smets.

Des Jahres ganze Blumenzeit
Gleich einem Tag nur ist,
Der Morgens anhebt mit Geläut',
Mit Sternen Abends schließt.

Kaum will der Frost von dannen zieh'n,
Kaum, daß der Schnee zerrinnt,
Da sieht man auch Schneeglöckchen blüh'n;
Der Blumentag beginnt.

Und daß die Sonne höher steigt,
O schönster Morgentag!
Das duft'ge Maienblümchen zeigt
Mit Glöcklein tausendfach.

Und ist der volle Tag nun da,
Seht Blumen mannigfalt.
In allen Farben fern und nah,
In jeglicher Gestalt.

Ihr Tagewerk nun jede thut,
Zur Sonne hingewandt,
Mit Thau und Duft und Lebensgluth
Gefüllt bis an den Rand.

Doch wenn der Blumentag sich neigt,
Flieht auch der Farben Pracht,
Der letzte heit're Glanz erbleicht,
Es thaut die kühle Nacht.

Da blüht die späte Aster auf,
Ein stiller Abendstern,
Und schließt des Blumentages Lauf, —
Nun lobet Gott den Herrn! —

193.

Die Wanderung der Pflanzen

von Walchner.

Die Wanderung der Pflanzen oder ihre Verbreitung von dem Orte ihres ursprünglichen Vorkommens nach anderen Gegenden und Ländern durch Menschenhände, hat kein geringes Interesse, und was man hier in Kürze über diesen Gegenstand mittheilt, konnte nur durch sorgfältige Benützung und Vergleichung vieler, zum Theil sehr alter, zum Theil seltener, dann aber auch neuerer Schriften genommen werden. Nach dieser Forschung ergibt es sich, daß alle unsere Feldfrüchte, so wie die meisten Gartengewächse, größtentheils fremden, wärmeren Erdstrichen angehören. So wie aber unsere Vorfahren in Kultur und Gesittung voranschritten, und so zu sagen feiner wurden, so sorgten sie auch besser für ihren Ge-

schmack und eigneten sich das Bessere, Schmackhaftere fremder Länder an, und verpflanzten es nach mancherlei Gelegenheit und Anlaß in das eigene Vaterland.

Leicht ist die Heimath unserer schmackhaftesten Früchte, so wie unserer ausgezeichnetsten Blumen zu ermitteln. Das Paradies der ersten Menschen lag nach Mose am Euphrat. Dieselbe Gegend ist noch bis auf die heutige Stunde ein wahrer Blumengarten, der alle jetzt erwähnten Gewächse wild wachsend enthält. Wahrscheinlich wurden Letztere von hier aus in Palästina, Aegypten, Syrien, Armenien und Kleinasien bekannt und von den Hellenen, dem ersten Volke Europas, welches bald höhere Kultur annahm, angepflanzt. In diese Fußstapfen trat bald Italien, das in ältesten Zeiten ebenso wild und arm gewesen sein soll, als Deutschland vor vierzehnhundert Jahren, und seine Bewohner bezogen, als Kultur und Gesittung auch bei ihnen einheimisch wurden, ihre schönsten Gewächse theils aus Griechenland, oder bald darauf unmittelbar aus Asien. So erhielt Italien den Feigenbaum, den Weinstock, die Kastanie, den Maulbeerbaum, den Oelbaum, die Citrone mit all ihren Arten und Abarten und eine Masse anderer Gewächse, theils Zier- theils Nutzpflanzen. Wärme und vortreffliches Erdreich begünstigten das Fortkommen dieser Neulinge in Italien; und sie wurden endlich von hier nach Spanien, Frankreich, Deutschland und den nördlichen Erdstrichen verpflanzt.

Dieser Weg kann als der ursprüngliche betrachtet werden, den die größte Zahl unserer Gartenpflanzen nahm, ehe sie bei uns einheimisch geworden. Wir verdanken die meisten Italien, Italien verdankt sie den Griechen und letztern lieferte sie der Orient. Ein anderer Weg zur Verbreitung von Pflanzen waren die Kreuzzüge, welche der Menschheit auch in soferne Nutzen brachten, als die wenigen, von dem heiligen Lande Zurückkehrenden mit den Sitten und Gebräuchen des Morgenlandes auch dessen Gewächse mitbrachten, welche bei uns Aufnahme fanden und zum Theil noch vorhanden sind. Eine sehr bedeutende Anzahl von Pflanzen aber wurde Europa durch die Entdeckung Amerika's zu Theil, gar viele bevölkern aus dessen Süden und Norden unsere Treibhäuser und Gärten. Australien, der fünfte Erdtheil, zuerst durch Magelhaens entdeckt, lieferte endlich ebenfalls viele neue zum Theil seltsam gebildete Gewächse.

Nach dieser kurzen Einleitung sollen nun die hauptsächlichsten Gewächse aufgeführt werden, welche auf die bereits angedeutete Weise zu uns gekommen und verbreitet worden sind. Es gewährt gewiß Interesse,

zu wissen, woher Pflanzen stammen, die theils einen großen Theil unserer Nahrung ausmachen, oder sonst in anderen Beziehungen uns unentbehrlich wurden. Fast alles Getreide, für Menschen und Thiere das wichtigste und beste Nahrungsmittel, gehört der großen Familie der Gräser an, und hat, obgleich jetzt überall bei uns angebaut, ein fremdes Mutterland. Die kleine Tartarei und Sibirien lieferten den Roggen und Weizen, die man jetzt noch immer im wilden Zustande dort trifft. Ohne Zweifel verdankt Europa diese Cerealien den Völkerstämmen, die aus der kleinen Tartarei abstammend, diese aus ihrem Vaterlande ausführten und anpflanzten. Gerste und Hafer stammen sehr wahrscheinlich aus dem östlichen Mittelasien und wurden von da über den Orient bei uns eingeführt. Der Reis, in Ostindien zu Hause, kam von da nach dem Orient und wurde sodann in Italien angebaut. Amerika cultivirt den Reis schon seit 1696, und führt davon ganze Schiffsladungen aus. Der Buchweizen oder das Haidekorn, welches das mittlere Asien zur Heimath hat und daselbst im Großen angebaut wird, wurde durch die Kreuzzüge in Italien bekannt und kam von da nach Deutschland. Er wird jetzt in Europa und in Nordamerika ebenfalls im Großen cultivirt. Eine Abart desselben, der tartarische Buchweizen, der rauhe und nasse Witterung erträgt, einen größern und sicherern Ertrag abwirft, auch als Futterpflanze schätzbar ist, und den namentlich die Bewohner des Odenwaldes im Großen anpflanzen, ist in der Tartarei und in Sibirien einheimisch. Die Hirse, deren Saamen weniger zu Brodmehl als zur Bereitung anderer nahrhafter wohlschmeckender Speisen Anwendung findet, ist in Ostindien zu Hause, und ihr Anbau ist auch bei uns nicht unwichtig. Das Welschkorn oder der türkische Weizen hat das wärmere Amerika zu seinem Vaterlande, kam von hier aus nach den warmen und milden Climaten der übrigen Welttheile. Im tropischen Amerika, schon vor Ankunft der Europäer, als die vorzüglichste Getreideart angebaut, wird er noch jetzt alldort, so wie auch in den Tropenländern und wärmeren Regionen der gemäßigten Zonen der übrigen Welttheile, bald mehr, bald weniger im Großen cultivirt. Aus Persien kam zu uns der Spelz oder Dinkelweizen, daselbst soll er in einer gewissen Provinz wild wachsen. Unsere Garten- und Küchengewächse sind meistentheils ähnlichen Ursprungs. Aus Syrien bekamen wir den Boratsch oder Boragen, als Zuthat zum Salat wohlbekannt. Derselbe ist nunmehr so gemein geworden, daß man ihn in allen Gärten und

auf Schutthäufen verwildert findet. Die Gartenkresse, als Salat und Gewürzpflanze benützt, kam von Kreta. Jetzt ist sie im größten Theil von Europa cultivirt. Cypern lieferte den Blumenkohl, der namentlich auf Sicilien, ohne an Zartheit und Wohlgeschmack zu verlieren, zu einer enormen Größe heranwächst. Aus Asien kam der Spargelkohl oder Broccoli. Peru ist das Vaterland der indianischen Kresse oder der sogenannten Kapuzinerblume, die wir jetzt in mannigfaltigen Abarten zu unserm Vergnügen als Topfgewächse halten. Der Botaniker Dodonäus soll sie 1580 zuerst aus Südamerika erhalten haben. Die Rapunzel-Sellerie oder der gelbe Weiderich kam, wie Linné berichtet, ums Jahr 1614 aus Nordamerika nach Europa und wurde sodann ihrer eßbaren Wurzeln wegen, in den Gärten anderer Länder angepflanzt. Jetzt wächst auch sie häufig wild. Von Italiens Gebirge kam zu uns der Liebstöckel, jetzt in Gärten bis weit in den Norden gezogen: der Kerbel gehört ebenfalls Italien an; aus Spanien und Portugal kam der Dill, und die Canarischen Inseln lieferten uns den Fenchel, der wegen seiner Süße und zugleich würzigen Kühle in ganz Unteritalien bei keiner Tafel fehlt. Anis und Petersilie erhielten wir aus Aegypten. Im Orient und in Südeuropa hat der Knoblauch seine Heimath, der bei uns jetzt so allgemein verbreitet ist. Den levantischen Lauch oder die echte Schalottenzwiebel brachten Kreuzfahrer, wie man sagt, aus der Stadt Askalon im Morgenlande zu uns und sie wird seither ihres feineren Geschmackes und minder großen Schärfe wegen, als eines der vorzüglichsten Küchengewächse wegen cultivirt. Sibirien lieferte uns den Schnittlauch, Italien die echte Sauerampfer. Aus Alexandrien erhielten wir die Raute, aus Italien den Lavendel, aus Sibirien die Krausemünze, und Ostindien und Persien verdanken wir das als Küchengewürz so bekannte wohlriechende Basilikum. China gab uns den Rettig, Ostindien die Schminkbohnen, und die Gegend des schwarzen Meeres die Saubohnen. Astracan ist die Heimath des jetzt bei uns so gemein gewordenen Kürbis und die Melone gehört dem mittleren und südlichen Asien an. Die Artischocke kam aus Italien zu uns, ebendaher und aus Spanien der Rosmarin, aus Amerika der Stechapfel, die Linsen aus Frankreich, aus Syrien die Stabwurz; von der Insel Chio stammen die Kardobenedicten, aus der Tartarei die Osterluzei, von Kreta die Cypresse, die Melde gehört der

Tartarei und der Sevi oder Sadebaum, eine Wachholderart, gehört Italien an. Der Hanf, die Quelle der Wohlhabenheit vieler Gegenden bei uns, kam aus Ostindien, und Brasilien verdanken wir die größte Wohlthat für das Menschengeschlecht — die Kartoffel. Krokus brachte unter Eduard III. ein Pilgrim aus dem Morgenlande zu uns. Taback erhielten wir aus Amerika, der erste Saamen davon kam 1560 nach Spanien und Portugal, und jetzt bildet der Tabacksbau den Haupterwerb mancher Gegenden.

Was aber wären unsere Gärten ohne diese Pflanzenwanderung?

Den duftenden Jasmin verdanken wir Ostindien, den spanischen Flieder oder die blaue Syringe aber Persien. Konstantinopel lieferte uns die Pracht der Hyazinthen, Kaiserkronen und Ranunkeln, welche unsere Augen durch die so große Mannigfaltigkeit der Farben entzücken. Tulpen lieferte uns 1559 Cappadocien, Tunis verdanken wir die Sammt- oder Winterrose. Amerika die Passiflora und Amarillis; Mexiko die Wunderblume, Italien die Levkoye und Narcisse. Syrien und Palästina gaben uns die Lilie, Java und Ceylon die Tuberrose, Italien die Nelke in ihren mannigfaltigen Abarten, der Orient die Anemone, welche besonders um Rom, dann auf den Gebirgen nächst Palermo des Wanderers Auge entzückt. Das Geranium oder der Storchschnabel, so mannigfaltig in Farbe und Bildung seiner Blüthe kam aus Afrika; die mannigfaltige Aster aus China und Amerika, die Flockenblume aus Persien, die Cardinalsblume aus Virginien und der Amaranthus, jetzt die Zierde unserer Gärten, aus Ostindien.

Dieß sind nur einige wenige Zierpflanzen, die aus fernen Ländern zu uns einwanderten, und wollte man alle übrigen, welche besonders in neuerer Zeit zu uns gebracht wurden, anführen, so würde der Raum dieses Blattes nicht hinreichen, ich erinnere bloß noch an die Masse der Cactus, der Camelien, der Georginen rc.

Unsere meisten Obstbäume verdanken wir dieser Pflanzenwanderung. Sie kamen zuerst aus dem Orient nach Griechenland, von hier nach Italien, und wurden endlich von da in die übrigen Länder Europa's verbreitet. Die ausgezeichnetsten Aepfel- und Birnsorten kamen aus Syrien, Numidien und Griechenland, Apriko lieferte die Insel Epirus, Pflaumen stammen aus Syrien, von wo sie dann erst nach Italien und Deutschland den Weg fanden. Durch Kreuzfahrer erhielten wir die Da-

mascenerpflaume; dem römischen Schwelger Lucullus verdankt man bekanntlich den Kirschbaum, der ihn 73 v. Chr., nach einem über Mithridat erfochtenen Sieg, nach Rom brachte. Medien lieferte die Citronenbäume. Nach den klassischen Schriften des Alterthums brachten Perser die ersten Citronenbäume nach Athen, von wo aus sie bald nach Italien gelangten. Asien verdankt man den Oelbaum, von dort kam er nach der Insel Cypern, und wurde dann bald in Griechenland allgemein, von hier wurde er nach Italien verbreitet, und gelangte endlich nach Spanien und Frankreich. Der Feigenbaum war ursprünglich in Hochasien zu Hause, kam dann bald zu den Griechen und Römern, und erlangte seine größere Verbreitung in Frankreich erst unter Kaiser Julian. Aus Nordafrika und dem Orient erhielten wir den Mandelbaum, der in Spanien, Italien und Frankreich vorzüglich gedeiht, und selbst nicht ohne Erfolg im wärmern Deutschland cultivirt wird. Persien ist das Vaterland der Wallnuß oder des welschen Nußbaumes, welcher schon sehr früh unter den römischen Königen nach Italien gebracht und daselbst angepflanzt wurde. Eine der ausgezeichnetsten und schmackhaftesten Birnsorten, die Bergamotte, haben wir aus der Türkei, und aus der Tartarei stammt die Roßkastanie, welche von Clusius zuerst 1550 nach Europa gebracht worden sein soll. Der Pfirsich, für dessen Vaterland mit vieler Wahrscheinlichkeit Persien gehalten wird, kam aus Italien nach Deutschland. Den Kirschlorbeer erhielten wir 1567 aus Kleinasien; Quitten, im Orient ursprünglich einheimisch, kamen auch von den Ufern der Donau zu uns, und China lieferte den so höchst nützlichen Maulbeerbaum, dessen allgemeinere Anpflanzung im südlichen Deutschland nicht genug empfohlen werden kann. Der edle Weinstock stammt aus den Gebirgen Assyriens. Von da wanderte er nach Palästina, Kleinasien und Griechenland und gelangte endlich nach Italien, wo er sich erst 600 Jahre nach Erbauung Roms recht eigentlich ausbreitete. Von Italien ging der Weinstock nach Frankreich über, später nach Ungarn und endlich auch nach Deutschland, wo er, wie es heißt, zuerst an der Mosel und dem Rhein zu Probus Zeiten angepflanzt worden ist.

194.

Kreuzeslied

von Novalis.

Das Grab steht unter wilden Heiden;
Das Grab, worin der Heiland lag,
Muß Frevel und Verspottung leiden
Und wird entheiligt jeden Tag.
Es klagt heraus mit dumpfer Stimme;
Wer rettet mich von diesem Grimme!

Wo bleiben seine Heldenjünger?
Verschwunden ist die Christenheit!
Wer ist der Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?
Wer bricht die schimpflichsten der Ketten,
Und wird das heil'ge Grab erretten?

Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzustören,
Umbraust er Lager, Stadt und Thurm,
Ein Klaggeschrei um alle Zinnen:
Auf, träge Christen, zieht von hinnen!

Es lassen Engel aller Orten
Mit ernstem Antlitz stumm sich seh'n,
Und Pilger sieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen steh'n;
Sie klagen mit den bängsten Tönen
Die Grausamkeit der Saracenen.

Es bricht ein Morgen, roth und trübe,
Im weiten Land der Christen an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet sich bei Jedermann.
Ein jedes greift nach Kreuz und Schwerte
Und zieht entflammt von seinem Herde.

Ein Feuereifer tobt im Heere,
Das Grab des Heiland's zu befrei'n.
Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
Um bald auf heil'gem Grund zu sein.
Auch Kinder kommen noch gelaufen
Und mehren den geweihten Haufen.

Hoch weht das Kreuz im Siegspaniere.
Und alte Helden steh'n voran;
Des Paradieses sel'ge Thüre
Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein jeder will das Glück genießen,
Sein Blut für Christus zu vergießen.

Zum Kampf ihr Christen! Gottes Schaaren
Zieh'n mit in das gelobte Land,
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Christengottes Schreckenshand.
Wir waschen bald im frohen Muthe
Das heil'ge Grab mit Heidenblute.

Die heil'ge Jungfrau schwebt, getragen
Von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den das Schwert geschlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht.
Sie neigt sich mit verklärter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

Hinüber zu der heil'gen Stätte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
Die Schuld der Christenheit versöhnt!
Das Reich der Heiden wird sich enden,
Ist erst das Grab in unsern Händen.

195.

Befreiung Jerusalems

von Wilhelm v. Tyrus, übersetzt von E. und R. Kausler.

Als sich der Kampf, ohne daß sich der Sieg auf diese oder jene Seite neigte, bis zur siebenten Stunde des Tages verzogen hatte, fing die Hoffnung der Unsern zu wanken an, und sie ließen, ermattet von der ungeheuern Anstrengung, in ihrem Eifer bedeutend nach, so daß sie schon das Castell, das von den beinahe ununterbrochenen Würfen zertrümmert war und die übrigen Maschinen, welche bereits Feuer gefangen hatten, etwas von den Mauern entfernen und den Kampf auf den morgenden Tag verschieben wollten. Das Volk fing auch bereits zu wanken an, und hatte muthlos alles Vertrauen verloren, und die Feinde riefen übermüthig die Unsern mit größerer Frechheit als sonst zum Kampfe heraus, als siehe da plötzlich die Kraft Gottes herbeikam, die den verzweifelnden Umständen eine bessere Wendung gab. Es kam nämlich vom Oelberg herab ein gewisser Krieger, welcher nachher nicht mehr zum Vorschein kam, und gab mit einem funkelnden Schilde, den er an seinem Arme schwenkte, unserem Heere das Zeichen zum Kampfe zurückzukehren und den Streit zu erneuern. Durch dieses Zeichen wurde Herzog Gottfried, der mit seinem Bruder Eustachius auf dem obersten Stockwerke des Castells stund, um von da aus zu streiten und auf den Schutz des Gebäudes bedacht zu sein, so erfrischt und neu gestärkt, daß er das Volk und die Führer mit lauter Stimme zurückrief. Und es geschah auch durch Gottes erbarmende Fürsorge, daß das ganze Volk mit Jubel zurückkam und mit solchem Eifer, als ob sie den Kampf mit ganz frischen Kräften beginnen würden. Die, welche früher ermattet oder verwundet sich dem Kampfe entzogen hatten, kamen jetzt mit neuem Muth und mit verdoppelter Kraft einher und kämpften auf's muthigste. Die Fürsten und die, welche die Stützen des Heeres waren, gingen den Uebrigen voran und ermuthigten sie durch ihr Beispiel. Ja, auch die Weiber wollten bei dieser schweren Arbeit nicht ohne alle Theilnahme sein. Sie brachten den Männern, daß diese nicht im Kampfe ermatten sollten, in Gefäßen zu trinken herbei, und muthigten sie mit stärkenden Worten zum Kampfe auf. Es herrschte in dem Lager eine solche Freudigkeit, daß sie, des Sieges schon gewiß, innerhalb einer Stunde den Graben ausfüllten, die Vormauer einstürzten und das Castell mit Ge-

walt der Mauer näherten. Die Bürger aber hatten, lange und dicke Balken von der Mauer herabgehängt, um die Würfe der Maschinen unschädlich zu machen. Zwei von diesen nun stürzten die Unsern, welche in dem Castell waren, herab, indem sie die Seile, an denen sie angebunden waren, abhieben, worauf die, welche weiter unten in dem Castell waren, sie mit großer Gefahr aufhoben und in die Maschine trugen, um der Brücke, welche sie sogleich, wie im Folgenden erzählt werden wird, von dem Castell nach der Mauer hinüber schlugen, dadurch desto mehr Festigkeit zu geben. Die Brücke war nämlich aus schwachem Holz zusammengesetzt, und hätte das Volk nicht zu tragen vermocht, wenn sie nicht durch diese Balken gestützt worden wäre.

Während auf der Seite gegen Mitternacht mit solchem Eifer gekämpft wurde, bestürmten der Graf von Toulouse und die, welche mit ihm auf der Mittagsseite stunden, die Stadt mit eben solcher Gewalt. Sie hatten das Castell über den Graben, dessen Ausfüllung das schwere Werk von drei Tagen gewesen war, mit starker Hand so nahe an die Mauer gerückt, daß die auf den Thürmen und die in der Maschine beinahe mit den Lanzen gegen einander streiten konnten. Ueberall also war sich der Eifer und die Kampflust des Volkes gleich und sie ließen sich den Streit um so mehr angelegen sein, weil dieser Tag es war, von dem ein gewisser Knecht Christi, der auf dem Oelberge wohnte, auf's zuversichtlichste behauptet hatte, daß an ihm die Stadt erobert werden könne. Auch das Zeichen des geschwungenen Schildes, das sie vom Oelberg her gesehen hatten, hatte sie auf's heftigste entzündet, und ihnen das feste Vertrauen auf den Sieg gegeben. Die Anstrengungen des Heeres schienen auf beiden Seiten in gleichen Schritten einem glücklichen Erfolg entgegen zu gehen, denn sie wurden mit gleicher Sorgfalt von Dem beschützt, der die fromme Ergebenheit seiner Diener würdig zu belohnen beschlossen hatte. Es war jetzt die Zeit herbeigekommen, wo sie die Frucht von so großen Anstrengungen und den Lohn für ihren treuen Kriegsdienst einernten sollten.

Das Heer des Herzogs und der Grafen, das, auf der Seite gegen Mitternacht die Stadt bestürmte, hatte es mit Gottes Hülfe so weit gebracht, daß die Feinde ermattet, keinen Widerstand mehr zu leisten wagten und der Graben völlig ausgefüllt, die Vormauern erbrochen waren. Sie konnten also ungestraft an die Mauer herankommen, und nur selten wagten es die Feinde, sie hinter den Oeffnungen der Mauer hervor anzu-

greifen. Die aber, welche in dem Castell waren, warfen auf Befehl des Herzogs Feuer in die mit Wolle angefüllten Polster und in die Säcke, die voll Streu waren, das der Nordwind, welcher eben wehte, noch heftiger anfachte, und so drang ein so finsterer Rauch in die Stadt, daß die, welche die Mauer vertheidigen sollten, Mund und Augen nicht mehr öffnen konnten, und von dem Qualm betäubt und bestürzt die Wache der Mauer verließen. Hierauf ließ der Herzog in aller Schnelligkeit die Balken, welche sie den Feinden entrissen hatten, heraufbringen, sie von der Maschine nach der Mauer hinüber legen und dann die bewegliche Seite des Castells abnehmen. Dieses legte man nun auf die genannten Balken und so erhielt man eine Brücke, die eine sehr starke Unterlage hatte. So wurde also das, was die Feinde zu ihrem Schutz erfunden hatten, zu ihrem Schaden angewandt. Als nun auf diese Art die Brücke geschlagen war, drang vor allen Andern der erlauchte und herrliche Mann, Herzog Gottfried mit seinem Bruder Eustachius in die Stadt, und ermahnte die Uebrigen, ihm nachzufolgen Es folgten ihm auch alsobald die Halbbrüder Ludolf und Gislebert, edle und ewigen Andenkens würdige Männer, die aus Tournai gebürtig waren, und dann folgte eine so unermeßliche Anzahl von Rittern und Fußgängern nach, daß die Maschine und die Brücke nicht mehr weiter fassen konnten. Wie die Feinde sahen, daß die Unsern die Mauern besetzt hatten, und daß der Herzog bereits mit seinem Heere in die Stadt gebrochen war, flüchteten sie von den Thürmen und Mauern nach den Engpässen der Straßen. Die Unsern aber, als sie sahen, daß der Herzog und der größte Theil der Edlen die Thürme in Besitz genommen hatten, konnten es nicht mehr erwarten, bis sie über die Brücke hineinkämen, sondern stellten um die Wette Leitern an die Mauer, deren sie einen großen Vorrath hatten, denn je zwei Ritter hatten sich auf einen öffentlichen Befehl hin eine Leiter machen müssen, stiegen daran hinauf, und vereinigten sich mit den Uebrigen, die sich schon auf der Mauer befanden, wo sie die weiteren Befehle des Herzogs erwarteten. Sogleich nach dem Herzog drangen folgende in die Stadt: der Graf von Flandern und der Herzog von der Normandie, der tapfere und durchaus lobenswerthe Herr Tankred, Hugo der Aeltere, der Graf von Saint Pol, Balduin von Burg, Gaston von Bearn, Gaston von Bezieres, Gerhard von Roussillon, Thomas von Feria, Conan der Bretagner, der Graf Raimbold von Orange, Louis von Monson, Kuno von Montaigu und sein Sohn Lambert, und viele

andere, deren Zahl und Namen wir nicht wissen. Als der Herzog sah, daß diese Alle unverletzt in die Stadt gekommen seien, sandte er einige von ihnen mit einem stattlichen Gefolge nach dem Thore gegen Mitternacht, das jetzt das St. Stephansthor heißt, um es zu öffnen und das Volk, welches draußen wartete, einzulassen. Als dieses in aller Eile aufgeschlossen worden war, drang das ganze Volk unter einander, und ohne weitere Ordnung herein. Es war aber an einem Freitag, um die neunte Stunde des Tages, und es scheint eine göttliche Veranstaltung gewesen zu sein, daß an dem Tage und zu der Stunde, in welcher der Herr in eben dieser Stadt litt, das gläubige Volk, das für den Ruhm seines Erlösers focht, seine Wünsche glücklich erfüllt sah. An diesem Tage soll der erste Mensch erschaffen und der zweite für die Erlösung des ersten in den Tod gegeben worden sein, und darum ziemte es sich auch, daß die Nachfolger von diesem, die Glieder seines Leibes, über seine Feinde in seinem Namen den Sieg davon trugen.

Sofort durchzogen der Herzog und die, welche mit ihm waren, in geschlossenen Gliedern, mit gezückten Schwertern und mit Schilden und Helmen bedeckt, die Straßen und Plätze der Stadt, und streckten alle Feinde, die sie finden konnten, ohne auf Alter oder Rang Rücksicht zu nehmen, mit der Schärfe des Schwertes nieder. Und es lagen überall so viele Erschlagene und solche Haufen abgeschlagener Köpfe umher, daß man keinen andern Weg oder Durchgang mehr finden konnte, als über Leichen. Und unsere Fürsten waren mit einer unermeßlichen Menge Volkes, das, ohnedieß mordlustig, nach dem Blute der Ungläubigen noch besonders dürstete, auf verschiedenen Wegen, Unzählige niedermetzelnd, beinahe schon bis nach der Mitte der Stadt gekommen, als der Graf von Toulouse und die übrigen Fürsten, die mit ihm waren, noch immer den Streit an dem Berge Zion fortsetzten und nichts davon wußten, daß die Stadt erobert und der Sieg in den Händen der Unsern seien. Endlich machte die Bürger, welche hier Widerstand leisteten, das furchtbare Getöse und das große Geschrei, das sich von dem Eindringen der Unsern und dem Niedermetzeln der Feinde erhob, aufmerksam. Sie fragten sich verwundert, was das ungewöhnliche Geschrei und der Tumult des lärmenden Volkes zu bedeuten habe, und erfuhren nun, daß unser Heer bereits in der Stadt sei, worauf sie die Thürme und die Mauer verließen, und sich, um ihr Leben zu retten, nach verschiedenen Orten hin flüchteten. Die meisten von ihnen begaben sich nach der be-

nachbarten Burg, und nun drang das Heer über die Brücke, die sie ohne alle Schwierigkeit nach der Mauer hinüber legen konnten, und auf Leitern um die Wette in die Stadt, wo ihnen Niemand Widerstand leistete. Sobald sie in der Stadt waren, öffneten sie das Thor gegen Mittag, das ihnen zunächst lag, damit das übrige Volk ohne Schwierigkeit herein kommen könnte. Es kamen also in die Stadt der tapfere und ausgezeichnete Mann, der Herr Graf von Toulouse, Graf Isoard von Die, Raimund Pelet, Wilhelm von Sabran, der Bischof von Albara und viele andere Edle, deren Namen und Anzahl uns nicht überliefert worden sind. Diese Alle zogen einmüthig, bis an die Zähne bewaffnet, in geschlossenen Gliedern durch die Stadt, und richteten ein furchtbares Blutbad an. Die, welche dem Herzog und den Seinigen entkommen waren, und dem Tod entfliehen zu können meinten, wenn sie sich nach andern Seiten der Stadt wendeten, fielen nun diesen in die Hände, und kamen so aus den Strudeln der Charybdis in die der Scylla. Es wurden aber in der Stadt so viele Feinde erschlagen und so viel Blut vergossen, daß die Sieger selbst mit Schauder erfüllt werden mußten.

Wie nun die Stadt völlig unterjocht und die Bürger getödtet waren, auch der Tumult sich ein wenig gelegt hatte, traten die Fürsten, noch ehe sie die Waffen niederlegten, zusammen und verordneten, daß jeder Thurm zu größerer Sicherheit mit Wachen besetzt werden, auch an jedem Thor der Stadt ehrenhafte Männer als Pförtner aufgestellt werden sollten, bis durch allgemeine Uebereinkunft und durch den Beschluß der Fürsten Einem die Sorge für die Stadt übertragen würde, der dann Alles nach seinem Gutdünken einrichten könnte. Sie waren nämlich mit Recht vor den Feinden, die rings herum lagen, auf der Hut und befürchteten von diesen einen plötzlichen Ueberfall. Als endlich auf diese Art in der Stadt die Ordnung hergestellt war, legten sie die Waffen nieder, wuschen sich die Hände, zogen reine Kleider an, und gingen dann demüthigen und zerknirschten Herzens, unter Seufzen und Weinen, mit bloßen Füßen an den ehrwürdigen Orten umher, welche der Erlöser durch Seine Gegenwart heiligen und verherrlichen mochte und küßten dieselben in größter Andacht. Bei der Kirche zu dem Leiden und der Auferstehung des Herrn kamen ihnen sodann das gläubige Volk der Stadt und der Klerus, die beide seit so vielen Jahren ein unverschuldetes Joch getragen hatten, voll Dankes gegen ihren Erlöser, der ihnen wieder die Freiheit geschenkt, mit Kreuzen und Bildern der Heiligen entgegen, und geleiteten sie unter Lob-

liedern und geistlichen Gesängen nach der vorgenannten Kirche. Es war ein gar lieblicher Anblick, der das Herz mit frommer Lust erfüllte, das Volk in brünstiger Andacht die heiligen Orte betreten zu sehen, zu sehen, mit welchem Jubel und mit welcher geistlichen Freude sie die Stätten küßten, wo der Herr gelitten hatte. Ueberall Thränen, überall Seufzer, aber nicht von Angst und Betrübniß ausgepreßt, sondern aus glühender Andacht, aus der höchsten Freudigkeit des innern Menschen, Gott zum Opfer dargebracht. Sowohl in der Kirche, als in der ganzen Stadt erhob sich von dem Volke, das dem Herrn seinen Dank darbrachte, ein solches Getöse, daß es sich bis zu den Sternen zu erheben schien, daß man mit Recht davon sagen konnte: „Man singet mit Freuden vom Siege in den Hütten der Gerechten." (Psalm 117, 15.) In der ganzen Stadt wurden in frommem Eifer Gott wohlgefällige Werke vollbracht. Die Einen bekannten dem Herrn ihre Sünden und gelobten, sie hinfort nicht mehr zu begehen, Andere schenkten Alles, was sie hatten, mit verschwenderischer Großmuth den gebrechlichen Greisen und den Armen; denn daß ihnen der Herr vergönnt hatte, diesen Tag zu sehen, galt ihnen für den höchsten Reichthum. Wieder Andere gingen mit entblößten und gebogenen Knieen unter Seufzen und Weinen an den verehrungswürdigen Orten umher und benetzten alle mit ihren Thränen und konnten mit Recht sprechen: „Wasserbäche entströmen meinen Augen." (Ps. 118, 136.) Was soll ich viel Redens machen? Es ist unmöglich, die überschwengliche Andacht, welche bei dem gläubigen Volke herrschte, in Worte zu fassen. Sie wetteiferten mit einander in frommen Werken; denn sie gedachten stets der Wohlthat, die ihnen der Herr erwiesen hatte und hatten die Gnade vor Augen, mit der der Herr ihre vielen Mühen zu belohnen würdigte. Und wer hat auch ein so steinernes Herz und eine so eiserne Brust, daß ihm das Herz nicht zerfließen sollte, wenn er auf solche Art die Frucht seiner Pilgerschaft und den Lohn für seinen Kriegsdienst einerndtet. Die aber, deren Sinn sich höher erhob, nahmen das, was ihnen der Herr hier vergönnt hatte, als eine Bürgschaft für den künftigen Lohn, den der Herr Seinen Heiligen versprochen hat. Sie glaubten, der Herr wolle sie durch die gegenwärtige Gabe in der Hoffnung auf die künftige bestärken, und sie durch die Ankunft in diesem Jerusalem von der Ankunft in jenem versichern, wo wir mit Ihm in Gemeinschaft treten. Sofort brachten die Bischöfe und Priester dem Herrn in den Kirchen Opfer dar, beteten für das Volk und dankten für die erwiesene Wohlthat.

Nachdem man nun seine Gebete verrichtet, und die ehrwürdigen Orte in aller Andacht besucht hatte, glaubten die Fürsten, es würde gut sein, wenn vor allem Andern die Stadt und hauptsächlich der Umkreis des Tempels gereinigt würde, damit die Leichen der Erschlagenen nicht die Luft verpesteten. Sie wiesen dieses Geschäft den Bürgern an, die durch Zufall dem Tod entkommen und in Fesseln geschlagen worden waren. Weil man aber sah, daß sie für diese große Arbeit nicht hinreichten, gab man den Armen im Heere einen täglichen Sold, daß auch sie dazu helfen sollten, die Stadt ohne Aufschub zu reinigen. Hierauf kehrten die Fürsten, ein jeder in die Wohnung zurück, die ihr Gesinde ihnen unterdessen eingerichtet hatte. Da sie die Stadt von allen Lebensbedürfnissen voll fanden und aufs reichlichste mit allen Vorräthen versehen, so hatten Alle vom Höchsten bis zum Geringsten, den größten Ueberfluß. Es fanden sich nämlich in den erbrochenen Häusern Gold, Silber, Edelsteine und kostbare Kleider, Frucht, Wein und Oel, auch Wasser, an dem sie während der Belagerung großen Mangel gelitten hatten, in ungeheurer Menge, so daß die, welche Häuser in Besitz genommen hatten, nicht nur für sich selbst zur vollsten Genüge hatten, sondern auch liebreich ihren armen Brüdern mittheilen konnten. Am ersten, zweiten, dritten und dem folgenden Tage fand man auf dem Markte um die wohlfeilsten Preise eine Menge von Waaren, so daß selbst das niedrige Volk alles Nöthige im Ueberflusse hatte. Sie feierten also frohe und festliche Tage, pflegten etwas ihres Leibes und erholten sich wieder an Speise und Ruhe, deren sie sehr bedürftig waren. Sie gedachten immerwährend der himmlischen Güte, deren sie der Herr gewürdigt hatte und bewunderten den Reichthum Seiner Gnade. Um das Gedächtniß dieses Tages aber noch mehr zu feiern, wurde beschlossen, und dieser Beschluß von Allen mit Freudigkeit aufgenommen und gebilligt, daß dieser Tag künftig allgemein gefeiert und unter den Feiertagen der größte sein sollte. Es sollte an ihm für alle Zeiten zu Lob und Preis des christlichen Namens verkündigt werden, was von Prophezeiungen auf dieses Ereigniß in den Propheten zu finden sei. Auch sollte bei Gott für Alle die gebetet werden, durch deren löbliche Bemühung, mit deren sie sich die Gunst Aller gewonnen, die genannte gottgeliebte Stadt wieder ihren alten christlichen Glauben und ihre Freiheit gewonnen habe. Unterdessen hatten aber die von den Feinden, welche vor den Schwertern der Unsern nach der Davidsburg geflüchtet waren, eingesehen, daß sie sich jetzt, wo unser Volk die ganze

Stadt erobert hatte, nicht länger halten könnten. Sie baten also den Grafen von Toulouse, der dort in der Nähe des Thurms seine Wohnung hatte, daß man ihnen mit Weibern und Kindern und mit Allem, was sie haben, einen freien Auszug und sicheres Geleit bis nach Askalon gewähren möchte. Der Graf gewährte ihnen ihren Wunsch und sie übergaben ihm hierauf die Burg. Die, welche den Auftrag, die Stadt zu reinigen erhalten hatten, ließen sich ihr Geschäft sehr angelegen sein und machten in wenigen Tagen, indem sie die Leichname theils verbrannten, theils begruben, so gut sich dieß in so kurzer Zeit thun ließ, die Stadt wieder so rein, als sie vorher gewesen war. So konnte nun das Volk mit mehr Lust die Schwellen der heiligen Orte betreten, und sich freier in den Gassen und auf den Plätzen zusammenstellen und mit einander besprechen. Die Stadt wurde aber erobert im Jahre der Menschwerdung des Herrn ein tausend und neun und neunzig, im Monat Julius, am fünfzehnten Tage des Monats, am sechsten Tag der Woche, zur neunten Stunde, drei Jahre, nachdem sich das gläubige Volk der großen Last dieses Kreuzzuges unterzogen hatte. Der Vorsteher der römischen Kirche war damals Herr Papst Urban der Zweite. Das römische Reich verwaltete Herr Kaiser Heinrich der Vierte, in Frankreich regierte Herr König Philipp, das griechische Scepter führte Herr Alexius. In dieser Zeit also wurde Jerusalem erobert durch die erbarmende Fürsorge Gottes, dem Ruhm und Ehre sei in alle Ewigkeit! Amen.

196.

Die verlorne Kirche

von **L. Uhland.**

Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig sich dehnet,
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet.
Wo in der Wildniß Alles schwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnsucht stieg,
Je näher, voller klang es nieder.

Mein Geist war so in sich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich so hoch hinaufgekommen.
Mir schien es mehr denn hundert Jahr',
Daß ich so hingeträumet hätte:
Als über Nebeln, sonneklar,
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem gold'nen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im sel'gen Himmel zu verschweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte schütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menschenhand den Strang,
Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
Mir war's, derselbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geschlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit schwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann sah ich, wundersam erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchstrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wieder sah empor,
Da war gesprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Worte Macht,
Doch wer darnach sich treulich sehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

197.

Der Geist des Ritterthums zur Zeit der Kreuzzüge

von F. v. Schlegel.

Unter den Wirkungen der Kreuzzüge ist die höhere Belebung und Erweckung des Rittergeistes die vornehmste; zwar waren schon früher die Grundsätze der Ehre, der Waffenübung und die ganze adeliche Sittenlehre in eine bestimmte Form gebracht, in Stufen und Grade abgetheilt, und an gewisse Aeußerlichkeiten gebunden, und damit schon das eigentliche Ritterwesen begründet worden. Den höchsten Aufschwung aber erhielt dieses, als der Ritter in den geistlichen Kriegsorden, durch ein hohes Gelübde auf die große Sache der ganzen Christenheit hingewiesen, sich nun frei von der Lehensabhängigkeit, ja über alle Nationalschranken er-

hoben fühlte, als ein unmittelbarer Kämpfer und Dienstmann Gottes und der gesammten Christenheit. Die drei großen geistlichen Ritterorden, welche Europa dem Morgenlande und den Kreuzzügen verdankt, sind die Quelle und das Vorbild aller übrigen gewesen: die Johanniter, welche bis auf die neuesten Zeiten den ursprünglichen Geist des Ritterthums in ihrem standhaften Kampfe gegen die Mahomedaner fortgesetzt haben; der deutsche Orden, welcher in Preußen den Grund legte zu der mächtigsten und blühendsten deutschen Colonie am östlichen Meere, und der Orden der Tempelherren, der nach einem kurzen Genusse großer Macht durch die Habsucht des französischen Königs auf eine so grausame Weise vernichtet ward. In Rücksicht des Ideeneinflußes, den das Morgenland etwa auf Europa gehabt haben kann, war dieser unstreitig der merkwürdigste von den dreien.

198.

Aus der Geschichte der geistlichen Hospital- und Ritterorden

von C. J. Lorinser.

Es sind die drei größten Hospitalorden: der Johanniter, Lazaristen und Marianer, welche nach einem schnellen und wunderbaren Wachsthum, im Anfange mit den Templern und dann für sich allein den Kern der christlichen Macht gegen die Ungläubigen gebildet, im Abendlande einen welthistorischen Einfluß geübt, große Kriegsheere überwunden und mit fürstlicher Gewalt über weite Landstrecken geboten haben. Wie sehr aber auch der kriegerische Geist in ihnen sich entwickeln und endlich vorherrschen mochte: sie sind sogar zur Zeit ihrer höchsten Macht der ersten und ursprünglichen Bestimmung nicht untreu geworden. Die Charitas hatte diese Orden geschaffen, und nur durch die Charitas konnten sie wachsen und erhalten werden. Wo immer sie erschienen und Besitz erwarben, brachten sie in ihrem Gefolge die Barmherzigkeit mit. Sie haben eine Unzahl von Hospitälern und außerdem noch Kirchen und Schlösser, Dörfer und Städte gegründet. Die streitbaren Männer kämpften mit den Feinden, die andern beschäftigten sich mit der Armen- und Krankenpflege. Zur Wahrung des Seelenheiles waren eigene Ordenspriester, und für die Pflege erkrankter Personen des weiblichen Geschlechtes in manchen Gegenden auch Ordensschwestern bestellt. Die fortwäh-

rende Beschäftigung „mit den Armen Jesu Christi" war es vorzüglich, welche dem hochstrebenden Geiste dieser Hospitalorden ein heilsames Gegengewicht verlieh, und in dem Charakter derselben jene bewunderungswerthe Mischung von Tapferkeit und Demuth erzeugte, die aus anscheinend völlig sich widersprechenden Elementen gebildet, den Instituten selbst einen ungewöhnlichen Reiz verliehen und ihnen trotz alles späteren Verfalls die hohe Achtung und Zuneigung der Jahrhunderte gesichert hat. Als Zeichen einer demüthigen Gesinnung erscheinen auch die Namen, welche die Hospitaliter noch in den Zeiten geführt, da sie am mächtigsten waren. Das Haupt des Johanniterordens nannte sich bloß „Meister oder Hüter des Hospitals zu Jerusalem, Diener oder Guardian der Armen Jesu Christi," und die Mitglieder legten sich keinen andern Namen als den der Brüder bei. So auch bei den andern Orden. Erst in späteren Jahrhunderten, als ihre Macht schon im Sinken und das heroische Mittelalter vorüber war, wurde es gebräuchlich, die Brüder als Ritter zu bezeichnen, und von den Johannitern ist bekannt, daß sie erst nach der Eroberung der Insel Rhodus Ritter (zuerst Rhodiser-, dann Malteserritter) genannt worden sind. Eben so wenig war es in der ersten Zeit, um in diese Orden aufgenommen zu werden, eine nothwendige Bedingung, von adelicher Herkunft zu sein, obgleich sich unter den Mitgliedern schon im Anfange auch Edelleute befanden.

In der Christenheit herrschte der Glaube, daß das Menschengeschlecht seit seinem Fall an Leib und Seele beschädigt krank darnieder liege, und eine wahre Genesung nur durch den Heiland und seine Nachfolge in der Kirche zu bewirken sei. Den Nächsten von allem Uebel sowohl des Leibes als der Seele zu retten, war allgemeine Pflicht; sicherer jedoch und mit dem größten Erfolge konnten die Liebesdienste von denjenigen verrichtet werden, die sich um Gottes Willen besonders dazu verbunden und verpflichtet hatten. Jedem der drei Hospitalorden lag die Idee und Absicht zum Grunde, ein christlicher Männerbund zu sein, der sich durch feierliche Gelübde verpflichtet, der armen und kranken Menschheit Hülfe zu leisten, den Schwachen und Unterdrückten beizustehen mit geistlichen und weltlichen Mitteln, das Gottesreich auf Erden d. i. die Kirche zu beschützen, zu vertheidigen, und als wahre Streiter Christi durch Besiegung der innern und äußern Feinde zuletzt den Himmel zu erobern. Diese erhabene Idee, obgleich in den Genossen vielfach geschwächt und entstellt und nirgend ganz verwirklicht, hat als erhaltendes Princip die Ordens-

körper belebt, und zu der hohen Blüthe befähigt, die länger als dreihundert Jahre fortgedauert. Wie aber das Erhaltende aus dem Schaffenden fließt und beider Wesen nur eines und dasselbe, so ist jene Idee allein und unmittelbar aus der schöpferischen Charitas entsprungen, ohne welche kein Orden hätte entstehen und wachsen können. So lange die Charitas wie ein befruchtender Quell sich in die Herzen ergoß, blieb die Idee lebendig und entsprach auch das Wollen und Thun jener innersten Kraft; als aber diese versiegt und die Liebe erkaltet, war es auch um den Geist und die Herrlichkeit der Orden geschehen.

Die Geschichtschreiber haben meistens nur die äußeren Schicksale und kriegerischen Großthaten der Hospitaliter erzählt, dagegen selten von dem innern Leben derselben, von ihren Gebeten und Opfern, Sitten und Gebräuchen gesprochen. Die stillen Werke der Demuth und Barmherzigkeit werden am häufigsten ignorirt, weil sie ohne Glanz und Aufsehen erscheinen, und die Charitas am liebsten im Verborgenen wirkt. Was in diesem Garten wächst, macht keinen Lärm. — Daher ist begreiflich, und wir sprechen es als unsere tiefe Ueberzeugung aus, daß die charitative Thätigkeit der geistlichen Hospital- und Ritterorden noch niemals genugsam erkannt und gewürdigt worden ist. Allein schon das Wenige, was darüber die Geschichte in sparsamen Bruchstücken überliefert hat, läßt uns auf den Umfang und die Weise dieser demüthigen Thätigkeit schließen. Man erwäge die Zahl und Größe der Besitzungen, die in Europa den Orden angehörten, und erinnere sich der Regel, nach welcher fast jede Commende mit einem eigenen Hospital versehen war, nicht bloß in großen Städten, sondern noch häufiger auf dem Lande und an kleinen Orten, so wird man ungefähr ermessen können, welche Summe von Armen, Siechen und Kranken durch drei Jahrhunderte und zum Theil auch noch später versorgt und gepflegt worden ist, die sonst einem unvermeidlichen Elend anheimgefallen wäre. Die Johanniter, obgleich als die ersten und mächtigsten angesehen, hielten den Hospitaldienst für ihre heilige Pflicht, nicht minder ehrenvoll als den Waffendienst, und Könige und Fürsten beeiferten sich, von Zeit zu Zeit es ihnen nachzuthun. Noch in neueren Zeiten wurde jedem neu Aufzunehmenden als die Bestimmung des Ordens vorgehalten: den Armen Jesu Christi zu dienen, die Werke der Barmherzigkeit zu üben, dem Dienste und der Vertheidigung des Glaubens sich zu widmen. Und erst, nachdem der Aspirant dies feierlich gelobt, erfolgte seine Aufnahme und er vernahm die gewichtigen Worte:

„Jetzo erkennen wir Euch für einen Vertheidiger der katholischen Kirche und für einen Diener der Armen Jesu Christi des Hospitals zu St. Johann von Jerusalem." Dem Groß-Hospitaliter und den ihm beistehenden alten Rittern lag die oberste Verwaltung, Aufsicht und Leitung des gesammten Hospitalwesens ob, und seine Würde wurde der des Groß-Comthurs und Groß-Admirals gleichgeachtet. Auf Malta verordnete das Generalkapitel von 1631, daß jede Zunge wechselweise eine Woche um die andere so viele Ritter, Novizen und dienende Brüder in's Hospital schicke, als man zum Dienst der Kranken brauchte. Für weibliche Kranke waren in verschiedenen Ländern, namentlich in Italien, Spanien und Portugal (früher auch in England), Ordensschwestern in besonderen Häusern bestimmt; die Seelsorge wurde überall von den Priestern und Kirchendienern des Ordens besorgt. Auf solche Weise haben die Johanniter unter den Armen das Heil der Seele und des Leibes zu befördern gesucht, und neben den tapfersten Waffenthaten die demüthigen Werke der christlichen Barmherzigkeit vollbracht. Die Lazaristen pflegten ihre aussätzigen Kranken als Bilder Christi zu ehren, und deßhalb, so lange sie im Orient blieben, nicht bloß Aussätzige als Ordensmitglieder aufzunehmen, sondern auch stets einen Aussätzigen zum Großmeister zu wählen. Diese fromme Einrichtung beruhte auf dem Glauben, daß alle mit dieser Krankheit behafteten Personen vorzugsweise Gottes liebe Armen, Brüder Christi und gottgeweihte Sieche seien; sie gewährte aber auch den Vortheil, daß die aussätzigen Mitglieder der Brüderschaft die Bedürfnisse ihrer Leidensgenossen aus eigener Erfahrung kannten, in der Ausübung ihrer Pflichten weder durch Furcht vor der Ansteckung, noch durch Ekel oder zu großes Mitleid gehindert wurden, und bei der merkwürdigen Eintracht und Zuneigung, die unter den Aussätzigen von jeher bestand, hier zwischen den Wohlthätern und Pflegebefohlenen ein Verhältniß gegenseitiger Liebe um so leichter entstehen und fortdauern konnte. Nächst den ausgezeichnetsten Kriegsdiensten, die sie im Orient geleistet, ist es vorzüglich die Hülfe gegen den Aussatz gewesen, welche den Lazaristen die Gunst der christlichen Fürsten erwarb. Ihre Hospitäler (Lazarethe, Leproserien), die sie unter den Königen von Jerusalem in Syrien und Palästina errichtet, wurden bald nach Europa verpflanzt. Schon im Jahr 1149 brachte Ludwig VII. bei der Rückkehr vom Kreuzzuge mehrere dieser Hospitaliter nach Frankreich, überzeugt, daß sie den Aussatz am besten zu erkennen und zu behandeln verstehen. Er wies ihnen den alten Pa-

last seiner Vorfahren in der Vorstadt St. Denis zur Wohnung an, und schenkte ihnen auch das Schloß Boigny bei Orleans, welches späterhin der Hauptsitz des ganzen Ordens wurde. Unter seinen Nachfolgern Philipp August, Ludwig **VIII.** und Ludwig dem Heiligen (**IX.**) wurden nach und nach alle Aussatzhäuser des Königreiches (man zählte gegen 2000) der Leitung und Sorge der Lazaristen übergeben, und diesen auch die allgemeine Verwaltung der Leprosenpolizei mit ausgedehnter Vollmacht vertraut. (Im Jahr 1265 wurde der Orden durch zwei päpstliche Bullen sogar ermächtigt, alle Aussätzigen ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters, geistlichen und weltlichen Standes, die man auffinden würde, mit Gewalt zu isoliren und die liegende und fahrende Habe der Widerspenstigen mit den Hospitälern zu vereinigen.) Aber nicht allein in Frankreich, sondern auch in Deutschland und Spanien, in Italien, England und Schottland breiteten sich die Lazaristen gleich den Johannitern aus, und Kaiser Friedrich **II.** verlieh ihnen noch reiche Schenkungen in Apulien, Calabrien und Sicilien. Der heilige Ludwig von Frankreich war gewohnt, an allen Quatembertagen ihre Hospitäler zu besuchen und den „gottesarmen Leuten,“ welche mit der Krankheit des seligen Lazarus behaftet waren, die rührendste Bruderliebe zu erweisen, Füße und Hände zu küssen, und ihnen die Speise in den Mund zu reichen. Dasselbe that Heinrich **III.**, König von England, alljährlich am Gründonnerstage. Die Anzahl der in der ganzen Christenheit vorhandenen Leproserien wurde von dem Chronisten Matthäus Paris auf 19,000 geschätzt, und selten gab es einen bedeutenden Ort, in welchem nicht ein Hospital von St. Lazarus gefunden wurde. Von dieser Zeit an schreibt sich der Gebrauch, die Krankenhäuser ohne Unterschied L a z a r e t h e zu nennen, und heute noch gibt es viele milde Anstalten, die als Ueberreste jener alten Stiftungen den Namen von St. Lazarus zu führen nicht aufgehört haben. — Man hat die Strenge getadelt, mit welcher der heilige Stuhl die Absonderung der aussätzigen Kranken befahl; allein nur die Kirche war im Stande, durch ihre heilsame Gewalt einen Erfolg herbeizuführen, der den damaligen Staaten unerreichbar blieb. Der Aussatz war ein ansteckendes Uebel, welches im Mittelalter einen großen Theil der europäischen Menschheit zu vernichten drohte. Die Trennung der Kranken von den Gesunden war das wirksamste Mittel, die Ansteckung zu verhüten, und der weiteren Verbreitung dieser furchtbaren Krankheit Gränzen zu setzen. Dazu reichte ein mildes und örtliches Verfahren nicht hin. Es bedurfte der Autori-

tät der Kirche und der ganzen Macht eines weitverzweigten Hospitalordens, um einen solchen Feind durch allgemeine und kräftige Vorkehrungen zu bekämpfen und auszurotten. — Was diese gefruchtet haben, und welcher Antheil am Erfolge der Natur und der menschlichen Thätigkeit beizumessen ist, kann heute mit Genauigkeit nicht mehr ermittelt werden; die Geschichte begnügt sich mit dem allgemeinen Resultat, und dieses liegt in der Thatsache, daß der Aussatz im vierzehnten Jahrhundert auffallend abnahm, und im fünfzehnten gänzlich aus Europa verschwand. — Weniger umfaßend, aber eben so mildthätig und voll der Ehren, war der Spitaldienst bei dem deutschen Orden der Marianer, die noch in später Zeit nicht ohne Stolz sich ihres ersten Ursprungs aus der Armen- und Krankenpflege rühmten, und zur Erfüllung dieser heiligen Pflichten jeden neu Eintretenden durch das Gelübde verbanden. Wie zu Jerusalem, so gab es in den meisten Ordenshäusern, wo ein Convent bestand, ein deutsches Hospital und einen Spittler, der darin die Aufsicht führte. Am zahlreichsten waren diese wohlthätigen Anstalten in Preußen vorhanden, und die Statuten enthielten genaue Vorschriften über die Weise, wie die Kranken aufzunehmen, geistig und leiblich zu behandeln, und für ihre Erhaltung und Pflege zu sorgen sei. Die Oberaufsicht über alle Hospitäler lag dem obersten Spittler ob, der als Comthur seinen Wohnsitz in Elbing hatte. Es war seine Pflicht, von Zeit zu Zeit das Land zu bereisen, die nöthigen Gehülfen und Aerzte zu bestellen, über die Verwaltung und zweckmäßige Verwendung des Vermögens Rechenschaft zu fordern, und außerdem darauf zu achten, daß keine Unwürdigen in den Orden aufgenommen wurden.

199.

Spruch

des Philander von Sittewald.

Freund in der Noth,
Freund im Tod,
Freund hinterm Rücken,
Das sind drei starke Brücken.

200.

Das Todtenglöcklein.

Preußische Sage von W. J. A. von Tettau und J. D. H. Temme.

Vier Jahre lang hatten die Heiden schon vor der Burg Bartenstein gelegen, ohne daß sie solche zu bewältigen vermocht hätten. Aber drinnen waren längst alle Vorräthe und zuletzt sogar die Rosse mit ihren Fellen verzehrt. Da sahen die Kreuzritter, daß sie die Burg nicht länger halten könnten, und sie beschlossen selbige zu verlassen, zuvor aber dem Feinde noch eine herbe Wunde beizubringen. So hielten sie sich eine Zeitlang ruhig, daß die draußen meinten, der Hunger habe schon alle drinnen getödtet, und sorglos den Thoren naheten. Da stürzten die aus der Burg hervor und erschlugen der Feinde so viele, als sich in der Nähe befanden. Und also geschah es zu dreien Malen, daß die Feinde sich zuletzt nicht mehr durch die anscheinende Ruhe verlocken ließen. Hierauf beschlossen denn nun die Christen, durch eine Stimme vom Himmel, den ein frommer Bruder um Rath angefleht, dazu angewiesen, die Burg wirklich zu verlassen; und als sie noch beriethen, wie sie unbemerkt den Feinden entkommen möchten, entbot sich ein blinder Greis zurückzubleiben und regelmäßig zu den bestimmten Zeiten, beim englischen Gruß und an den canonischen Stunden das Glöcklein zu ziehen, daß die Feinde vermeinen sollten, die Burg sei noch wie sonst bemannt. Und also ward es vollführt. Die übrigen Brüder entkamen glücklich unter der Hülle des nächtlichen Dunkels, nachdem sie ihre Todten zuvor bestattet; der blinde Meßner aber ließ wie sonst Hora und Vesper erschallen, bis zuletzt das Verhallen des Glöckleins den Heiden das Zeichen gab, daß die Besatzung vom Hungertode hingerafft sei. Aber wie erstaunten sie, als sie, in die Burg gelangt, kein Zeichen des Todes erblickten, bis zuletzt Einige, am Altare liegend, den Glockenstrang noch in der Hand, den Meßner fanden. Da wollte der Feldherr den Leichnam des Greises die That büßen lassen, aber als er zur Kirche kam, war dieser verschwunden. Boten des Himmels hatten ihn fortgeführt.

201.

Erlösung

von G. Pfizer.

Was rauscht ihr Fichten hoch im Wind,
Und redet leis zusammen,
Wo Morgenlüfte trunken sind
Und rings die Höhen flammen?
Was steht ihr Eichen, frischbelaubt,
Ernst nickend mit den Wipfeln,
Und schüttelt das bemooste Haupt
Von des Gebirges Gipfeln?

Die Berge sind mit Leid und Lust
Versenkt in tiefes Träumen;
Doch muß auch in der starren Brust
Die alte Sehnsucht keimen,
Wenn tausend Sänger, aus dem Tod
Erweckt, den Aufgang grüßen,
Und ihre Gipfel sonnenroth
In Licht und Glanz zerfließen.

Von Ast zu Ast der Vogel fliegt,
Ein ewig Lied zu singen,
Und ahnungsvoll der Falke wiegt
In heißer Luft die Schwingen;
Das scheue Wild am Boden lauscht,
Was denn die Bäume flüstern,
Der Wasserfall am Felsen rauscht,
Die Tropfen stäubend knistern.

Von dem verlornen Paradies
Die unvergeß'ne Kunde,
Die neu der Lenz erblühen ließ —
Sie tönt von Mund zu Munde.
Die Auferstehung ist das Wort,
Worauf die Felsen bauen,
Erlösung läßt noch immerfort
In Edens Himmel schauen.

Und du, o Seele, möchtest stumm
Den Tod der Feigen sterben,
Statt um dein himmlisch Eigenthum,
Das du verlorst, zu werben?
Was tief im Grund das All bewegt,
Soll nicht im Herzen klingen?
Und was im Puls der Schöpfung schlägt,
Nicht Menschenbrust durchdringen?

202.

Aus dem Journal eines den Tod Erwartenden

von S. Brunner.

Wie viel anders sieht der Mensch das Leben an, wenn er sich der für den Augenblick süßen Meinung hingibt, es dauert noch recht, recht lang, z. B. ein halbes Jahrhundert; als wenn er die Ueberzeugung hat, daß es recht, recht bald damit zu Ende geht. Der letzteren Ueberzeugung bin ich. Mein Leben war verfehlt, das Andenken an die Vergangenheit brennt in meiner Seele, es brennt noch fort, nachdem ich die Schale

reuiger Zähren darüber ausgegossen. — Könnte ich jetzt reden — fürwahr ich würde ein anderes Glaubensbekenntniß ablegen, als das, mit welchem ich mich öfter auf Bierbänken in flotter Gesellschaft gebrüstet habe! — Meine Freunde werden wie vor- und ehedem draußen sitzen im Lerchenfeld, und wenn sie eben nichts Anderes zu reden wissen, wird vielleicht Einer fragen: Wißt Ihr nicht, wie es dem Frosch ergeht? Und ein Anderer antwortet: Nu, er wird kaum mehr große Sprünge machen, sein Gesicht ist schon in die hypokratische Larve umgewandelt; und ein Dritter (vielleicht der Tiefsinnigste) bemerkt: Ist doch ein sonderbar Ding das Sterben, und darauf sagt ein Vierter: Hast Du schon die neue Posse gesehen — und da fangen sie Alle zugleich an von der neuen Posse zu reden, und haben auf Frosch und auf das Sterben und auf Alles miteinander vergessen, denn der Witz ist lustiger, als der Tod.

Heute ging ich mühsam in die Capelle, um der Messe beizuwohnen; ich war vom Liede, welches die Schwestern sangen, tiefsinnig ergriffen; jemehr die Schale des Naturlebens vermodert, sich verdünnt und ihrem völligen Zerbrechen entgegengeht, desto weniger lebt der Geist der Täuschung, besonders wenn er den Frieden gefunden, den die Welt nicht geben kann — was wäre ich jetzt ohne diesen Frieden? Ein Verzweifelnder. Gott sei Dank, daß ich es nicht bin! Die Hände der Schwester, welche die Orgel spielte, dünkten mir zwei heilige Gestirne, aus denen die Tonstrahlen auf die Klaviatur strömen, um durch die Wärme der Töne das in Sünden erstarrte Herz zu beleben.

Welch' ein himmelweiter Unterschied, ein frommes Weib an einer Orgel, und ein leichtfertiges an einem Flügel sitzen zu sehen! Die äußere Handlung des Spieles ist analog, und doch welche Verschiedenheit in der Gebärde! Meine Gedanken waren während der Opferhandlung zerstreut — aber wenigstens nicht der Sünde zugewendet. — Wenn ich da in meinem Bette liege, um meinen Leib auf einen andern Schlaf vorzubereiten, habe ich oft die wunderlichsten Gedanken. Wenn ich die Gestalten der Schwestern ernst und würdevoll auf und niederwallen sehe, um zu helfen und zu trösten, da dünkt es mir, als sei ich nicht im verworrenen neunzehnten Jahrhundert, wo man die Philanthropie mit den Lorbeeren und Rosinen schöner Redensarten in die Bücher, wie in Fässer eingepöckelt hat, um sie aus den Herzen, in denen sie früher frisch und blühend unter dem Namen der christlichen Nächstenliebe wohnte, loszubringen. Die moderne Uhr, welche dort an der Wand hängt, beleidigt

dann meine Augen, denn sie zeigt mir eine Zeit, die Schuld war (freilich nur zum Theile) an meinen Verirrungen.

Heute starb der alte Berliner; er muß eine gute Seele gewesen sein, und zeigte eine große Ergebung. Gestern trieb er noch die Lieblingsbeschäftigung seiner Zunge, nämlich: das Witzmachen. Ich konnte mich bei all' meinem eigenen Elende des Lächelns nicht erwehren, als er nach einer mühsamen, durch Husten unterbrochenen Schlacht-Erzählung, die Bemerkung machte: Ich habe manchmal in meinem Leben gefochten, aber noch viel öfter davon verzählt; das Fechten ist schon lange vorbei, mit dem Verzählen wird's auch bald zu Ende gehen, und Männeken, ich hab' auch was Ehrliches gelogen, aber es war Alles für's Vaterland, und darum ist auch mein Gewissen nicht sehr beschwert. Als ihm nun sein anderer Nachbar sagte: Darüber könnt Ihr euch trösten, was für's Vaterland geschah, mag das Vaterland auch verantworten: so erwiederte der Schlachten-Erzähler ganz ruhig: Det is es ebend, wat ich meene.

So hab' ich auch den alten und getreuen Freund Thomas Rund noch vor meinem Tode gesehen! — Er weinte, als er mich sah, und ich zum deutschen Händedruck ihm eine abgezehrte Hand hinreichte, als er mein im Zehrfieber wallendes Blut durch die Oberfläche der Haut zucken fühlte, welches wie tausend Hämmerlein an meine Todtenglocke schlägt. Wie sich die Engel freuen über eines Sünders Bekehrung, so freute auch er sich, der dem Hirten getreu geblieben, als ich es ihm sagte, daß mein geistiges Auge sich aufschloß, kurz ehedem mein leibliches brechen wird. Mit bebender Hand schreibe ich: Dank dir, du lieber Freund, für deine Besuche und dein langes Verweilen an meinem Sterbelager; du glänzest mir wie ein Abendstern vor der Nacht des Todes, oder vielmehr wie ein Morgenstern vor dem neuen Leben!

Ich und Rund hatten eine gleiche Bildung — wir lasen in der Jugend dieselben Bücher, wenig gute und mehr schlechte, wie dieß der Bücher Verhältniß ist — er wurde ein Mann, und ich blieb ein Junge. Er hatte Männer an der Hand, die ihn lesen lehrten; ich las alleine, und lebte in meiner Einbildung, in mir blieb das Gift der Literatur sitzen. Man kann das Lesen nicht verwehren, aber man kann es lehren. — Der Gedanke an den Tod geht, wie ein Faden durch alle meine andern Gedanken; nur so lang ich bete, wird er mir tröstlich!

Oft habe ich als Knabe den Herrn um eine selige Sterbestunde gebeten, siehe: nun ist sie mir nach manchen Wirren und Irrthümern mei-

nes geistigen Lebens gewährt, und doch hält mich Furcht umfangen; — aber wer sollte die Gerechtigkeit nicht fürchten?

Könnte ich es doch einem Jeden, dem Gott und Ewigkeit noch etwas mehr sind, als leere Worte, sagen, daß es eine betrübte Sache sei, sich das Läuten der Andachtsglocke bis auf den Abend des Lebens aufzusparen.

203.

Am Morgen

von Annette von Droste-Hülshoff.

Das Morgenroth schwimmt still entlang
Den Wolkenocean;
Den Gliedern zart, mit Liebesdrang
Schmiegt sich die Welle an.
Ihm folgt die Sonn' im Sphärenklang,
Ein rother Flammenkahn;
Ein lindes Rauschen grüßt den Tag,
Ist er ihr Ruderschlag?

Und es erwachen mit Gezisch
Die bunten Vögelein;
Sie strecken keck aus dem Gebüsch
Die Köpflein rund und klein,
Und tauchen in die Thauluft frisch
Die feinen Glieder ein;
Die Schnäblein üben sie zumal
In Liedern ohne Zahl.

Und auch die Blumen senden früh
Den leisen Duft in's Land;
Um ihre Stirnen winden sie
Ein hell Juwelenband.
Das Spinnlein selbst mit großer Müh'
Braucht die geübte Hand,
Es hat sein Netzlein reich gestrickt,
Mit Perlenreih'n geschmückt.

Ich sinne, wem solch' heit'res Fest
Mag zubereitet sein?
Und wem zu Liebe läßt sein Nest
Das treue Vögelein?
Da spricht zu mir der linde West
Mit seinem Stimmlein fein:
Bist du denn also hart und blind,
Du thöricht Menschenkind?

Was gehst du doch so stumm einher
Wo Alles Jubel singt?
Was wandelst du so arm und leer,
Wo Alles Gabe bringt,
Daß selbst zu Gottes Lob' und Ehr'
Vom Aug' der Erde dringt
Gar manche Thräne, daß sie ganz
Davon bedeckt mit Glanz?

Er ist es, den so minniglich
Das Lied der Vögel trägt,
Dem mit Gesang so inniglich
Der Baum die Zweige regt,
Für den die Sonne rings um sich
Die Strahlenwimpel schlägt.
All' Herz thut sich Ihm freudig auf;
Wach auf, wach auf, wach auf!

204.

Aus des Bruders Johannes Pauli „Schimpf und Ernst.“

Es waren drei Brüder, davon wollte ein Jeder König sein, sie waren Königssöhne, und kamen mit einander vor die Richter. Die Richter erkannten, daß sie morgens in der Frühe alle drei sollten auf das Feld gehen und welcher von ihnen am ersten die Sonne aufgehen sehe, der sollte König sein. Sie gingen früh auf das Feld, zwei stellten sich gegen Aufgang der Sonne und der dritte gegen Niedergang der Sonne, der sah die Sonne wohl eine halbe Stunde früher scheinen an den Berg, der ihm gegenüber war, als die andern, darum ward er König an seines Vaters Statt. Also, wenn ein Mensch wahrnähme seines Niedergangs und seines Todes, so würde er demüthig und ein himmlischer König; aber wir betrachten nur unseren Ursprung und unseren Adel, der weise Mann spricht: Memorare. Gedenke der letzten Dinge, so sündigst du nicht mehr.

205.

Brief des heil. Petrus Damiani an die Kaiserin Agnes *).

Seiner Herrin der Kaiserin Agnes, Petrus, ein Sünder und Mönch, was ihr Knecht nur wünschen kann.

Daß ich von Eurer heiligen Gegenwart entfernt bin und gegenwärtig nicht mit Euch sein kann, empfinde ich schmerzlich, und sende darum täglich meine Seufzer empor; doch unterdessen bevor ich zu Euch zurückkehre, ermahne ich Euer heilige Geduld, auf daß ihr nicht lästig falle, was immer Beschwerliches und Hartes zu ertragen, und aus Liebe zu Eurem himmlischen Bräutigam Bekümmerniß, ja selbst Entbehrung der nothwendigen Nahrung zu erdulden. Denn da Christus für Dich das Kreuz getragen hat, was Wunder, wenn Du aus Liebe zu Ihm die Armuth erträgst. Wenn Jener, welchem die Kräfte und Herrschaften im Himmel dienten, Speichel, Geißel, Spottreden, Stöße und Schläge auf dieser Welt erduldete: was ist es Großes, wenn Du, die Du Erde bist,

---

*) Agnes von Poitou, die Gemahlin des mächtigen Kaisers Heinrich III., nach dessen Tod ihr der heil. Petrus Damiani, als sie in Deutschland die Reichsregierung führte, diesen Brief schrieb.

den eiteln Tand des kaiserlichen Glanzes hinwegwirfst und nicht als eine Königin der Welt, sondern was viel ruhmvoller ist, als eine Magd des ewigen Königs Dich darstellest. Gedenke dessen, was der Apostel sagt: „Lasset uns nun hinausgehen zu Ihm außerhalb des Lagers und Seine Schmach tragen: denn hier haben wir keine bleibende Stätte, sondern suchen die künftige.“ Glücklich nämlich ist ein solcher Handel, bei welchem Koth gegeben, Gold empfangen wird; wo wir für die Finsterniß Licht, für irdische Ehre die Würde der himmlischen Glorie erwerben, wie auch der Prophet sagt: „Alles Fleisch ist Heu und all sein Ruhm ist wie die Blume des Heues; das Heu ist gemäht und seine Blume gefallen; wer aber das Wort des Herrn bewahrt, bleibt in Ewigkeit.“ Und wer heute in Purpur gekleidet ist, wird morgen ins Grab eingeschlossen. Wer heute über die Menschen die Herrschaft hat, wird morgen, zur Fäulniß geworden, von den Würmern verzehrt; heute wird er mit kaiserlichem Diadem geschmückt, morgen als entseelter Leichnam in Tücher gewickelt; heute glänzt er mit der Krone, morgen verbreitet er im Grabe liegend Todtengeruch. Dieß also und dergleichen, meine Herrin, erwäge sorgfältig und ertrage die Beschwerden dieses Lebens jetzt in Gleichmuth mit Jesus; damit, wenn Er selbst, der gerichtet worden ist, zum Richten kommt, Du gleichsam wie eine der klugen Jungfrauen mit brennender Lampe Ihm gebührend entgegen kommst und die Stola der Unsterblichkeit empfangest; nimm dann für die Krone, die von irdischem Metall gefertigt war, jenes Diadem entgegen, welches im Himmel aus kostbarem Edelgestein bereitet ward!

206.

Westphalen

von Levin Schücking.

Ein weiches, frisches Wogen,
Ein harz'ger Tannenduft,
Es weht, es kommt gezogen,
Als grüße mich die Luft;
Ich muß zurück und blicken
Einmal in's stille Land,
Ich muß ein Reis mir pflücken,
Das auf der Haide stand.

Wie Sommerfädenschimmer
Sie seiden überspinnt!
Ich seh' ihr glüh' Geflimmer,
Wie's flackert, webt und rinnt;
Ueber die braune Scholle
Steigt gelb der Ginsterstrauch,
Aus krauser Nadeln Wolle
Stäubt des Wachholders Rauch.

Ein Glitzern — eine Schlange
Schmiegt sich um seinen Bast,
Und dehnt das feuchte, lange
Geringel um den Ast;
Sie züngelt, wenn der Käfer
An ihr vorüber schnurrt;
Da husch — sie hört den Schäfer —
Ist fort — der Pudel knurrt. —

Fernab, bewaldet, blauet,
Gestreckt wie Wellenschlag,
Der Hügel Zug; es schauet
Durch's Laub der Hütte Dach,
Und Rauch steigt in die Höhe,
Als ob mit blauem Glanz
Ein Reih'rbusch überwehe
Des Berghaupts Turbankranz.

Im Hof, an Holzesgattern
Seh' ich die Eichen steh'n,
Seh ihre Wipfel flattern,
Ein friedlich Bannerweh'n;
Der Epheu schlingt mit Ranken
Saftgrün sich dicht hinan;
Geschirrlos hinter Planken
Geht weidend das Gespann.

Im Holz des Spechtes Hacken,
Der Taube tief Gegirr;
Am Ast ein Surren, Knacken,
Dann sachtes Laubgeschwirr;
Es säuselt auf die Blende —
Sankt Joseph lehnt darin,
Um die gefalt'nen Hände
Den Kranz der Spinnerin.

Ich laß' in's Moos mich gleiten
Und träume wie der Wald,
Und träume, bis das Läuten,
Das abendliche, schallt.
Dort — ha! — die Oriflamme —
Wer hat sie aufgerollt?
Purpur leuchtet am Stamme,
Im Laub smaragd'nes Gold.

Ein Blitzen und ein Glühen,
Von Blatt zu Blatte springt's —
Ein rosig Strahlenblühen,
Aus allen Knospen dringt's; —
Mit ihm ein Schallen, Klingen,
Als sei's der Blüthen Duft,
Wie von den Strahlenringen
Getragen durch die Luft.

Es sind die Aveglocken,
Der fernen Stadt Getön
Im West, wo Purpurflocken
Auf ihren Giebeln steh'n,
Um weißer Spitzen Ragen
Der gold'ne Wimpel fliegt,
Und blau um sie geschlagen
Des Himmels Mantel liegt.

Jetzt kniet zum Abendsegen
Das ganze weite Land;
Auf all' die Scheitel legen
Möge Gott die treue Hand,
Möge all' die Lieder schließen,
Sein Hauch ob ihnen weh'n,
Sein Segen sich ergießen,
Wo noch ein gläubig Fleh'n!

O sei gegrüßt zum Scheiden
Der Heimath dunkle Pracht,
Mit deinen sonn'gen Haiden,
Mit deiner Wälder Nacht!
Wie deine Hünensteine
Fest in uralter Treu',
Wie Tauben deiner Haine
Verschlossen rein und scheu!

Mir gieb zum Angedenken
Dieß Laub, dem Zweig entrafft;
Am Hute will ich's schwenken
Auf meiner Wanderschaft,
Mir unter's Haupt es legen,
Träum' ich am fernen Strand. —
Noch einmal, Gottes Segen,
Gegrüßt, gegrüßt, mein Land!

207.

Die Regeln behalten immer ihren großen Werth

von J. Möser.

Vor einem gewissen westphälischen Dorfe stand eine hohe Säule mit einer eisernen Hand, welche seit vielen Jahren den rechten Weg in die Stadt gewiesen hatte. Neben derselben begegnete ein reisender Seiltänzer dem Dorfschulzen, und fragte ihn: was ihn doch in aller Welt bewogen hätte, allen Leuten einerlei Weg zu zeigen? ob nicht Jeder seinen eigenen hätte? und ob man überhaupt sagen könnte, daß es richtige Wege gäbe? er z. B. wollte auf dem Seile über Graben und Hecken nicht allein weit geschwinder und kürzer, sondern auch zu aller Menschen Bewunderung dahin kommen. O! antwortete der Schulze: Unser Wegweiser zeigt nun einmal den gemeinsten, sichersten und ebensten Weg, und wenn derselbe nicht gewiesen würde, so wüßte man ja nicht einmal, wie viel kürzer und geschwinder ein anderer wäre.

Indem kam ein Jüngling auf einem raschen Pferde, und setzte, während der Zeit daß der Seiltänzer seine Linien spannte, über Zäune und Graben weg. Hier sagte der Schulze zum Seiltänzer: Seht guter Freund, der kommt noch geschwinder und kürzer über weg als Ihr, und ich bewundere ihn eben so sehr, was dünkt Euch, wenn wir den Wegweiser so stelleten, daß Alle, die in die Stadt wollen, diesem folgen müßten?

Ihr seid ein einfältiger Mann, versetzte jener, wie Viele würden nicht den Hals brechen, oder in den tiefen Gräben stecken bleiben, wenn Ihr dieses thätet; das meine ich auch, beschloß der Schulze; und so ist es wohl am besten, daß wir jedem einen ebnen richtigen und sichern Weg zeigen, und uns um diejenigen, die auf dem Seile tanzen oder mit ihren Pferden über Hecken und Gräben setzen können, nicht bekümmern. Ein Philosoph, der ihre Unterredung mit angehört hatte, machte hierüber die Anmerkung, daß die gemeinen Wege oder Regeln immer nöthig blieben, wenn die Genies sich auch noch so weit davon entfernten.

208.

Wächterruf

von A. S.

Der Lügengeist ist mächtig worden,
Verführung predigt aller Orten,

Das Herz an sündlichem Trieb erkranket,
Der Kopf in trüben Zweifeln schwanket.
Drum müssen wir uns desto fester stellen,
Uns Kräfte schöpfen aus heiligen Quellen;
In treuer Freundschaft uns innig verbünden,
Zum Wollen und Streben uns liebend entzünden,
An stiller Demuth uns hoffend erbauen,
Dem Hochmuth kühnlich ins Auge schauen;
Den Muth uns stärken an tüchtigen Werken,
Das Böse bezwingen durch gutes Vollbringen.
So wehrend und nährend aus irdischen Gauen
Zur himmlischen Heimath die Brücke uns bauen.

209.

Brief des Grafen F. L. v. Stolberg an Cl. Aug. v. Droste-Vischering *).

Lütgenbeck den 2. Oct. 1804.

Der Wunsch, den Sie schon lange in petto haben, bester Clemens, daß ein solches Buch, wie Sie es sich denken, über die heil. Schrift geschrieben würde, ist ein schöner und frommer Wunsch! Den Gesichtspunkt, von dem Sie ausgehen, hat meines Wissens noch Keiner mit der Absicht, diesen Stoff zum Gegenstand eines Werks zu machen, so gefaßt.

Vor etwa fünf und dreißig Jahren las ich mit meiner seligen Mutter Jerusalems Briefe, d. h. Briefe über das erste Buch Moses vom sel. Jerusalem. In sofern ich meinem Gedächtniß und meiner damaligen sehr jugendlichen Ansicht trauen kann, enthalten diese Briefe viel Interessantes, Wahres und Schönes; Jerusalem war ein Mann von

---

*) Was die Kirche dem verstorbenen Erzbischof von Köln, Clemens August, als dem muthigen Vertheidiger ihrer Rechte verdankt, ist bekannt; weniger, daß derselbe auch die erste Veranlassung, wie aus obigem Briefe erhellt, zu dem Werke des Grafen Fr. v. Stolberg über die Geschichte der Religion Jesu war. Dieses Buch, in einer glaubenslosen Zeit geschrieben, hat seine besondere Bedeutung dadurch, weil es zuerst die Thatsache wissenschaftlich festgestellt hat, wie die Geschichte des gesammten Menschengeschlechts, von ihrem Beginne bis zu den jüngsten Zeiten, durch Christus, als ihrem Mittelpunkt, zu einem großen Ganzen vereinigt wird und nur durch die göttliche Offenbarung ihr wahres Licht und richtiges Verständniß erhält.

Geist und edlem Charakter; und dem, so neologisch er auch war, doch das, was ihm Wahrheit blieb, sehr heilig war. Indessen konnte er bei seiner Ansicht doch wohl nur einzelne Theile richtig umfassen; nicht das Ganze; weil, wie Sie so wahr sagen, die Sehnsucht nach dem Erlöser der Hauptzug des ganzen alten Testaments ist.

Er, der da ist und der da war und der da kommt, ist das A. und das O; der Anfang und das Ende in der ganzen heil. Schrift: vom „Werde" an, das der Schöpfer, durch Ihn den Schöpfer aussprach, bis zum Seufzer der Liebe, mit welchem sein Jünger, den er lieb hatte, die Offenbarung beschließt: „Ja! komm! Herr Jesu! Amen."

Die ganze heilige Schrift faßt einen unendlichen Inbegriff von Wahrheiten und Schönheiten in sich; aber alle diese Wahrheiten und Schönheiten erscheinen wie zerstreute Theile eines Ganzen, das man sich nicht vorstellen kann, wenn man nicht aus dem Einen Gesichtspunkt ausgeht.

Sie muß daher Gelehrten, Philosophen, Theologen, schönen Geistern — wenn sie auch wie Rousseau, Herder und andere mehr, ihren einzelnen Zügen huldigen, doch ein Chaos scheinen, und mit dem Getöse ihrer Wässer, über denen sie den schwebenden Geist Gottes nicht inne wurden, sie betäuben, wenn sie nichts von der Beziehung auf das A und O ahnen, welches dem Ganzen Bestand, Wahrheit und Leben gibt, welches allein es zu einem Ganzen macht.

Dieß ist meine Ansicht von der Sache, wie die Ihrige, liebster Clemens; und darum würde auch mir ein solches Buch, wie Sie es wünschen, sehr willkommen sein.

Wenn aber Ihre Güte und Liebe Sie für mich so partheiisch macht, daß Sie mich für fähig halten, an einem solchen Werke schreiben zu können und zu dürfen, so darf doch i ch diese Meinung nicht von mir haben. Es auch nur auf einen gewissen Grad zu können, dazu würde es vieler Gelehrsamkeit, die ich nicht mehr erwerben kann, es würde eines philosophischen Geistes, den ich nicht habe, endlich einer beiwohnenden und waltenden Gnade bedürfen, welche Gott zu meiner eigenen Bekehrung und Belehrung mir geben wolle. In Hoffnung auf diese Gnade, quae mecum sit mecumque laboret in meinem täglichen Thun und Treiben, ein solches meine Kräfte weit übersteigendes Werk zu beginnen, das wäre sehr vermessen von mir, liebster Clemens; und ich würde weder vor Gott noch vor Menschen Ehre davon haben.

Ich leugne übrigens nicht, daß ich oft den Wunsch habe, auf eine

meinen Kräften und meiner Individualität entsprechende Art, Etwas zur Ehre Gottes zu den Füßen des Altars niederzulegen, ehe man mich in die schweigende Gruft versenkt; und es gehen mir auch manche Gedanken von einem Vermächtniß an meine Kinder durch den Kopf; aber es sind auch nur flüchtige Gedanken, welche sich noch nicht um irgend eine Fahne fixirter Vorstellungen gesammelt haben. Vielleicht sind es nur Fliegen; dann wird mein nahender Winter sie erstarren machen; sind es aber Bienen, so muß Gott einen Korb hinsetzen, in den sie sich sammeln und Honig eintragen können. Er wird doch den Kindern angenehm sein.

210.

St. Goar

von Isabelle Braun.

St. Goar lebte stille in Waldeseinsamkeit;
Sein ganzes Herz und Sinnen war Gott, dem Herrn, geweiht.
Frühzeitig, wenn die Vögel vom Schlummer auferwacht,
Da tönten fromme Psalmen schon durch die Waldesnacht;
Da schallte auch das Glöcklein hellklingend durch den Hain,
Und lud die frommen Pilger zu seinem Kirchlein ein.

Und wenn die Fremden kehrten in seiner Klause zu,
Da bot er gastlich ihnen die süße Wandersruh,
Und labte sie mit Speise, und labte sie mit Trank,
Nahm Theil am Mahle selber in frommem Gottesdank;
Doch reicher wohl erquickte die Herzen noch sein Wort,
Und solche Lebensspeise trug mancher Pilger fort.

Wenn aber ihn verlassen der Fremden reiche Zahl,
Stand oftmals unberühret sein kleines, armes Mahl;
In Fasten und in Beten schwand hin des Tages Licht,
Des Leibes laute Stimme galt seinem Herzen nicht,
Darinnen lebte glühend die reine Gotteslieb,
Daß für die Erdenwünsche kein Grund und Boden blieb.

Einst sang der Psalmensänger: „Verleumder drohen mir;
Sie schärfen, gleich dem Schwerte, die Zunge voll Begier:
Sie spannen ihren Bogen, ein bitteres Geschoß;
Sie schießen still verborgen die scharfen Pfeile los!“ —
Und gleich dem hohen Sänger St. Goar dieß empfand,
Wenn noch so fern den Menschen und ihrem eitlen Tand.

Zwei Fremde kehrten einstens in seiner Klause ein;
Sie aßen seine Früchte, sie tranken seinen Wein,
Sie gingen dann von hinnen mit tückevollem Sinn,
Und traten, ihn verläumend, zu seinem Bischof hin,
Berichtend, wie so üppig, so voller Schlemmerei,
St. Goars einsam Leben im stillen Walde sei.

Der Bischof hört die Beiden mit finst'rer Stirne an;
Er sendet sie, zu holen den frommen Gottesmann.
Mit böser Freude folgen sie eilig dem Gebot,
Und halten an der Klause auch schon beim Abendroth;
Und heucheln, wie so sehnlich der Bischof sein begehr',
Wie er ein Freund des Frommen mit ganzer Seele wär.

St. Goar heißet weilen sie bis zum Morgenglüh'n,
Um dann mit ihnen eilig zum Bischof hinzuzieh'n.
Und wie die Sonne wieder verscheucht die Waldesnacht,
Und er die Morgenpsalmen dem Heiland dargebracht,
Weckt er die beiden Fremden und trägt die Speisen auf,
Damit der Leib sich stärke für ihren weiten Lauf.

Doch seinem treuen Auge begegnet finst'rer Blick.
Die Fremden weisen zürnend das Morgenmahl zurück.
St. Goar bittet liebend, nicht so hinweg zu geh'n,
Nicht vor dem weiten Gange den Imbiß zu verschmäh'n.
Doch jedes seiner Worte den finstern Groll vermehrt,
Da einfaltsvollen Sinnes er selbst sein Mahl verzehrt.

Sie ziehen nun von dannen; die Zwei voll stillem Groll,
St. Goar Lieder singend, das Herz so liebevoll;
Die Beiden gleich der Wolke, die zog vor Pharao,
In deren nächt'gem Schatten das Volk des Herren floh;
St. Goar gleich der Säule vor Israel einher,
In deren Wunderlichte es ging durchs rothe Meer.

Die Sonne schien hernieder bereits im Mittagsbrand!
Kein Obdach, um zu rasten, sich in dem Walde fand.
Da quälte Durst die Beiden in Mittagssonnenglut,
Bis endlich sie erspähet der Quelle Silberfluth.
Sie nahten sich dem Borne, gleich wie Krystall so hell,
Doch sieh, vor ihren Lippen versieget war der Quell! —

Wie beben da die Beiden, wie glühet da ihr Herz;
Dieß Wunder hat erwecket darin den Reueschmerz.

Sie denken ihrer Tücke, wie sie sein Mahl verschmäht,
Sie blicken auf den Frommen, der sinnend stille steht;
Sie fallen ihm zu Füßen, bekennend ihre Schuld;
Sie flehen um Erbarmen, um Segen und um Huld.

St. Goar beugt sich nieder, gar freundlich, liebewarm,
Er hebt sie auf und schließet die Reuigen in Arm;
Er redet sanfte Worte, gar mild und engelrein,
Er trocknet ihre Thränen und heißt sie fröhlich sein;
Dann senkt er seine Kniee, blickt betend lang empor,
Und sieh, der Quelle Wasser, es sprudelt wie zuvor.

211.

Die Kreuzpredigt des heil. Bernhard im Dom zu Speyer

von Johann von Geissel.

Kaiser Konrad III. sagte auf Weihnachten des Jahres 1146 nach Speyer einen allgemeinen Tag an, und Bernhard machte sich auf den Weg, um die Begeisterung der Deutschen nach Palästina zu lenken. Aus der Schweiz, über Straßburg war er den Rhein herabgefahren, und landete am Vorabend des Weihnachtsfestes vor Speyer. Er kam. Im feierlichen Zuge, mit Kreuz und Standarten, voraus die Zünfte mit brennenden Kerzen und Zunftzeichen, gingen ihm der Bischof, die Geistlichkeit und die Bürger von Speyer entgegen, und führten ihn unter Glockengeläute und Gesängen durch die Stadt hinauf an das Münster, wo der Kaiser und die Fürsten des Reiches ihn, als des Papstes Legaten, mit Ehrerbietung empfingen. Unermeßlich war das Zuströmen der Menge. Aus der Nähe und Ferne waren sie gekommen, den heiligen Mann zu sehen, dessen Wort als Göttersprüch, er selbst als Wunderthäter verehrt wurde. Unter dem lauten Lobgesange der Himmelskönigin: „Salve Regina" bewegte sich der Zug durch das große Thor des Münsters hinauf zum hohen Chor, den verehrten Mann in der Mitte, auf dessen frommen Sinn die erlauchte Versammlung der Ersten des deutschen Reiches, ihren Kaiser, das Oberhaupt der christlichen Welt, an der Spitze, die zuströmende Menge, und die Herrlichkeit des weitberühmten Gotteshauses, besonders tiefen Eindruck machen mochten. Und als nun die letzten Worte des Lobgesanges verklungen waren, da setzte der fromme Abt, von Begeisterung fortgerissen, nach den Worten: „Filium tuum nobis post

hoc exilium ostende!" mit dem vorhin der Hymnus schloß, noch die dichterischen Ausrufungen hinzu: O Clemens! o Pia! o dulcis Maria! Diese Worte wurden von da an in allen Kirchen der christlichen Welt gesungen bis auf den heutigen Tag; im Speyrerdom aber in feierlicher Melodie jeden Tag durch das ganze Jahr der ganze Hymnus; und die Speyrer beschlossen das Andenken an den Heiligen, so wie an die Worte, die zuerst in ihrem Münster zum Lobe der allerseligsten Jungfrau, des Domes Patronin, aus seinem Munde erklungen waren, noch auf eine andere bleibende Weise der Nachwelt zu überliefern. In dem mittlern Gange des Langhauses ließen sie vier Messingplatten in den Boden einlegen, auf denen obige Worte eingegraben standen; auf der ersten: O Clemens! der zweiten: o Pia! der dritten: o Dulcis! der vierten: Maria! in vier Entfernungen, dreißig Fuß von einander; die erste beim großen Thore, die letzte dicht an den Treppen des Königschores, zu den Füßen des hochberühmten Marienbildes. — Der Tag hatte sich geneigt, und in derselben Nacht, als die zwölfte Stunde schlug, und mit ihr alle Glocken von den Thürmen des Münsters zusammenhallten, und in freudigen Klängen der Christenheit die Geburtsstunde des Erlösers verkündeten; als der Kaiser im festlichen Schmucke, die Krone auf dem Haupte, bei Fackelglanz zum Dome zog, die Bischöfe und Fürsten ihm folgten, die Speyrer in gedrängten Haufen zuliefen und die Herrlichkeit anstaunten; als nun die Kerzen am Hochaltar erglommen, und das alte Münster von unzähligen Lichtern bis in die hohen Fenster hinauf erglänzte: da kam auch Bernhard zur feierlichen Weihnachtmette; aber er schwieg von seiner Sendung; denn der König bezeugte nicht Lust zu einem so weiten Zug in ferne Länder. Doch am Tage des heil. Stephanus sprach er öffentlich vor allem Volke von der Noth des gelobten Landes; aber weder der laute Aufruf noch auch die im Geheimen bittende Zusprache konnte den König bewegen. „Der Freunde Rath und reifere Selbstüberlegung sollten morgen den Entschluß bestimmen." — Bernhard schwieg. Es kam das Fest des heil. Johannes, des Zwölfboten. Mit allen Fürsten und Herren war der König wieder ins Münster gekommen, und des Hochamtes Feier hatte begonnen. Da faßte ein höherer Geist des Heiligen Seele, und unerwartet, unaufgefordert rief er aus: Nicht soll der Tag mir hinabgehen, ich habe denn gesprochen! Er bestieg den Letner im Chore, und predigte von da herab vor der Reichsversammlung. Plötzlich wendet er sich an den König, und mit freimüthigen Worten,

nicht wie zu einem Herrscher der Erde, sondern wie zu einem sterblichen Menschen redend, führte er das letzte Gericht vor Konrad's Seele, schildernd wie er als Mensch vor dem Richterstuhle des Erlösers, seines Herrschers, stehen, und dieser ihm zurufen werde: O Mensch, was habe ich dir thun sollen, und nicht gethan! Dann fuhr er fort die Wohlthaten der Königswürde, des Reichthums, der Trefflichkeit seines Rathes, des männlichen Muthes und der blühendkräftigen Gesundheit (was Alles ihm Gott gegeben hätte) mit so erschütternden Worten aufzuzählen, daß Konrad in Thränen ausbrechend rief: Ich erkenne die Gaben der göttlichen Gnade, und nicht undankbar werde ich gefunden werden, so Gott will; ich bin bereit Ihm zu dienen; denn von Ihm kommt ja der Aufruf. So sprach der König; und das Volk, das bis jetzt in staunender Erwartung aufgehorcht hatte, brach in lauten Jubel aus, und freudig hallten die Stimmen durch die weiten Gewölbe des Münsters. Sogleich stieg Bernhard von der Tribune, heftete gerührt ein Kreuz auf des Königs Mantel, nahm das Banner des heil. Kreuzes vom Hochaltare, und gab's in Konrad's Hände, damit er es dem Heere des Herrn vortrage mit eigner Hand. Auf den König hatte der feierliche Moment der heiligen Messe, die rührenden Worte des Heiligen, dessen edle Geberde, die Würde seiner Haltung, und seine Gestalt, die etwas Geisterartiges hatte, so erschütternden Eindruck gemacht, daß er das Banner des Kreuzes demüthig aus des Heiligen Hand zum Kriege für die Christenheit und das Grab des Erlösers annahm. Mit Konrad nahmen noch das Kreuz Friedrich, sein Neffe, und unzählige Fürsten und Herren; denn alle hatte die Begeisterung ergriffen. In ungeheuren Massen wogte das Volk durch die Strassen von Speyer, gedrängter noch durch die Hallen des Domes; Alle wollten den heiligen Mann sehen, Alle ihn hören. Von Mund zu Mund flog der Ruf, wie daß er in des Königs Gegenwart einen lahmen Knaben geheilt und einer blinden Frau das Gesicht wieder gegeben habe. Das Gedränge ward so stark, und die fromme Neugierde äußerte sich so ungestüm, daß der Heilige in Gefahr kam, erdrückt zu werden. Als daher der Gottesdienst geendet war, und die Versammlung unter Glockengeläute und Freudenrufen den Dom verließ, legte Konrad den Königsmantel ab, nahm den Wundermann auf seine Schultern, trug ihn durch das Gewühl vor das Münster hinaus, und führte ihn dann ehrerbietig in seine Herberge.

Bernhard verließ hierauf Speyer, und zog über Worms, Frankfurt

und Mainz nach Bingen, um auf dem Rupertsberge die Seherin Hildegard zu besuchen. Von dort aus schrieb er noch einen Brief an die Speyrer, worin er sie auf's Neue zur Theilnahme am Heerbanne zu bewegen suchte. „Sehet, Brüder," schrieb er, „nun sind die Tage des Heils angebrochen! Die Erde bebte und erklang, weil der Gott des Himmels Sein Land verlor, Sein Land, das er mit eigenem Blute befeuchtete, in dem die ersten Blüthen der Auferstehung entsproßten. — Was thut Ihr, tapfere Männer, Knechte des Kreuzes? Eure Erde ist reich an tapfern Männern, und eine kräftige Jugend blüht in Eurem Lande. Euer Lob ertönt in der ganzen Welt, und der Ruhm Eurer Tapferkeit hat den Erdkreis erfüllt. Auf also! umgürtet auch ihr euch mit männlichem Muthe, und ergreift die glücklichen Waffen!" Dieses Lob aus des Heiligen Feder bewog die Speyrer, den ganzen Brief in einen Rahmen gefaßt im Münster aufhängen zu lassen, zu ewigem Gedächtniß, damit auch der späteste Enkel sich noch des Ruhmes seiner Väter erinnere.

212.

Das Salve Regina

von G. Görres.

Die Lieder und Hymnen der katholischen Kirche wurden oft von heiligen und großen Männern oder auch in großen, entscheidenden, die Gemüther tief erschütternden Augenblicken gedichtet; andere sind im grauesten Dunkel der Vorzeit entsprungen, zuerst von einer unbekannten Seele angestimmt haben sie dann Jahrhunderte hindurch fortgetönt. Es ließe sich auch von gar vielen von ihnen eine eigene Geschichte schreiben, an welchen verhängnißvollen, an welchen denkwürdigen Tagen und unter welchen herzergreifenden Umständen sie angestimmt wurden und wie sie dann anders und anders auf die so oder so gestimmten Gemüther wirkten.

Ein Tedeum, das die Schiffmannschaft in nassem Kleide mit freudezitterndem Herzen auf einsamem Meere singt, wenn im Augenblick der höchsten Gefahr sich die Wuth des Sturmes unter ihrem Gebete gebrochen, oder das eine tapfere wundenbedeckte Heldenschaar auf blutigem Schlachtfelde zwischen Leichen intonirt, wenn sie für ihr Heiligstes kämpfend gegen die dreifache Uebermacht mit Gottes Hilfe den Sieg errungen: es klingt wohl anders, als wenn ein Werk frevelhafter Gewaltthat oder treuloser List und tückischer Ränke endlich gelungen, und nun das

böse Gewissen sich aufmacht, ein pompöses Tedeum Gott zu singen, der an diesem Werk der Hölle keinen Antheil hat. Und wie anders wird das Dies irae klingen, angestimmt bei der Leiche eines Gerechten, eines Heiligen, den segnend der dankbare Schmerz von Tausenden umgibt, oder bei dem finstern Grabe eines Verruchten, dem der Fluch seiner Missethaten folgt.

Manchmal ist es auch geschehen, daß gerade in dem Augenblick, da die losgelassene Hölle im wildesten Taumel teuflischer Lust ihren höchsten Triumph feierte, ein solcher Gesang aus heiligen Seelen mit himmlischer Gewalt siegreich ertönte!

Es war in den gräuelvollsten Tagen der französischen Revolution. Vom Blute trunken war den Männern des Schreckens das Morden und Schlachten eine Lust geworden. Niemand war am Abend sicher, daß ihn nicht am Morgen der Blutkarren zum Blutgericht führte, und je reiner und unschuldiger er war, um so sicherer durfte er seines Todes sein. Jede Tugend galt ja dem Neid als ein todtwürdiges Verbrechen. Die Guillotine arbeitete der Mordlust zu langsam; die Erde konnte das viele Blut nicht schnell genug eintrinken, es entstanden verpestete Blutpfützen; die Grausamkeit mußte Mittel ersinnen, ihre Opfer, Männer und Frauen, Greise und Kinder, zu Hunderten auf einmal zu ertränken oder niederzumetzeln. Hinrichtungen waren das einzige öffentliche Vergnügen, das die Revolution dem Volke gelassen. Es gab Strickerinnen und Tänzerinnen der Guillotine, die strickend mit kaltem Blick sich an den letzten Zuckungen der Geschlachteten weideten oder mit wildem Furiengeheul und hohnlachendem Gebrüll das furchtbare Gerüst umtanzten.

In dieser Zeit mordgieriger Raserei geschah es, daß einst das Bluturtheil ein ganzes Nonnenkloster der Guillotine in Paris zuwies. Der verhängnißvolle Karren hielt an der Thüre. Die Klosterfrauen stiegen gottergeben hinan und ihre klösterliche Andacht nicht unterbrechend stimmten sie auch auf diesem letzten Gange wie zur Vesperzeit das Salve Regina an; sie sangen es durch die Straßen fahrend; sie sangen es auf dem Greveplatz; sie sangen es, während Eine nach der Andern das Haupt unter das Mordbeil legte; und erst als die Letzte, die Aebtissin, das Haupt gebeugt, verstummte das Salve Regina, mit ihrem Geiste verklingend und entschwebend.

Das wüthende Volk hatte erschüttert diesen Gesang vernommen; es lachte nicht, es klatschte nicht, es tanzte nicht, wie es sonst bei solchen

Massenhinrichtungen seine Gewohnheit war; als ob es aus einem betäubenden Rausche erwacht sei, hörte es stumm dem Gesange der Sterbenden zu; ja sein Höllenjubel hörte seitdem bei den Hinrichtungen auf. Die Revolution hatte mit dem Salve Regina ihren Höhepunkt überschritten.

So ließe sich einem katholischen Liederbuch auch ein Historienbuch beifügen.

213.

Geduld bringt Rosen

von W. Wackernagel.

Es ist Geduld ein rauher Strauch,
Voll Dornen aller Enden,
Und wer ihm naht, der merkt das auch
An Füßen und an Händen.

Und dennoch sag' ich: Laß' die Müh'
Dich nimmermehr verdrießen,
Sei's auch mit Thränen, spät und früh
Ihn treulich zu begießen.

Urplötzlich wird er über Nacht
Dein Mühen dir belohnen,
Wenn über all den Dornen lacht
Ein Strauß von Rosenkronen.

214.

Rom ist nicht in einem Tag erbaut worden

von P. Hebel.

„Rom ist nicht in einem Tag erbaut worden." Damit entschuldigen sich viele fahrläßige und träge Menschen, welche ihre Geschäfte nicht treiben und vollenden mögen und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet und nicht abgelassen bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchthurm stund. So ist Rom entstanden. Was Du zu thun hast, mach's auch so.

215.

Die Nachfolgung Christi des Thomas von Kempis

von **Rostorf.**

O Büchlein du so wundersüß
Von wunderhoher Güte,
Bist aus des Himmels Paradies
Einer ew'gen Blume Blüthe;
Du bist aus unsers Herren Schrein
Ein hellfunkelnder, kostbarer Edelstein.

Auf steigst du wie ein mächt'ger Baum
Mit klaren güld'nen Zweigen,
Umzogen mit einer Glorie Saum
Stehst du als ein ewiges Zeichen,
Dein Wort, ein göttlicher Liebespfeil,
Ist bedrängten Seelen ein Trost und Heil.

Du bist eine Flamme hoch und hell,
Von himmlischer Liebe entzündet;
Du brennst als eines ew'gen Feuers Quell,
Deß Tiefe Niemand ergründet,
Du schmilzest mit deiner Gluten Schein
Die Herzen wie fließend Metall so rein.

Du bist das Bächlein Silberfluth,
Entsprungen in blauen Reichen,
Dein Wasser ist so süß und gut,
Ein Labetrunk ohne Gleichen;
Wer diesen genießt mit gier'gem Mund;
Den dürstet nimmer, er wird gesund.

Du bist der Thau, der bald erquickt
Die müden und kranken Herzen,
Durch dich werden hinweggerückt
Die Leibes- und Seelenschmerzen;
Wer sich fühlt matt, arm, elend, krank,
Geneset von diesem erquickenden Trank.

Du hältst die ächte Signatur
In deinem Schoße verborgen,
Wo man findet die sich're Spur
Zu dem ewigen, lichten Morgen!
Du zeigst uns strahlend für und für
Des ew'gen Lebens güld'ne Thür.

Du bist der echte wahre Magnet,
Die Nadel vom göttlichen Stahle,
Deine Richtung nach dem himmlischen Norden steht
Zu dem ewigen Friedensmahle!
Ist unser Schifflein in Gefahr
Zeigst du nach Golgatha immerdar!

216.

Engelbert der Heilige, Erzbischof von Köln*) als Verweser des deutschen Reiches

von **J. Ficker.**

Die Lösung der Aufgabe, auf heimischem Boden langjähriger Verwirrung ein Ende zu machen und Recht und Ordnung wiederherzustellen,

---

*) Engelbert, geboren i. J. 1185, aus der Familie der Grafen von Berg, bestieg den erzbischöflichen Sitz von Köln i. J. 1212. Als Friedrich II. von In-

hätte gewiß genügt, Engelbert die dankbare Anerkennung späterer Geschlechter zu sichern. Aber es war ihm vorbehalten, sich noch in einem weitern Wirkungskreise zu erproben; war von Köln aus durch seinen Vorgänger Adolf der Bürgerkrieg heraufbeschworen, so sollten nun von daher auch die Wunden geheilt werden, die der Zwist der Könige dem Reiche geschlagen. Engelbert war dazu ausersehen, das zu vollführen, was dem Könige zugekommen wäre, wenn er ein Herz gehabt hätte für Deutschland; wenigstens für einige Jahre sollte er dem schwergeprüften Reiche Frieden und Ruhe bringen und Hoffnung auf die endliche Wiederkehr glücklicherer Zeiten.

Als der Welfe Otto besiegt und bald darauf einsam und verlassen gestorben war (1218), stand Friedrich **II.** so mächtig da, wie wenige Könige vor ihm; es war vielleicht das Letztemal, wo es in der Hand eines reichbegabten, von den äußern Verhältnissen durchaus begünstigten Königs lag, Einheit und Macht des deutschen Reiches in alter Weise wiederherzustellen. Aber nur zu bald zeigte es sich, wie das nicht in Friedrichs Absichten lag. Als die Fürsten den achtzehnjährigen Jüngling aus dem fernen Süden herbeiriefen zur Uebernahme des Reichs, mochte er Deutschland, das er niemals selbst gesehen hatte, nur wenig kennen; aber es war die Heimath seines Geschlechtes, der Schauplatz des Wirkens seiner Ahnen; Vater und Großvater waren zu Kaisern gekrönt und der Sohn wollte nicht zurückbleiben im Streben nach dieser Herrlichkeit, zu der nur der Besitz der deutschen Königskrone den Weg bahnen konnte. Dieses erste Ziel war erreicht; zwei Wege standen ihm jetzt offen. Den

---

nocenz **III.** unterstützt gegen Otto **IV.** als Gegenkönig auftrat, stellte sich Engelbert mit großer Entschiedenheit auf seine Seite. Ihn ernannte Friedrich zum Reichsverweser und vertraute ihm seinen Sohn Heinrich zur Obhut an. Engelbert unterließ es unter der Bürde der Reichsgeschäfte nicht, die Rechte seines Erzstiftes gegen die Eingriffe des weltlichen Adels zu vertheidigen. Hierin lag die Veranlassung zu einer weitverzweigten Verschwörung wider ihn, dessen Anstifter Friedrich, Graf von Isenburg, ihn auf einer Reise aus einem Hinterhalte überfiel und auf die entsetzlichste Weise ermordete (1225). Die Parallele mit dem heiligen Thomas von Canterbury liegt sehr nahe und wurde schon von den Zeitgenossen gezogen. Engelbert hat auch zuerst den Plan zum Neubau des Kölner Doms angeregt und wies bereits eine bedeutende jährliche Summe zu diesem Zwecke an; das Werk selbst wurde von seinem zweiten Nachfolger begonnen. —

er hätte wählen sollen, war der, nun, wo die Rechte eines deutschen Königs in seiner Hand lagen, auch dessen Pflichten nachzukommen, seinen Versprechungen gemäß auf die Verbindung Siciliens mit dem Reiche zu verzichten, und durch eine kräftige Handhabung der Herrschaft der Absicht zu entsprechen, in der die Deutschen den letzten Sprossen ihres Königshauses aus der Ferne herbeigerufen hatten. Wohl machte ihm jetzt Niemand die Krone streitig; aber nicht bloß dem Nebenbuhler, sondern auch den Fürsten gegenüber galt es, ihr Ansehen dauernd wieder herzustellen; wie die Reichsverfassung nun einmal schon gelockert war, schien das nur möglich durch ein Leben voll Beschwerden und Mühen, durch einen Kampf auf Leben und Tod wider die aufstrebende Fürstengewalt. Friedrichs scharfem Blicke konnte nicht verborgen bleiben, was ihn in Deutschland erwartete. Es wäre männlich gewesen, sich trotzdem solcher Aufgabe zu unterziehen; es ist erklärlich, wenn Friedrich es nicht that. Ihn trieb es zum Süden; der Sohn der Italienerin zeigte wenig von deutscher Art; an das schöne reiche Sicilien knüpften sich die Erinnerungen seiner Jugend, dorthin zog ihn sein ganzes Herz; eine Willkürherrschaft, wie er sie nur von dorther kannte, wie er sie dort üben konnte, wo sich eine durchaus eigenthümliche staatliche Ordnung entwickelt hatte, war in Deutschland allerdings eben so wenig möglich, wie ihm der rauhe Norden Ersatz für die Genüsse des Südens gewähren konnte. Und so ging Friedrich denn den andern Weg.

Es war im April des Jahres 1220, als Friedrich auf einem zahlreich besuchten Reichstage zu Frankfurt den Fürsten seinen Entschluß ankündete, über die Alpen zu ziehen und zugleich seinem achtjährigen Sohne Heinrich die Nachfolge zu sichern suchte. Auch Engelbert war hier zugegen, und gewiß dürfen wir annehmen, daß er, dem kurz darauf die Pflege des jungen Königs und die Verwaltung des Reichs anvertraut wurde, bei den Verhandlungen einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Heinrich wurde wirklich zum deutschen König gewählt. Zur Uebernahme der Reichsregierung mochte Keiner geeigneter erscheinen als Engelbert, der noch jung und rüstig bereits hinlängliche Proben seiner Befähigung zur Herrschaft gegeben und von vornherein mit großem Eifer für Friedrichs Sache gewirkt hatte. Es war wohl zu Anfang des Jahres 1221 als Friedrich durch kaiserlichen Machtbrief dem Erzbischof von Köln die Leitung aller Reichsgeschäfte diesseits der Alpen übertrug und ihn zum Pfleger des jungen Königs und zum Verweser des römischen Reiches durch Deutschland ernannte.

Nur ungern übernahm Engelbert zu den Mühen der Regierung des Erzstifts noch die schwere Last der Reichsgeschäfte; dann aber führte er dieselben auch mit solchem Eifer, daß selbst seine Neider ihm in dieser Hinsicht keinen Vorwurf zu machen wußten. Am 8. Mai 1222 krönte er, wie es ihm als Erzbischof von Köln zustand, den jungen König zu Aachen im Beisein der Erzbischöfe von Mainz und Trier, des Reichskanzlers, vieler Bischöfe, Grafen, Herren und Dienstmannen des Reichs. Von da ab blieb Engelbert fast beständig bei dem Könige, in seiner Begleitung das ganze Reich von den Alpen bis zur Nordsee durchziehend; er erzog ihn, wie Cäsarius von Heisterbach sagt, mit Liebe wie einen Sohn, ehrte ihn wie seinen Herrn, und auch von Heinrich heißt es, daß er nach der Ermordung seines Pflegers diesen beweint habe, wie ein Sohn seinen Vater, ein Unmündiger seinen Schirmer.

Ueber die Einzelnheiten der Reichsregierung Engelberts wissen wir nur wenig Mehr, als sich aus den erhaltenen Urkunden und Briefen ergibt; die Nachrichten der Geschichtschreiber sind in jener Zeit überhaupt so dürftig, wie kaum in einer andern Periode der Reichsgeschichte; und zudem ist es erklärlich, wenn das friedliche Leben nach Herstellung geordneter Zustände weniger hervorragende Anhaltspunkte für geschichtliche Aufzeichnung bietet, als ein von Kriegsthaten erfülltes Heldenleben. Wo aber die gleichzeitigen Schriftsteller Engelberts Thätigkeit als Reichsverweser berühren, geschieht es immer unter den größten Lobeserhebungen, mit der unumwundensten Anerkennung seiner Verdienste; keiner findet sich, der auch nur den leisesten Tadel gegen ihn ausspräche. Er wird bezeichnet als ein Mann von großer Umsicht, gleich edler Denkungsweise wie Abkunft, als der Vater des Vaterlandes und die stärkste Säule des Tempels, als der Stolz Germaniens und die besondere Zierde seiner Zeiten. „Viel", sagt der Verfasser der Trier'schen Geschichte, „galt der Erzbischof bei dem Könige und Niemanden mag das Wunder nehmen; denn wo er nur auf den Reichstagen erschien, da verehrten ihn alle geistliche wie Laienfürsten als ihren Vater; er war die Säule der Kirche, die Zierde des Clerus, die Stütze des Reichs". Der Kaiser selbst spricht sich in der anerkennendsten Weise über die erprobte Treue, die lobenswerthe Ergebenheit und die mannigfachen und wichtigen Dienste aus, die Engelbert ihm und dem Reiche unaufhörlich geleistet habe. Das herrlichste Lob des Reichsverwesers aber findet sich bei dem Dichter, der erfüllt von rein nationaler Gesinnung früher den Verfall der Größe und der Ein-

heit des Reichs in einer Weise beklagt hatte, als habe er das ganze Unheil geahnt, das spätere Jahrhunderte bringen sollten, der nun aber sein Lied ertönen ließ zum Preise dessen, von dem er die Zurückführung besserer Zeiten hoffte; es mag auf einem der Reichstage kurz vor Engelberts Tode gewesen sein, als Herr Walter von der Vogelweide von ihm sang:

„Preiswerther Bischof Köln's, ihr mögt wohl fröhlich sein,
Ihr habt dem Reich so wohl gedient, wir räumen's ein,
Daß euer Lob stieg wunderhoch empor und schwebt allein.
Kann nun ein feiger Neider nicht von eurem Werth genesen,
Fürstenmeister, laßt euch das nicht kümmern, achtet's klein!
Getreuer Königspfleger, hoch ist euer Wesen,
Kanzler zu Kaisers Ehren, wie er nie gewesen,
Eilftausend Mägde, dreier Könige Kämm'rer auserlesen!"

Die Originalworte bei Walther von der Vogelweide lauten:

Von Kölne werder bischof, sint von schulden frô.
ir hänt dem riche wol gedienet, und alsô
daz iuwer lop da enzwischen stiget unde sweibet hô.
si iuwer werdekeit dekeinen boesen zagen swaere,
fürsten meister, daz sî iu als ein unnütze drô.
keisers êren trôst baz danne ie kanzelaere,
drîer künege und einlif tûsend megde kameraere.

Wie früher in der Heimath, so ging Engelbert nun auch im Reiche rüstig ans Werk, die Spuren der Kriegszeiten zu tilgen, der allgemeinen Verwilderung, der Wohllust, der Willkür der Großen ein Ziel zu setzen; und so vollkommen gelang es ihm, den Frieden im Reiche aufrecht zu erhalten, daß man, wie Cäsarius sagt, das Zeitalter des Augustus wiedergekommen glaubte, daß die Räuber und Streitlustigen erzitterten, die Guten aber den Himmel priesen, der die Gewalt in die Hände des gerechten und starken Schirmers der Unterdrückten gelegt hatte. Als der Cardinallegat Conrad von Porto nach Deutschland kam und voll Bewunderung über Engelberts Ansehen und Gewalt den Abt Johann von S. Trond fragte: „Wie kommt es doch, daß der Herr von Köln überall so gefürchtet wird?" antwortete dieser: „Das muß durch irgend eine besondere Gnade Gottes geschehen." —

Engelberts Hauptstreben war darauf gerichtet, einen geordneten Rechtszustand herzustellen; das zeigt schon die verhältnißmäßig große Anzahl von Gesetzen und Rechtssprüchen, die sich unter den königlichen Urkunden aus der Zeit seiner Vormundschaft findet; für die Erhaltung

des Landfriedens, die Sicherheit des Verkehrs wurde in jeder Hinsicht gesorgt, den Landesherren auf's strengste untersagt, die Kaufleute irgendwie an Benützung der öffentlichen Straßen zu hindern. Und man wußte, daß der Kölner es nicht bloß verstand, gute Gesetze zu geben, sondern auch der Mann dazu war, um nöthigenfalls ihre Ausführung zu erzwingen. Er hörte einst, wie ein Kaufmann einen Erzbischof und Reichsfürsten vergeblich um Geleit durch einige Orte seines Gebietes ansprach; der Erzbischof glaubte ihn gegen die Raubsucht der dort hausenden Edeln nicht schützen zu können. Da trat Engelbert auf und fragte: „Sagt mir guter Mann, wollt ihr euch meinem Geleite anvertrauen?" Und als jener einwilligte, reichte er ihm seinen Handschuh und sagte: „Wenn du in Gefahr kommst, so berufe dich auf mich und zeige diesen Handschuh als Zeichen meines besonderen Schutzes; wird dir dennoch etwas genommen, so hafte ich für jeden Schaden." Aber so gefürchtet war der Name des Kölners, daß der Kaufmann mit seinem Handschuhe sicherer reisen konnte, als mit dem stärksten bewaffneten Geleite.

217.

Die Wallfahrer

von **A. Werfer.**

Die Sonne brennt, die Luft ist schwül,
Die Vögel im Gebüsche schweigen,
Es sucht der Hirsch den Waldquell kühl
Und lagert unter schatt'gen Zweigen.

Vom Staub ist's Hag am Wege weiß,
Die Eidechs sonnt sich am Gemäuer,
Seelilie senkt die Blätter heiß,
Steht dürstend in dem trock'nen Weiher.

Horch, fernher tönt ein frommer Klang,
Ich höre Mutter-Gottes-Lieder,
Wallfahrer sind's, ihr heller Sang
Hallt in das Thal vom Berge nieder:

Ein Greis, das Haupt entblößt und kahl,
Drei blonde Mädchen mit ihm gehen,
Ein jedes trägt bei sich sein Mahl:
Vertrocknet Brod und wen'ge Schlehen.

Ihr fühlet nicht der Sonne Brand,
Auch nicht des weiten Weges Mühen
Und nicht den heißen Felsensand —
Im Herzen flammt ein tiefer Glühen.

Fort hin zur Mutter Gottes mild
Drängt Euch ein wundersames Sehnen,
Ihr müsset bei dem Gnadenbild
Ausschütten Euer Herz und Eure Thränen.

Zieht ungestört zum Wallfahrtsort,
Singt Eure schlicht einfält'gen Weisen,
Was Euch die Welt nicht gibt, das wird Euch dort,
D'rum Welt, o störe nicht dies arme Reisen!

Dort quillt ein Born, der Herzen krank
Gesundheit schnell kann geben,
Ein immer frischer Labetrank
Mit auf die Reis' durch's Leben.

Und kommt Ihr hin, wo hinter Bergen rauh
Uns fließt des Himmels Gnadenquelle,
Dann grüßt mir dort auch Uns're liebe Frau,
Und sprecht ein Ave mir in der Capelle.

218.

Zur Geschichte der deutschen geistlichen Poesie

von J. v. Eichendorff.

Unter geistlicher Poesie verstehen wir nicht bloß das eigentliche Kirchenlied, sondern überhaupt alle Dichtung, die aus der Betrachtung und dem tiefern Gefühle der göttlichen Dinge hervorgegangen. Alle Dichtung setzt indeß bekanntlich einige Begeisterung voraus, welche doch wieder nichts Anderes sein kann, als eben das bis zum lebendigen Schauen gesteigerte Gefühl von der Größe, Wahrheit und Schönheit des begeisternden Gegenstandes. Jede Poesie wird daher auch nur geistlich sein, insoferne sie wahrhaft gläubig ist. Solche Glaubensbegeisterung, die mit der Liebe eins ist, weht uns, wie aus einer andern Welt aus den wunderbaren Gesängen des heiligen Franz von Assisi entgegen, sie waltet in

Thomas von Aquino, in Thomas von Kempen und hat das Dies irae und das Stabat mater unvergänglich gemacht.

Betrachten wir aber im Ganzen den Gang der Poesie in der Zeit, wo die dichtenden Völker noch durch einen lebendigen Glauben mit der Kirche innig verbunden waren, so gewahren wir, gleich der Centrifugal- und Centripetalkraft zur Erhaltung der physischen Weltordnung, auch hier vor Allem zwei sich wechselseitig ergänzende Grundklänge: das Streben einerseits nach Außen, das Weltliche mit dem religiösen Element zu durchdringen und zu verklären; und andrerseits, wo dieses Element an der äußersten Peripherie sich zu zersplittern scheint, die höhere Selbstbescheidung und erwachende Sehnsucht des Weltlichen selbst, zu seinem göttlichen Urquell wieder zurückzukehren. Wir sahen das Christenthum erschütternd das nordische Naturgefühl durchleuchten, dann immer weiter hinabsteigend dem Muth, der Sitte und allen Lebenseinrichtungen der frischen germanischen Völker eine tiefere Bedeutung geben, und so als Blüthe dieser Gesinnung endlich die Ritterpoesie herausbilden. Als aber das christliche Heldengedicht allmälig mit üppig spielender Zierlichkeit in den ganz weltlichen Minnesang austönte, rankte dieser selbst, wie in Erinnerung seiner höheren Abkunft, sich plötzlich an dem starken Glauben zur göttlichen Minne, zum Symbol aller Liebe und Frauenanmuth empor, und damals erklangen die schönsten Marienlieder. Dieselbe von unsichtbaren Mächten bewegte Fluth und Ebbe geht auch durch die späteren Zeiten noch immerfort: das ernste Kirchenlied wird zum Volkslied, das fröhliche Volkslied zum Kirchenliede. Aus dem einfachen Kyrie eleison entstanden die sogenannten „Laisen", Lieder, die bei Wallfahrten, Kirchweihen, Bittgängen, aber auch bei andern bürgerlichen und politischen Festen vom Volke gesungen wurden. Und umgekehrt wieder benutzte man das weltliche Volkslied mit seiner Melodie, und häufig auch nur mit geringer Abänderung der Worte, ebenso zum kirchlichen Gebrauche. Ja, die weltlichste aller Dichtungsarten, die dramatische, nahm in den Mysterien ihren Ursprung aus dem religiösen Gefühl und blieb harmlos in Frieden mit der Kirche. So schlang sich ein höheres, geistiges Band heiter und versöhnend durch alle Poesie, sie stets mit dem Mittelpunkte alles Daseins vereinigend.

Als aber die Reformation, dieses uralte Band lösend, das Individuum zum Meister und Richter über die Kirche bestellt hatte, mußte dort auch die Poesie, die überall den religiösen Phasen folgt, aus jener großen

Gemeinschaft scheiden; das Individuum und mit ihm die subjective Poesie ging fortan seine eigenen Wege und die Theologie die ihrigen.

219.

O Mütterlein, ich denke dein!

von J. Rank.

Düster schweigsam hing das herbstliche Firmament über der müden Erde; in tiefes Nachsinnen verloren schien die wehmüthige Natur; sommerlicher Vogelsang war zu Ende und wie leises Zählen und Klopfen, daß jetzt und jetzt Menschenleben heimgehen und die Erde um Einlaß rückbleibender Reste bitten, rauschte einsamer Blätterfall, als ein Vater sein Söhnlein zu sich rief und sagte:

„Da ist ein Brief vom Amt, ich soll ihn nach Küßüben bestellen, du mußt mir heute noch hinüberlaufen. Wird es dir zu spät zum Heimgehen, so besuch' den Vetter in Küßüben und bleib' über Nacht bei ihm. So; da ist der Brief, verlier ihn nicht, du bist den Weg schon oft um diese Zeit gelaufen durch das Wäldchen, brauchst dich nicht zu fürchten."

Und mit einem ernsten kurzen „Adjes" schob er den Knaben fort, daß er ohne Verweilen seine Wanderung beginne.

Die Mutter kam dazu und begleitete das Söhnlein bis zu einem Hügel, wo sie ihm noch eine Weile nachsehen konnte, und sagte dort voll sanften Ernstes: „Nun, schütze dich Gott mein Kind, und eile nicht zu sehr; findest du einen Begleiter, so trachte heut' noch heim zur Mutter."

Eine leise Wehmuth hatte sich in des Knaben Brust geschlichen, ohne recht zu wissen warum. Er schritt nun ziemlich mäßig weiter auf dem Fußweg einer ausgedehnten Wiese, welche bis an den Saum eines Buchenwäldchens reicht und wunderbar genug, er meinte immer die sanfte Stimme seiner Mutter hinter sich zu hören, indem er vorwärts schritt und so oft er plötzlich umsah, glaubte er die Mutter noch immer auf dem Hügel stehen zu sehen, wo er sie verlassen hatte. So erreichte er den Saum des Wäldchens; seine Schritte waren immer langsamer geworden, je wehmüthiger es in seinem Herzen wurde. Hier meinte er, er müsse nothwendig umkehren und mit seiner Mutter reden; nur fiel ihm nicht recht ein, was er ihr zu sagen hätte. Ein verwildeter Rasensitz unter einer weitästigen Buche diente ihm einige Augenblicke zur Rast, obwohl er

nicht müde war und indem er so nach dem Hause hinüberblickte, wo seine Eltern wohnten und dessen neues Dach alle andern Gebäude freundlich überragte, wurde ihm immer sonderbarer und schwermüthiger zu Muthe. Plötzlich hörte er einen fürchterlich gellenden Schrei knapp an seinem Ohre: „Wo ist deine Mutter?“ Im nämlichen Augenblicke trat ein großer stämmiger Wanderer etwa hundert Schritte von ihm aus dem Waldesdunkel, den Hut in den Händen und schien zu beten. Er machte lange Schritte und wurde, je länger ihm der Knabe nachsah, immer durchsichtiger, endlich wie ein Schatten. Der Schrei: „Wo ist deine Mutter!“ war gespensterhaft ohne Echo im Wald geblieben; ein rascherer Blätterfall von der Buche, unter welcher der Knabe saß, war einen Augenblick die einzige Unruhe der Natur um ihn. Umsonst blickte er nach dem Menschen um, der ihm jenen gellenden Schrei so nahe konnte in's Ohr gerufen haben, doch außer jenem Wanderer war kein menschliches Wesen ringsum sichtbar. Des Knaben frühere Wehmuth sprang schnell in Schrecken um, und ohne zu wissen, wohin er eigentlich lief, stürzte er in das Wäldchen hinein und langte in Schweiß und Thränen gebadet in Küßüben an, wo er eben auch seinen Vetter traf. Sein Aussehen erschreckte Alle, welche ihn kommen sahen. Man bestürmte ihn zu sagen, was ihm begegnet sei; aber es fehlte ihm eine gute Weile alle Sprache, und als er diese fand, brachte er nur allerlei Verwirrtes vor, woraus kein Klarwerden möglich war. Das Anerbieten des Vetters, über Nacht zu bleiben, schlug er rundweg ab, von dem Gedanken immer eingenommen, er sei zu Hause unentbehrlich; denn noch immer war es ihm, als höre er der Mutter sanfte Stimme sagen: „Trachte heut' noch heim zur Mutter“, und hinter jeder solcher Mahnung schien der gelle Schrei zu tönen: „Wo ist deine Mutter?“ Der Vetter beschloß daher den Knaben heimzuführen. Sie erreichten das Wäldchen wieder. Des Knaben Blut hatte von der verwirrenden Aufregung viel verloren, und als hätte er mit der Nacht des Waldesschatten seine Schrecken wieder hinter sich, kehrte ihm, nur etwas düsterer, jene Wehmuth wieder in das Herz zurück, welche ihn befallen hatte, als er das Elternhaus verließ. Von diesem Augenblicke an sprach der Knabe allerhand so Wunderbares zu seinem ehrwürdigen Begleiter, daß dieser von allen Scherzen, die er bisher zu des Knaben Erheiterung aufgeboten hatte, ernsthaft abließ und mit einem Nachdenken horchte, wie das bei kindischem Geplauder wohl nie der Fall sein kann. Es ist zweifelhaft, geschah es unwillkürlich oder in Folge innerer Er-

schütterung: der Vetter ging bald langsamer, sah gedankenvoll, überhörte das Abendläuten in seiner wunderlichen Stimmung und vergaß zu beten. „Ja, bete Kind!“ sagte er, als er endlich den Knaben sein Gebet vollenden hörte. „Bete, bete, man kann nicht wissen, was des Himmels Rathschluß ist...“ Und er blieb nun seinem ernsten Denken hingegeben.

Ein dumpfes Durcheinanderrufen und Laufen wurde immer auffallender, je näher sie dem Heimathorte kamen, und es zeigte sich nach und nach, daß sich der wirre Lärm nach dem Hause hinzog, wo des Knaben Eltern wohnten. Unweit diesem begegnete ihnen der Vater, der weinte. Dieser Anblick ergriff den Knaben unaussprechlich, und ohne den Grund der väterlichen Erschütterung zu wissen, fing er selbst an, laut zu weinen. Der Vater, ganz seinem Schmerze hingegeben, bemerkte die beiden Ankömmlinge nicht sogleich; als aber der Vetter sich nicht länger halten konnte, bei seinem Anblicke zu rufen: „Gott du gerechter, was ist geschehen?“ da blickte er eine Weile sprachlos auf, winkte dann dem Vetter zur Seite und sagte ihm einige Worte mit der heftigsten Bewegung ins Ohr . . .

Die Abendglocke läutete noch immer; eine so lange Dauer konnte dem Abendgebet nicht gelten. Während die beiden Männer sehr erschüttert miteinander sprachen, hörte der Knabe, wie der Vetter einmal sagte: „Um Jesu Christi Gottes willen, was ist das für ein Schlag für dich! Aber deinem Knaben ist's im Geiste vorgegangen, daß sie sterben werde...“ Der Knabe hatte diese Worte kaum vernommen, als er schreiend und weinend dem Hause zustürzte, ohne Unterlaß ausrufend: „O Mutter, Mutter, meine Mutter!“

Das Haus war von Menschen umdrängt. Bei des Knaben Schmerzensrufe traten die Leute fast unwillkührlich auseinander, um ihn durchzulassen. Dumpfes trauriges Durcheinanderreden in der Vorhalle; im anstoßenden Stübchen schluchzten und schrien die Geschwister. Als er hineintrat, sah er seine Mutter auf einem Bette liegen, theils umschlungen von seinen weinenden Geschwistern, theils umkniet von denselben; ihr Gesicht schimmerte schneeweiß aus dem Schatten der Ecke hervor und schien bei des Knaben Eintritt sich zu regen, und ihm unbeschreiblich sanft entgegenzulächeln — da vergingen ihm die Sinne und er fiel bewußtlos zu Boden.

Bei seinem Erwachen fand er sich im Bette, ohne aber ein Auge öffnen zu können, so bleiern lag es noch auf ihm. Der Vater, der Ver-

wandte und noch andere Leute waren um ihn. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, wie er durch eine überirdische Gnade gewürdigt worden sei, den Tod seiner Mutter vorauszusehen, und das zog nun Neugierige in Menge herzu. Was der Knabe jetzt immer noch mit geschlossenen Augen reden hörte, das drehte sich meistens um die sonderbare plötzliche Todesart seiner Mutter und um sein Ahnen ihres Sterbens.

Die Mutter hatte nämlich den Hügel, von dem aus sie ihrem Knäblein eine Weile nachsehen konnte, bald wieder verlassen, um in das Haus zurückzukehren. Eine Nachbarin, welche sich zu ihr gesellte, fand sie auf dem ganzen Wege ungemein herzlich und heiter, bemerkte aber auch zugleich, daß sie einigemal tief geathmet, gleich darauf aber wieder gescherzt habe, und daß sie besonders viel wunderbares Behagen am Abendwerden, an der großen Herbstruhe umher und an der absonderlichen Wolkenbildung ausgesprochen habe. Bei solcher Stimmung fiel es der Nachbarin nicht auf, daß die Mutter bei einem Blick in die Lüfte einmal lächelnd sagte: „Wer heute stirbt, der wird sich sanft und weich durch die Wolken drängen müssen; wir werden keine Sterne sehen heute Nacht." Endlich trennten sich die beiden Frauen. Die Nachbarin wunderte sich, warum die Mutter eine Weile stehen blieb und ihr nachsah? Daher fragte sie aus einiger Entfernung zurück, ob sie ihr noch was zu sagen habe? „Nein, liebe Nachbarin", erwiederte die Mutter, „ich wundere mich nur, wie Ihr einen Schatten werfen könnt, es ist die Sonne doch schon unten". Leute, welche in der Nähe des Hauses beschäftigt waren, sagten, die Mutter sei hierauf an ihnen hastiger vorüber, als sie zu gehen pflegte, habe aber dabei ein Jedes lebhaft und heiter bei Namen genannt und zu rasten aufgemuntert, denn es sei der Tag zu Ende; dann habe sie die Kinder aus dem Garten zu sich gerufen, als wollte sie alle dringend um sich haben. Wie sie sich der Hausthürschwelle näherte, trat der Vater eben heraus, das jüngste zweijährige Töchterlein an den Händchen leitend. Dieses lächelte und schrie der Mutter entgegen, die Mutter streckte die Arme aus und schritt freudig bewegt näher und bückte sich um das Kindlein aufzuheben — als sie einen leisen Seufzer ausstieß und knapp an den Füßen des Vaters hinfiel, vom Schlage getroffen. Entsetzt und Hülfe rufend hob der Vater den erstarrenden Körper der Mutter hastig auf und trug ihn auf das Bett in der Stube, noch immer in der Hoffnung, daß es nur Ohnmacht sei und ihr Erwachen jeden Augenblick erfolgen müsse. Inzwischen war Lärm und Zusammenlauf

entstanden, alle Mittel des Erweckens wurden versucht, jedoch vergebens; die Mutter erwachte nicht wieder.....

Das ist das rührende Geschichtlein vom Wartel, als er noch ein Knabe war, und von seiner Mutter, als sie sterben mußte...

Aber leise, leise, daß wir sein Angedenken nicht zu vorlaut stören!

Jetzt ist er drei Tage von Wien nach der Heimath auf der Reise; die Straße leitet eben durch eine wald- und auenreiche Landschaft, die von der Abenddämmerung ernsthaft überschattet wird, und das Abendglöcklein eines nahen Dorfes läutet zum Gebet. Geräuschlos nur schwingt der Fuhrmann seine Geisel über den Pferden, neben denen er selbst andächtig schreitet; er hat seinen Hut herabgenommen und betet stille seinen „englischen Gruß" und für alle armen Seelen ein „Vaterunser"; als aber jetzt das Fuhrwerk sachten Schrittes an einem Friedhofe vorüberfährt, das große Kreuz in der Mitte desselben fast in ganzer Höhe, die Kreuzlein und Monumente auf den Gräbern nur mit ihren frommen Spitzen über die Friedhofmauer schauen: da seufzet Wartel stille vor sich hin und sagt mit bitterer Wehmuth: „O Mütterlein, ich denke dein; wärst du noch am Leben, ich wollte dir jetzt frohe Tage schaffen. O Mütterlein, o Mütterlein, wie bist du mir zu früh verstorben!"

220.

Des Sängers Schwanenlied

von O. H. v. Löben.

Ein holder Sänger, alt und krank,
Saß vor des Königs Haus;
Er fordert einen Labetrank
Und leert den Becher aus.

Der König trat heraus zur Thür
Und sagte: „Sing' dein Lied:
Von Freud' und Leben singe mir,
Eh' beides von mir flieht."

„„Herr König (sprach der Alte), ich sang
Von Leid und Freude Viel;
Nun bin ich aber lebenskrank,
Zu schwach zum Saitenspiel.

Doch kennst du wohl vom heil'gen Schwan
Die Sage wunderbar?
Die Harfe sage sie dir an,
Ihr rauscht's im goldenen Haar.""

Die Harfe stellt mit matter Hand
Er vor den König hin
Und rührte d'ran mit keiner Hand:
Doch klang es durch sie hin.

Und immer reger ward der Klang,
Wie Luft in Blättern spielt;
Um alle Saiten schwebt Gesang,
Daß man's für Geister hielt.

Der König horcht verwundert d'rauf,
Die Ritter um ihn her;
Der Sänger sieht der Sonne Lauf:
Ihm wird das Haupt zu schwer.

„„O König, das ist Schwanensang!““
Er rufts; der König hält
Den Sinkenden im Arme lang',
Als wär's ein todter Held.

Und auf die Harfe legt man ihn;
So trug man ihn zur Ruh.
Bald klang es heimlich unter'm Grün;
Die Blumen horchten zu.

Doch lange klang es in der Luft,
Wie Harfenflügelschlag;
Der König baut' ihm eine Gruft
Und saß dort manchen Tag.

221.

Tod Konradins, des letzten der Hohenstaufen,

von F. v. Raumer.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosen, rechtlichen Wege, so hieß es, müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden: deßhalb ließ der König Karl Richter und Rechtsgelehrte aus mehrern Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschracken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht ihre entgegengesetzte Ansicht unverholen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln gebietet göttliches, wie menschliches Recht.“ Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl, — das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergessend, — hiegegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; worauf aber Guido ungeschreckt erwiederte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht ähnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht

allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?" — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte und frech jener einzelnen Knechtesstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später so genannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradin alle Herrlichkeit seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Kastellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begränzen den Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Kapri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit

Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; — das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber

dann noch einmal sich emporrichtend aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen, und dann erst er selbst getödtet werde! — Nach diesen mordete man noch mehrere: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmählich auf solche Weise ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

222.

Abendschiffahrt

von J. Kerner.

Wenn von heiliger Kapelle
Abendglocke fromm erschallet,
Stiller dann das Schiff auch wallet
Durch die himmelblaue Welle;
Dann sinkt Schiffer betend nieder,
Und wie von dem Himmel helle
Blicken aus den Wogen wieder
Mond und Sterne.
Eines ist dann Wolk' und Welle,
Und die Engel tragen gerne,
Umgewandelt zur Kapelle,
So ein Schiff durch Mond und Sterne.

223.

Der Bau der Brücke bei Avignon

von E. Veith.

Es ist eine merkwürdige Geschichte (oder Sage?) aufbewahrt aus dem zwölften Jahrhundert (1177), vom Baue der Brücke bei Avignon. Damals führte nämlich noch keine Brücke über die Rhone, und viele Menschen verunglückten im reißenden Strome, als ein zwölfjähriger Knabe, Benedict oder Benezet genannt, der am Ufer die Schafe weidete, vor dem Bischofe von Avignon auftrat, und ihm ankündete, daß er vom Himmel beauftragt sei, eine Brücke über die Rhone zu bauen. Die abenteuerliche Rede wurde von dem Volke, das ihm nachgezogen, mit Gelächter aufgenommen, der Bischof allein schien anders darüber zu urtheilen; er führte den Knaben vor den Befehlshaber der Stadt. Auch hier verlor Benezet nichts von seinem zuversichtlichen Muthe, er ermahnte vielmehr den Gebietenden, mit gutem Beispiele voranzugehen, und sein Schärflein zum Baue beizutragen. Lächelnd hatte dieser dem begeisterten Knaben zugehört. „Wohlan," erwiederte er nun, „betrachte den Stein da, der in meinem Hofe liegt; er ist groß und gewichtig genug, um deiner Brücke zum Fundament zu dienen; nimm ihn herzhaft auf die Schulter, und trage ihn an die Rhone hin, das wird deinem Werke ein guter Anfang sein." Der Knabe besann sich nicht lange, er dankte für die Gabe, lud vor allem Volke den ungeheueren Stein auf seine Schulter, und trug ihn hinaus ans Ufer. Von diesem Augenblicke an ergriff sowohl die Bürger, als die Landleute ein Feuereifer für das so wunderbar begonnene Werk, ein jeglicher trug von seinem Vermögen oder seiner Mühe etwas bei, und in kurzer Zeit stand die Brücke fertig. So lautet die alte Kunde von der Brücke zu Avignon, der es an glaubwürdigen Zeugnissen eben nicht fehlt.

224.

Die Kathedrale von St. Denis

von Ida Kohl.

So wie viele Fremde 14 Tage in Versailles sich aufhalten, um jeden Tag einen Theil der nimmer endenden Galerie zu besuchen, so möchte ich ein Paar Wochen in St. Denis zubringen, um jeden Tag zwischen der

Säulenverzweigung der Kathedrale umherzuwandern, um mein Auge in all die Rubinsonnen, Smaragd- und Purpursterne zu versenken, um in den ernsten Grabgewölben der Könige die Geschichte der Könige Frankreichs nachzublättern und alle die Schätze dieses wundervollen Gebäudes mit Muße zu betrachten. Es freut mich, daß ich den weißen Thurm von St. Denis von meinem Fenster aus sehen kann, da er mich an alle die Schönheiten der Kathedrale erinnert, und ich denke ganz anders als Ludwig **XIV.**, der St. Germain verließ, weil er sein **Momento mori** nicht immer vor Augen haben wollte.

Andere Könige haben indeß eine große Vorliebe für diese Kathedrale bewiesen und sie mit Schätzen reich begabt; denn sie erhob sich über dem Grabe des Schutzpatrons von Frankreich und bewahrte den ganzen Schmuck, der die Herrscher von Frankreich zu ihrem Amte einweihen mußte, — dort befand sich das glorreiche Banner der Nation, die Oriflamme, — von dort holte man es jedes Mal, wenn man dessen bedurfte, — dort ruhten endlich die Gebeine der Könige, thatensatt und lebensmüde, unter denen ihrer Väter aus.

Aber was ist aus diesen ehrwürdigen Ueberresten geworden? Wie der Wind die Herbstblätter verweht, so hat die Furie des revolutionairen Volks die Asche seiner Könige zerstreut. Wie ein eigensinniges, tobendes Kind seine Spielsachen zerbricht und umherwirft, so griff der losgelassene Pöbel die heiligen Ueberreste seiner Monarchen an, um sie auf immer zu zerstören.

Versailles ist gleichsam die Universal-Volksgeschichte Frankreichs, — St. Denis die abgeschlossene Königsgeschichte, — Versailles der Königsmantel, der in seinen reichen Falten das Ganze umschließt, — St. Denis die Königskrone. Dort wurde die wirkliche Krone der Monarchen aufbewahrt und auch ihr „**finis coronat opus**" gefeiert. Bald wird die Kirche in der That eine Krone von Gold und Edelsteinen sein, wenn alle die jetzt in ihr vorgehenden Arbeiten vollendet sein werden.

Der Theil, welcher als ganz vollendet betrachtet werden kann, ist das Chor mit den es umgebenden zierlichen Kapellen, mit seinen schöngemalten Fenstern und den Grabgewölben darunter. Es ist durch ein Gitter und eine Treppe von der übrigen Kirche getrennt. Gleich am Eingange der Kirche darf man zwei sehr alterthümliche Monumente an den Seiten nicht übersehen. Das zu linker Hand, ein Basrelief, ist vorzüglich merkwürdig und sehr künstlich gearbeitet; es stellt Dagobert **I.**

vor, den eine Schaar geschwänzter und behörnter, emsig rudernder Teufel in Charon's Boote nach der Hölle entführen will. St. Martin und St. Denis wollen ihnen aber diesen Preis entreißen, und weiter hinauf werfen die Teufel denselben König in einer wollenen Decke zum Himmel hinauf. Das Sujet des anderen Monuments habe ich nicht ausfindig machen können; ich glaube, es ist das Grabmal einer der ersten Königinnen. Zwischen diesen beiden Monumenten befindet sich die schöne Orgel, deren Töne, wie ich sie am Feste von St. Denis gehört, mir noch dankbar in der Erinnerung waren. Heute erklang sie nicht, heute war auch die Kathedrale nicht in ihrem Festtalare. Aber wer ist nicht sogleich festlich gestimmt, wenn er von der Orgel aus das Ganze übersieht, oder vielmehr hier unter den Säulen ahnt, was sich ihm nachher aufthun wird. Rechter Hand, nahe beim Chore, besieht man zuerst das prächtige Monument von Franz I. und seiner Königin Claude, aus Marmor. Das königliche Paar liegt in der Ruhe des Todes auf einem Kenotaph. Dieser ist rund umher mit einem wundervoll ausgeführten Basrelief geschmückt, welches die Schlachten von Marignano und Cerisolles vorstellt. Darüber erhebt sich ein Bogen oder Baldachin, von Säulen getragen, auf welchem Franz I., seine Gemahlin und ihre drei Kinder in reichen Gewändern knieen. Gegenüber an der anderen Seite des Chors sind zwei ähnliche Grabmale von Ludwig XII. und Heinrich II. Das erste ist ein vorzügliches Kunstwerk. Auch hier liegen der König und seine Gemahlin, Anna von Bretagne, auf einem Lager, und oben darüber sind dieselben im Königsschmuck auf die Knie gesunken. Rund umher sitzen die zwölf Apostel zwischen Säulen, welche den oberen Theil tragen, und verschiedene Schlachten sind in Basreliefs am Gesimse ausgeführt. Bei Heinrich II. und Katharina von Medicis finden wir ebenfalls dieselbe Idee des Todes mit dem Leben darüber. An den vier Seiten sind die Haupttugenden in Figuren von Bronce und in den Basreliefs des Piedestals Allegorien von guten Werken dargestellt.

Diese drei Monumente sind vorzüglich reich und machen einen sonderbaren Effekt. Wir finden dieselben Könige und Königinnen noch einmal in den sogenannten Caveaux wieder.

Man schickt nun seine Blicke hinauf nach den beiden wundervollen Rosen; sie sind aus neuerer Zeit, und in einer ist der Thierkreis vorgestellt. Es sollen Meisterwerke der Glasmalerei sein, und ich will dieß gern glauben.

Ehe man die Stufen zum Chore hinaufgeht, findet man davor, mit einem Stacket umgeben und mit einer Mosaikplatte bedeckt, das sogenannte „Caveau d'attente.“ Hier ist Ludwig XVIII. beigesetzt und wird so lange da bleiben, bis Louis Philipp ihn ablöst, worauf Ludwig zu seinen Vätern unten hinabsteigen wird, woselbst seine Stelle schon durch ein Monument bezeichnet ist. Und soll dieses Caveau d'attente immer den letztverstorbenen König bewahren.

Nebenbei an der Seite des Chors ist ein Altar — l'autel funèbre genannt — zu Ehren Ludwigs XVIII. errichtet, an welchem man alle Monate eine besondere Messe für ihn liest. Auf diesem befindet sich ein alterthümliches Crucifix von sehr künstlicher Arbeit, worauf die Stadt Jerusalem im Kleinen in erhabener Arbeit dargestellt ist. Dasselbe ist die Hälfte eines von Ludwig dem Heiligen der Kirche geschenkten Crucifixes, welches doppelt war, und die andere mit der Abbildung der Stadt Damiette steht auf der anderen Seite der Chortreppe auf dem Altar St. Michel. Ueber diesem Altare sieht man ein sehr schönes Gemälde vom Blondel: „l'ange exterminateur,“ das einzige Bild auf Leinwand, welches die Kirche bis jetzt enthält. Der gigantische Chor, in dessen Heiligthum man aber nicht eindringt, sondern den man nur von außen betrachtet, hat einen prächtigen „devant de l'autel,“ ein Geschenk Napoleons, der ihn nach seiner Vermählung vom Louvre hierher schaffen ließ. Ueber dem Hochaltar ist die Châsse mit den kostbaren Reliquien des Schutzheiligen. An diese legten wunderbarer Weise die Zerstörer ihre Hände nicht. Ueber dieser kostbaren Châsse erhebt sich das Banner des Schutzpatrons, die Oriflamme an ihrem goldenen Stabe, und wir sehen im Geiste, wie Ludwig der Heilige und Philipp August und andere seiner Vorfahren mit eigenen Händen das siegreiche Zeichen unter feierlichen Ceremonien aus der Kathedrale holten, wenn sie einen Kreuzzug unternehmen wollten. Die jetzige Oriflamme ist natürlich nur eine Nachahmung des Originals; darunter befindet sich das Facsimile eines Lehnstuhls von Dagobert, wovon das Original in der königlichen Bibliothek steht.

Rund um das Chor reiht sich eine kostbare Kapelle an die andere, alle reich an Schätzen, mit blauem Sternenhimmel und schön gemalten schlanken Säulen, sowie mit wundervollen Glasmalereien, die theils noch aus dem zwölften Jahrhunderte stammen, theils aus neuerer Zeit sind; man sieht deutlich den Unterschied an dem größeren Farbenreichthum der alten.

Ludwig der Heilige und das zwölfte Jahrhundert spielen überhaupt eine große Rolle in dieser Kathedrale, denn aus seiner Zeit stammt noch das Meiste, was 1793 verschont wurde. Dagobert I. wird als ihr eigentlicher Gründer angesehen. Nach ihm wurde sie zu verschiedenen Epochen erneuert, wie von Pipin dem Kurzen und Charlemagne, dann vom Abbé Suger und Ludwig dem Heiligen. In unserem Jahrhunderte wurde die Erneuerung von Napoleon angefangen, von Ludwig XVIII. fortgesetzt, und der jetzige König (Louis Philipp) wird sie hoffentlich vollenden.

Unter den Kapellen des Chors sind die bemerkenswerthesten die von St. Denis mit seiner Statue und mit denen seiner beiden Begleiter, der Märtyrer St. Rustique und St. Eleuthère an den Seiten, — die von St. Geneviève mit ihrer Statue, — diese Heilige hatte eine Kapelle über dem Begräbnißorte St. Denis errichten lassen, — dann die reichgeschmückte Kapelle der heiligen Jungfrau in der Mitte, und endlich die geräumige und schöne Kapelle des heiligen Ludwig mit dessen Statue und der seiner Gemahlin Marguerite de Provence. Unter dieser befindet sich der Eingang zu den königlichen Grabgewölben; aber man wird im Vorübergehen seine Aufmerksamkeit noch zwei Säulen schenken, die unter den Rosen stehen, und wovon die eine sehr merkwürdig gewundene zum Andenken an Heinrich III., der 1589 ermordet wurde, gesetzt, die andere von Maria Stuart zu Ehren ihres früh verstorbenen Gemahls, Franz II., errichtet worden ist. Dann tritt man in die heiligen Hallen der verstorbenen Könige und läßt ihre Schatten alle an sich vorüberziehen.

225.

Die beiden Kronen

von G. Görres.

Es herrschte einst ein König in Frankreich stark und mild,
Der trug drei weiße Lilien in seinem Königsschild.
Es trug zwei lichte Kronen auf seinem Haupt der Held,
Des Himmels war die eine, die and're dieser Welt.
Ein König stark und mächtig gebot er weit und breit,
Und theilte doch als Bruder des Allerärmsten Leid.
Im Rechte ernst und strenge, und doch so sanft und gut,
War seine heil'ge Milde geziert mit Heldenmuth.
Er zog durch Land und Meere gar fern zum Osten hin,
Wo Cedern und Oliven an heil'ger Stätte blüh'n.

Er wollt' aus Schmach und Ketten die Christen dort befrei'n,
Mit seinem Schwert ein Schirmer des heil'gen Grabes sein.
Doch Siege nicht und Kränze gab ihm des Herren Hand;
Er ward in harten Nöthen als Christi Held erkannt.
Gefangen in dem Kampfe, trug er so hohen Sinn,
Daß vor den König bittend die Sieger traten hin.
„O schwöre ab den Glauben und führe uns zum Streit,
Du wirst zu uns'rem Fürsten zur Stunde dann geweiht!
Und willst du nicht die Ehre, dann nimm von uns den Tod!
Nun wähle, König Ludwig, du weißt, was jetzt dir droht!“ —
„„Ich will nicht eure Krone, dem Herrn bin ich geweiht;
Gebt mir die Marterkrone, sie glänzt in Ewigkeit!““
So sprach der König muthig, doch Keiner hat's vollbracht;
Es haben ihn die Seinen durch Sühne frei gemacht.
Und Frankreichs Lilien blühten in Ludwigs heil'ger Hand,
Den Segen und den Frieden gab er dem zwist'gen Land.
D'rum ward ein Thron im Himmel zum Lohn ihm auferbaut,
Von dem der König segnend auf alle Völker schaut.

226.

Die Uebertragung der hl. Dornenkrone nach Frankreich

von H. E. Scholten.

Während der Abwesenheit des Kaisers Balduin II. 1238 befanden sich die Reichsverweser in Constantinopel in solcher Geldverlegenheit, daß sie von der Noth gezwungen wurden, selbst die verehrtesten Heiligthümer nicht zu schonen und sogar die Dornenkrone, welche einst dem Haupte des Weltheilandes aufgedrückt worden war, zuerst an mehrere Genueser und Venetianer und dann dem venetianischen Edlen Nicolao Quirino zu versetzen. Sie wurde in einer Kirche in Konstantinopel, welche den Venetianern gehörte, niedergelegt, unter der Bedingung, daß sie bis zum November dort deponirt bleiben solle; werde aber bis dahin die darauf geliehene Summe von 13134 Hyperperen (ungefähr 10,000 Livres) nicht wieder zurückgezahlt, so sollte sie nach Venedig gebracht, dort dem Dogen vorgezeigt und vier weitere Monate verwahrt werden; wenn aber auch während dieser Frist die Summe nicht zurückgegeben werde, so solle Nicolao Quirino befugt sein, sie als volles Eigenthum zu betrachten. Sobald Kaiser Balduin von dieser Lage der Dinge unterrichtet worden war,

bot er sie dem Könige Ludwig dem Heiligen als Geschenk an, wenn er mit einer bedeutenden Summe ihn unterstützen wolle; denn eines Kaufes durfte er nicht erwähnen, um nicht des Königs Gewissen zu verletzen. Da freute sich Ludwig, seinem Reiche einen so kostbaren Schatz erwerben zu können; denn er überlegte, daß Jener, der die Krone getragen habe; zur Schmach für unsere Erlösung, wünsche, daß sie auf Erden von den Gläubigen geehrt werde, bis Er, wenn Er komme zum allgemeinen Gerichte, sie wieder auf Sein Haupt setzen werde. Alsbald schickte er die Brüder Jacobus und Andreas vom Predigerorden, wovon der erste in Konstantinopel Prior gewesen und die hl. Dornenkrone oft gesehen hatte, als Gesandte in die griechische Hauptstadt, begleitet von einem Boten Balduins, der den Großen des Reiches ein Schreiben übermachte, worin sie angewiesen wurden, den Gesandten die Reliquie auszuliefern. Denn noch befand sich die Krone in Konstantinopel, weil die Frist, nach welcher sie fortgebracht werden sollte, noch nicht verstrichen war. Man kam mit den Venetianern überein, daß sie von den Gesandten nach Venedig gebracht werden sollte, in Begleitung vornehmer Venetianer und kaiserlicher Boten. Sie wurde nun in ein Kästchen gelegt, dasselbe unter vielen Thränen versiegelt und unter dem Wehklagen des Volkes, dem man sein theuerstes Heiligthum entriß, um Christfest ins Schiff gebracht. Trotz der ungünstigen Jahreszeit und des Auflauerns feindlicher Griechen kam das Schiff glücklich nach Venedig, wo man ihm einen festlichen Empfang bereitete. Man legte nun die hl. Krone in dem versiegelten Kästchen in den Schatz des hl. Marcus und während Bruder Andreas dabei zur Bewachung zurückblieb, eilte Jacob mit den kaiserlichen Boten zum Könige von Frankreich, der die Nachricht, daß sie bis dahin gelangt, mit unbeschreiblicher Freude aufnahm. Sogleich wurde Jacob und die kaiserlichen Gesandten in Begleitung anderer Boten, mit königlichem Schreiben versehen, zurückgeschickt. Kaiser Friedrich wurde um freies Geleit ersucht. Sie fanden in Venedig den Bruder Andreas und die Krone. Französische Kaufleute streckten auf Vorzeigung der königlichen Briefe die Summe vor und so wurde denn das hl. Unterpfand ausgelöset zum größten Leidwesen der Venetianer. Auf dem Rückwege geleitete Gottes Schutz die Boten, so daß kein Unfall sie traf, kein Tropfen Regen sie benetzte, obgleich es oft stark regnete, wenn sie schon die Herberge erreicht hatten. Von Troyes aus ließen sie Ludwig ihre Ankunft melden. Der König, seine Mutter und Brüder, Walther, Erzbischof von Sens, Bernhard, Bischof

von Puy und andere Großen gingen ihnen entgegen. Zu Villeneuve l'Eveque, fünf Stunden von Sens, fanden sie den Schatz. Als der äußere hölzerne Kasten aufgeschlossen worden, zeigte sich ein silberner mit den Siegeln der Reichsverweser. Die Boten hatten die Petschaften derselben mitgebracht, nebst Briefen an den König und an Balduin. Man verglich die Petschaften mit den Abdrücken und fand Alles in Ordnung. Als sie darauf diese Siegel und das des Dogen von Venedig, welches zu größerer Sicherheit mit aufgedrückt war, erbrochen hatten, fanden sie ein Kästchen von reinstem Golde und in demselben die heilige Reliquie. Nun erhob sich unsägliches Weinen und Wehklagen unter den Umstehenden: man glaubte den mit Dornen gekrönten Heiland vor sich zu sehen. Dann verschloß man dieselbe wieder und versiegelte sie mit dem königlichen Insiegel. Dieß geschah am Feste des hl. Laurentius (den 10. August.) Am folgenden Tage wurde das heilige Kleinod nach Sens gebracht unter Herbeiströmung alles Volkes. Beim Eintritte in die Stadt huben der König und sein Bruder Robert, ohne Obergewänder und barfuß, sich die hl. Last auf die Schultern. Vor und hinter ihnen gingen Ritter, alle unbeschuht; ihnen entgegen kam der Klerus im prächtigsten Ornate und die gesammte Bürgerschaft. Die Mönche trugen die Reliquien ihrer Kirchen, als ob die Heiligen gewünscht hätten, ihrem Herrn entgegen zu gehen. Die ganze Stadt hallte wieder von Glockenklang und Orgelton und dem Jubel des Volkes; die Häuser waren mit Teppichen geschmückt und die Straßen mit Wachskerzen erleuchtet. Darauf wurde die hl. Reliquie in der Stephanskirche zur Verehrung der Gläubigen ausgestellt. Den folgenden Tag setzte der König die Reise nach der Hauptstadt fort, von Allen gepriesen wegen des Schatzes, mit welchem er Frankreich bereichert habe. So näherte man sich Paris in ungeheurer, immer wachsender Procession, vorauf (vom Walde von Vincennes an) Abt Odo Clement von St. Denis mit seinen Mönchen in ihren prächtigsten Gewändern. Am achten Tage gelangte man an die Stadtmauer (18. Aug.), da errichtete man außerhalb derselben, neben der Kirche des hl. Antonius, eine hohe Tribune, um von derselben das Kästchen der Volksmenge zu zeigen; ringsherum standen die Prälaten und der Klerus in Festgewändern mit den Reliquien der Heiligen ihrer Kirchen. Darauf trug der König und sein Bruder, unbeschuht und ohne Oberkleid, die hl. Krone in die Stadt, unter dem Geläute aller Glocken. Die ganze Geistlichkeit, die Ordensleute und die Ritterschaft gingen barfuß vorauf. Die Freude der

Bürgerschaft war unbeschreiblich. Zuerst ging der Zug nach Notre-Dame, um Gott und der hl. Jungfrau zu danken, dann setzte man den Schatz in der königlichen Burgkapelle des hl. Nicolaus nieder. Es entstand nun ein ungeheurer Volkszulauf nach Paris; Alle wollten die hl. Reliquie sehen und da dieselbe nicht mehr ausgestellt war, ging man zu jener Tribune, wo das Kästchen gezeigt worden war und küßte den Ort, wo es gestanden hatte. Viele Wunder sollen dort stattgehabt haben. Man betrachtete die hl. Krone nachmals als den Hort Frankreichs und die Ehre des ganzen Abendlandes. Ludwig verschenkte einzelne Dornen an verschiedene Kirchen Frankreichs und des Auslandes, so schon zu Sens an Bischof Bernhard von Puy, dann später an die Kirchen von Köln und Toledo. Das Kapitel von Cisterz verordnete 1240 auf Bitten des Königs und der Königin, daß in allen Abteien dieses Ordens in Frankreich das Fest der hl. Dornenkrone am 11. August begangen werden sollte.

227.

Der heilige Ludwig

von H. Bone.

Als vor Tunis fernen Mauern
König Ludwig sterbend lag,
Von der grausen Pest bezwungen,
Die die Macht des Heeres brach:
Dacht' er des geliebten Sohnes,
Philipps, Erben seines Thrones,
Rief ihn an sein Bett und sprach:"

„Sohn, mein Tag hat sich geneiget,
Heim, ins theure Vaterland
Will ich eingeh'n; reich' dem Vater
Nun zum Abschied deine Hand.
Höre meinen letzten Willen,
Such' ihn treulich zu erfüllen,
Dann bleibt ewig unser Band."

„Du ererbst die Königskrone,
Und das wohlbestellte Reich;
Erbst mein Volk, mein vielgeliebtes,
Dem kein Volk auf Erden gleich.
Die Geschwister sollst du ehren,
Ihnen Vaterschutz gewähren,
Steter Friede sei mit euch!"

„Liebe Gott von ganzem Herzen;
Schickt er Widerwärtigkeit,
Dulde sie mit Dank, und wisse,
Daß er auch das Glück verleiht.
Sei nicht stolz in frohen Tagen!
Gott wird einst nach Zinsen fragen,
Wenn er hier Talente beut."

„Häufig wohn' im Haus des Herren
Oeffentlicher Andacht bei;
Dich betrachten viele Augen,
Viele Herzen sind dir treu.
Und daheim in stiller Stunde,
Gib' dir selbst im Herzen Kunde,
Ob dein Beten wahrhaft sei."

„Wähle dir zum traut'sten Freunde
Einen Priester, christlich klug,
Der da weise zum Belehren,
Und zum Strafen kühn genug.
Zeigt er frei dir deine Mängel,
Dann gab Gott dir einen Engel,
Folg' ihm ohne Arg und Trug!"

„Hasse der Verleumdung Tücke,
Halte fern, wer dich nicht liebt;
Niemand wage dir zu schmeicheln,
Daß er nicht dein Volk betrübt!
Such' als Mensch dich zu bewähren,
Dann verstehst du das Verehren,
Das man einem König gibt."

„Männer, die das Volk nicht lieben,
Dulde nicht in deiner Näh';
Wer Religion verachtet,
Bringt als Freund dir sicher Weh.
Trägst du auch allein die Krone,
Für das Volk sitzt auf dem Throne
Alles, was in deiner Näh'."

„Uebe Recht nach allen Seiten,
Die Gewalt bringt neuen Streit;
Zier der Krone, Stand des Thrones
Bleibet die Gerechtigkeit.
Untersuche die Gerichte,
Geh' in Hütten, frage, schlichte,
Jeder Klage sei bereit."

„Ehre, was der Kirche heilig,
Ihre Güter raube nicht!
Frommer Todten letzter Wille
Hält darüber schwer Gericht.
Ehr' und schirme ihre Rechte;
Priester sind des Königs Knechte,
Welcher Thronen gibt und bricht."

„Laß den Städten, laß dem Volke
Altes Recht und theuren Brauch;
Was die Väter sich erwarben,
Wollen treue Söhne auch.
Selten änd're! laß bestehen!
Böses nur soll untergehen,
Blüh'n laß auch den alten Strauch."

„Steuern gibt das Volk dir gerne;
Aber Druck ist deine Schmach.
Für die Kinder sorgt der Vater,
Doppelt ist der Lohn darnach.
Rühmt dich nicht im Spiel die Jugend,
Sohn, so fehlt dir Königstugend,
Kennst nicht einen Fürstentag."

„Friede sei dein höchstes Streben!
Frieden herrscht im Himmelreich.
Stärke sei des Landes Gränze,
Innen sei's dem Frühling gleich.
Krieg ist Ruf zu Mord und Brande;
Ist er unrecht, weh' dem Lande!
Und ihr Fürsten, wehe euch!"

„Mußt du steh'n für Recht und Gutes,
Thu' es rasch, der Rasche siegt!
Kannst um Sieg du wahrhaft beten,
So vertrau'! der Feind erliegt.
Aber Friede, Sohn, der Frieden
Ist dein größter Schatz hienieden;
Aller Kampf und Krieg betrügt."

„Schirme, was der Geist erstrebet,
Wissenschaft ist Landesruhm;
Lebt dein Volk in guten Sitten,
Ehrst du's ganze Christenthum.
Unzucht ist ein Dorn im Herzen,
Zehrt am Volk mit gift'gen Schmerzen,
Wühle seinen Samen um."

„Häuslich Glück ist höchster Segen,
Zeige selbst dies reine Gut!
Frohsinn stärket jede Seele,
Fröhlich ist, wer Gutes thut.
Tand entehrt des Mannes Würde;
Trage stets die Königszierde,
Hoheit, Ernst und Seelenmuth."

„Sohn, empfange meinen Segen,
Lebe treu nach meinem Wort;
Ehre deines Vaters Werke,
Bau mit eig'ner Ehre fort.
Bete für mein Wohlergehen,
Mach', daß wir uns wiedersehen
Droben in dem Vaterort."

228.

Erhebung des heiligen Anselm zum Erzbischof von Canterbury

von F. R. Hasse.

Vier Jahre hatte der Druck des Königs Wilhelm des Rothen*) auf Kirchen und Klöster Englands gelastet, da trat jener Wendepunkt ein, welcher eine bessere Ordnung der Dinge begründen sollte. Im Jahre 1092 beschloß nämlich der Graf Hugo von Chester ein Kloster in dieser Stadt, welches einst König Edgar zu Ehren der heil. Werburga errichtet hatte, das aber im Laufe der Zeit verfallen war, wiederherzustellen, und schrieb deßhalb an Anselm, den Abt des Klosters Bec in der Normandie, daß dieser ihm einige Mönche schicken, und selbst mit denselben nach Chester kommen sollte, um die ersten Einrichtungen zu treffen. Schon flüsterte man sich aber in die Ohren, daß Anselm nur in England zu erscheinen brauchte, um Erzbischof von Canterbury zu werden, und in der That mochten Hugo sowohl, als die andern Großen, welche den Roth-

*) Wilhelm II., welcher seinem Vater Wilhelm dem Eroberer im Jahre 1087 mit Ausschließung seines ältern Bruders, Herzog Robert von der Normandie, auf dem englischen Königsthron gefolgt war, ein durchaus roher und gewaltthätiger Mann, erlaubte sich die größten Bedrückungen der Kirche; insbesondere übte er den Gebrauch, die erledigten Bisthümer unbesetzt zu lassen, um deren Einkünfte für sich zu beziehen.

stand der Kirche sich zu Herzen gehen ließen, schon längst auf Anselm ihre Blicke gerichtet haben. Dieser hatte sich ja auch in England bei seinen öfteren Besuchen allgemeine Verehrung und Liebe erworben; das Kloster Bec galt auch dort für ein Haupt- und Musterkloster; aus ihm war Lanfranc*) hervorgegangen, aus ihm eine Reihe von Aebten und Bischöfen, Priestern und Mönchen, die überall neues Leben geweckt und den Ruhm ihres Meisters verkündigt hatten. Unwillkürlich mußte man also den Abt von Bec sich zum Erzbischof wünschen. Allein eben deßhalb schlug Anselm jene Bitte ab; denn er mußte befürchten, ehrgeiziger Absichten beschuldigt zu werden, wenn er unter diesen Umständen nach England reisete, und wie frei er sich auch von solchen wußte, so wollte er doch selbst den bösen Schein meiden. Unterdessen wurde aber der Graf ernstlich krank und schickte nunmehr ein zweites Mal an Anselm, mit der dringenden Bitte, doch wenigstens jetzt zu kommen, um ihm seinen seelsorgerlichen Beistand zu leihen, indem er zugleich versicherte, daß an jenem Gerüchte nichts wäre. Allein Anselm schlug auch dießmal die Bitte ab. Da schickte der Graf zum dritten Male und ließ ihm sagen, er würde es einst in der Ewigkeit zu bereuen haben, wenn er auch jetzt nicht käme. Anselm war in großer Verlegenheit; aber endlich mußte er es sich doch sagen, daß es Sünde sein würde, aus Furcht vor einem bloßen Verdachte einem alten Freunde einen Liebesdienst zu versagen, den er nöthigenfalls selbst einem Feinde, der Vorschrift des Evangeliums zufolge, erweisen würde. Den Ausschlag gab jedoch die Rücksicht auf sein Kloster; es that dringend Noth, einige Angelegenheiten desselben in Ordnung zu bringen, welche seine persönliche Anwesenheit in England erforderten, und da er gerade um diese Zeit zu der Gräfin Ida von Boulogne**) beschieden wurde, von wo er in wenigen Stunden in England sein konnte, so machten es ihm die Mönche in Bec ausdrücklich zur Pflicht, nicht eher zu ihnen zurückzukehren, als bis er jene Angelegenheit ins Reine gebracht hätte. So beschloß er denn jede andere Rücksicht fahren zu lassen und Gott es anheimzustellen, welcher sein Gewissen kenne,

---

*) Der von Wilhelm dem Eroberer eingesetzte, gelehrte und ausgezeichnete Erzbischof von Canterbury der eine große Reformation in dem sittlichen Leben des englischen Clerus bewirkte.

**) Sie war die Mutter der beiden Könige von Jerusalem, Gottfrieds von Bouillon und Balduins I.

wie er ihn vor bösem Leumund bewahren wolle. Ueber Dover traf er am Abend vor Mariä Geburt 1092 in Canterbury ein, um daselbst diesen Festtag zu begehen. Allein schon dort kam ihm Alles mit dem Rufe entgegen, daß er und kein Anderer Lanfrancs Nachfolger werden müsse. Sofort machte er sich wieder auf den Weg; keine Bitten vermochten ihn zu bewegen, das Fest mitzufeiern. In aller Frühe trat er vielmehr am folgenden Morgen die Weiterreise an und begab sich zunächst an den Hof des Königs, um diesem seine Aufwartung zu machen. Hier empfingen ihn nicht nur die Großen auf's Ehrenvollste, sondern auch Wilhelm selbst sprang von seinem Sitz auf, ging ihm bis an die Thür entgegen, umarmte ihn und geleitete ihn an seiner Rechten auf den ihm bestimmten Platz. Nachdem die erste Begrüßung vorüber war, bat Anselm die Versammlung, ihn mit dem Könige allein zu lassen. Statt nun von Angelegenheiten seines Klosters, wie Wilhelm erwartete, fing er sogleich von dem Zustande der englischen Kirche zu reden an und hielt dem Könige freimüthig sein Unrecht vor. Nachdem er sein Herz so erleichtert hatte, beeilte er sich zu dem Grafen von Chester zu kommen. Zu seiner Freude fand er denselben bereits genesen und brachte nunmehr den folgenden Winter theils mit der Errichtung des neuen Klosters, theils mit der Besorgung jener Geschäfte zu, die die Brüder von Bec ihm aufgetragen.

Im Februar 1093 wollte er nach Bec zurückkehren, da erfolgte, was das Gerücht vorausgesagt hatte, man ließ ihn nicht wieder fort. Auf dem Hoftage zu Weihnachten hatten nämlich die Besseren unter den Großen des Reichs den Verfall der verwaisten Kirche von Canterbury zur Sprache gebracht, und da sie nicht hoffen konnten, daß ihr Wort den König erweichen würde, sich an den Herrn der Kirche selbst zu wenden beschlossen; sie hatten sich zu der Bitte vereinigt, daß der König doch wenigstens Gott um die Wiederbesetzung des Erzbisthums anzurufen gestatten möge; er solle nämlich erlauben, daß in allen Kirchen Gebete für diesen Zweck angestellt würden. Den König hatte zwar die Bitte verdrossen, doch hatte er endlich nachgegeben, da er meinte, daß es ja doch noch immer in seiner Macht stehe, zu thun, was er wolle. Anselm war hierauf ersucht worden, ein gemeinsames Formular für jene Gebete zu entwerfen, und wiewohl er sich anfangs geweigert hatte, weil ein Abt sich nicht anmaßen dürfe, was des Amts der Bischöfe sei, so hatte er sich zuletzt doch durch die Rücksicht auf das Heil der Kirche bestimmen lassen,

es zu thun. Von Neujahr 1093 an wurde also in allen Kirchen um eine würdige Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles von Canterbury gebetet. Nicht lange darauf wagte einer der Großen in einem vertrauten Gespräche mit dem Könige die Rede auf Anselm zu bringen. „Es gibt doch keinen frömmeren Mann," sagte er, „als den Abt von Bec. Er liebt wirklich nur Gott; nach nichts Anderm steht sein Begehren." „Wirklich?" spottete der König, „auch nicht nach dem Erzbisthum von Canterbury?" „Nach dem am allerwenigsten" sagte Jener. „Oho," war die Antwort, „in beide Hände würde er klatschen, wollte ich ihm die geringste Aussicht darauf machen. Aber bei dem heiligen Antlitz von Lucca! *) weder er, noch ein Anderer soll es haben; vor der Hand bin Ich Erzbischof." Kaum hatte dieß aber der König ausgesprochen, so befiel ihn ein Unwohlsein, das von Tage zu Tage zunahm und endlich so arg wurde, daß man für sein Leben zu fürchten anfing. Barone und Prälaten versammelten sich, seine letzten Befehle zu empfangen. Sie ermahnten ihn, an das Heil seiner Seele zu denken, die Kerker zu öffnen, einen Schulderlaß auszuschreiben, den Kirchen ihre Freiheit zurückzugeben und vor Allem die Mutterkirche des Reiches nicht länger verwaist zu lassen. Zufällig befand sich damals Anselm in der Nähe von Glocester, wo dieses vorfiel, auf einem Landgute. Sogleich schickte man nach ihm, um ihn aufzufordern, dem Könige in seiner letzten Stunde beizustehen. Das Erste, erklärte er, müsse aufrichtige Buße sein; denn es stehe geschrieben: **Incipite Domino a confessione.** **) Zuvörderst müsse also der König seine Sünden bekennen und Besserung geloben. Wenn dann noch Zeit sei, möge er thun, was ihm seine Großen gerathen hätten. In der Todesangst verstand sich der König zu Allem. Er beichtete Anselm und rief die gegenwärtigen Bischöfe zu Zeugen an, daß er hiemit gelobe, in Zukunft Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zu üben. Auf dem Hochaltar der Cathedrale zu Glocester mußten sie dieses Gelübde an seiner Statt ablegen, und ein Edikt, mit des Königs Siegel versehen, wurde hierauf bekannt gemacht, welches alle Eingekerkerte freizugeben befahl, allen Schuldnern die rückständigen Summen erließ und alle Vergehungen gegen seine Person verzeihen zu wollen versprach. Gute, heilige Gesetze, wie sie zu

---

*) Es war dieß ein berühmtes Crucifix in der Cathedrale zu Lucca.

**) „Beginnt dem Herrn mit dem Bekenntnisse." Es ist damit wohl die Stelle im Psalm 146, 7. gemeint.

Zeiten Edwards gewesen, sollten wieder aufgerichtet, das Recht unverbrüchlich gehandhabt und jede Verletzung desselben auf's Strengste geahndet werden. Mit Freuden vernahm das Volk diese königliche Erklärung und strömte in die Kirchen, um Gott zu danken und für die Genesung des Königs zu bitten. Die Großen erneuerten nunmehr auch ihr Gesuch um die Wiederernennung eines Erzbischofs von Canterbury. Der König war sehr bereit dazu und bezeichnete unter gespannter Erwartung seiner Umgebung, die Niemanden vorzuschlagen wagte, den Abt Anselm als den Würdigsten, jene Ehrenstelle einzunehmen. Ein allgemeines Jubelgeschrei erfolgte, während Anselm erblaßte und als ihn die Bischöfe zu dem Könige hinführen wollten, um den Hirtenstab aus dessen Hand zu empfangen, sich auf das heftigste dagegen sträubte. Bestürzt nahmen ihn die Bischöfe bei Seite und baten ihn inständigst, sich der unterdrückten Kirche anzunehmen. „Bedenkt," entgegnete er, „meine sechzig Jahre, die Unerfahrenheit und den Widerwillen, mit dem mich das Klosterleben gegen weltliche Geschäfte erfüllt hat! Wie sollte ich im Stande sein, eine ganze Landeskirche zu regieren, da ich kaum mit mir selber fertig werde?" Und als sie nun alle versprachen, ihm hilfreiche Hand dabei zu leisten, ihm Alles abzunehmen, was ihm beschwerlich fallen würde, wenn er nur ihr geistlicher Führer werden wolle, hielt er ihnen vor, wie er selbst einen Erzbischof über sich habe, dem er zum Gehorsam verpflichtet sei, wie er einem andern Lande und Fürsten, vor Allem aber seinem Kloster angehöre, dem er sich nicht so leichtsinnig entziehen dürfe. Das Alles, erwiederten sie, werde sich schon beseitigen lassen; für jetzt müsse er dem Rufe der Kirche von England folgen. Und damit schleppten sie ihn mit Gewalt vor das Bett des Königs. Er erneuerte hier seine Vorstellungen. Allein mit Thränen im Auge beschwur ihn der König, sich seiner zu erbarmen; denn wenn das Erzbisthum nicht sofort besetzt würde, sei er überzeugt, daß er sterben müsse. Da riefen nun Alle: „Du wirst doch das Leben des Königs nicht auf das Spiel setzen wollen? Erwägst du denn gar nicht, was davon abhängt, daß jetzt ein Mann, wie du an die Spitze der Kirche tritt? Und willst du das Alles auf dich nehmen, was aus deiner Weigerung auf die Kirche Englands kommen wird?" In seiner Bedrängniß wandte sich Anselm an die beiden Mönche, die ihn begleiteten, Balduin und Eustachius. „Helft ihr mir," seufzte er. Aber Balduin erwiederte: „Wenn es Gottes Wille ist, daß du Erzbischof wirst: wer sind wir, daß wir gegen Gott streiten sollten?" Der König

befahl endlich allen Gegenwärtigen, sich vor ihm niederzuwerfen, um seinen Widerstand zu besiegen. Jedoch auch Anselm warf sich vor ihnen nieder und bat sie, ihn zu verschonen. Da wurden Jene ungeduldig. „Den Stab her,“ riefen sie, faßten Anselm beim Arme und zogen und schoben ihn zu dem Bette des Königs, von wo ihm dieser den Stab schon entgegenstreckte. Es half ihm nichts, daß er seine Hand in den Busen steckte. Man riß sie heraus und hielt ihm die Linke, damit sie der Rechten nicht zu Hülfe käme. Doch krampfhaft verschloß er nunmehr seine Rechte; trotz aller Anstrengungen waren die Bischöfe nicht im Stande, die Finger aufzubrechen. Nur einen Augenblick lang gab der Zeigefinger nach; dieß benutzten indessen auch Jene sogleich, um den Stab zwischen diesen und den Daumen hineinzudrücken, und umspannten den Stab und Faust mit ihren Händen, so daß er den erstern nicht fallen lassen konnte. Kaum war dieß geschehen, so erscholl der Ruf: Es lebe unser neuer Erzbischof! Die Cleriker stimmten frohlockend das Tedeum an, die Bischöfe hoben Anselm auf ihre Arme und trugen ihn so in die nächste Kirche, um Gott für die geschehene Wahl zu danken, obwohl Anselm immerfort ausrief: „Es gilt Nichts, was ihr thut, es gilt Nichts!“ Auch war der Gottesdienst kaum vorüber, so ging er sogleich wieder zu dem Könige, um gegen die Wahl zu protestiren, und als ihn darauf die Bischöfe mit dem gesammten Adel nach Hause begleiteten, setzte er ihnen nochmals die Gründe seiner Weigerung auseinander. „Ueberlegt,“ sagte er, „was ihr unternehmt! Wenn der Acker der Kirche in England bestellt werden soll, müssen zwei der kräftigsten Stiere den Pflug ziehen: der König und der Erzbischof, jener durch weltliches Recht und Regiment, dieser durch göttliche Lehre und Leitung. Den Einen Stier (nämlich Lanfranc) habt ihr verloren; der andere ist noch in voller Wildheit der Jugend dem Pfluge vorgespannt, und mit diesem wollt ihr ein altes, schwaches Schaf zusammenspannen? Gebt Acht, die Wildheit des Stiers wird das Schaf durch Dornen und Hecken reißen, es wird seine Milch, seine Wolle verlieren; die Lämmer, welche es mit dem Worte Gottes nähren soll, werden umkommen und der Stier wird nicht eher ruhen, als bis das Schaf entweder ausgespannt oder zerfleischt ist.“ So erschöpft war Anselm von allen diesen Vorgängen, daß, als ihn am Nachmittage einige Freunde aus der Nachbarschaft besuchten, zu welchen die Kunde gedrungen war, diese ihn in einer tiefen Ohnmacht liegend fanden und mit Weihwasser besprengen mußten, um ihn nur wieder zu sich zu bringen.

Am ersten Montag in der Fasten (6. März) 1093 war dieser merkwürdige Wahlact erfolgt. Der König gebot nunmehr, Anselm in alle die Güter und Rechte einzusetzen, welche Lanfranc besessen hätte, ja er vermachte sogar die Stadt Canterbury und die Abtei S. Albans, welche Lanfranc nur zu Lehen getragen hatte, der Cathedrale jetzt als Eigenthum. Er schrieb dann an den Herzog der Normandie, an den Erzbischof von Rouen und an die Mönche zu Bec, daß sie ihre Einwilligung zu der beabsichtigten Versetzung Anselms gäben. An diese schrieb (nachdem all sein Widerstand vergeblich gewesen war) auch Anselm und schloß seinen Brief mit den Worten: Er selbst, welcher euch erlöst hat, Jesus Christus, sei euer Abt, euer Schutz und Schirm! Er selbst leite euch durch dieses Leben in sein Himmelreich. Dort lasse Er uns einst wieder zusammenkommen und Seiner uns mit einander freuen, der da Gott ist, hochgelobt in Ewigkeit! Amen. Dennoch blieb Anselm mit dem Kloster auch ferner in engster Verbindung. Er schlug den Brüdern zu seinem Nachfolger den Prior von Poissy, Wilhelm, vor, ermahnte den Prior Balderich von Bec selbst, sich mit dieser Würde zu begnügen und Jenem nicht in den Weg zu treten, empfahl dann den Ersteren auch dem Herzoge Robert, so wie dem Erzbischof Wilhelm von Rouen und that, was er konnte, um so bald als möglich die Lücke wieder auszufüllen, die durch seinen Abgang entstanden war. Hierauf hielt er sowohl dem neuen Abte als den Mönchen in einem Glückwünschungsschreiben ihre beiderseitigen Pflichten vor und versicherte sie seiner unausgesetzten Theilnahme. Diese hat er dann auch sein Leben lang dem Kloster bewahrt. Eine Reihe von Briefen beweist, wie das Kleinste, was dort vorfiel, ihn interessirte, wie er fortfuhr die Disciplin zu überwachen, den äußern Wohlstand, die Rechtsverhältnisse des Klosters wahrzunehmen, und jede Gelegenheit zu benützen, um den Brüdern seine Liebe zu bezeugen. Dasselbe treue Andenken, dieselbe Anhänglichkeit bewahrte er seinen übrigen Freunden in der Normandie und in den Nachbarländern. Er blieb noch immer ihr Rath und Beistand, ihr Seelsorger, ihr Fürsprecher, ihr Leiden- und Freudengenosse.

Wohl that ihm auch dieser Liebeszusammenhang Noth; denn schon wenige Monate nach seiner Ernennung zum Erzbischofe sehen wir ihn die Fürbitte seiner dortigen Freunde in Anspruch nehmen. Der König war nämlich kaum genesen, so fiel er in seine frühere Sinnesweise zurück. Das damals in Glocestre erlassene Gnadenedict wurde nicht nur nicht ausgeführt, sondern förmlich zurückgenommen. Die freigegebenen Gefan-

genen mußten wieder in den Kerker wandern, die erlassenen Schulden wurden mit erneuter Grausamkeit eingetrieben, die niedergeschlagenen Processe wieder aufgenommen und Leuten übergeben, die sie nur zu Erpressungen benützten. Ein Zustand trat ein, gegen welchen die früheren Leiden als nichts erschienen und Jedermann sich die Zeit vor der Krankheit des Königs zurückwünschte. Und als der Bischof Gondulf dem Könige darüber Vorstellungen machte, erwiderte dieser zornig: „Wahrhaftig, der Herrgott hat's nicht um mich verdient, daß ich ihm für das Böse, das er mir zugefügt, Gutes erweise!" Auch die wirkliche Einsetzung Anselms in sein Amt wurde zweifelhafter, als je. Als der König von Windsor aus Anselm zum Antritt des Erzbisthums auffordern ließ, muthete er ihm zu, diejenigen Ländereien, welche er der König seit Lanfrancs Tode an seine Leute verliehen hatte, diesen als Erblehen zu lassen, indem er höhnisch bemerkte, das Erzstift sei viel zu groß, als daß ein Mann wie er, der bisher nur mit Andachtsübungen sich beschäftigt hätte, dasselbe verwalten könnte. Anselm verweigerte dieß auf das Bestimmteste, und glaubte so doch noch von dem ihm zugedachten Amte loszukommen. Allein die Klagen über Bedrückung der Kirche erreichten einen Grad, daß der König nicht länger zögern durfte. Er berief also eine Versammlung der Edlen nach Winchester, ließ Anselm dahin kommen, gab alle möglichen guten Versprechungen und vermochte ihn so das Erzbisthum anzunehmen. Anselm wurde hierauf feierlich in die Versammlung geführt, in der herkömmlichen Weise zum Lehnsmann des Königs erhoben und angewiesen, das ganze Erzstift, wie es zu Lanfrancs Zeiten gewesen, in Besitz zu nehmen. Am 25. September 1093 hielt er seinen Einzug in Canterbury und bestieg unter unermeßlichem Jauchzen des Clerus, der Mönche und der gesammten Bevölkerung den erzbischöflichen Stuhl. Aber an demselben Tage kam auch der Justitiarius des Königs, Ranulf Flambard, und scheute sich nicht, die allgemeine Festfreude dadurch zu stören, daß er auf der Stelle den Erzbischof vor sein Gericht lud, um einen Proceß mit der Kirche von Canterbury anzufangen, was um so größeren Unwillen erregte, als der Gegenstand, um den es sich handelte, gar nicht vor das Forum des Königs gehörte. Anselm konnte nichts dagegen thun, sondern mußte sich nur noch auf größere Drangsale gefaßt machen, „wohl wissend, daß Trübsale derer harren, die Christo zu leben entschlossen sind."

Noch bedurfte es nun der Consecration des neuen Erzbischofs. Auf

den Sonntag nach Andreä, den zweiten Adventsonntag, welcher dießmal (1093) auf den 4. December fiel, ward sie angesetzt. Alle Bischöfe Englands bis auf zwei, den hl. Wulfstan zu Worcester und den Bischof Osborn von Exceſter, welche durch Krankheit verhindert wurden, erschienen dazu in Person. Bekanntlich wird bei der Ordination ein aufgeschlagenes Evangelienbuch auf das Haupt des Ordinanten gelegt. Als man nun nach geschehener Ordination nachsah, welcher Text gerade aufgeschlagen worden, fand man bedeutsam in oberster Reihe die Worte: „Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahls, um den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon Alles bereit wäre. Und sie fingen Alle an, einstimmig sich zu entschuldigen (Luc. 14, 17).“ Eine Weissagung des Widerstandes, den er finden würde.

229.

Der Glaube.

Nach dem Englischen des **M. Bridges.**

Der Glaube ist ein Morgenroth
Nach tiefer, dunkler Nacht,
Er ist ein lichter Sonnenstrahl,
An dem das Aug' erwacht.

Das Aug', das aus der Seele tief
Empor zum Himmel schaut,
Daß sie dann folgend seinem Wink,
Dort ihre Heimath baut.

Der Glaub' erschließt — ein geistig Ohr,
Zu hören Sphären Klang,
Der dort ertönt in Ewigkeit,
Der Engel Lobgesang.

Der Glaub' ist Leben; sehnsuchtsvoll
Zu Gott er mächtig dringt,
Wie Tauben- und wie Adlerflug
Sich durch die Lüfte schwingt.

Der Glaube eine Flamme ist,
Die brennt so rein, so hell,
Zu leuchten auf dem Wege dir
Zu deines Heiles Quell.

Durch Glaube wird die Schwäche Kraft
Wird Freude all' dein Leid;
Denn zu empfangen Gottes Gnad',
Hält er dein Herz bereit.

Der Glaube führt zum Kreuz dich hin
Und führt durch's Kreuz zum Heil,
Bis einst der Geist befreiet ist
Vom schweren Erdentheil.

Im Spiegel hell zeigt Glaube dir,
Gleichwie in klarem See,
Des Guten und des Bösen Reich,
Zeigt Tiefe dir und Höh'.

Dein starkes Hoffen auf ihm ruht,
Das deine Seele stützt;
Und das in Angst und Todesnoth
Sie vor Verzweiflung schützt.

Ein frischer Quell' ist's, der entspringt
Dem heißen Wüstensand,
Daß du, o Mensch! verschmachtest nicht
In diesem Erdenland.

Der Glaube scheint — ein klares Licht
Ein heller milder Stern,
Er leuchtet in die Heimath dir
Stehst du auch noch so fern.

Ein Talisman der Glaube ist
Voll wunderbarer Macht,
Denn ihn zerstört kein Zauberspruch,
Kein Geist der finstern Nacht.

Er ist ein reicher Edelstein,
Ein unschätzbares Gut,
Um hohen Preis am Kreuzesstamm
Erkauft durch Jesu Blut.

Der Friedensbogen Noa's ist's,
Der Erd' und Himmel eint,
Als der Versöhnung Unterpfand,
Wenn neu die Sonne scheint.

Im Glauben wird es dir so klar,
Und schau'st du es so recht,
Wie ird'scher Schein läßt schaal und leer,
Nur Himmelsgold ist echt.

D'rum Herr! gib festen Glauben mir,
Du kannst es — doch, nur Du!
Daß ich erkenn' und liebe Dich
In ungetrübter Ruh.

230.

Brief der Königin Mathilde*) an den heil. Anselm, Erzbischof von Canterbury.

Es zweifelt Niemand daran, und ist auch mir nicht unbekannt, daß das tägliche Fasten Euch zur Natur geworden sei. Mehrere fromme Männer haben mir auch gesagt, daß Ihr nach langem Fasten nicht einmal Speise nehmet, weil es die Natur fordert, und Euch daran erinnert, sondern weil irgend Jemand aus eurer Umgebung Euch darauf aufmerksam macht. Ich weiß auch, daß Ihr selbst alsdann so sparsam Nahrung nehmet, daß Ihr mehr der Natur Gewalt anthun müsset, deren Rechte Ihr genommen habet, als daß Ihr ihr Gesetz erfüllet. Daher befürchten

---

*) Die Königin Mathilde, † 1118, war die erste Gemahlin Heinrich I. von England; ihr Andenken lebte noch lange nach ihrem Tode in dem Herzen ihres Volkes fort, von dem sie ihrer Frömmigkeit wegen „die gute Königin Molde" genannt wurde. Möhler, welcher den obigen Brief in seinem Leben des heil. Anselm mittheilt, bemerkt hiebei: „Dieser Brief erfüllte mich, als ich ihn las, mit unaussprechlicher Freude. Eine Zeit, in welcher eine solche Erziehung von der Kirche gegeben wird, daß ein solcher Brief von einer Frau geschrieben werden kann, stund mitten im Evangelium. Welche vertraute Bekanntschaft mit der heiligen Schrift! Welche Kenntniß von dem Berufe des Geistlichen! Welcher Werth wird der Predigt beigelegt!"

Viele, und ich vor Allen, daß einem so großen Vater, dessen Wohltha-ten ich so sehr verpflichtet bin, einem so muthvollen Kämpfer für Gott, dem Besieger der menschlichen Natur, durch dessen unerschöpfliche Kraft der Frieden des Reiches und die Würde des Priesterthums befestigt und vertheidigt wurde, durch dessen Einsegnung meine Ehe gesetzlich geweihet worden, durch dessen Salbung ich die Würde irdischer Herrschaft erhielt, durch dessen Gebet ich durch Gottes Gnade mit der himmlischen Krone geschmückt zu werden hoffe, der Körper schwinde, daß Eure Sinne ihre Kraft verlieren, Eure Stimme, die das geistliche Gebäude errichtet, schwach werde, und nur noch von ganz nahe Stehenden vernommen werden könne, so daß die Andern der geistlichen Früchte beraubt werden. Beraubet Euch also, guter Vater, Eurer körperlichen Kraft nicht, damit Ihr nicht auf-höret, ein Redner zu sein. Denn es ist, wie Tullius in seinem Buche vom Alter sagt: um ein tüchtiger Redner zu sein, werden nicht bloß gei-stige Fähigkeiten, sondern auch eine starke Brust und Körperkraft erfor-dert. Wie sehr eilen der so große Adel deiner Seele, die so große Kennt-niß der Vergangenheit und Voraussicht der Zukunft, so viele Künste und Wissenschaften, so viele Erfindungen, eine so große Einsicht in die mensch-lichen, eine so große Weisheit in den göttlichen Dingen, gepaart mit so großer Einfalt, sich für uns zu verlieren! Betrachtet die Fülle der Ta-lente, welche Euch der Reichthum Eures Herrn gegeben, was er Euch anvertraut hat, und was er von Euch fordert. Wie geistlicher Trank und geistliche Nahrung der Seele nothwendig ist, so leibliche dem Körper. Ihr müsset also essen und trinken, weil Ihr, wenn Gott es will, noch einen großen Weg zurückzulegen habt; eine reiche Saat habt Ihr noch auszusäen, vom Unkraut zu reinigen, zu ernten, und in die Scheune des Herrn, wohin kein Dieb sich wagt, zu sammeln. Ihr sehet bei so reichlicher Ernte so wenig Schnitter. Du bist mit der Sorge für Viele belastet, auf daß du den Gewinn Vieler erhaltest. Erinnert Euch, daß es sich mit Euch eben so verhalte, wie mit Johannes, dem Apostel und Evangelisten, den der Herr lieb hatte: der Herr selbst wollte, daß er ihn überlebe, damit er, der Geliebte, für seine Mutter, die Jungfrau, Sorge trage. Ihr habt die Sorge für die Mutter Kirche übernommen: wie viele Brüder und Schwestern Christi werden Gefahr laufen, die der Herr mit seinem eigenen Blute erkauft und dir anvertraut hat, wenn Ihr nicht mit großer Sorgfalt zu Hülfe eilet! Weidet, o Hirt eines so großen Herrn, seine Heerde, damit sie nicht ohne Nahrung auf dem

Wege erliege. Der heilige Martinus sei euch ein Vorbild, dieser große Mann, der, als ihm die himmlische Ruhe schon bereitet war, doch die Sorge für die Bedürfnisse des Volkes nicht ausschlug. Ich weiß wohl, daß Ihr durch die Beispiele Vieler, und durch die Zeugnisse der heiligen Schrift zum Fasten eingeladen und darin befestiget werdet. Eine vertraute Bekanntschaft mit derselben sagt Euch, wie nach dem Fasten dem Elias der Rabe, dem Elisäus die Wittwe, dem Daniel der Engel durch Habakuk Speise gebracht hat; wie Moses nach seinem Fasten gewürdigt wurde, die mit dem Finger Gottes geschriebenen und zerbrochenen Gesetzestafeln wieder zu erhalten. Sogar viele Beispiele der Heiden laden Euch dazu ein. Ihr habt die Mäßigkeit des Pythagoras, des Sokrates, des Antisthenes gelesen und der übrigen Philosophen, die ich hier nicht zu nennen brauche. Im neuen Bunde hat allerdings Jesus Christus selbst das Fasten geweihet, aber auch das Essen, indem er zum Hochzeitmahle ging, und Wasser in Wein verwandelte; er ging zum Tische des Simon, wo er die sieben Dämonen aus Maria austrieb, und sie zuerst mit geistlicher Speise sättigte; er verschmähte es nicht, bei Zachäus zu essen, den er aus dem Dienste irdischer Macht befreite, und zum himmlischen Kriegsdienste berief. Höre, Vater, wie Paulus dem Timotheus räth, wegen der Schwäche seines Magens etwas Wein zu trinken. Ahmet dem Gregorius nach, der die Schwäche des Magens durch die Stärkung mit Speise und Trank hob, und so in Stand gesetzt wurde, mit Kraft und Ausdauer das Evangelium zu verkünden; thuet, was er that, auf daß auch Ihr zu Dem gelanget, zu welchem er gelanget ist, zu Jesus Christus, der Quelle des Lebens. Lebet wohl im Herrn, und unterstützet Eure treue Magd, die Euch mit ganzem Herzen liebt, mit Eurem Gebete; leset und befolget aber auch meinen Brief, den ich nicht mit verstellter, sondern mit treuer und fester Liebe geschrieben habe.

231.

Der heilige Sebastian

von A. W. v. Schlegel.

Sebastian, römischen Geblüts ein Krieger,
Schwur zu den Fahnen, die unsterblich lohnen.
Den Märtyrern wies er die lichten Kronen,
Und mancher ward, von ihm ermuthigt, Sieger.

Der Imperator hört's ergrimmt. Betrüger!
So willst du mir und unsern Göttern lohnen?
Ergreift ihn augenblicklich, Centurionen!
Als Wurfziel seiner eignen Schaar erlieg' er.
Vom Pferd gerissen, aller Waffenzierde
Entkleidet, sieht er still dem Kampf entgegen,
An einen Baum mit Banden festgeschlungen.
Die Köcher leert nun grausame Begierde:
Doch so viel Pfeile kann die Brust nicht hegen,
Als von des Heilands Liebe sie durchdrungen.

232.

Ueber die Märtyrer

von Hugo von St. Victor.

Betrachten wir die Märtyrer der Kirche und lassen wir unser träges, kaltes Herz an ihrer Liebe warm werden! Was haben sie gelitten und überwunden! Alles, was nur dem menschlichen Herzen empfindlich sein kann, ist über sie ergangen, um sie abwendig zu machen. Aber die Liebe zog sie. Sie gingen unaufhaltsam ihrem Ziele entgegen. Hinter sich die Welt, vor sich Gott, in der Mitte die Henker und Martern. So tief ihr Herz von der Liebe verwundet war, so tief verachteten sie die Wunden, die dem Fleische geschlagen wurden und bekannten sterbend, was ihnen im Leben das Theuerste gewesen war. O welche Seligkeit muß ihnen die Liebe gegeben haben, die so unauslöschlich in ihren Herzen brannte! Und nun sind sie dahin gekommen, wo sie die Liebe selbst aufgenommen hat. Wie Wasserströme stürmten die Leiden der Welt auf sie ein. „Aber viele Flüsse und viele Wasser vermochten die Liebe nicht auszulöschen.“ (Hohelied VIII. 7.)

233.

Abendlandschaft

von F. v. Matthison.

Goldner Schein
Deckt den Hain;
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbuschten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten sanft die Schwäne
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silbersand
Blinkt am Strand
Röther schweben hier, dort blässer
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel.

Malerisch
Im Gebüsch
Winkt, mit Gärtchen Laub und Quelle,
Die bemooste Klausnerzelle.

Nebelgrau
Webt im Thau
Elfenreigen dort, wo Rüstern
Am Druidenaltar flüstern.

Auf der Fluth
Stirbt die Gluth!
Schon erblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel weh'n im Thale
Am versunk'nen Heldenmale.

234.

Der Palast des Abd-er-Rhaman III. zu Es-sehra*)

von Schäfer.

Fünf Meilen von Cordova, abwärts am Quadalquivir, in einer durch dichtes Gehölz und Baumgänge besonders anmuthigen Gegend, wo Abd-er-Rhaman in einem Landhaus die Milde des Frühlings und Herbstes zu genießen pflegte, ließ er eine neue Residenz mit vielen Prachtgebäuden und den reizendsten Gärten anlegen, die er nach dem Namen seiner vorzüglich geliebten Gemahlin Es-sehra nannte. Zehntausend Arbeiter beschäftigte täglich der Bau; vierzehnhundert Maulthiere und vierhundert Kameele trugen die Materialien herbei. Mitten in der neuen Anlage erhob sich der Palast des Kaliphen, ein großer herrlicher Bau von zweitausend siebenhundert Ellen Länge und tausend fünfhundert Ellen Breite, zu welchem viertausend dreihundert und zwölf Säulen von dem kostbarsten Marmor und der kunstreichsten Arbeit aus Afrika, Griechenland, Frankreich, Italien und Spanien verwendet wurden. Täglich verbaute man außer den

---

*) Der Kaliph Abd-er-Rhaman III., der Zeitgenosse Otto's des Großen, regierte von 912—961, die Einkünfte seines Reiches, Cordova in Spanien, beliefen sich auf beinahe dreizehn Millionen Dukaten. Von dem prachtvollen Palast in Es-sehra und dessen bezaubernden Gärten und feenartigen Anlagen ist jetzt keine Spur mehr vorhanden; sie leben nur noch in der Geschichte und in dem Andenken an die Zeiten arabischer Kunst und Herrschaft in Spanien.

zahllosen rohen Steinen sechstausend behauene. Die größte Pracht herrschte in den Sälen. Alle Fußböden waren mit verschiedenfarbigem Marmor und Verzierungen ausgelegt, die Wände ebenso mit Marmor bekleidet, die Fließen von wunderbarem Farbenspiele, die Decken in Gold und Lazurblau gemalt, mit herrlicher eingelegter Arbeit, das Gebälk von Lärchenholz, mit überaus feinem Schnitzwerke. In einigen größeren Sälen gossen Springbrunnen ihr krystallhelles Wasser in große Marmorschalen und Muscheln der schönsten und mannigfaltigsten Formen. In der Mitte des großen Saales, den man den Saal des Kaliphen nannte, prangte ein solcher Springbrunnen aus Jaspis mit einem in Constantinopel verfertigten Schwan in der Mitte von bewundernswerther Arbeit; über ihm hing von der Decke herab die große kostbare Perle, welche der Kaiser Leo dem Kaliphen zum Geschenk gemacht hatte. Unter den andern von Abd-er-Rhaman in Es-sehra errichteten Gebäuden zeichnete sich die Münzstätte und die Moschee aus; die letztere nicht minder prächtig als die in Cordova, aber von geringerem Umfang; tausend Arbeiter sollen sie in nur achtundvierzig Tagen fehlerfrei aufgeführt haben. Den Platz umgaben weitläufige Gärten mit Obstbäumen der mannigfaltigsten Art, kleine Lusthaine von Myrthen und Lorbeeren von spiegelhellen kleinen Seen umschlängelt. Mitten in diesen Lustgefilden erhob sich auf einer Anhöhe, die jene beherrschte und dem Auge enthüllte, der Pavillon des Kaliphen, von Marmorsäulen mit schön vergoldeten Knäufen getragen, der Ruheplatz des Kaliphen, wenn er von der Jagd ermüdet zurückkehrte. In der Mitte des Pavillons prangte eine Riesenmuschel aus Porphyr, mit künstlich ab- und zufließendem Quecksilber gefüllt, das, von der Sonne oder dem Mond beschienen, einen blendenden Glanz zurückstrahlte und wenn es bewegt ward, alle Gegenstände, über die es seinen Silberglanz ergoß, die Wände, Decken, das ganze Innere wunderbar täuschend und überraschend in wallende Bewegung setzte. Außerdem zierten die Gärten von Es-sehra Marmorbäder vor der größten Schönheit und Bequemlichkeit. Alle Vorhänge, Decken und Teppiche in denselben waren aus Gold- und Silberstoff gewebt und mit Laubwerk und Blumen und Thieren so kunstvoll eingewirkt, daß Alles zu leben schien. Ueber dem Haupteingang des Palastes sah man die Bildsäule Sehra's aufgestellt, von welcher die Stadt ihren Namen erhielt, aber den frommen Moslimen ein Gegenstand des Aergernisses war, da ihnen ihr Gesetz die Errichtung menschlicher Bildnisse verbietet.

235.

Don Alonso der Getreue.

Spanisches Volkslied, übersetzt von **E. Geibel.**

Don Alonso Perez Gusman
Traurig sitzet er am Mahl,
Schmecket ihm der Wein wie Galle,
Rührt die Speisen er nicht an.
Denn ein Brief war von den Mohren
Ihm geschossen in die Stadt:
„Uebergebt die Stadt Tarifa,
Uebergebt sie, edler Graf,
Denn im Treffen auf dem Meere
Fiel dein Sohn in uns're Hand.

Wenn du uns die Thore öffnest,
Lassen wir ihn frei alsbald,
Geben ihm zu seinem Leben
Noch ein Roß von feiner Art;
Purpur'n sollen sein die Decken,
Und von Golde der Beschlag,
Und der Zaum von Silberglöckchen,
Daß es klingt bei Schritt und Trab;
Aber gibst du uns die Stadt nicht,
Schlagen wir das Haupt ihm ab."

Auf die Mauer ging Alonso,
Sah hinunter in das Thal,
Vor das Zelt des Mohrenhauptmanns
Führten seinen Sohn sie da!
Ketten trug er an den Händen
Ketten trug er um den Hals,
Und der Bart hing auf die Brust ihm
Nieder von der langen Haft.
Als Alonso dieß gewahrte,
Wohl vernehmet, was er sprach:
„Tödtet meinen Sohn, ihr Mohren,
Lieber schlagt das Haupt ihm ab,
Eh' daß ich an meinem König
Uebe schmählichen Verrath."

Als er dieses Wort gesprochen,
Warf er selbst sein Schwert hinab,
Daß sie mit der eig'nen Klinge
Führen möchten jenen Schlag.
Wuth erfaßte da die Mohren,
Da sie solchen Muth ersah'n,
Und den edlen Jüngling trafen
Mit dem Schwert sie dergestalt,
Daß das Haupt von seinen Schultern
Rollte blutig in den Sand.

Von dem Tag war Don Alonso
Der Getreue zubenannt.

236.

Der Sieg der Christen bei Navas de Tolosa (16. Juli 1212)

von **J. N. Brischar.**

König Alfonso VIII. von Castilien hatte den Bischof Gerhard von Segovia nach Rom geschickt, um Papst Innocenz III. von der bedrängten Lage Spaniens zu benachrichtigen und um den Erlaß eines Aufrufes an die Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen die Mauren oder Saracenen zu bitten. Der Erzbischof Rodrigo von Toledo und andere Prälaten begaben sich nach Frankreich und Deutschland, um die dortigen Fürsten

zur Leistung des Beistandes zu bewegen. Innocenz III. forderte die französischen Prälaten auf, mit allen ihren Kräften die in Spanien bedrohte christliche Religion aufrecht zu erhalten. Den spanischen Bischöfen aber legte er nahe, auf das einmüthige Zusammenwirken ihrer Könige bedacht zu sein. Zu diesem Zwecke wurde von Alfonso zu Cuenza eine Zusammenkunft mit dem Könige Pedro II. von Aragonien gehalten. König Sancho VII. von Navarra und andere christliche Fürsten ließen sich durch Gesandte vertreten. Es wurden über die Art und Weise der Kriegsführung und über die zu leistende Unterstützung an Geld und Truppen Verabredungen getroffen, und Castiliens Hauptstadt Toledo als Sammelplatz bestimmt. Im Februar des Jahres 1212 trafen Rodrigo und die übrigen Bischöfe aus Frankreich ein. In demselben Monat sah man die Banner der Städte, die Großmeister und Prioren der Orden von Calatrava, S. Jago, der Hospitaliter und des Tempels mit ihren Rittern anlangen. Der König von Aragon traf am Dreifaltigkeitssonntag ein und ward unter allgemeinem Jubel in die Cathedrale zu Toledo eingeführt. Die Hilfsvölker aus Leon befehligte des Königs Halbbruder, der Infant Sancho Fernandez. Zahlreicher als diese und besonders ausgezeichnet durch Tapferkeit und Gewandtheit im Kampfe waren die portugiesischen, welche Pedro, der dritte Sohn Sanchos herbeigeführt hatte. Unter den ausländischen Streitern waren die Franzosen bei Weitem am zahlreichsten vertreten. An die Spitze dieser Schaaren hatten sich überall die Bischöfe gestellt. Schon im Mai hatten sich in Toledo vom Auslande her 2000 Barone mit ihrem Gefolge, 10000 Ritter und Lanzknechte und 50000 Mann Fußvolk eingefunden. Die Stadt Toledo vermochte nicht, die große Menschenmenge aufzunehmen. Viele Tausende mußten in den Zelten, welche in den königlichen Gärten aufgeschlagen wurden, oder auf der Wiese sich lagern.

Während in Spanien von allen Seiten die Schaaren sich zum Kampfe gegen die Ungläubigen sammelten, war Innocenz III. nicht müssig, die Waffen des Gebetes zum Schutze der bedrohten Christenheit zu ergreifen. Er ordnete zu Rom auf den 23. Mai eine allgemeine Procession der Geistlichen und Laien an für den Frieden der Christenheit und insbesondere „damit Gott den Sieg verleihe Allen, welche in Spanien kämpften und nicht zulasse, daß über sie herrschten die Heiden.“ In der Frühe versammelten sich die Frauen in der Kirche Santa Maria maggiore, die Geistlichen in der Basilika der zwölf Apostel und die männ-

lichen Laien in der Kirche der heiligen Anastasia. Nach verrichtetem Gebet zogen sie unter Glockenklang barfuß, die Frauen ohne Schmuck unter Thränen und Schluchzen zum Lateran. Inzwischen begab sich der Papst mit den Cardinälen, Bischöfen und Caplänen in die Basilika, Sancta Sanctorum, erhob daselbst die Reliquie des heiligen Kreuzes und trug dieselbe in Procession vor den Palast des Bischofs von Albano. Nachdem er von dessen Stufen herab eine Ermahnungsrede an das Volk gehalten, kehrten sämmtliche Anwesende in die Kirchen zurück, der Papst mit den Geistlichen und Laien in die Kirche Johannes am Lateran. Nach Abhaltung der Messe begab sich Innocenz, barfuß, wie alle Andern, zu dem heiligen Kreuze, um demselben die übliche Ehrerbietung zu erweisen. Um die Kraft des Gebetes zu erflehen, wurde strenges Fasten in Speise und Trank und Almosen damit verbunden.

Den 20. Juni setzten sich die Kriegsschaaren von Toledo aus in Bewegung. Sie waren in drei Haufen abgetheilt. Voraus zog unter Anführung des Diego Lopez de Haro das ganze ausländische Heer; den zweiten Heereshaufen, bestehend aus Aragoniern, Cataloniern und den Templern befehligte Pedro II. Den Zug mit dem zahlreichen Heere der Castilianer, Leonesen und Portugiesen, in welchem sich allein 30000 Ritter befunden haben sollen, befehligte Alfonso VIII. Schon am 24. Juni erstürmte man die Festung Malagon. Da sich hier die große Hitze, so wie Mangel an Lebensmitteln fühlbar machte, glaubten mehrere der Fremdlinge ihrer Pflicht schon Genüge geleistet zu haben, und wollten sich zur Rückkehr anschicken. Doch wußte sie Alfonso VIII. durch reichliche Austheilung von Lebensmitteln zu beschwichtigen. Das Heer zog nun vor Calatrava, dessen zahlreiche Besatzung von zwei ausgezeichneten Feldherren befehligt wurde. Die Stadt wurde an allen Seiten angegriffen und endlich mit Sturm erobert. Zu großer Aufmunterung diente die wunderbare Erhaltung eines Priesters, welcher im Ornate, die geweihte Hostie in der Hand, an der Spitze der Streiter in die Stadt vorgedrungen und obwohl sich sechzig Pfeile an seinem Kleide festgeheftet hatten, selbst unverletzt geblieben war. Die Almohaden hatten sich in das stark befestigte Castell zurückgezogen, dessen Erstürmung mit großen Opfern verknüpft gewesen wäre. Dessenungeachtet siegte im Kriegsrathe die Ansicht, daß die Festung, in welcher, wie man wußte, große Reichthümer und Vorräthe an Lebensmitteln aufgehäuft waren, zuvor erstürmt werden müsse, ehe man dem nur einige Tagmärsche entfernten Feinde eine Schlacht

anbieten könne. Als die Saracenen diesen Entschluß der Christen vernahmen, ließen sie dem König von Castilien heimlich große Schätze und Uebergabe der Festung anbieten. Die Fremden und Aragonier, nach dem Blute der Ungläubigen dürstend, verwarfen anfänglich diesen Vergleich, endlich nahm man ihn doch an. Kaum gelang es den Königen von Castilien und Aragonien die abziehende Besatzung vor der Mordlust der ausländischen Streiter zu schützen; hier vor Calatrava, welche Stadt dem Ritterorden dieses Namens wiedergegeben wurde, brach ein Zwiespalt zwischen den Spaniern und den Fremden aus. Die Letzteren waren voll Unmuth darüber, daß ihnen die Ermordung der Besatzung entzogen und von Alfonso — der die Beute zu gleichen Theilen vertheilt hatte — ein Theil der Schätze, wie sie glaubten, vorenthalten worden sei. Unter dem Vorwande, das heiße Klima von Spanien nicht ertragen zu können, weigerten sie sich, weiter zu ziehen. Alle Vorstellungen und Bitten, ihre Ehre und Pflicht nicht bei Seite zu setzen, waren vergeblich. Das gesammte Heer, nur ein kleines Häuflein unter dem Erzbischof von Narbonne ausgenommen, schlug beinahe im Angesichte der Feinde den Rückweg ein.

Die Spanier aber zogen ungeschwächten Muthes weiter. Der Herrscher der Almohaden hatte sich mit einem zahllosen Heere in die Ebene von Jaen begeben, mit dem Vorsatze, erst dann eine Schlacht zu wagen, wenn die Christen durch die Sommerhitze und durch Mangel an Lebensmitteln entkräftet sein würden. Als er aber die Nachricht von dem Abzuge des fremden Heeres, welches er wegen dessen Stärke am meisten fürchtete, erfuhr, rückte er nach Baeza, um die Christen zur Schlacht aufzusuchen. Zuvor hatte er den Befehlshaber von Calatrava, obgleich derselbe zur Behauptung der ihm anvertrauten Festung Alles aufgeboten, unter allgemeiner Mißbilligung des Heeres und zum großen Aerger der Andalusier in dem Lager öffentlich hinrichten lassen. Obwohl Muhamed die Gebirgspässe, welche von der Sierra Morena nach Ubeda und Baeza führen, mit seinen besten Truppen hatte besetzen lassen, so eroberten die Christen dennoch, nachdem sie in den Engpaß Muradal eingezogen waren, nach einem blutigen Gefechte die auf der Bergeshöhe gelegene Burg Ferral. Inzwischen aber hatten die Saracenen den engen Paß, welcher von der Höhe herab nach Tolosa führte, auf's stärkste besetzt. Das christliche Heer befand sich in einer sehr schwierigen Lage. Das Vorwärtsschreiten war unmöglich, da der Durchgang durch den Engpaß, wenn er nur von

1000 Kriegern gut vertheidigt wurde, von keinem Heere der Welt erzwungen werden konnte. Länger auf der Höhe zu weilen, verhinderte der Mangel an Wasser. Den Rückweg einzuschlagen und einige Tagemärsche weiter einen Durchgang nach Andalusien zu suchen, hielt Alfonso der Ehre der Christen widersprechend. In dieser verzweiflungsvollen Lage erschien wie vom Himmel gesandt, vor dem Könige von Castilien ein Hirte mit dem Anerbieten, dem Heere einen Weg zu zeigen, auf dem es sicher und ohne von dem Feinde bemerkt zu werden, die Ebenen von Ubeda erreichen könnte. Diesen Weg schlug das Heer noch an demselben Tage (Samstag den 14. Juli) ein und gelangte durch ein Waldesdickicht auf eine geräumige Ebene, welche sogleich in ein verschanztes Lager umgewandelt wurde.

Die Saracenen hatten anfänglich geglaubt, daß die Christen sich auf der Flucht befänden. Als sie dieselben in ihrer neuen Stellung gewahrten, bot ihnen Muhamed noch an demselben Tage die Schlacht an. Die christlichen Heerführer zogen es jedoch vor, ihren ermatteten Kriegern noch Ruhe zu gönnen. An dem folgenden Tage stellte der Heerführer der Almohaden sein Heer abermals in Schlachtordnung auf; die Christen verließen aus Scheu, den Tag des Herrn durch das blutige Werk der Schlacht zu entweihen, ihr sorgfältig verschanztes Lager nicht; nur einzelnen Rittern wurde es gestattet, in Zweikämpfen mit den Vorposten ihre Tapferkeit zu erproben. Vor dem Anbruche des nächsten Tages rüsteten sich die Christen zur Schlacht. Der Erzbischof von Toledo und die andern Prälaten durchzogen die verschiedenen Heeresabtheilungen, sie zum Kampfe für die Sache Gottes ermunternd und den Ablaß verkündend. Es wurde das Geheimniß des Herrn gefeiert und die Sacramente gespendet, um die Streiter zu stärken auf den heißen Kampf. Darauf wurde das Heer in Schlachtordnung aufgestellt. Das Mitteltreffen unter Alfonso wurde in vier Heerhaufen getheilt. Die Ehre des Vorkampfes erhielten die castilianischen Gebirgsbewohner (Serrani) unter dem tapfern Diego Lopez; dann folgten die Ritterorden nebst den Bannern einiger Städte unter dem Grafen Gonzalo Nunez de Lara. Der dritte Haufe bestand aus den Rittern von Altcastilien, Asturien und Biscaya, welche durch den Grafen Rodrigo Diaz de los Cameros befehligt wurden. In der Reserve standen unter Alfonso's unmittelbarer Leitung die Toletaner und der leonesische Zuzug. Den linken Flügel nahm Sancho mit seinen tapfern Navarresen und den Bannern mehrerer Städte ein. An ihn hatten sich angeschlossen

die galicischen und portugiesischen Truppen, mit den wenigen französischen Rittern, welche unter dem Erzbischof von Narbonne in Spanien zurückgeblieben waren. Den rechten Flügel hatten unter dem Könige Pedro die aragonischen Kriegsvölker inne.

Muhamed Annasir hatte seinerseits sein Heer in fünf Schlachtreihen aufgestellt. In dem Vordertreffen standen die sogenannten Freiwilligen, nach arabischen Berichten 170,000 Mann an der Zahl, bereit, für den Islam zu siegen oder zu sterben. Den rechten Flügel bildeten die Andalusier, den linken die berberischen Stämme. Das Mitteltreffen und die Reserve bestanden aus dem Kern des Heeres, den eigentlichen Almohaden oder der regelmäßigen Militairmacht. In der Mitte der Schlachtordnung ließ Muhamed sein rothes Zelt aufschlagen. Dann setzte er sich in dem schwarzen Kriegsmantel des almohadischen Stammvaters Abdolmumin, in der einen Hand den Koran, in der andern den Säbel haltend, auf seinen Schild, während sein Pferd vor dem Zelte in Bereitschaft gehalten wurde. Rings um das Zelt waren die Leibwachen aufgestellt, sowohl die Mauren als Neger, welche eine undurchdringliche Mauer von Lanzen bildeten. Ein großer Halbkreis mit starken eisernen Ketten umschloß den Emir Amulmenin, um jeden feindlichen Angriff von ihm abzuwehren.

Kaum war das Zeichen zur Schlacht gegeben, als die Serraner und Ritterorden vorrückten. Gleichzeitig setzten sich auch die beiden Flügel in Bewegung. Die moslemischen Freiwilligen wurden durch den gewaltigen Stoß ihrer Feinde zurückgeworfen; eine ungeheure Menge derselben wurde zu Boden gestreckt. Als aber die Christen bis zu dem feindlichen Mitteltreffen vordrangen, fanden sie solchen Widerstand, daß sie zu den zweiten Schlachthaufen zurückweichen mußten. Bei dem Anblicke dieser Unordnung wollte Alfonso mit seinen Reservetruppen vordringen, indem er zu dem Erzbischof von Toledo sprach, die Zeit sei gekommen, eines rühmlichen Todes zu sterben. Rodrigo jedoch und der Graf Fernando Garcias hielten ihn zurück, ihm vorstellend, daß die Unterstützung mit Klugheit und Mäßigung nachgesandt werden müsse. Es wurden nun die tapfersten Kriegerschaaren in das Treffen geführt. Voran leuchtete das Kreuz des Herrn, geschwungen durch den Chorherrn Don Paschasius von Toledo. In dessen Nähe befand sich das königliche Hauptbanner mit dem Bildniß der heiligen Jungfrau Maria „der Beschützerin Toledo's und ganz Spaniens." Durch die frischen Kräfte unterstützt drangen die Serraner und Ritterorden von Neuem gegen das Mitteltreffen vor. Mitten in dem heißesten Kampfe

wandten sich plötzlich die andalusischen Feldherrn mit ihren Truppen um und ergriffen die Flucht. Dieß erregte furchtbare Verwirrung. Nun galt es noch den eisernen Ring zu sprengen, innerhalb dessen die Leibwache, unterstützt durch die almohadische Militairmacht, die von allen Seiten heranstürmenden Christen lange mit der größten Anstrengung zurückschlug. Die Navaresen, ihren König Sancho an der Spitze, waren die ersten, welche den gewaltigen Kreis durchbrachen. Darauf sprengten Alvar Nunnez de Lara mit seiner castilianischen Ritterschaar, die königliche Standarte in der Hand, und der König Pedro von Aragon von verschiedenen Seiten her über die Brustwehr. Während dieses furchtbaren Getümmels saß Muhamed Annasir noch immer unbeweglich auf dem Schilde mitten im Zelte und sprach: „Gott allein ist wahrhaft und der Satan ein Betrüger!" Schon hatten ihn die Christen, nachdem sie den größten Theil der Leibwache niedergehauen, in ihrem fürchterlichen Gemetzel beinahe erreicht, als ein Araber auf ihn zuspringend rief: „O Emir! wie lange wirst du denn sitzen bleiben? Schon ist Gottes Urtheil gefällt und sein himmlischer Wille erfüllt worden. Die Moslimen sind im Kampfe erlegen." Jetzt erst warf sich Muhamed auf sein Roß und eilte über Baeza nach Sevilla. — Grausam wüthete das Schwert der Christen unter den Fliehenden. Sie verfolgten dieselben im Umkreise von drei bis vier Meilen. Erst die Nacht machte dem Würgen ein Ende. Als der Sieg vollständig errungen war, stimmten der Primas von Toledo und die übrigen Prälaten auf der mit Leichen ringsum bedeckten Wahlstätte das Tedeum an, um dem Gotte der Schlachten einen tausendstimmigen Lob- und Dankgesang erschallen zu lassen.

Der Verlust der Saracenen wird von den arabischen wie christlichen Berichterstattern als ungeheuer angegeben. Nach einigen der ersteren sollen von den 600,000 Streitern, welche in die Schlacht zogen, nur 100,000 entkommen sein. Die Berichte der drei Augenzeugen der Erzbischöfe Rodrigo von Toledo und Arnold von Narbonne, sowie des Königs Alfonso sprechen von geringeren aber immer noch außerordentlich großen Zahlen. Unverhältnißmäßig klein war der Verlust der Christen. Daß derselbe jedoch nur 200 Mann oder gar noch weniger betragen soll, möchte schwerlich Glauben finden.

Entsprechend der Größe des saracenischen Heeres war die Beute, welche die Christen in dem feindlichen Lager machten an Gold und Silber, geprägten Münzen, kostbaren Gewändern, Seidenstoffen, Teppichen

und werthvollen Gefäßen. Die Menge der Kameele und Pferde war erstaunlich. An Pfeilen, Wurfspießen und Lanzen wurde eine solche Masse vorgefunden, daß man mit der Hälfte derselben mehrere Tage die Feuerung unterhalten konnte. —

Zum Gedächtnisse an diesen Sieg ordnete Alfonso auf den Jahrestag (16. Juli) für Toledo und später für ganz Castilien ein großes Dankfest, Triumph des Kreuzes genannt, an, an welchem die Trophäen aufgestellt wurden. Dem Papste wurde von dem Könige von Castilien alsbald als Antheil an der Beute das seidene Zelt des Almohadenherrschers und das Hauptbanner der Mauren sammt einem Siegesbericht zugesandt. Dieses Geschenk sowohl, als die Lanze Muhameds, welche Pedro von Aragonien geschickt hatte, wurden in der St. Peterskirche aufgestellt. Innocenz III., welcher in diesem glücklichen Feldzuge, zu dessen Gelingen er — wie später sein glorreicher Nachfolger Pius V. während der Seeschlacht bei Lepanto — seine hohenpriesterlichen Hände gegen Himmel emporgehoben hatte, mit Recht einen Sieg der ganzen Christenheit sah, rief sogleich nach Empfang der königlichen Botschaft die Geistlichkeit zusammen, veranstaltete ein Dankfest und dolmetschte das Schreiben vor allem Volke, die großen Thaten Gottes und die Tapferkeit des siegreichen Königs preisend. — Diesen selbst ermahnte er, nicht sich, sondern Gott die Ehre zu geben, dessen Macht so Großes gethan hatte.

237.

Cid's Leichenzug *)

von **Felicia Hemans**, übersetzt von **F. Freiligrath**.

Vor den Thürmen Valencia's tobte der Mohr,
Seine Lanzen umsaus'ten der Veste Thor,
Die Zelte der Wüste schlossen sie ein,
Und Kameele zertraten Hispania's Wein,
Denn der Cid ging ein zur Ruh'.

*) Don Rodrigo Diaz, † 1099, ward von seinem Könige und Volk Campeador, Kampfheld ohne Gleichen, und el mio Cid, mein Herr, von seinen besiegten Feinden genannt. Das Gedicht schildert den letzten Sieg des „nie besiegten Siegers", als nämlich des Helden tapfere Ritterschaar seine Leiche auf das treue Roß Babieca banden, und so mit ihrem todten Anführer in das Lager der Mauren drangen und diese in die Flucht schlugen. Auch nach seinem Tode lebte Cid im dankbaren Andenken seines Volkes, dessen Stolz er war,

Da war Volk von der Flur, die der Giftwind fegt;
Da war Stahl aus der Schlucht, wo der Leu sich regt;
Da war Bogen und Pfeil vom Oasenborn; —
Seinen Schaaren dröhnte der Wüste Horn
Des Abends Schlachten zu.

Um die Mitternacht über das dunkle Meer
Herweh'te Geläute, dumpf und schwer;
Die Sterne schienen auf Fluth und Stadt,
Und das Lager ruh'te, vom Streite matt;
Doch die Christen schlummerten nicht.

Sie setzten den Cid auf sein klirrend Pferd,
Wie zum Kampf ein Krieger war er bewehrt,
Und sie banden sein Schwert in die kalte Hand,
Die so kühn es schwang für sein Vaterland,
Und sein Erzschild funkelte licht.

Da ward Waffnen gehört von Haus zu Haus,
Auf den Wällen standen die Wachen aus,
Und eh' noch erbleichend die Sterne floh'n,
Da ragte gepanzert der Todte schon,
Und von dannen schritten sie frei.

Sie durchzogen schweigend der Veste Bann,
Und es war ein Schritt, wie von Einem Mann;
Und sie schritten leise, das Schwert in der Hand,
Wie der Löwe schreitet auf brennendem Sand,
Und sie gaben kein Feldgeschrei.

Als des Ersten Stimme dem Thorwart rief,
Da war Mondenschein, und das Lager schlief.

---

fort. Johannes von Müller sagt hierüber: „Zu St. Peter von Cardena wurde der Held in seine Grabstätte gesenkt; Könige und Kaiser haben dieselbe verehrt. Alfonso X. ließ 1272 das Grab erneuern. Da es nachmals verändert wurde, gebot Karl V. ernstlich die Herstellung auf dem vorigen Platz. Da liegt auch seine Gemahlin Ximena, sie hatte ausgelebt, nachdem sie ihn begraben, und ihre Töchter, großer Grafen und Könige Mütter, vortrefflich versorgt. Unter Bäumen vor dem Kloster liegt auch Babieca, das treue Pferd. Im Hause zu Vivar, wo Cid gelebt, blieb das Wappen und lange manche Erinnerung. Der Campeador, groß und gut, die Mähre seiner Abentheuer, worin er König Arthus und Karl dem Großen gleich ward, der Ruhm seiner erhabenen Seele, ging weit über Spanien durch Europa in Welten, die er nie gekannt; er wird bleiben, so lange für echten Edelsinn in menschlicher Brust ein Gefühl übrig ist.

Als hinter dem Letzten das Thor sich schloß,
Da flammte der Morgen auf Mann und Roß,
Und die Sonne bestrahlte das Meer!

Fünfhundert Reisige klirrten voran;
Dann Bermudez der Held mit des Feldherrn Fahn';
Ihre Seide rauschte voll Kampfbegier: —
Deine letzte Wahlstatt, du grün Panier,
Du Standarte, glorreich und hehr!

Und jetzt kam stattlich der Campeador,
Wie ein Führer ritt er den Seinen vor,
Seine starren Züge barg das Visir,
Aber stolz und muthig trat auf sein Thier,
Denn es wußte, wen es trug!

Es trug den Cid, und es trug sein Schwert,
Und Ximena folgt' ihm, bleich und verstört;
Ihr Auge war ernst und ihr Wandeln schwer,
Um den todten Gemahl trug sie Leide sehr,
Doch kein Laut verrieth es dem Zug.

In Valencia war es einsam indeß;
Die Kirchen geleert, und aus die Meß!
Die Straßen öd' und verlassen gar!
Und kein Fußtritt scholl durch den Alcazar;
— So von dannen schritten sie frei.

Sie durchzogen schweigend der Wälle Bann,
Und es war ein Schritt, wie von Einem Mann;
Und sie schritten leise, das Schwert in der Hand,
Wie der Löwe schreitet auf brennendem Sand,
— Und sie gaben kein Feldgeschrei.

Doch nicht lange, da dröhnten die Hügelreih'n,
In die Heiden brachen die Christen ein;
Mit der Speere Blitz und der Panzer Schall,
Mit der Rosse Gestampf und der Reiter Prall,
Alvar Fannez*) war es, der kam.

Wie ein dräuend Gewölk, ohne Trauertalar —
So vorausgeflogen war er der Schaar;

*) Alvar Fannez Minaya, einer der ausgezeichnetsten Krieger des Cid.

Und der Sturmwind fuhr durch die Zelte hin,
Und gefällt lag die Schützenkönigin *),
Und wer Bogen und Pfeil für sie nahm.

Da ergriff ein Schrecken den König Bukar,
Und den Troß von Fürsten, der mit ihm war;
Muthlos ihr Herz und ihr Arm erschlafft,
Keinen Wurfspieß zu schwingen hatten sie Kraft,
So entsetzlich war, was sie sah'n.

Denn es schien, wo Minaya zum Sturm gab das Wort,
Als umringten ihn Siebenzigtausend dort,
Alle weiß wie der Schnee auf Nevada's Haupt,
Und sie kamen donnernd herangeschnaubt,
— Weiße Wellen über den Plan.

Und ein Krieger mit wallendem Federstrauß
Und mit feurigem Schwerte ritt Allen voraus;
Mit feurigem Schwerte, mit bleichem Panier,
Und ein blutroth Kreuz seines Panzers Zier —
So zum Angriff trug ihn sein Pferd.

Da war Furcht, wo erscholl seines Rosses Schritt;
Da war Tod, wo der ragende Krieger ritt;
Wo mit Geisterlicht seine Fahne schien,
Wo sein Glutschwert glomm, da war eitel Flieh'n,
Denn es schien keines Menschen Schwert.

Blutig die Eb'ne, so weit man sah!
Auf der Flucht die Gewalt'gen von Afrika!
'S war ein heißer Tag für die Christen heut'!
— Sie waren matt um die Abendzeit,
Gleichwie Volk, das Aehren schnitt!

Auf der Flucht die Gewalt'gen von Afrika!
Ihre Segel rauschen — die See war nah!
Ueber's Meer hin tönte der Heiden Schmach; —
So geschah's, daß der Bogen der Wüste zerbrach!
— In sein Grab so legte sich Cid!

---

*) „Die Schützenkönigin" eine maurische Amozone, die dem König Bukar mit einer Schaar weiblicher Krieger aus Afrika gefolgt war. Ihre Pfeile trafen so sicher, daß man sie den „Stern der Schützen" nannte.

238.

Blüthe der Wissenschaften in Spanien unter Isabella der Katholischen

von C. J. Hefele.

Wie in andern Ländern des Westens, so beginnt auch in Spanien mit der Mitte des 15ten Jahrhunderts eine neue Blüthe der Wissenschaften, namentlich der philologischen oder humanistischen Studien. Ueber Castilien, welches die Hauptmacht des in jener Zeit noch getheilten Spaniens bildete, herrschte damals Johann II., der Vater der Königin Isabella der Katholischen, der während seiner langen Regierung (von 1406 — 1454) für nichts in seinem Reiche gesorgt hatte, als für Künste und Wissenschaften; und während alles Andere darniederlag, begannen diese zu blühen und die Herzen der Castilianer, namentlich des Adels, allmählig zu erobern. Aber unter der ruhm- und friedelosen Regierung des wüsten Heinrichs IV. wurden diese zarten Keime im Bürgerkriege wieder zertreten, und als Isabella den Thron des Bruders im Dezember 1474 ererbte, war fast Alles vertilgt, was ihr Vater gepflanzt hatte. Die Schulen waren bis auf wenige herabgeschmolzen und von diesen nur Salamanka noch nennenswerth. Die seltene Frau aber hatte von dem Vater die Liebe zu den Wissenschaften geerbt, doch damit, obgleich ein Weib, jene heroischen Eigenschaften und großen Regententugenden verbunden, die dem Vater zu seinem und seines Volkes Unglück leider völlig gefehlt hatten. Wie Johann, so sammelte auch sie gerne Bücher und unterstützte die Anlegung von Bibliotheken, ja sogar auf dem Throne mitten unter den vielen Geschäften erlernte sie noch die lateinische Sprache und gewann in Jahresfrist eine tüchtige Kenntniß derselben, welche ihrem überhaupt weniger gebildeten Gemahle Ferdinand fehlte.

In großem Maßstabe für Hebung der Wissenschaften zu wirken war der Königin in den ersten Jahren ihrer Regierung wegen der Thronstreitigkeiten mit Beltraneja und Portugal nicht gestattet, aber sobald sie fest auf dem Throne saß, richtete sie ihr scharfblickendes Auge auch auf dieses Gebiet und verlieh ihm so kräftigen Schutz, daß eine der blühendsten Epochen der spanischen Literatur unter ihrer königlichen Pflege erwuchs. Vor Allem ward unter ihrer Regierung die neu entdeckte Buchdruckerkunst in Spanien eingeführt, geschützt, verbreitet und reichlich unterstützt. Bürgerliche Vortheile, Befreiung von Abgaben u. d. g. waren Lohn und Aufmunterung für die rührigsten Drucker, fremde und einheimische; die freie Bücher-Einfuhr steigerte die Concurrenz und spornte den

Eifer, und bald wurden in Spanien Lieder, Classiker und geistliche Bücher, ja ums Jahr 1478 schon eine Uebersetzung der Bibel von dem Bruder des heiligen Vincenz Ferrer zu Valencia gedruckt. Nicht selten bestritt die Königin bei guten Werken die Kosten des Druckes, noch mehrere nahm der Erzbischof Ximenes auf seine Rechnung, theilte den tüchtigsten Arbeitern Prämien aus, und schützte die junge Kunst in so hohem Grade, daß sich bald in allen bedeutenden Städten Spaniens stark beschäftigte Pressen befanden.

Hatte Isabella manche ihrer Buchdrucker aus Deutschland erhalten, so suchte sie ihre Gelehrten in Italien, das damals alle andern Länder an literarischem Glanze weit übertraf. So kamen die classisch gebildeten Brüder Antonio und Alessandro Geraldino an ihren Hof; den gelehrten Petrus Martyr aber, der aus einem mit den Borromäern befreundeten Hause Oberitaliens, aus Arona am Lago Maggiore stammte, brachte ihr Gesandter Graf Tendilla 1487 aus Rom, den Lucio Marineo Siculo der Admiral Henriquez aus Sicilien mit nach Spanien. Die Königin empfing diese Männer auf's freundlichste und betrachtete sie als ein kostbares Reis zur Veredlung des hispanischen Stammes der Literatur. Neben ihnen wurden aber auch geborne Spanier nicht vergessen, welche reiche und seltene Kenntnisse im Auslande sammelten und von der Königin nach ihrer Rückkehr für öffentliche Lehrstühle verwendet wurden, wie namentlich Antonius von Lebrija und Arias Barbosa. Vor Allen bediente sie sich der beiden Geraldino zur Erziehung ihrer eigenen Kinder, die eine gelehrtere Bildung genoßen, als vielleicht alle andere Prinzen und Prinzessinen des damaligen Europa's. Selbst Erasmus bewunderte die wissenschaftlichen Kenntnisse der jüngsten Tochter Isabella's, die an Heinrich **VIII.** von England vermählt war, und der große spanische Humanist Vives († 1540) erzählt mit Staunen, wie auch die unglückliche Johanna, die Mutter Carls V., aus dem Stegreif lateinische Reden zu halten vermochte.

Hieran sollte vor Allem der Adel ein Beispiel nehmen, dessen bessere Erziehung und Veredlung der Königin besonders am Herzen lag. Zum Lehrer desselben hatte sie den Petrus Martyr bestimmt, der bald nach seiner Ankunft in Spanien die Musen mit den Waffen vertauscht und am Maurenkriege Antheil genommen hatte. Nach der Eroberung Granada's aber (1492), als er eben die heiligen Weihen empfangen wollte, lud ihn die Königin durch den Großcardinal Mendoza zu sich ein, da-

mit er den Unterricht des jungen, dem Hofe folgenden Adels, gegen reiche Belohnung und um der guten Sache willen übernehme. Martyr war willig und die Königin errichtete nun wie einst Carl d. Gr. eine schola palatina oder eine mit dem Hoflager wandernde Akademie. Der Anfang war schwer, indem der junge Adel nur die Künste des Krieges schätzte und die Wissenschaften als damit unvereinbar verachtete. Doch schon im September 1492 spricht Martyr von besseren Erfolgen: wie sein Haus den ganzen Tag mit adelichen Jünglingen angefüllt sei und Isabella selbst ihre und des Königs Verwandte täglich zu ihm schicke. Obgleich Canonikus und später Prior von Granada, blieb er doch beständig am Hofe, und sein Wirken war so erfolgreich, daß der junge Adel die kräftigsten Fortschritte machte und nach vielen Jahren noch seine ehemaligen Schüler ihn wie einen Vater ehrten.

Neben Martyr wirkten noch andere ausgezeichnete Gelehrte, namentlich Lucio Marineo Siculo, anfangs Professor in Salamanka, dann um's Jahr 1500 an den Hof versetzt, mit solchem Erfolg an der Bildung des spanischen Adels, daß „kein Spanier mehr für adelich gehalten wurde, der die Wissenschaften gleichgültig betrachtete," und Erasmus erklärte, „daß die Spanier im Laufe weniger Jahre sich in den freien Wissenschaften auf eine so hohe Stufe erhoben hätten, daß sie nicht allein die Bewunderung der gebildetsten Völker Europa's erregten, sondern ihnen auch zum Muster dienen dürften". Männer aus den ersten Häusern des sonst so stolzen spanischen Adels nahmen keinen Anstand, Lehrstühle auf den Hochschulen zu übernehmen. So lehrte zu Salamanka Don Gutierre de Toledo, Sohn des Herzogs von Alba, ein Vetter des Königs, und Don Pedro Fernandez des Velasco, Sohn des Grafen von Haro.

Mit den adelichen Herrn wetteiferten die hohen Damen um den Preis der wissenschaftlichen Bildung und mehrere von ihnen bestiegen sogar die Katheder der Hochschulen, um über Redekunst und classische Literatur öffentliche Vorlesungen zu halten.

Mit dem neuen Eifer für Wissenschaft wurden die alten Schulen wieder gefüllt und neue errichtet; vor allen aber glänzte Salamanka, das spanische Athen, mit seinen 7000 Studirenden. Auch Martyr hielt hier einst Vorlesungen über Juvenal (1488) vor so großem Auditorium, daß die Eingänge zum Hörsaale versperrt waren und der Lehrer auf den Schultern der Studirenden gleichsam hineingeschoben werden mußte.

Mit dem alt berühmten Salamanka aber trat jetzt im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die neue Hochschule Alcala in die Schranken, eine großartige Stiftung des Ximenes, von Spaniern selbst das achte Wunder der Welt genannt.

Als Ximenes noch Großkaplan von Siguenza war, zeigte er schon eine große Achtung und Liebe für die Wissenschaften, indem er nicht blos die Lücken in seiner eigenen Bildung durch fleißiges Studium auszufüllen suchte, sondern auch seinen reichen Freund, den Archidiakon Johann Lopez de Medina Celi von Almazan zur Stiftung der Akademie von Siguenza bestimmte.

Mit der Königin zugleich hatten nemlich manche Prälaten und Granden die Nothwendigkeit einer höheren Bildung für alle Stände des spanischen Volkes, besonders aber für den Clerus erkannt. Um nun aber allen Provinzen des weiten Reichs die Mittel einer gelehrten Bildung zu verschaffen, wurde um diese Zeit eine Reihe von Akademien gegründet, wie die von Toledo durch Franz Alvar, die von Sevilla durch Roderich von St. Aelia, die von Granada durch den Erzbischof Talavera, die von Ognate durch Bischof Mercatus von Avila, die zu Ossuna durch den Grafen Giron von Urenna und die von Valencia durch Papst Alexander VI.

Alle diese aber wurden von der Stiftung des Ximenes bei weitem übertroffen, der alsbald nach seiner unverhofften Erhebung zum Erzbisthum Toledo, aus den reichen Einkünften seines Stuhls den Wissenschaften eine Freistätte zu gründen beschloß, und als den passendsten Ort hiefür Alcala de Henares, das alte Complutum erkannte, wo schon seit 200 Jahren eine Schule bestand und die Erzbischöfe von Toledo häufig zu wohnen pflegten.

239.

Lepanto

von H. Lingg.

Bang schon vor dem Schlachtengotte
Lag das weite Meer und schwieg,
Und die große Türkenflotte
Träumte sich schon Ruhm und Sieg.
Von des Nils und Euphrats Wogen
Waren Schiffe hergezogen,
Und von Fez und Trebisond;
Weithin auf den blauen Wellen
Sah man ihre Flaggen schwellen
Blutroth, mit dem halben Mond.

Schwarz und finster wie der Böse,
Mit der Seele voll Verrath,
Stand am Mast der Calabrese,
Nycalin, der Renegat;
„Heut im Blut der Nazarener
Trinkt euch satt, ihr Damascener!"
Sprachen die Wessire schon.
Doch im Himmel war's beschlossen,
Daß zerschmettert und zerschossen
Stürzen sollt' ihr Wellenthron.

Als der Tag war angebrochen,
Hat der Türk' mit Donnerschall
„Kommt heran!" zu uns gesprochen
Aus den Feuerschlünden all.
Antwort gab im Morgenstrahle,
Hoch vom Mast der Admirale
Unser Kreuzpanier sogleich,
Und nun sprach: Mit Gottes Wettern
Laßt uns jetzt den Feind zerschmettern!
Don Juan von Oesterreich.

Da begann das große Feuern,
Die metall'nen Schlangen spie'n,
Rings von Masten, Tauwerk, Steuern
Flog es in die Luft dahin;
Jetzt geentert! ward befohlen,
D'rauf mit Säbeln und Pistolen
Donnernd wirft sich Bord an Bord,
Mann an Mann, durch Luck' und Decke,
Durch Cajüten und Verstecke
Ueber Leichen rast der Mord.

Wilder wirft das Meer die Fluthen,
Zornig gährt sein Drachenschlund;
Wie ein Stern in Feuersgluthen,
Sinkt des Pascha Schiff zu Grund;
Feuer regnet's auf die Mohren,
Allem ist der Tod geschworen,
Was noch aus den Wellen taucht;
Aber Sieg dem Christenvolke,
Jubelt's durch die Pulverwolke,
Stille wird's, der Dampf verraucht.

Spanier, Deutsche, Johanniter,
Wer bewies den höchsten Muth?
Jeder Kämpfer war ein Ritter,
Jeder Harnisch troff von Blut;
Don Colonna, Don Farnese,
Groß im Heldenbuche lese
Jede fernste Nachwelt euch;
Doch der höchste Stern der Ehren
Glänzt euch, spanische Galeeren:
Don Juan von Oesterreich.

Gold und Silber von den Beuten
Sei des Herrn Altar geweiht,
Alle Glocken sollen läuten
In der ganzen Christenheit.
Christensklaven, frei der Bande,
Ruft es aus durch alle Lande
Allem Volk am Ufer weit:
Bei Lepanto mit den Schiffen
Hat den Erbfeind angegriffen
Und zermalmt die Christenheit.

240.

Der Weihnachtsmarkt in Madrid

von J. v. Minutoli.

Es dunkelt immer mehr und ich bin noch nicht auf dem Weihnachtsmarkt. Ich werfe mich also mit einer Art Todesverachtung in den Strom, ich werde fortgezogen, geschoben, gehoben und gedrückt, aber endlich er-

reiche ich so vorwärts rudernd die Calle mayor. Ich hole tief Athem und eile nun die Straße hinab, bis an den Haupteingang links in die Plaza mayor, aber ich fahre mit beiden Händen an die Ohren, denn ich bin betäubt von dem Chaos von kreischenden, heulenden, pfeifenden und brummenden Tönen, welche sich zu einer wahren Höllenmusik vereinigen.

Die Plaza mayor, jetzt Plaza de la Constitucion genannt, liegt ziemlich hoch und bildet ein Oblongum, dessen schmälere Seiten 334 Fuß, die breiteren 434 Fuß zählen. Die fünfstöckigen Häuser sind mit Ausschluß des in der Mitte der südlichen Fluchtlinien liegenden alten Rathhauses sämmtlich übereinstimmend gebaut und gefärbt. Das Erdgeschoß bilden rund gewölbte Arcaden; acht mächtige Portale führen in die umliegenden Straßen, nur von drei Richtungen her kann man zu Wagen den Platz passiren; von den übrigen Ausgängen führen mehr oder weniger tiefe Treppen in die sich nach Norden zu hinabziehenden Straßen. In der Mitte befindet sich die Reiterstatue Philipps III., welcher den Platz für Madrid hat bauen lassen, nachdem eine revolutionäre Bewegung unter den Bewohnern der Hauptstadt auf die Nachricht hin ausgebrochen war, daß der König eine Verlegung seiner Residenz beabsichtige; daß es ein Pferd sein soll, worauf der König reitet, habe ich aus der gedruckten Beschreibung der Kunstwerke Madrids entnommen. Das Schreien und Musiciren auf der Plaza mayor, welche durch die hohen Gebäude den Schall concentrirte, von den Mauern abprallen ließ und echoartig zurückwarf, läßt das Weihnachtsjauchzen in Berlin, trotz Pyramiden-, Fahnen-, und Waldteufelverkäufern nur wie ein Summen erscheinen. Wer auf dem Madrider Weihnachtsmarkte an eine Harmonie der Töne überhaupt, oder an die Reinheit der Töne insbesondere, oder auch nur an die Reinheit eines einzigen Tones denkt — oder selbst nur einen einzigen Ton herauszufühlen hofft — der irrt sich vollständig. Es gibt dort nur Mißtöne, und der Gesammteindruck dieser rasselnden, schneidenden, quickenden, krähenden und polternden unauflösbaren Dissonanzen erscheint aus einiger Entfernung wie ein Sturmgeheul am Klippenstrande und in der Nähe genommen wie der Schluß der Scene der Wolfsschlucht im Freischütz.

Die einzelnen Weihnachtsinstrumente will ich meinen Lesern beschreiben und benennen, falls sie sich für Entstehung, Wirkung oder Vervollkommnung derselben interessiren sollten. Da ist 1) die Gichara, eine Halb-

schwester des Berliner Waldteufels, ein Pappcylinder, oben durch einen Deckel geschlossen, durch welchen zwei Pferdehaare gezogen sind; diese werden aber nicht um das obere Ende eines runden Stockes geschleift, um beim Herumschwenken des Pappcylinders den reibenden Ton der Pferdehaare gegen den Stock mit dem heulenden Geräusche des Windes in dem Waldteufel zu vereinigen — sondern man faßt mit benetzten Fingern die Pferdehaare und streicht ruckweise mit Daumen und Zeigefinger die letztern immer fest drückend vom Pappcylinder bis ans Ende der Haare hinauf. Der dadurch hervorgebrachte Ton ist das Mark durchschneidend, pfeifend hohl und knarrend, und ist je nach der Größe des Pappcylinders feiner, durchdringender, oder gröber. Man nennt diesen Ton Cacaseo; das heißt das Gackern der Hühner.

2) Die Zamfonia ist die Symphonia aus dem alten Testamente. An dem oberen Ende eines starken Rohrstockes ist eine mit Luft gefüllte Schweinsblase befestigt; entweder zinnoberroth angestrichen, mit grünen Papierblättern verziert, einer kolossalen Orange nicht unähnlich — oder grünspangrün gemalt, mit dunkelgrünen Blättern umgeben, einen großen Apfel oder Mohnkopf darstellend. Unten am Rohrstock befindet sich ein Wirbel, an welchem eine Darmsaite befestigt ist, welche über die Schweinsblase fortgezogen bis an die obere Spitze des Stockes reicht. Diese Darmsaite wird mittelst eines kleinen Bogens, dessen Enden zwei Pferdehaare verbinden, gestrichen. Wenn man während des Streichens den Wirbel dreht und die Saite straffer spannt oder nachläßt, so steigt oder fällt der Ton, so daß man einfach wechselnde Weisen auf diesem kindlichen Instrumente spielen kann. Man findet die Zamfonia in allen Größen.

3) Die Casaca, ein unseren Nachtwächterknarren ähnliches Instrument, jedoch mit mehr Zähnen versehen. Man wählt das härteste Holz zu diesen Knarren; bemalt sie möglichst bunt und beklebt sie mit kleinen goldenen Sternchen.

4) Rabel, eine kleine Holzgeige.

5) Pantereta, das Schellentambourin.

6) Zambomba oder Zumbania, eine Trommel ohne Boden. Man sticht in das angefeuchtete Kalbfell ein Loch und stößt dadurch einen Stock, an welchem man unten einige Querhölzer befestigt, so daß man denselben nicht oben hinaus ziehen kann. Das trocknende Fell hat sich dicht an

den Stock gelegt; erfaßt man denselben und stößt und hebt man ihn hinauf und hinab, so ertönt ein dumpf rasselndes Geräusch.

7) Tamboril, die gewöhnliche kleine Trommel.

8) Chifla und Silbato, kleine und große Pfeife.

9) Ginebra, 8 — 12 gleich lange Rohrstäbchen, zwischen denen Schellen und Glöckchen befestigt sind, werden an einer Schnur um den Hals gehängt, dieselben mit Stäbchen geschlagen, so daß Schellen und Glöckchen mitklingen.

Dieß sind die spanischen Kinderinstrumente. Sie heißen **instrumentos rusticos**.

Dem Ueberfluß an sogenannter Musik entspricht eine unglaubliche Masse Eßwaaren. Man wandelt durch enge Straßen von Fruchtpyramiden. Orangen, Citronen, Quitten, Trauben, Aepfel, Datteln, Kastanien und Nüsse sind mit Kunstfertigkeit über einander gebaut oder geschichtet. Dann kommen Eierhaufen, Feigenbrod und Cacaueznüsse und Knackmandeln und Pinienkerne. Den größten Reichthum und die bedeutendste Mannigfaltigkeit findet man jedoch in den aufgethürmten Vorräthen von Marzipan, Gelenon und überzuckerten Früchten. Die Spanier sind Meister in der Zubereitung.

Der spanische Marzipan heißt **Turon**. Man fabricirt viele Gattungen davon und einige Fabriken und Städte haben den Ruf, vorzügliche Waare zu liefern, seit undenklicher Zeit bewahrt. Am gesuchtesten sind die Marzipane von Toledo, Saragossa, Sevilla und Gigon im Valencianischen. Der Marzipan von Toledo wird in runden Schachteln verkauft. Der Teig ist in Form eines Aales, Delphines oder Blumenkorbes, fest gebacken; er hat eine braune Oberfläche, welche mit Zuckertröpfchen, Früchten, bunten Kraftmehlblümchen und Goldschaumblättchen verziert ist. Es gibt Schachteln von einem halben bis zu zehn Pfund Gewicht. Zum letzten Weihnachtsmarkt versteuerten die Conditoren von Toledo 28,000 Schachteln mit 39,000 Pfund Marzipan an den Thoren von Madrid. Der Marzipan von Saragossa heißt **todos frutos**; es sind sehr gut zubereitete Früchte und Stücke Citronat in den Teig miteingebacken. Das Fabrikat von Sevilla verkauft man in runden Schachteln und zeichnet sich dasselbe durch seinen weißen, mit Marasquino oder Rosenessenz versetzten Zuckerguß aus. Gigon fertigt seinen Marzipan aus Haselnüssen. Derselbe bildet eine sehr weiche gelbe Masse und wird in Holzkästchen verkauft. Es gibt dann noch eine Auswahl von Marzipanen, welche

nach den vorzugsweise beigemischten Ingredenzien und Füllungen bezeichnet sind, wie Zimmet-, Citronenmarzipan 2c. Alle diese Sorten werden in der Form von Ziegelsteinen angefertigt und ausgestellt und nach dem Gewicht verkauft. Rings um den ganzen Constitutionsplatz unter allen Arcaden, ohne irgend eine Ausnahme befinden sich in ununterbrochener Reihe die mit sauberen Linnentüchern gedeckten und mit Thürmen und Mauern von Marzipan und andern Süssigkeiten überlasteten Tische.

Jetzt wollen wir uns die Spielwaaren ansehen; damit sieht es schwach, sehr schwach aus und meine jungen Landsleute, in dieser Hinsicht verwöhnt, würden wahrscheinlich naserümpfend den Madrider Weihnachtsmarkt durchwandern, ohne sich zum Ankauf der ausgestellten Waaren zu entschließen. Die Spanier haben wenig Sinn für Erfindung und Abwechselung in Form und Farbe. Dagegen besitzen sie in hohem Maße das Talent der Nachbildung. Auf Spielwaaren hat sich die spanische Industrie noch wenig geworfen, theils weil die Henneberger und Nürnberger Waaren das dießfällige Bedürfniß in den wohlhabenderen Familien gedeckt haben, theils weil die spanischen Kinder überhaupt weniger spielen als die deutschen und französischen. Der Sinn dafür hat sich in der neueren Zeit entwickelt, und da die ausländischen Spielwaaren nach dem Gewichte versteuert werden, so sind die schwereren und gröberen, billigeren Gattungen bei der Kostbarkeit des Transportes und der Höhe des Zolles nicht wohl einzuführen, und deren Anfertigung bleibt der Landesindustrie vorbehalten.

Erfindung und Ausführung sind eben so kindlich als die Auswahl gering. Man hat in Thon der gröbsten und mangelhaftesten Art an Zeichnung und Färbung eine geringe Auswahl ungraziöser Heiligen und ungeschickter Thiere. In Wachs ungraziöse Thiere und ungeschickte Heilige, in Zinn ungeschickte Heilige und ungeschickte Thiere und in Holz ungraziöse Heilige und ungraziöse Thiere. Außerdem gibt es in Holz kleine Reiter mit einer Hahnenfeder auf dem Kopf und Pferde; letztere von der Größe eines Zolles bis zur Höhe von 2½ Fuß, jedoch ohne Ausnahme alle genau nach demselben mangelhaften Modell auf dieselbe mangelhafte Weise ausgeführt, alle mit aufgehobenem rechten Vorderfuß und Flachsschweif; jedoch zeigte der letzte Weihnachtsmarkt in so weit eine Neuerung oder einen Fortschritt in dieser Industrie, als nicht mehr wie bisher sämmtliche Pferde eiergelb, sondern ein Theil derselben scheckenartig angestrichen war.

Die Buchbinderarbeit, welche gleichfalls in Spanien noch der Entwickelung entgegen sieht, findet zur Weihnachtszeit Beschäftigung in Anfertigung großer Krippen und Oelberge von Pappe. Ueber sehr plumpe, stark geleimte Thürme, Felsen, Grotten und Wege wird zerstoßenes Glas gestreut; Moosklümpchen werden angeklebt, Korkstöpsel als Bäume angeheftet, eine Federposenfontaine eingesetzt und von den oben erwähnten Heiligen und Thieren von Wachs, Thon, Zinn und Holz — so wie einige Reiter mit der rothen Feder aufgespießt, und die Krippe oder der Oelberg sind fertig.

Zur Kritik gehören Ruhe, Zeit und Geduld, von Sachkenntniß gar nicht zu reden. Jene Voraussetzungen finden auf dem Weihnachtsmarkt nicht statt; dieß Summen, Tönen und Schreien, dieß Wogen, Drängen und Quetschen läßt uns willenlos fortbewegen; wir schwimmen mit dem Strom und heulen mit den Wölfen. Jeder kauft mindestens ein Instrument, sei es aus Neugierde, Uebermuth oder als Musikfreund; da nun Jeder sein gekauftes Instrument auch benutzen wird, so kann man sich wohl vorstellen, was es sagen will, wenn gleichzeitig so und so viel Tausend großer und kleiner Kinder auf so und so viel großen und kleinen Kinderinstrumenten pfeifen, knarren, streichen, kratzen, paucken, klingeln, heulen, rasseln! Allein Alles war vergnügt und guter Dinge, Alles anständig und höflich.

In der Ecke des Platzes, wo an der tiefen Treppe das Haupthühner- und Eierdepot von Toulouse befindlich ist, von wo aus ganze Colonnen von Frachtwagen die Residenz mit französischem Federvieh versehen, hatte sich ein Kreis gebildet, in dessen Mitte das Topfwerfen mit vieler Geschicklichkeit geübt ward. Ein Bursche und ein Mädchen stehen sich gegenüber und werfen sich einen Topf gegenseitig zu. Je größer der Topf, je höher er in die Luft getrieben, je sicherer er aufgefangen und je schneller er zurückgeschleudert wird, desto größer ist der Beifall der Umstehenden. Natürlich endet das Spiel mit dem Zerbrechen des Topfes; sei es, weil man denselben gar nicht oder ungeschickt aufgefangen hat. Dem Gelächter der Umstehenden schließen sich die Betheiligten an. Der Sieger erhält vom Besiegten ein Geschenk. Dicht neben dieser Gruppe hielten die mit großen Schafen bespannten Kinderwagen, in denen die hier anwesenden Ammen und Kindermägde die ihnen anbefohlene zarte Jugend für wenig Silbergroschen die Fahrt um den Platz zu Wagen machen lassen. Allein das heutige Gedränge gewährte zu solchen Promenaden

keinen Raum. Die Mägde befanden sich mit den armen Würmern mitunter so eingepreßt, daß es der spanischen Ritterlichkeit bedurfte, um ihnen eine Gasse ins Freie anzubahnen.

Bevor ich den Platz verließ, war ich noch Zeuge einer hübschen Scene.

Platz, Platz!' rief es, wie ein Lauffeuer zu mir herüber, die schwere Cavallerie rückt an! Alles stob erschreckt auseinander — allein es war nur eine Kleinkinderbewahranstalt. Geführt von einem bejahrten Mann mit würdigem Aeußeren schaarten sich die kleinen Wesen, wie die Küchlein um die Henne. Der Trupp der Liliputaner machte Halt, um über die Art der Verwendung des ihnen für den Weihnachtsmarkt von ihren Eltern verabfolgten Taschengeldes zu beschließen. Es war wirklich eine Freude, die kleinen, frischen und freundlichen Bausbacken, die lustigen, blitzenden Augen der Knaben, die Lebendigkeit ihrer Gestikulationen und die große Unbefangenheit zu beobachten, mit welcher sie, unbekümmert um die sie umgebende zuschauende Menge, ihre Sache verhandelten. Die Mehrzahl entschied sich für den Ankauf von Marzipan und Früchten, die Minorität für die Beschaffung der oben geschilderten Concertinstrumente. Der größte Knabe, er mochte etwa acht Jahre zählen, wünschte der Mutter Gottes von Atocha eine geweihte Kerze zu schenken, damit sie seiner todtkranken Mutter beistehen, und dieselbe wieder gesund machen solle. Anfangs fand der Vorschlag, mit dem Gelde Aller diese Kerze zu kaufen, wie leicht erklärlich, wenig Anklang. Allein es war höchst interessant, wie der gute Sohn immer lebhafter wurde, wie er immer neue Gründe für den Vorschlag und zur Ueberzeugung seiner Gespielen suchte und fand, und ihm eine Stimme nach der andern zufiel. Sein Hauptgegner war ein kleiner prächtiger Kerl, bei jeder Antwort strich er sich eine große Locke aus der hohen Stirne und stemmte dann beide Arme in die Seite:

Kurz und gut, sagte er, ich wiederhole es, deine Mutter ist gewiß eine sehr gute Mutter, und es ist schade, daß sie krank ist, und du hast recht, daß du die Mutter Gottes bittest, ihr zu helfen — allein das geht uns nichts an, und mich am wenigsten, denn ich habe keine kranke, sondern eine ganz gesunde Mutter.

„Eben darum, Antonio," sagte der gute Sohn — „solltest du das Glück recht erkennen, eine gesunde, gute Mutter zu haben, und eben deßhalb solltest du mit uns stimmen und die Kerze der Mutter Gottes kau-

fen, nicht bloß, damit sie meiner Mutter helfen, sondern damit du ihr dankest, und sie bittest, daß sie deiner Mutter die Gesundheit bewahre und sie vor Krankheit schütze."

Da sprang der kleine dicke Opponent auf den Redner zu und gab ihm sein Geldstück und rief seinen Kameraden zu:

„Mir nach! wir kaufen die Kerze und zwar die schönste, die wir finden!" Und während sie das Geld zusammenlegten, riefen die Umstehenden laut: **Bravo chico, bravo chiquito, bravo chiquitito**: Das heißt: Bravo Kleiner, Kleinster, Kleinsterchen!

241.

Christnachtswünsche

von C. Gschwari.

Ich möcht' auf hohem Glockenhaus
Heut' eine Glocke hängen! —
Dann rief ich in die Nacht hinaus
Mit silberhellen Klängen.
Und riefe laut und riefe lind,
Daß Alle sich zum Jesuskind,
Dem neugebornen drängen.

Und eine Lampe möcht' ich sein
Vor diesem Kind, dem süßen! —
Wie wollt' ich da mit hellem Schein
Sein Lockenhaupt umfließen!
Und lächelt es dann mild und hehr,
So freuten d'rob sich Alle sehr,
Und thäten fromm es grüßen.

Auch möcht' ich wohl ein Englein licht
Ein Wiegenlied ihm singen!
Und vor des Vaters Angesicht
Ihm sel'gen Schlummer bringen.
Dann wollt' ich Frieden aller Welt
Verkünden und zum Sternenzelt
Empor mich wieder schwingen.

Doch bleibst du auch nur, wie du bist,
So gib dich Herz zufrieden
Mit dem, was dir der heil'ge Christ
Als deinen Theil beschieden!
Und schaue fromm mit heil'ger Scheu
Das Kindlein, das geboren neu,
Und dien' ihm froh hienieden!

242.

Die Heimath der Habsburger

von dem Fürsten E. M. Lichnowsky.

Da, wo die Alpen, die höchsten Gebirge unseres Welttheils, die Gränzscheide bilden von Italien und dem deutschen Lande, dort entspringt der königliche Rheinstrom. Von ihnen herabeilend, den Bodensee durchschneidend, stürzt er fort über Felsen, eingeengt, westlich nach Basel zu,

wendet sich hier vom Jura abgewiesen, plötzlich gegen Norden. Breit und inselreich durchströmt er ein weites fruchtbares Thal von zwei Gebirgsreihen wie Mauern begränzt, dem Schwarzwald und den Vogesen. Dann eilt er zu den segenreichen Gauen, wo die alten Städte des Reichs stehen', wo von steilen Felsen waldbekränzt viele Burgen auf Rebenhügel und Gärten blicken, bis er von den großen Ebenen aufgenommen wird. Das Land, das er von seinem Ursprung bis jenseits Straßburg bespült, hieß Schwaben. Ein Theil davon nannte sich Elsaß. Dieses, an seinem linken Ufer von Basel abwärts, zunächst emsig bebaut, weinreich am Fuß des Gebirgs, dessen Höhen mit dunkeln Wäldern bedeckt sind; jenes, das eigentliche Schwaben, bei den Gletschern beginnend, über schöne Berge und Hügel und Seen und fruchtbare Ebenen bis an den Lech, und über die Donau bis gegen die Jaxt und den Neckar, beides malerisch-herrliche Lande, die Wiege großer Geschlechter, der Tummelplatz eines fröhlichen, kräftigen Volksstammes.

Noch ein Land ist wichtig. Wo im hohen Gebirg aus dem Lucerner See die schäumende Reuß hervorbricht, der Limmat sich nähert, zu dieser hinüber und ihr entlang und dann der beide aufnehmenden Aar folgend, ist die Gränze Schwabens gewesen mit Burgund jenseits des Jura; jenseits, weil von dem größern Burgund aus gerechnet ward.

Es gibt Landstriche auf der schönen Erde, wo der Mensch unter einer wärmeren Sonne, bei üppigem Boden, bei dem großen Anblick des Meeres in stetem Wechsel des Frühlings und Sommers, mühelos sich dem Leben überläßt; dieß ist diesen Gegenden nicht beschieden. Aber bei mildem Himmel, inmitten der reizend abwechselnden Schönheiten der Berge und der Seen, der Wiesen und der Bäche, der Wälder und der Matten, im Angesicht der erhebenden Majestät der Alpen und Gletscher, arbeitsam auf reichlich lohnendem Boden zu leben, dieß war dem kräftigen Menschenstamme vorbehalten, der diese herrlichen Lande bewohnte.

Hier ist die Wiege des erlauchten Geschlechtes von Habsburg.

Dieser Name flößt Ehrfurcht ein.

Im höchsten Ruhm begann es durch einen Gerechten und nach einem halben Jahrtausend ward es beschlossen durch eine Gerechte.*) Vor Gott und den Menschen gerecht.

*) Durch Kaiserin Maria Theresia, Tochter Karls VI. des letzten Sprößlings des Habsburg'schen Mannsstammes.

243.

Alte Sprüche.

Es ist auf Erden kein besser List,
Denn wer seiner Zunge ein Meister ist;
Viel wissen und wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen.

Schweig, leid, meid und vertrag,
Deine Noth allein Gott klag,
An Gott nicht verzag.
Dein Glück kommt alle Tag!

Weißt du was, so schweig,
Ist dir wohl, so bleib,
Hast du was, so halt.
Unglück mit seinem breiten Fuß kommt bald.

Iß, was gar ist,
Trink, was klar ist,
Red, was wahr ist.

Glaube nicht Alles, was du hörest,
Sage nicht Alles, was du weißt,
Thu nicht Alles, was du magst.

Was recht ist, heg' und pfleg' allweg,
Was schlecht ist, jag' und schlag' alltag.

244.

Die Jahreszeiten in der Schweiz

von Tschudi.

Im ganzen Bergrevier der Schweiz ist mit Ausnahme weniger Gebiete kein Wind bekannter und von großartigerer Wirkung als der Fön; er ist nicht ein Lokal- sondern ein allgemeiner europäischer oder vielmehr afrikanischer Wind. Wie die Quellen des kalten Nordwindes wahrscheinlich die Polareisgebiete, die der feuchten, regenbringenden Westwinde der atlantische Ocean, so sind die der oft glühend heißen Südwinde (Fön) die brennenden Sandwüsten Afrikas. Nun scheint zwar der Zug der Alpen uns gegen diese zu schützen; aber sie verstärken dieselben in der That. Ist der heiße Luftstrom über den Alpen angelangt, so möchte er wohl über dieselben und ihre Thäler hoch hingehen; aber die Kälte des Schnee's kühlt einen Theil seiner Randwellen ab, so daß er sofort schwerer wird und in die Thäler niederstürzt. Dieß ist dann um so mehr der Fall, wenn die Gletscher am kältesten sind, und die Thalluft von der Sonne nicht erwärmt ist, wo also die Ausgleichung der Luftwärme auf eine gewaltsame Weise vor sich gehen muß. Darum ist der Fön nach genauen Beobachtungen im Winter und Anfang Frühlings am häufigsten; so

wie die Sonnenwärme die Thäler aber erwärmt, so haust er nur noch in den kälteren Hochalpen. Aus dem gleichen Grunde tritt er oft auch in der Nacht weit heftiger als am Tage auf. Die atmosphärischen Erscheinungen, die ihn begleiten, sind sehr hübsch. Am südlichen Horizonte zeigt sich leichtes Schleiergewölke, das sich an die Bergspitzen setzt. Die Sonne geht am starkgerötheten Himmel bleich und glanzlos unter. Die oberen Wolken glühen noch lange in den lebhaftesten Purpurtinten. Die Nacht bleibt schwül, thaulos, von einzelnen kälteren Luftströmen strichförmig durchzogen. Der Mond hat einen röthlichen, trüben Hof. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß die Gebirge viel näher scheinen; der Hintergrund nimmt eine bläulich violette Färbung an. Die hohen Wälder beginnen fern zu rauschen, die Bergbäche tosen weithin durch die stille Nacht; ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und dem Thale sich zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen kündet sich der angelangte Fön an, worauf oft plötzliche Stille der Lüfte folgt. Um so heftiger brechen die folgenden heißen Fönfluthen in's Thal und schwellen oft zu rasenden Orkanen auf, die zwei bis drei Tage mit abwechselnder Gewalt die Region beherrschen, die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versetzen, Bäume in die Tiefe schleudern, Felsstücke losreißen, die Waldbäche auffüllen und Häuser und Ställe abdecken und zum Schrecken des Landes werden. Oft wehen die Fönwinde aber nur gelinde und halten nur kurze Zeit an. Im ganzen Berggebiete bewirken sie enorme Schnee- und Eisschmelzungen und verändern dadurch mit Einem Schlage das Bild der Landschaft. Im Grindelwaldthale schmilzt der Fön oft in zwölf Stunden eine Schneedecke von zwei und ein Viertel Fuß Dicke weg. In den Thaltheilen, die der südlichen Bergmauer zunächst liegen, wüthet er gewöhnlich am heftigsten; denn dort brechen die warmen Luftfluthen am regellosesten und gewaltigsten herein.

Im März zaubert der Fön in wenigen Tagen eine unglaublich rasch sich entwickelnde Vegetation hervor, während gleichzeitig die Sehnen der thierischen Körper durch die trockenwarme Luftströmung an Spannkraft verlieren, so daß die rauschenden Wälder von allem anderen Leben ganz entblößt scheinen, die Gemsen auf der Nordseite des Berges Schutz suchen, Kühe, Ziegen und Pferde unruhig werden und mit Zeichen von Mißbehagen in der Luft herumschnobern. Und doch, trotzdem daß er gefährlicher als jeder andere Wind des Gebirges ist, wird er im Frühling mit Freuden begrüßt. Er ist der rechte Lenzbote und wirkt in zwölf

Stunden so viel, als die Sonne in vierzehn Tagen, indem auch die alte, zähe Schneeschicht, welche die Sonne lange vergeblich beleckt, ihm nicht widersteht. Ja, er ist in vielen schattigen Hochthälern geradezu die Bedingung des Frühlings, wie er an manchen Orten der Ebene im Herbste die Bedingung der Zeitigung der Traube ist. Würde er nicht von Zeit zu Zeit die zeugende Wärme bringen und die neu versuchten Schneeansätze wegfegen, so gäbe es in manchem Hochthale keinen Sommer und kein Leben, sondern wahrscheinlich nur stets wachsende Eisfelder. Dabei ist der Fön zum großen Glücke der Menschen und Felder ein sehr vorsichtiger Schneeschmelzer und schützt dadurch, daß er durch seine Wärme eine massenhafte Verdunstung der Wassertheile unterhält, die Niederungen vor gefährlichen Ueberfluthungen der Bergwasser. Dagegen trocknet er die Blüthe des Apfelbaumes rasch aus und vertilgt die Hoffnung auf eine Ernte. Auch die Buche und das Haidekorn gedeiht an Abhängen nicht, wo der Fön häufig anstreicht.

Gewöhnlich regiert dieser merkwürdige Wind nur in Anwesenheit des mit ihm kämpfenden oder von ihm überwundenen Nord- oder Biswindes. Das Gewölk zeigt deutlich den Tummelplatz der Luftströmungen an. Oft fluthen sie aber ungestört eine Zeit lang über und unter einander hin. Folgt auf den Fön wieder der Nordwind, so bewirkt er in großen Regenmassen den Niederschlag der vom Fön erzeugten Wasserdünste. Oft aber, besonders im Herbste und Vorfrühling, herrscht dieser Wochen lang milde in den höheren Alpen mit dem schönsten Wetter, während die Thalregion wenig Nordwind oder gar keinen Luftzug hat. Daher die wunderbare Erscheinung, daß oft im Dezember und Januar die höchsten Wälder und einzelne Bergtheile schneefrei sind, die Frühlings-Gentianen daselbst blühen, Mücken tanzen und Eidechsen spielen, während unten im Thale am Rande des Baches die großen Tannenäste unter der Wucht des Schnees seufzen und das Bachbett in Eisspiegeln glänzt, oder daß die obere Bergregion klare Luft und herrlichen Sonnenschein hat, während die Thäler bis zu einer gewissen, genau abgegränzten Höhe heran von einem kompakten Nebelmeer überfluthet sind, aus dem wunderbar schön und klar die einzelnen Berggipfel und Rücken hervortauchen. Erhebt sich nun der Nordwind, so räumt er rasch den ganzen Apparat des großartigen Schauspiels weg, rollt die meilenlangen Nebelteppiche auf und wirft sie über die Berge. Die ganze Landschaft wird transparent, trocken, kalt. Oder häufiger noch verdichtet er die vom Fön unsichtbar ge-

sammelten Wasserdünste in der Höhe, hängt sie an das leichte Schleiergewölk, bedeckt mit Nacht den Horizont, wirft an alle Berge rasch hinziehende Nebelstreifen und sendet Regen oder Schnee zu Thal.

Einige Wochen, ehe der Winter im Flachlande einzieht, steigt er aus der Alpenregion in die Bergregion hernieder, doch nicht auf einmal und mit Beständigkeit, sondern erst versuchsweise. Er streut im Oktober oder November etliche Mal seine Schneekörnerfluthen ins Revier, sendet harte Fröste aus, bildet an den Bächen Eis und an den Büschen Reif und gibt alsbald wieder der noch nicht ganz gebrochenen Kraft der Sonne nach. Mit dem abnehmenden Tag wird er mächtig und schneit dann oft in einer Nacht die ganze Region bleibend ein. Nur auf der Südseite der Alpen und auf den warmen Berghalden hat er länger mit Sonne und Fön um sein Regiment zu streiten. Am ersten haftet der Schnee auf den trockenen Wiesen und Weiden der Schattenseite, sodann auch auf der Sonnenseite, dringt endlich weg- und stegvertilgend überall durch und füllt, durch die dichten Aeste des Nadelholzes dringend, auch die Wälder mit gewaltigen Flockenmassen. Das ganze Gelände verliert die Details seiner einzelnen Vorsprünge und Spitzen in den weichen, allgemeinen Formen; die Thalwanne wird ein einförmiges, konkaves Ganzes, eine, so zu sagen, abstrakte Allgemeinheit. Die Bäche vereisen, die Wasserfälle erstarren in mächtigen Säulen an der kalten Felswand; nur hier und da bleibt eine sogenannte Staubecke, wo der Wind beständig amBerggrathe abstößt, schneefrei. Mühsam bahnt sich der Hirt den Weg zum wohlgeschützten Viehstalle, mühsam suchen sich die wilden Hühner, die während des Niederschlages oft mit großer Resignation auf dem Boden sitzen und sich einschneien lassen, um die einsamen Heuscheunchen ein Körnlein, während Wiesel, Eichhörnchen, Marder, Hasen und Füchse kaum ihre Nester und Höhlen verlassen. Die weiche, tiefe, lockere Decke ist die unwillkommenste, und schon in der nächsten hellen Nacht nimmt sie einen anderen Charakter an. Sie wird fest und hart, entweder nach einem warmen Tage zusammenhängend eisartig oder nach kalten Winden sporadisch krystallinisch. Die neue Sonne findet nicht mehr das flaumige, mattweiße Gewand der Landschaft, sondern einen harten, glänzenden Stahlpanzer. Millionen Krystalle leuchten und reflektiren blendend ihre Strahlen. Die Vierfüßer haben feste Bahn gewonnen auf dem knisternden Gefilde und reisen Abends und Nachts weit durch Berg und Thal. Ihre kaum angedeuteten Fährten durchkreuzen Wald und Feld; aber der

nächste scharfe Windzug erhebt Millionen der Schneekörner, überstäubt große Flächen, verwischt die Spuren, oder füllt sie, wenn die Schneekrystalle zu fest sitzen, wie im Spiele mit dürrem Laub oder großen Massen von Fichtengesäme auf. Dann sieht man den munteren Windzug auch auf den hohen Felsenfirsten und Kämmen den leichten Schneestaub abfegen. Die Höhen „rauchen," ein Theil des aufgewirbelten Staubschnee's qualmt in feinen, diamantenen Wölkchen glitzernd und blitzend in die klare Luft auf, während die schwereren Massen, vom Winde gepeitscht, in hundert wirbelnden Cascaden an den Felswänden der Bergkrone herumtanzen und wie flatternde Nebelstreifen in die Tiefe sinken. Tage lang, Wochen lang rastet die harte, klare Kälte unverrückt über dem Gebirge in trostloser Monotonie. Von den Bäumen fällt der erste Schnee, an seine Stelle tritt der langzahnige Reif und abermals Schnee und Reif und Eiszäpfchen. Da suchen die Bewohner der Bergthäler mit Axt und Schlitten ihre Wälder heim. Die Tannen und Buchen krachen beim Falle; die entästeten Stämme schießen pfeilschnell die Felsenwände hinunter; starkknochige Pferde galoppiren sicheren Fußes mit ihnen die Halden entlang den Dörfern zu. Nachts kläfft ein Fuchs im Busch, Tags durchbellen die Jagdhunde weithin den Forst, und der Schuß hallt durch die öde Landschaft. Vielleicht hörst du auch das lautpochende Herz des lange verfolgten Hasen oder den plumpen Flug des aufgescheuchten Birkhahns. Am Bach pfeift die Wasseramsel, im Vorholz des Hochwaldes der Schneefink oder Zaunkönig sein helles Lied. Je einsamer und stiller die allgemeine Physiognomie der Natur ist, desto frischer und fröhlicher oder schneidender die einzelnen Töne des Lebens. Am meisten vermissen wir aber in ihren schneeverhüllten Gliedern ihr liebes, blaues Auge: den klaren, träumenden Bergsee mit den Wundern seiner geheimnißvollen Tiefe. Erst ist er erstarrt; eine weißgrüne Spiegelfläche deckte ihn zu, und dann ist auch er bald in dem allgemeinen Leichentuche verschwunden und verloren.

Lauliche und wärmere Luftzüge verkünden den Frühling und helfen emsig der langsamen Sonne das alte Linnen zu zerstücken und zerpflücken, ein mühseliges Werk. Halb gelungen, überschüttet es ein trauriger Tag wieder mit hohem Gestöber. Aber nicht für lange; wo nur einmal die alte, zähe Rinde weggefressen ist, hält die letzte Lieferung nicht mehr vor. Die Wälder und Büsche schütteln unwillig die unbequeme Last ab; das Grüne arbeitet sich immer mehr heraus und stickt sich rasch

mit weißen, gelben und blauen Blüthen, wo es nur ein wenig Herr geworden. Die ganze Gebirgslandschaft fängt an zu tönen und zu rauschen in Wind und Wasser. Erst ein Stündchen oder zwei im höchsten Mittag, dann auch des Nachmittags, bald darauf auch Abends und Nachts und endlich Tag und Nacht durch bleiben die rieselnden, plätschernden, rauschenden, brausenden Wasser lebendig. Die Felsen tropfen, die Bäche haben sich durch die Schneebrücken und Eistrümmer gefressen, neue Zuflüsse rinnen von jeder Terrasse, von jedem Schneelager nach; an den jähen Wänden krachen die Eissäulen des Wasserfalles, von frischen Güssen überströmt, und stürzen mit donnerähnlichem Gepolter zusammen in das tiefausgewühlte Bett der Cascade. Eisblöcke, von frischem Wasser untersägt, rasseln ihnen über die Felswand herunter nach und verpflanzen mit ihren Eissplittern tausend knatternde Töne durch die Luft. Dazu die donnernden Höhen mit ihren dumpf hinrollenden Lawinen und krachenden Gletschern; die polternden Steine, die der Frost in den Fugen der Felswand gehoben und die Feuchte gelöst hat, das Zusammenbrechen der unterhöhlten Schneebänke — gewiß, der Frühling kündet den Einzug seiner jungen Lebensmächte tausendtönig schon durch die leblose Natur an. Es poltert und kracht und zischt und plätschert und donnert und rieselt ringsum durch die ganze Landschaft hin wie von Geisterunfug. Dann bleibt auch die Welt der freien Organismen nicht zurück; nur die Blumenwelt, die ewig stille. Specht und Amsel, Häher und Elster, Meise und Schnepfe, Drossel und Goldhähnchen, Adler und Eule, Fink und Kukuk, Steinhuhn und Auerhahn pfeifen, schreien, krächzen, hämmern, trillern, falzen den Frühling in allen Tonarten durch. Bald gesellt sich ihnen die schwirrende Fledermaus, der fauchende Marder, das raschelnde Eichhorn, der brummende Dachs zu, dann Grillen und Unken, Cicaden und Käfer, Hummeln und Bienen, Wespen und Fliegen — jedes mit seiner Stimme und seinen Tönen, die zuletzt von dem heraufsteigenden Leben der zahmen Bergthiere, von den meckernden Ziegen, wiehernden Pferden, brüllenden Stieren, bellenden Hunden, gackernden Hühnern, von den hundertstimmigen Glocken und Schellen, singenden Kindern und jodelnden Sennen strichweise verschlungen werden. Der Frühling ist die laute, die tönende, tausendstimmige Natur-Periode.

Aber die stumme Welt der Pflanzen ergänzt in ihrer Weise mit stillem Blätter- und Blüthenschmuck das Schauspiel der erwachten und beweglichen Lebensmächte, die von Tag zu Tage gewaltiger werden.

Haben Fön, Sonne und Regen die Schneedecke weggeleckt, so trägt sie noch überall die Spuren des Todes und Schlafes. Die Wiesen und Weiden sind fahlgelb oder rothbraun. Von den Quellen und dem Thale her überzieht sie aber in wenigen Tagen ein leichter, hellgrüner Anflug, der nun immer dichter und tiefer wird. Die Haselbüsche streuen ihren Goldregen aus, die gelben Huflattig-Blüthen überziehen die feuchten Lehm- und Sandhalden mit leuchtenden Decken, der Spitzahorn zeigt das erste Baumgrün, und achtzehn Tage nach dem ersten Bodengrün blühen in den mildern Bergwiesen schon die Kirschbäume und fangen die Buchenwälder an, langsam vom Thal auf sich zu belauben, und treffen auch die Schwalben ein. Fast drei Wochen hat der Frühling von dem untersten Kirschbaum unserer Bergregion, den er mit Blüthen schmückt, bis zum obersten hinan zu steigen; und so wird es über Mitte Mai, bis er an der oberen Grenze (4000′ ü. d. Meer) anlangt. Noch später gelingt ihm die Vollendung der aufsteigenden Belaubung der Buchen, während im Herbste die von oben her anfangende Vergilbung der Wälder sich weit rascher nach unten vollzieht. Auf der Höhe unserer Region ist daher das Leben des Laubwaldes auf etwa hundert Tage konzentrirt, während es in ihrer Tiefe über 150 Tage dauert. Im Jura nimmt man an, daß die untere Bergregion ihre Vegetation um 30 — 42 Tage, die obere Bergregion um 42—55 Tage später entwickle als die Ebene. Von dem so zu sagen stetigen alljährlichen Einzug des Frühlings sollte man förmliche Reisebeschreibungen zu machen suchen. Wir würden dann sehen, wie es zuerst in den dem Elsaß zu liegenden Theilen der Schweiz Lenz wird; in 4 — 6 Tagen gelangt er nach Zürich und verbreitet sich nach den Bergthälern zu. Hier steigt er schon an den südlichen Geländen hinan, während noch das Thal in dichten Schnee begraben liegt; dann arbeitet er diesen fort und steigt in die höheren Thäler, langsam die Berge hinan und gelangt endlich Mitte Sommers auf die höheren Alpen, wo er sofort wieder umkehrt und von dem oben herab ihm auf dem Fuße folgenden Winter in gleichen Stadien verfolgt wird. Nur in der Berg- und unteren Alpenregion hat er Zeit, auch zum Sommer zu werden, in der höheren Alpenregion nicht mehr, und wie wir in ersterer auch noch einen Herbst mit brausenden und in den herrlichsten Tinten abfärbenden Wäldern, lachenden Stein- und Kernfrüchten und regem Menschenleben haben, finden wir höher oben nur den ewigen Streit zwischen Lenz und Winter.

245

Der Winter

allemanisches Gedicht von P. Hebel.

Isch echt do obe Bauwele feil?
Sie schütten eim e redli Theil
in d'Gärten aben und ufs Hus;
es schneit doch au, es isch e Gruus;
und 's hangt no menge Wage voll
am Himmel abe, merki wohl.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
se het er vo der Bauwele gchauft;
er treit sie uf der Achsle no,
und uffem Huet, und lauft dervo.
Was laufsch denn so, du närsche Ma?
De wirsch sie doch nit gstohle ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
hen alli Scheie Chäpli uf,
Si stöhn wie großi Here do;
sie meine, 's heigs sust Niemes so.
Der Nußbaum het doch au si Sach,
und 's Here Hus und 's Chilche=Dach.

Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
me sieht ke Stroß und Fueß=Weg meh.
Meng Some=Chörnli, chlei und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt,
und schnei's, so lang es schneie mag,
es wartet uf si Ostertag.

Meng Summer=Vögli schöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt,
es het kei Chummer und kei Chlag,
und wartet uf si Ostertag;
und gangs au lang, er chunnt emol,
und sieder schlofts, und 's isch em wohl.

Doch wenn im Früehlig 's Schwälmli singt,
und d'Sunne=Wärmi abedringt,
Potz tausig, wacht's in jedem Grab,
Und streift sie Todte=Hemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli isch,
schlieft 's Leben use iung und frisch. —

Ist denn da oben Baumwoll feil?
Sie schütten aus ein redlich Theil
Herab in Gärten und auf's Haus;
Es schneit doch auch es ist ein Graus:
Und's hängt noch mancher Wagen voll
Am Himmel oben, merk ich wohl.

Und wo ein Mann von weitem läuft,
Hat Baumwoll sich an ihm gehäuft,
Er trägt sie auf der Achsel mit
Und auf dem Hut im schnellsten Schritt.
Du närr'scher Mann, warum die Hast,
Wenn du sie nicht gestohlen hast?

Und Gärten ab, und Gärten auf
Die Pfähle haben Käpplein auf;
Wie große Herren da sie stehen,
Als sei das nirgend sonst zu sehen.
Auch ging der Nußbaum leer nicht aus,
Noch Kirchendach und Herrenhaus.

Wohin man schaut ist Schnee und Schnee,
Verweht der Pfad auf Feld und Höh.
Manch' Saamenkörnchen klein und zart,
Liegt unterm Boden wohl verwahrt;
Und schnei's, so lang es schneien mag,
Es harrt auf seinen Ostertag.

Manch' Sommervöglein schöner Art
Liegt unterm Boden wohl verwahrt,
Es hat nicht Kummer, hat nicht Klag'
Und harrt auf seinen Ostertag.
Und währt's auch lang, er kommt einmal,
Indessen schläft es sonder Qual.

Doch wenn im Lenz die Schwalbe singt,
Die Sonnenwärme abwärts dringt:
Da Wunder! wacht's in jedem Grab
Und streift sein Todtenhemdlein ab.
Zeigt irgendwo ein Löchlein sich,
Da schlüpft's hervor, so jugendlich.

Do fliegt e hungrig Spätzli her!	Da fliegt ein hungrig Spätzlein her!
e Brösli Brod wär si Begehr.	Ein Krümchen Brod ist sein Begehr.
Es luegt ein so erbärmli a;	Es blickt so flehentlich dich an
's hei sieder nechte nüt mehr gha.	Hat nichts seit gestern Nacht empfah'n.
Gell Bürstli, sell isch andri Zit,	Gelt, Bürschchen, das ist andre Zeit,
wenn 's Chorn in alle Fure lit?	Liegt Korn in Furchen weit und breit?
Do hesch! Loß andern au dervo!	Da nimm! — Laß Andern auch nach dir!
Bisch hungerig, chasch wieder cho! —	Und bist du hungrig, sei nur hier!
's mueß wohr sy, wie 's e Sprüchli git:	Es muß doch wahr sein, wie man spricht:
„Sie seihe nit, und ernde nit;	„Sie säen nicht und ernten nicht,
sie hen kei Pflueg und hen kei Joch,	Sie haben keinen Pflug, kein Joch,
und Gott im Himmel nährt sie doch."	Und Gott im Himmel nährt sie doch!"

246.

Ueber ältere Kirchenmusik

von A. F. J. Thibaut.

Sehen wir auf die Geschichte der Kirchenmusik, so ergibt sich schon bei einer flüchtigen Betrachtung des Vorhandenen, daß über die neuesten Zeiten am wenigsten Gutes gesagt werden kann und daß vorzüglich den alten großen Meistern, wie im Fach der Malerei und Baukunst, so auch im Fach eigentlicher Kirchenmusik der Lorbeerkranz gebührt. Schon in den Werken der herrlichen Kirchencomponisten der alten deutschen und flamändischen Schule im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert offenbart sich eine Kraft und Größe des Gemüths, verbunden mit der Kunst, die Stimme geistvoll zu verflechten, daß die jetzige völlige Vernachlässigung dieser Werke nicht genug beklagt werden kann. — Der jüngste große Meister der flamändischen Schule Orlando di Lasso (Roland Laß geb. 1520) steht in vielen uns erhaltenen Werken als ein Riese vor unsern Augen, mächtig, ruhig, ernst, zart und innig, wie es nur die Kirche verlangen kann; und eben so neben ihm in Italien Palestrina, ganz so reichhaltig in seinen Schöpfungen, aber vielleicht noch tiefsinniger und so durchaus Meister der Kirchentonarten und des Satzes im reinen Dreiklange, daß Ruhe und Seligkeit bei ihm vielleicht mehr, als bei irgend einem andern Meister zu finden ist. —

Wenn übrigens Palestrina, in aller Hinsicht würdig mit Homer verglichen zu werden, in seiner Art als unübertrefflich erscheinen mag, und daher auch der vollendete Kirchenstyl von ihm den Namen des Pa-

lestrina-Styls bekommen hat, so ist es doch ein Vorurtheil, wenn man ihn gleichsam als den Anfang und das Ende des großen Kirchenstyls behandelt. Der Name des Erfinders gebührt hier vielmehr ganz gewiß den ältern großen Deutschen und Flamändern, unter welchen letzten auch Palestrina's Lehrer Goudimel genannt werden muß. Daher standen auch neben Palestrina, im Ganzen mit ihm zu vergleichen, der Flamänder Lasso und der Spanier Morales, dessen Lamentabatur Jacobus von dem ersten musikalischen Historiker, dem Pater Martini, für die vollendetste aller Compositionen erklärt ward. Sehr bald auf Palestrina folgen auch wieder zwei mächtige Kirchencomponisten, welche schwerlich allein durch dessen Werke gebildet waren, nämlich der deutsche Hänel oder Handl (Jacobus Gallus, geb. 1550) und der Spanier Tomasso Ludovico Vittoria (geb. 1560), welcher letzte das spanische Feuer mit geistlicher Demuth auf die herrlichste Art verbunden hat. Ihnen folgen dann in Italien noch viele Meister, welche, wenn auch nicht immer doch oft für den ernsten Styl mit Erfolg arbeiteten, namentlich Allegri, Allessandro Scarlatti, Baj, Lotti, Durante Bernabei, der Pater Martini, und in guten Stunden auch der wandelbare Jomelli und manche Andere. Inzwischen entstand nach Palestrina sehr bald eine gewisse Vorliebe für das, was ich den Oratorienstyl nenne, und dieser Styl ward überall in den Kirchen eingeführt, die Sixtinische Capelle abgerechnet, welche den kirchlichen Ernst nie ganz aufgegeben hat und daher auch in musikalischer Hinsicht immer wie ein Fels im Meere stand. Diese Erweiterung begreift sich auch recht wohl. Denn gerade das Erhabene wird der gewöhnlichen Welt am leichtesten unbedeutend; und wenn die Musiker in den ältern Zeiten unsere Concertsäle und Theater entbehren mußten, so war es wohl natürlich, daß man die Kirche mit benutzte, um dem Genie volle Freiheit zu verschaffen; etwa wie es auch leicht erklärt werden kann, daß vormals in den Klöstern die geistlichen Comödien entstanden. Die Zahl dieser Meister ist nun sehr groß, und vorzüglich verdienen unter ihnen genannt zu werden, wenigstens nach den mehrsten ihrer Werke, Caldara (geb. 1668), Marcello (geb. 1680), Durante (geb. 1693), L. Leo (geb. 1694), Valotti (geb. 1705) und Pergolese (geb. 1707). Indeß gebührt diesen Meistern das Lob, daß auch in ihren belebtesten Sachen vielfach die Liebe zum ernsten Styl durchleuchtet; daß sie selten, oder nie, sich in die Weltlichkeiten der Oper verlieren; und daß sie gleichsam das Ernste mit dem Schönen zu vereinigen suchen, um so zugleich dem Frommen

wie dem Geistreichen zu genügen. Man nehme nur z. B. das berühmte achtstimmige Miserere von Leo. Einem Miserere von Lasso, Allegri, Baj, oder einem bessern Miserere von Lotti ist es zwar in vielen Beziehungen nicht zu vergleichen. Allein wie würdevoll ist doch das Ganze; wie fein erinnert das Einflechten eines Gregorianischen Gesanges an das rein Kirchliche!

247.

Morgenwanderung

von E. Geibel.

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill
Kein Lüftchen mag sich regen!
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen, nah und fern,
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise;
Pocht und pocht, bis sichs erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelnden Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
Im Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen;
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Gluth mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen.

248.

Die heilige Cäcilia oder die Gewalt der Musik

von H. v. Kleist.

Um das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, als die Bilderstürmerei in den Niederlanden wüthete, trafen drei Brüder, junge in Wittenberg studirende Leute, mit einem vierten, der in Antwerpen als Prädicant angestellt war, in der Stadt Aachen zusammen. Sie wollten daselbst eine Erbschaft erheben, die ihnen von Seiten eines alten, ihnen allen unbekannten Oheims zugefallen war, und kehrten, weil Niemand in dem Ort war, an den sie sich hätten wenden können, in einem Gasthof ein. Nach Verlauf einiger Tage, die sie damit zugebracht hatten, dem Prädi-

canten über die merkwürdigen Auftritte, die in den Niederlanden vorgefallen waren, zuzuhören, da es sich traf, daß von den Nonnen im Kloster der heiligen Cäcilie, das damals vor den Thoren dieser Stadt lag, der Frohnleichnamstag festlich begangen werden sollte, beschlossen die vier Brüder, von Schwärmerei, Jugend und dem Beispiel der Niederländer dergestalt erhitzt, auch der Stadt Aachen das Schauspiel einer Bilderstürmerei zu geben. Der Prädicant, der dergleichen Unternehmungen mehr als einmal schon geleitet hatte, versammelte am Abend zuvor eine Anzahl junger, der neuen Lehre ergebener Kaufmannssöhne und Studenten, welche in dem Gasthofe bei Wein und Speisen unter Verwünschungen des Papstthums die Nacht zubrachten, und da der Tag über die Zinnen der Stadt aufgegangen, versahen sie sich mit Aexten und Zerstörungswerkzeugen aller Art, um ihr ausgelassenes Geschäft zu beginnen. Sie verabredeten frohlockend ein Zeichen, auf welches sie damit anfangen wollten, die Fensterscheiben, mit biblischen Geschichten bemalt, einzuwerfen; und eines großen Anhangs, den sie unter dem Volk finden würden, gewiß, verfügten sie sich, entschlossen keinen Stein auf dem andern zu lassen, in der Stunde, da die Glocken läuteten, in den Dom. Die Aebtissin, die schon beim Anbruch des Tages durch einen Freund von der Gefahr, in welcher das Kloster schwebte, benachrichtigt worden war, schickte vergebens zu wiederholten Malen zu dem kaiserlichen Officier, der in der Stadt commandirte, und bat sich zum Schutze des Klosters eine Wache aus. Der Officier, der selbst ein Feind des Papstthums und als solcher, wenigstens unter der Hand, der neuen Lehre zugethan war, wußte ihr unter dem staatsklugen Vorgeben, daß sie Geister sähe und für ihr Kloster auch nicht der Schatten einer Gefahr vorhanden sei, die Wache zu verweigern. Inzwischen brach die Stunde an, da die Feierlichkeiten beginnen sollten und die Nonnen schickten sich unter Angst und Beten und jammervoller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, zur Messe an. Niemand beschützte sie als ein alter siebenzigjähriger Klostervoigt, der sich mit einigen bewaffneten Troßknechten am Eingang der Kirche aufstellte. In den Nonnenklöstern führen, auf das Spiel jeder Art der Instrumente geübt, die Nonnen, wie bekannt, ihre Musiken selber auf, oft mit einer Präcision, einem Verstand und einer Empfindung, die man in männlichen Orchestern (vielleicht wegen der weiblichen Geschlechtsart dieser geheimnißvollen Kunst) vermißt. Nun fügte es sich zur Verdoppelung der Bedrängniß, daß die Kapellmeisterin, Schwester Antonia, welche die

Musik auf dem Orchester zu dirigiren pflegte, wenige Tage zuvor an einem Nervenfieber heftig erkrankte; dergestalt, daß, abgesehen von den vier gotteslästerlichen Brüdern, die man bereits in Mäntel gehüllt, unter den Pfeilern der Kirche erblickte, das Kloster auch wegen Aufführung eines schicklichen Musikwerks in der lebhaftesten Verlegenheit war. Die Aebtissin, die am Abend des vorhergehenden Tages befohlen hatte, daß eine uralte, von einem unbekannten Meister herrührende italienische Messe aufgeführt werden möchte, mit welcher die Capelle mehrmals schon einer besondern Heiligkeit und Herrlichkeit wegen, mit welcher sie gedichtet war, die größten Wirkungen hervorgebracht hatte, schickte mehr als jemals auf ihrem Willen beharrend, noch einmal zur Schwester Antonia herab, um zu hören, wie sich dieselbe befinde. Die Nonne aber, die dies Geschäft übernahm, kam mit der Nachricht zurück, daß die Schwester in gänzlich bewußtlosem Zustande darniederliege und daß an ihrer Directionsführung bei der vorhabenden Musik auf keine Weise zu denken sei. Inzwischen waren in dem Dom, in welchem sich nach und nach mehr denn hundert mit Beilen und Brechstangen versehene Frevler von allen Ständen und Altern eingefunden hatten, bereits die bedenklichsten Auftritte vorgefallen. Man hatte einige Troßknechte, die an den Portalen stunden, auf die unanständigste Weise geneckt und sich die frechsten und unverschämtesten Aeußerungen gegen die Nonnen erlaubt, die sich hin und wieder in frommen Geschäften einzeln in den Hallen blicken ließen, dergestalt, daß der Klostervoigt sich in die Sakristei verfügte und die Aebtissin auf seinen Knien beschwor, das Fest einzustellen und sich in die Stadt unter den Schutz des Commandanten zu begeben. Aber die Aebtissin bestand unerschütterlich darauf, daß das zur Ehre des höchsten Gottes angeordnete Fest begangen werden müsse; sie erinnerte den Klostervoigt an seine Pflicht, die Messe und den feierlichen Umgang, der in dem Dom gehalten werden würde, mit Leib und Leben zu beschirmen, und befahl, weil eben die Glocke schlug, den Nonnen, die sie unter Zittern und Beben umringten, ein Oratorium, gleichviel welches und von welchem Werth es sei, zu nehmen und mit dessen Aufführung sofort den Anfang zu machen.

Eben schickten sich die Nonnen auf dem Altan der Orgel dazu an; die Partitur eines Musikwerks, das man schon häufig gegeben hatte, ward vertheilt, Geigen, Hoboen und Bässe geprüft und gestimmt, als Schwester Antonia plötzlich frisch und gesund, ein wenig bleich im Ge-

sicht, von der Treppe her erschien; sie trug die Partitur der uralten italienischen Messe, auf deren Aufführung die Aebtissin so dringend bestanden hatte, unter dem Arm. Auf die erstaunte Frage der Nonnen, wo sie herkomme und wie sie sich plötzlich so erholt habe, antwortete sie: Gleichviel, Freundinnen, gleichviel! vertheilte die Noten, die sie bei sich trug, und setzte sich selbst, von Begeisterung glühend, an die Orgel, um die Direction des vortrefflichen Musikstücks zu übernehmen. Demnach kam es, wie ein wunderbarer himmlischer Trost in die Herzen der frommen Frauen; sie stellten sich augenblicklich mit ihren Instrumenten an die Pulte; die Beklemmung selbst, in der sie sich befanden, kam hinzu, um ihre Seelen, wie auf Schwingen, durch alle Himmel des Wohlklangs zu führen. Das Oratorium ward mit der höchsten und herrlichsten musikalischen Pracht ausgeführt; es regte sich während der ganzen Darstellung kein Odem in den Hallen und Bänken. Besonders bei dem salve regina und noch mehr bei dem gloria in excelsis war es, als ob die ganze Bevölkerung der Kirche todt sei; dergestalt, daß, den vier gottverdammten Brüdern und ihrem Anhang zum Trotz, auch der Staub auf dem Estrich nicht verweht ward, und das Kloster noch bis an den Schluß des dreißigjährigen Krieges bestanden hat, wo man es, vermöge eines Artikels im westphälischen Frieden, gleichwohl sekularisirte.

Sechs Jahre darauf, da diese Begebenheit längst vergessen war, kam die Mutter dieser vier Jünglinge aus dem Haag an, und stellte, unter dem betrübten Vorgeben, daß dieselben gänzlich verschollen wären, bei dem Magistrat zu Aachen wegen der Straße, die sie von hier aus genommen haben mochten, gerichtliche Untersuchungen an. Die letzten Nachrichten, die man von ihnen in den Niederlanden, wo sie eigentlich zu Hause gehörten, gehabt hatte, war, wie sie meldete, ein vor dem angegebenen Zeitraum, am Vorabend eines Frohnleichnamsfestes geschriebener Brief des Prädicanten an seinen Freund, einen Schullehrer in Antwerpen, worin er demselben mit vieler Heiterkeit oder vielmehr Ausgelassenheit von einer gegen das Kloster der heiligen Cäcilie entworfenen Unternehmung, über welche sich die Mutter jedoch nicht näher auslassen wollte, auf vier dichtgedrängten Seiten vorläufige Anzeige machte. Nach mancherlei vergeblichen Bemühungen, die Personen, welche diese bekümmerte Frau suchte, auszumitteln, erinnerte man sich endlich, daß sich schon seit einer Reihe von Jahren, welche ungefähr auf die Angabe paßte, vier junge Leute, deren Vaterland und Herkunft unbekannt sei, in dem durch

des Kaisers Vorsorge unlängst gestifteten Irrenhause der Stadt befanden. Da dieselben jedoch an der Ausschweifung einer religiösen Idee krank lagen und ihre Aufführung, wie das Gericht dunkel gehört zu haben meinte, äußerst trübselig und melancholisch war, so paßte dieß zu wenig auf den der Mutter nur leider zu wohl bekannten Gemüthszustand ihrer Söhne, als daß sie auf diese Anzeige, besonders da es fast herauskam, als ob die Leute katholisch wären, viel hätte geben sollen. Gleichwohl durch mancherlei Kennzeichen, womit man sie beschrieb, seltsam getroffen, begab sie sich eines Tages in Begleitung eines Gerichtsboten in das Irrenhaus und bat die Vorsteher um die Gefälligkeit, ihr zu den vier unglücklichen sinnverwirrten Männern, die man daselbst aufbewahre, einen prüfenden Zutritt zu gestatten. Aber wer beschreibt das Entsetzen der armen Frau, als sie gleich auf den ersten Blick, so wie sie in die Thüre trat, ihre Söhne erkannte. Sie saßen in langen, schwarzen Talaren um den Tisch, auf welchem ein Crucifix stund und schienen, mit gefalteten Händen schweigend auf die Platte gestützt, dasselbe anzubeten. Auf die Frage der Frau, die ihrer Kräfte beraubt, auf einen Stuhl niedergesunken war, was sie daselbst machten, antworteten ihr die Vorsteher, daß sie bloß in der Verherrlichung des Heilandes begriffen wären, von dem sie, nach ihrem Vorgeben besser als Andere einzusehen glaubten, daß er der wahrhaftige Sohn des alleinigen Gottes sei. Sie setzten hinzu, daß die Jünglinge seit nun schon sechs Jahren dieß geisterartige Leben führten, daß sie wenig schliefen und wenig genössen, daß kein Laut über ihre Lippen käme, daß sie sich bloß in der Stunde der Mitternacht einmal von ihren Sitzen erhöben und daß sie alsdann, mit einer Stimme, welche die Fenster des Hauses bersten machte, das gloria in excelsis intonirten. Die Vorsteher schlossen mit der Versicherung, daß die jungen Männer dabei körperlich vollkommen gesund wären; daß man ihnen sogar eine gewisse obschon sehr ernste und feierliche Heiterkeit nicht absprechen könnte; daß sie, wenn man sie für verrückt erklärte, mitleidig die Achseln zuckten, und daß sie schon mehr als einmal geäußert hätten, wenn die gute Stadt Aachen wüßte, was sie, so würde dieselbe ihre Geschäfte bei Seite legen und sich gleichfalls zur Absingung des gloria um das Crucifix des Herrn niederlassen.

Die Frau, die den schauderhaften Anblick dieser Unglücklichen nicht ertragen konnte und sich bald darauf auf wankenden Knieen wieder hatte nach Hause führen lassen, begab sich, um über die Veranlassung dieser un-

geheuren Begebenheit Auskunft zu erhalten, am Morgen des folgenden Tages zu Herrn Veit Gotthelf, berühmten Tuchhändler der Stadt; denn dieses Mannes erwähnte der von dem Prädicanten geschriebene Brief und es ging daraus hervor, daß derselbe an dem Projekt, das Kloster der heiligen Cäcilie am Tage des Frohnleichnamsfestes zu zerstören, eifrigen Antheil genommen habe. Veit Gotthelf, der Tuchhändler, der sich inzwischen verheirathet, mehrere Kinder gezeugt und die beträchtliche Handlung seines Vaters übernommen hatte, empfing die Fremde sehr liebreich, und da er erfuhr, welch ein Anliegen sie zu ihm führe, so verriegelte er die Thür und ließ sich, nachdem er sie auf einen Stuhl niedergenöthigt hatte, folgendermaßen vernehmen: „Meine liebe Frau! Wenn ihr mich, der mit euren Söhnen vor sechs Jahren in genauer Verbindung gestanden, in keine Untersuchung deßhalb verwickeln wollt, so will ich euch offenherzig und ohne Rückhalt gestehen: Ja, wir haben den Vorsatz gehabt, dessen der Brief erwähnt! Wodurch diese That, zu deren Ausführung Alles auf das Genaueste mit wahrhaft gottlosem Scharfsinne angeordnet war, gescheitert ist, ist mir unbegreiflich; der Himmel selbst scheint das Kloster der frommen Frauen in seinen heiligen Schutz genommen zu haben. Denn wißt, daß sich eure Söhne bereits zur Einleitung entscheidender Auftritte mehrere muthwillige, den Gottesdienst störende Possen erlaubt hatten; mehr denn dreihundert mit Beilen und Pechkränzen versehene Bösewichter aus den Mauern unserer damals irregeleiteten Stadt erwarteten nichts als das Zeichen, das der Prädicant geben sollte, um den Dom der Erde gleich zu machen. Dagegen bei Anhebung der Musik nehmen eure Söhne plötzlich in gleichzeitiger Bewegung und auf eine uns auffallende Weise die Hüte ab; sie legen nach und nach, wie in tiefer unaussprechlicher Rührung die Hände vor ihr herabgebeugtes Gesicht und der Prädikant, indem er sich nach einer erschütternden Pause plötzlich umwendet, ruft uns Allen mit lauter fürchterlicher Stimme zu, gleichfalls unsere Häupter zu entblößen! Vergebens fordern ihn einige Genossen flüsternd, indem sie ihn mit ihren Armen leichtfertig anstoßen, auf, das zur Bilderstürmerei verabredete Zeichen zu geben: der Prädikant, statt zu antworten, läßt sich mit kreuzweis auf die Brust gelegten Händen auf die Kniee nieder und murmelt sammt den Brüdern, die Stirn inbrünstig in den Staub herabgedrückt, die ganze Reihe noch kurz vorher von ihm verspotteter Gebete ab. Durch diesen Anblick tief im Innersten verwirrt, steht der Haufen der jämmerlichen Schwärmer, seiner Anführer beraubt, in Unschlüssigkeit

und Unthätigkeit bis an den Schluß des vom Altar wunderbar herabrauschenden Oratoriums da, und da auf Befehl des Commandanten in eben diesem Augenblick mehrere Arretirungen verfügt und einige Frevler, die sich Unordnungen erlaubt hatten, von einer Wache aufgegriffen und abgeführt wurden, so bleibt der elenden Schaar nichts übrig, als sich schleunigst unter dem Schutz der gedrängt aufbrechenden Volksmenge aus dem Gotteshause zu entfernen. Am Abend, da ich in dem Gasthofe vergebens mehrere Male nach euren Söhnen, welche nicht wiedergekehrt waren, gefragt hatte, gehe ich in der entsetzlichsten Unruhe mit einigen Freunden wieder nach dem Kloster hinaus, um mich bei den Thürstehern, welche der kaiserlichen Wache hilfreich an die Hand gegangen waren, nach ihnen zu erkundigen. Aber wie schildere ich euch mein Entsetzen, edle Frau, da ich diese vier Männer nach wie vor mit gefalteten Händen, den Boden mit Brust und Scheitel küssend, als ob sie zu Stein erstarrt wären, heißer Inbrunst voll, vor dem Altar der Kirche darniedergestreckt liegen sehe! Umsonst forderte sie der Klostervoigt, der in eben diesem Augenblicke herbeikommt, indem er sie am Mantel zupft und an den Armen rüttelt, auf, den Dom, in welchem es schon ganz finster werde und kein Mensch mehr gegenwärtig sei, zu verlassen. Sie hören auf träumerische Weise halb aufstehend, nicht eher auf ihn, als bis er sie durch seine Knechte unter den Arm nehmen und vor das Portal hinausführen läßt, wo sie uns endlich, obschon unter Seufzern und häufigem herzzerreißenden Umsehen nach der Kathedrale, die hinter uns im Glanz der Sonne prächtig funkelte, nach der Stadt folgen. Die Freunde und ich, wir fragen sie zu wiederholten Malen zärtlich und liebreich auf dem Rückwege, was ihnen in aller Welt Schreckliches, fähig ihr innerstes Gemüth dergestalt umzukehren, zugestoßen sei: sie drücken uns, indem sie uns freundlich ansehen, die Hände, schauen gedankenvoll auf den Boden nieder und wischen sich — ach! von Zeit zu Zeit, mit einem Ausdruck, der mir noch jetzt das Herz spaltet, die Thränen aus den Augen. Drauf, in ihre Wohnungen angekommen, binden sie sich ein Kreuz sinnreich und zierlich von Birkenreisern zusammen und setzen es, einem kleinen Hügel von Wachs eingedrückt, zwischen zwei Lichtern, womit die Magd erscheint, auf den großen Tisch in des Zimmers Mitte nieder, und während die Freunde, deren Schaar sich von Stunde zu Stunde vergrößert, händeringend zur Seite stehen und in zerstreuten Gruppen, sprachlos vor Jammer, ihrem stillen gespensterartigen Treiben zusehen, lassen sie sich, gleich als ob ihre

Sinne vor jeder andern Erscheinung verschlossen wären, um den Tisch nieder, und schicken sich still mit gefalteten Händen, zur Anbetung an. Weder des Essens begehren sie, das ihnen zur Bewirthung der Genossen, ihrem am Morgen gegebenen Befehl gemäß, die Magd bringt, noch späterhin, da die Nacht sinkt, des Lagers, das sie ihnen, weil sie müde scheinen, im Nebengemach aufgestapelt hat: die Freunde, um die Entrüstung des Wirths, den diese Aufführung befremdet, nicht zu reizen, müssen sich an einen zur Seite üppig gedeckten Tisch niederlassen und die für eine zahlreiche Gesellschaft zubereiteten Speisen, mit dem Salz ihrer bitterlichen Thränen gebeizt, einnehmen. Jetzt plötzlich schlägt die Stunde der Mitternacht: eure vier Söhne, nachdem sie einen Augenblick gegen den dumpfen Klang der Glocke aufgehorcht, heben sich plötzlich in gleichzeitiger Bewegung von ihren Sitzen empor, und, während wir mit niedergelegten Tischtüchern zu ihnen hinüberschauen, ängstlicher Erwartung voll, was auf so seltsames und befremdendes Beginnen erfolgen werde, fangen sie mit einer entsetzlichen und gräßlichen Stimme das **gloria in excelsis** zu intoniren an. So mögen sich Leoparden und Wölfe anhören lassen, wenn sie zur eisigen Winterzeit das Firmament anbrüllen; die Pfeiler des Hauses, versichere ich euch, erschütterten und die Fenster von ihrer Lungen sichtbarem Athem getroffen, droheten klirrend, als ob man Hände voll schweren Sandes gegen ihre Flächen würfe, zusammen zu brechen. Bei diesem grausenhaften Auftritt stürzen wir besinnungslos mit sträubenden Haaren auseinander; wir zerstreuen uns, Mäntel und Hüte zurücklassend, durch die umliegenden Straßen, welche in kurzer Zeit, statt unserer, von mehr denn hundert aus dem Schlaf geschreckter Menschen angefüllt waren. Das Volk drängt sich, die Hausthüre sprengend, über die Stiege dem Saale zu, um die Quelle dieses schauderhaften und empörenden Gebrülls, das, wie von den Lippen ewig verdammter Sünder aus dem tiefsten Grund der flammenvollen Hölle, jammervoll um Erbarmung zu Gottes Ohren heraufdrang, aufzusuchen. Endlich, mit dem Schlage der Glocke Eins, ohne auf das Zürnen des Wirths, noch auf die erschütternden Ausrufungen des sie umringenden Volks gehört zu haben, schließen sie den Mund; sie wischen sich mit einem Tuche den Schweiß von der Stirn, der ihnen in großen Tropfen auf Kinn und Brust niederträuft, und breiten ihre Mäntel aus, und legen sich, um eine Stunde von so qualvollen Geschäften auszuruhen, auf das Getäfel des Bodens nieder. Der Wirth, der sie gewähren läßt, schlägt, sobald er sie

schlummern sieht, ein Kreuz über sie; und froh des Elends für den Augenblick erledigt zu sein, bewegt er unter der Versicherung, der Morgen werde eine heilsame Veränderung herbeiführen, den Männerhaufen, der gegenwärtig ist, und der geheimnißvoll mit einander murmelt, das Zimmer zu verlassen. Aber leider! schon mit dem ersten Schrei des Hahnes stehen die Unglücklichen wieder auf, um dem auf dem Tische befindlichen Kreuz gegenüber dasselbe öde, gespensterartige Klosterleben, das nur Erschöpfung sie auf einen Augenblick auszusetzen zwang, wieder anzufangen. Sie nehmen von dem Wirth, dessen Herz ihr jammervoller Anblick schmilzt, keine Ermahnung, keine Hilfe an; sie bitten ihn, die Freunde liebreich abzuweisen, die sich sonst regelmäßig am Morgen jedes Tages bei ihnen zu versammeln pflegten; sie begehren nichts von ihm als Wasser und Brod und eine Streu, wenn es sein kann, für die Nacht; dergestalt, daß dieser Mann, der sonst viel Geld von ihrer Heiterkeit zog, sich genöthigt sah, den ganzen Vorfall den Gerichten anzuzeigen, und sie zu bitten, ihm diese vier Menschen, in welchen ohne Zweifel der böse Geist walten müsse, aus dem Hause zu schaffen. Worauf sie auf Befehl des Magistrats in ärztliche Untersuchung genommen, und da man sie verrückt befand, wie ihr wißt, in die Gemächer des Irrenhauses untergebracht wurden, das die Milde des letztverstorbenen Kaisers zum Besten der Unglücklichen dieser Art innerhalb der Mauern unserer Stadt gegründet hat." — Dieß und noch Mehreres sagte Veit Gotthelf, der Tuchhändler, das wir hier, weil wir zur Einsicht in den inneren Zusammenhang der Sache genug gesagt zu haben meinen, unterdrücken; und forderte die Frau nochmals auf, ihn auf keine Weise, falls es zu gerichtlichen Nachforschungen über diese Begebenheit kommen sollte, darein zu verstricken.

Drei Tage darauf, da die Frau, durch diesen Bericht tief im Innersten erschüttert, am Arm einer Freundin nach dem Kloster hinausgegangen war, in der wehmüthigen Absicht, auf einem Spaziergang, weil eben das Wetter schön war, den entsetzlichen Schauplatz in Augenschein zu nehmen, auf welchem Gott ihre Söhne wie durch unsichtbare Blitze zu Grunde gerichtet hatte, fanden die Weiber den Dom, weil eben gebaut wurde, am Eingang durch Planken versperrt und konnten, wenn sie sich mühsam erhoben, durch die Oeffnungen der Bretter hindurch von dem Innern nichts, als die prächtig funkelnde Rose im Hintergrund der Kirche wahrnehmen. Viele hundert Arbeiter, welche fröhliche Lieder sangen, waren auf schlanken, vielfach verschlungenen Gerüsten beschäftigt,

die Thürme noch um ein gutes Drittheil zu erhöhen, und die Dächer und Zinnen derselben, welche bis jetzt nur mit Schiefer bedeckt gewesen waren, mit starkem, hellem im Strahl der Sonne glänzigem Kupfer zu belegen. Dabei stand ein Gewitter dunkelschwarz mit vergoldeten Rändern im Hintergrunde des Baues; dasselbe hatte schon über die Gegend von Aachen ausgedonnert, und nachdem es noch einige kraftlose Blitze gegen die Richtung, wo der Dom stand, geschleudert hatte, sank es, zu Dünsten aufgelöst, mißvergnügt murmelnd in Osten herab. Es traf sich, daß, da die Frauen von der Treppe des weitläufigen klösterlichen Wohngebäudes herab, in mancherlei Gedanken vertieft, dies doppelte Schauspiel betrachteten, eine Klosterschwester, welche vorüber ging, zufällig erfuhr, wer die unter dem Portal stehende Frau sei; dergestalt, daß die Aebtissin, die von einem den Frohnleichnamstag betreffenden Brief, den dieselbe bei sich trug, gehört hatte, unmittelbar darauf die Schwester zu ihr herabschickte und die niederländische Frau ersuchen ließ, zu ihr herauf zu kommen, Die Niederländerin, obschon einen Augenblick dadurch betroffen, schickte sich nichts desto weniger ehrfurchtsvoll an, dem Befehl, den man ihr angekündigt hatte, zu gehorchen, und während die Freundin auf die Einladung der Nonne in ein dicht an dem Eingang befindliches Nebenzimmer abtrat, öffnete man der Fremden, welche die Treppe hinaufsteigen mußte, die Flügelthüren des schön gebildeten Söllers selbst. Daselbst fand sie die Aebtissin, welche eine edle Frau, von stillem, königlichem Ansehen war, auf einem Sessel sitzen, den Fuß auf einen Schemel gestützt, der auf Drachenklauen ruhte; ihr zur Seite auf einem Pulte lag die Partitur einer Musik. Die Aebtissin, nachdem sie befohlen hatte, der Fremden einen Stuhl hinzusetzen, entdeckte ihr, daß sie bereits durch den Bürgermeister von ihrer Ankunft in der Stadt gehört, und nachdem sie sich auf menschenfreundliche Weise nach dem Befinden ihrer unglücklichen Söhne erkundigt, auch sie ermuntert hatte, sich über das Schicksal, das dieselben betroffen, weil es einmal nicht zu ändern sei, möglichst zu fassen, eröffnete sie ihr den Wunsch, den Brief zu sehen, den der Prädikant an seinen Freund, den Schullehrer in Antwerpen, geschrieben hatte. Die Frau, welche Erfahrung genug besaß, einzusehen, von welchen Folgen dieser Schritt sein konnte, fühlte sich dadurch auf einen Augenblick in Verlegenheit gestürzt; da jedoch das ehrwürdige Antlitz der Dame unbedingtes Vertrauen erforderte, und auf keine Weise schicklich war, zu glauben, daß ihre Absicht sein könne, von dem Inhalt desselben einen

öffentlichen Gebrauch zu machen, so nahm sie nach einer kurzen Besinnung den Brief aus ihrem Busen und reichte ihn unter einem heißen Kuß auf ihre Hand der fürstlichen Dame dar. Die Frau, während die Aebtissin den Brief überlas, warf nunmehr einen Blick auf die nachlässig über dem Pulte aufgeschlagene Partitur, und da sie durch den Bericht des Tuchhändlers auf den Gedanken gekommen war, es könne wohl die Gewalt der Töne gewesen sein, die an jenem schauerlichen Tage das Gemüth ihrer armen Söhne zerstört und verwirrt habe, so fragte sie die Klosterschwester, die hinter ihrem Stuhle stand, indem sie sich zu ihr umkehrte, schüchtern, ob dies das Musikwerk wäre, das vor sechs Jahren am Morgen jenes merkwürdigen Frohnleichnamsfestes in der Kathedrale aufgeführt worden sei. Auf die Antwort der jungen Klosterschwester: ja! sie erinnere sich, davon gehört zu haben, und es pflege seitdem, wenn man es nicht brauche, im Zimmer der hochwürdigsten Dame zu liegen, stund, lebhaft erschüttert, die Frau auf, und stellte sich, von mancherlei Gedanken durchkreuzt, vor den Pult. Sie betrachtete die unbekannten zauberischen Zeichen, womit sich ein fürchterlicher Geist geheimnißvoll den Kreis abzustecken schien, und meinte in die Erde zu sinken, da sie gerade das gloria in excelsis aufgeschlagen fand. Es war ihr, als ob der ganze Schrecken der Tonkunst, der ihre Söhne verderbt hatte, über ihrem Haupte rauschend daherzöge; sie glaubte, bei dem bloßen Anblick ihre Sinne zu verlieren, und nachdem sie schnell, mit einer unendlichen Regung von Demuth und Unterwerfung unter die göttliche Allmacht, das Blatt an ihre Lippen gedrückt hatte, setzte sie sich wieder auf ihren Stuhl zurück. Inzwischen hatte die Aebtissin den Brief ausgelesen, und sagte, indem sie ihn zusammenfaltete: „Gott selbst hat das Kloster an jenem wunderbaren Tage gegen den Uebermuth eurer schwer verirrten Söhne beschirmt. Welcher Mittel er sich dabei bedient, kann euch, die ihr eine Protestantin seid, gleichgültig sein: ihr würdet auch das, was ich euch darüber sagen könnte, schwerlich begreifen. Denn vernehmt, daß schlechterdings Niemand weiß, wer eigentlich das Werk, das ihr dort aufgeschlagen findet, im Drang der schreckenvollen Stunde, da die Bilderstürmerei über uns hereinbrechen sollte, ruhig auf dem Sitz der Orgel dirigirt habe. Durch ein Zeugniß, das am Morgen des folgenden Tages in Gegenwart des Klostervoigts und mehrerer anderer Männer aufgenommen und im Archiv niedergelegt ward, ist erwiesen, daß Schwester Antonia, die einzige, die das Werk dirigiren konnte, während des ganzen

Zeitraums seiner Aufführung krank, bewußtlos, ihrer Glieder schlechthin unmächtig, im Winkel ihrer Klosterzelle darniedergelegen habe: eine Klosterschwester, die ihr als leibliche Verwandte zur Pflege ihres Körpers beigeordnet war, ist während des ganzen Vormittags, da das Frohnleichnamsfest in der Kathedrale gefeiert worden, nicht von ihrem Bette gewichen. Ja, Schwester Antonia würde unfehlbar selbst den Umstand, daß sie es nicht gewesen sei, die auf so seltsame und befremdende Weise auf dem Altan der Orgel erschien, bestätigt und bewahrheitet haben, wenn ihr gänzlich sinnberaubter Zustand erlaubt hätte, sie darum zu befragen, und die Kranke nicht noch am Abend desselben Tages an dem Nervenfieber, an dem sie darniederlag, und welches früherhin gar nicht lebensgefährlich schien, verschieden wäre. Auch hat der Erzbischof von Trier, an den dieser Vorfall berichtet ward, bereits das Wort ausgesprochen, das ihn allein erklärt, nämlich, „„daß die heilige Cäcilie selbst dieses zu gleicher Zeit schreckliche und herrliche Wunder vollbracht habe;““ und von dem Papst habe ich so eben ein Breve erhalten, wodurch er dies bestätigt.“ Und damit gab sie der Frau den Brief, den sie sich bloß von ihr erbeten hatte, um über das, was sie schon wußte, nähere Auskunft zu erhalten, unter dem Versprechen, daß sie davon keinen Gebrauch machen würde, zurück; und nachdem sie dieselbe noch gefragt hatte, ob zur Wiederherstellung ihrer Söhne Hoffnung sei, und ob sie ihr vielleicht mit irgend etwas, Geld oder einer anderen Unterstützung, zu diesem Zweck dienen könne, welches die Frau, indem sie ihr den Rock küßte, weinend verneinte, grüßte sie dieselbe freundlich mit der Hand und entließ sie.

Hier endigt diese Legende. Die Frau, deren Anwesenheit in Aachen gänzlich nutzlos war, ging mit Zurücklassung eines kleinen Capitals, das sie zum Besten ihrer armen Söhne bei den Gerichten niederlegte, nach dem Haag zurück, wo sie ein Jahr darauf durch diesen Vorfall tief bewegt, in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrte; die Söhne aber starben im späten Alter eines heitern und vergnügten Todes, nachdem sie noch einmal ihrer Gewohnheit gemäß das gloria in excelsis abgesungen hatten.

249.

Soldatenlied

von L. A. v. Arnim.

Das Herz an rechter Stelle,
Den Geist in rechter Helle,
Die Augen aufgemacht,
Gehandelt wie gedacht:
Das ist die Heldenkraft,
Die alle Siege schafft.

Im Glücke nichts vergessen,
Im Siege nicht vermessen,
Im Unglück unverzagt,
Gewagt und nicht geklagt:
Das ist der gute Sinn,
Der sichert den Gewinn.

In Mühe unverdrossen,
Im Mangel froh genossen,
Was uns noch übrig bleibt,
Das ist's, was Zeit vertreibt;
Wer nicht die Sorg entläßt,
Den hält die Krankheit fest.

Wir lassen Gott nur walten
In allen Tod'sgestalten,
Wenn Alles uns verläßt,
Er macht uns dennoch fest,
Und wessen Leben nützt,
Der ist von Ihm beschützt.

250.

Die Niederlage Otakars auf dem Marchfelde unter Rudolf von Habsburg

von J. E. Kopp.

Der Morgen des nächsten Freitags nach St. Bartholomäus Feste des Jahres zwölfhundert achtundsiebenzig brach an; es war um die sechste Stunde, und bald warf die Sonne ihre Strahlen auf beide Heere. Die Krieger Rudolfs hatten durch Beichte, und indem sie des Herrn Leib empfingen, sich gleichsam zum Tode vorbereitet. Es war der Wochentag seiner Erwählung an das römische Reich, und zugleich der dem heiligen Kreuze und zum Gedächtniß des Erlösungstodes geweihte Tag. Während die Kriegsvölker aus den Fürstenthümern in zwei Schlachthaufen unter die Fahne Oesterreichs oder den römischen Adler geschaart standen, stellte sich König Rudolf selbst mit dem übrigen Heere nach des Reiches Sitte unter das sieghafte Zeichen des seligmachenden Kreuzes. Eben dieses hefteten, mit den Deutschen, auch die Ungarn und die heidnischen Kumanen sich auf ihr Kleid; und wenige waren im Reichsheere, die nicht, wenn nur der Herr sie aus der drohenden Gefahr befreie, eine Kreuzfahrt in's heilige Land gelobten. Allen aber, den verbündeten Un-

gläubigen wie den christlichen Kriegern, war zur Ermunterung im gemeinsamen Kampfe und zur Wiedererkennung, wofern sie getrennt würden, Christus als Feldgeschrei gegeben worden. Inzwischen hatten sich die beiden Heere, langsam und in guter Ordnung vorrückend, auf dem Marchfelde bei Jedenspeugen genähert. Hierauf sprach zur That begeisternd, vor den römischen Reihen Bischof Heinrich von Basel, und ein von ihm bezeichneter Minderbruder verkündete den Kriegern, die im Kampfe für das Recht fallen sollten, als Martyrer die himmlische Siegeskrone, während die im Ungehorsam erschlagenen Feinde das ewige Feuer erwarte. Auch König Rudolf, wie Otakar gethan, redete zu den Seinigen, ermunternd. Da hielt Heinrich Schorlin, ein schwäbischer Ritter im Dienste des Bischofs von Basel, nicht länger sein feuriges Schlachtroß, gab voll Ungeduld ihm die Sporne, und sprengte der erste in die Böhmen. Auf, unterstützt ihn! rief König Rudolf; und mit so lauter Stimme, daß er von beiden Heeren vernommen wurde, erhob Rudolf zu Rhein, ein Ritter aus Basel, den Schlachtgesang. Alsobald eröffneten die Kumanen und Ungarn das Treffen; mit nicht minderer Hitze erwiederten die Böhmen den Angriff.

Bald ward die Schlacht allgemein und unentschieden, indessen Viele zu beiden Seiten erschlagen wurden, wogte der Kampf von Morgen bis Mittag. Da gelang dem Könige Otakar, in plötzlichem Anprall des römischen Königs Schlachthaufen zu brechen und der Sieg schien auf die Seite der Böhmen sich zu neigen. Als König Rudolf die Seinigen zurückweichen sah, eilte er, seine zuverläßigsten Reiter, dreihundert Mann der dritten Heeresabtheilung, dem vordringenden Feinde entgegenzustellen. In dieser Verwirrung, da das Reichsheer die bisher behauptete Schlachtordnung verloren, und Rudolf sie wieder zu gewinnen mit großer Anstrengung kämpfte, drang durch die getrennten Reihen vor vielen Andern ein feindlicher Ritter, suchte den römischen König, erkannte die hohe Gestalt, warf und streckte seinen Streithengst zu Boden. Mit dem Pferde stürzte auch der König. Hierdurch neue, stärkere Bewegung; während welcher die Einen sich gegen den verwegenen Ritter und die nachdrückenden Feinde wandten, hinwieder Andere zum Schutze ihres gefallenen Herrn herbeieilten. Noch im Augenblicke des Sturzes hatte König Rudolf, die Größe der Gefahr wohl anerkennend, durch Emporhalten des Schildes sich gegen Hufschlag und Zertretung zu schirmen gesucht. Alsogleich stellte sich Heinrich Walter von Ramswag, ein Ritter aus dem Thurgau, vor

den gefallenen König, vereitelte hierdurch den Anschlag auf dessen Leben, und richtete sofort den Daniedergeschlagenen wieder auf. In dieser verhängnißvollen Stunde, wo über des römischen Reiches Ehre mit dem Leben des Oberhaupts die Entscheidung fallen sollte, fühlte Rudolf zur rechten Zeit auch die nachdrückliche Hülfe seines Fürsten und Vertrauten, des Bischofs von Basel. Es war in der Nähe der Kirche von Marcheck, wo der römische König der augenscheinlichen Gefahr nur wie durch ein Wunder entging, als Herr Ulrich der Capeller durch rasches Heranführen der Nachhut zugleich die wankende Schlachtordnung wiederherstellte. Hierauf, sobald ihn seine Getreuen auf ein anderes Pferd gehoben, rief König Rudolf: Nicht länger um mich Einzigen bekümmert euch; auf, eilt vielmehr in die Schlacht! Und auf's Neue begann das Reichsheer den Kampf; erbitterter, heftiger, mit größerer Zuversicht.

König Otakar hatte, nachdem er den einen Schlachthaufen der römischen Kriegsmacht zum Weichen gebracht, in der Zuversicht, das ganze Heer zu schlagen, und ungeduldig vor Begierde den König Rudolf gefangen oder todt vor sich zu erblicken, den Ungestüm der eignen Krieger als lässig und träge zu erneuerter Anstrengung angetrieben; als er, indem er voll Hitze vorwärts drang, auf einmal durch die Staubwirbel die römischen Feldzeichen wieder erhoben sah und, auf unerwarteten Widerstand treffend, die Nähe des Königs Rudolf fühlte. Da geschah, daß, um den Hauptstoß der feindlichen Heeressäule unschädlicher abprallen zu lassen, und den frühern Angriff zur Umzingelung mit beiden Flügeln nicht wiederholend, nunmehr das Reichsheer mit allem Nachdrucke der böhmischen Streitmacht in die Seite fiel und dieselbe, gleich einem Keile, in zwei Heerhaufen auseinander trieb. Mit großer Tapferkeit setzte nun jener Abtheilung, welche, abgeschnitten vom König Otakar, das Hintertreffen bildete, der römische König zu; und bald riefen, verabredetermassen, nach des Markgrafen Heinrich von Hochberg Vorgange, die deutschen Krieger mit gewaltiger Stimme den Böhmen entgegen: Sie fliehen! worauf, als auch die Ungarn nicht minder lebhaft das Reichsheer unterstützten, in den feindlichen Reihen Furcht und Zittern Roß und Mann befiel, und bei völliger Auflösung der Schlachtordnung, indem das allmälige Zurückweichen unter Kampf schnell zur unverhaltenen Flucht ward, Viele gefangen, weit Mehrere erschlagen wurden, und eine große Anzahl, in die March versprengt, ihren Untergang durch die Wellen fand. Inzwischen stritt im Vordertreffen König Otakar mit unübertroffenem Heldenmuthe

und hielt den Kampf mit solchem Erfolge aufrecht, daß nur Wenige sich ihm zu nahen getrauten, und Alle, die es wagten, seinem Schwert erlagen; bis endlich, als die Wirkung der Flucht auf dem andern Flügel sich auch hier fühlbar machte, und mehrere Landherren durch Aufgeben des Kampfes Otakars Reihen selber lichteten, der Nachdruck Herrn Ulrichs von Capellen den böhmischen König nöthigte, zu eigener Unterstützung die Nachhut anzurufen. Allein auch Milota hatte mit seinen Leuten den Kampfplatz bereits verlassen.

Die Niederlage der Böhmen war entschieden. Schon während der Schlacht glaubten Frommgesinnte, welche für des römischen Königs Waffenglück zu beten, eine Anhöhe erstiegen, als günstige Vorbedeutung wahrzunehmen, daß über dem böhmischen Lager stets fort drückende Sonnenhitze lag, während eine kühlende Wolke, das Reichsheer bei jeglicher Bewegung deckte. Und zahlreiche Hilfsschaaren, die zu Otakars Verstärkung eben in der Nähe des Kampfplatzes eintrafen, als die Flucht der Ihrigen sie erreichte, warfen sich von Niemand verfolgt, gleichfalls in schleunige Flucht. In dieser allgemeinen Verwirrung, da vor den Kriegern des Reichsheeres die Feinde keine Schonung fanden, bereits viele Tausende gefallen und die böhmischen Feldzeichen niedergetreten zu Boden lagen, Ungarn und Kumanen meilenweit die fliehenden Landherrn verfolgten, um durch ihre Gefangennahme schweres Lösegeld zu erpressen und nach gesichertem Siege die Deutschen sich zur Plünderung des reichen Lagers wendeten, widerstand noch immer König Otakar, wie verlassen, nur von wenig Getreuen umgeben. Endlich als er sein Volk zerstreut, und die Unmöglichkeit sah, sich nach Drösing zurückzuziehen, warf er, einen ehrenvollen Tod bei den Seinigen schmählicher Flucht vorsetzend, aber auch fest entschlossen, nicht ungerochen zu sterben, mit letzter Anstrengung sich auf die feindlichen Schaaren. Da geschah nach längerm Kampfe, daß, als noch Mehrere von seiner Hand gefallen, König Otakar durch österreichische Krieger, schwer verwundet und mit dem Pferde zu Boden gestreckt wurde. In dieser Lage ward er erkannt, und seiner nicht mächtig, von einem Edlen, der ihn gerne gerettet hätte, gefangen genommen und abgeführt; bald aber, da er vor Ermattung nicht weiter konnte, auf das Erdreich niedergesetzt und ihm, um freier athmen zu können, der Helm abgenommen. Landherren aus den Herzogthümern, die den hülflosen König hier erblickten, und welchen dieser Anlaß erwünscht kam, für die Hinrichtung ihrer nächsten Anverwandten Rache zu nehmen,

brachten ihm in wilder Wuth durch Stich und Hieb so viele Wunden bei, daß er sofort unter ihren Streichen starb.

251.

Kaiser Rudolphs Grabritt

von W. Wackernagel.

Was wandelt denn durchs Land für Trauerkunde?
Die Leute steh'n und weinen an den Wegen,
Und alle Glocken klagen in die Runde.

Und einen Zug seh' ich herab bewegen
Zum Thale sich von Germersheim dem Schlosse,
Und auf der Straße weit den Staub erregen.

Und herrlich raget über all dem Trosse,
Der weinend folgt und schmerzlich weheklagend,
Ein Greis hervor auf langsam geh'ndem Rosse.

Und Priester ihm zur Seite, Kreuze tragend,
Gebete sprechend, feierliche Lieder
Mit Schluchzen singend, Segensworte sagend.

Und durch die Felder geht der Zug hernieder
Zum Rheine hin; und alle Leute weinen
Und schau'n und fragen sich und weinen wieder.

„Der Kaiser ist's, den diese Klagen meinen,
Der Kaiser Rudolf ist's; er will mit denen,
Die schon in Speyer schlafen, sich vereinen.

„Der Kaiser Rudolf ist es: da, wo Jenen,
Die vor ihm herrschten, ist das Grab bereitet,
Will er sein Haupt auf's Sterbekissen lehnen.

„Der Kaiser ist's, er weiß, sein Engel leitet
In dreien Tagen ihn zur Todespforte:
Der Kaiser ist es, der zu Grabe reitet!"

Und er ist todt! mit solchem Schmerzensworte
Geh'n Zähr und Seufzer in das Land als Boten,
„Rudolf ist todt!" So klingt's von Ort zu Orte.

Und Alles kommt und drängt und will mit rothen,
Verweinten Augen nur noch einmal schauen,
Nur einmal noch den heiß geliebten Todten.

Es zeigen ihren Kindern ihn die Frauen:
„Seht, diese Hand ließ einst sich das verwaiste
Deutschland als Braut in rechter Liebe trauen.“

Sie steh'n und jammern; doch die allermeiste
Wehklag erhebt ein Alter, dem an Kinne
Und Scheitel längst die Locke schon ergreiste.

„Ihr Fürsten, gönnt mir Eins nur zum Gewinne,
Nur Eins zum Trost. Ich schuf aus festem Steine
Einstmal sein Bild mit meinem besten Sinne.

Das Werk der Lieb' und Treue, laßt es seine
Ruhstätte nun für alle Zeit bewahren;
Zu Rudolf's Denkmal g'nügt sein Bild alleine.“

„Zu Rudolf's Denkmal, der mit grauen Jahren
Die Krone wie ein Jüngling hat getragen,
D'rin Mild und Recht die schönsten Steine waren.“

Der Meister sprach's und trat mit neuen Klagen
Zum todten Kaiser, welchem tiefgefaltet
Der unbewegten Stirne Furchen lagen.

„Noch ist das Bild zu Ende nicht gestaltet!
So rühre, Meisel, manches Bild's Gestalter,
Noch einmal dich, eh' meine Hand erkaltet!“

„Denn eine Falte grub ihm noch das Alter.
Nun sei, o Hand, zur letzten Arbeit eilig!
Wer so in Sorgen war des Reich's Erhalter,

An dessen Stirn ist jede Falte heilig.“

252.

Der blühende Bischofstab.

Volkssage.

Aus dem Geschlechte der Grafen vom Berge und Altena stammte auch Bruno, der sechs und vierzigste Erzbischof von Köln; das war

ein gar andächtiger und frommer Priester und von so großer Demuth und Bescheidenheit, daß er sich lange weigerte, sein wichtiges Amt zu übernehmen. Es drückte ihn die hohe Würde, und nur drei Jahre behielt er sie; dann kam er nach Altenberge von Köln herüber, hielt noch einmal in Pontificalibus in der herrlichen Kathedrale das Hochamt, und trat dann als schlichter Cisterzienser-Mönch in die Schaar der Brüder des Klosters Altenberge ein. Seinen Bischofstab hing er zum Andenken hinter dem Hochaltar der Kirche auf, diente Gott in Treue und starb am Tage des heiligen Gregorius im Jahre des Herrn Eintausendzweihundert.

Als die Brüder früh in die Kirche kamen, war sie mit Wohlgeruch erfüllt, und dem Bischofstabe waren Palmzweige und weiße Lilien entsproßt, die also dufteten. Da erkannten Alle, welch ein heiliger Mann ihr Bruder Bruno gewesen. —

253.

Johannes Tauler spricht:

Wem Leid ist wie Freud
und Freud wie Leid,
der danke Gott für solche Gleichheit.

254.

Das Vögelein.

Legende von L. Auerbacher.

Ein frommer Ordensmann las eines Morgens in der Bibel: Vor Gott sind tausend Jahre, wie ein Tag. Diese Worte und ihr Sinn wollten seinem blöden Verstande nicht eingehen, und je mehr er darüber nachdachte, desto unklarer und verworrener wurden seine Gedanken.

Da ging er, um sich zu zerstreuen, in den Garten, und indem er die Blumen und die Bäume und den blauen Himmel und alle die Werke Gottes mit Wonne und Andacht betrachtete, gewahrte er auf dem Wipfel eines Baumes ein seltsames, überaus schönes Vögelein. Und wie dasselbe nun seine buntfarbigen Flügel ausbreitete, und seine wunderschöne Stimme hören ließ, da durchzuckte den Mann ein nie gehabtes, innerstes Wonnegefühl, so daß er wie außer sich dastand, und Ohren und Augen nicht

abwenden konnte von der überaus lieblichen Gestalt und dem seelenvollen Gesang des Vögeleins. Dieses aber hüpfte von Zweig zu Zweig, und flog von Baum zu Baum, und schüttelte die Farben aus dem bewegten Gefieder und strömte melodische Töne aus der sangreichen Kehle, und so flog es immer singend aus dem Garten in den angränzenden Wald; und der Ordensmann, seiner selbst nicht mehr bewußt, folgte ihm nach, und wendete weder Aug' noch Ohr ab, und stand zuletzt wie bezaubert mitten im Walde, daß er die Wildniß nicht sah ob der Regenbogenpracht, die ihn umfloß, und den Wasserfall nicht hörte, ob dem Wundergesang, der ihn entzückte. Doch mit welchen Worten wäre so etwas zu beschreiben! Wie wenn am frühen Morgen, bei der ersten Dämmerung, über dem höchsten Gipfel eines Berges sich plötzlich ein Punkt von einem Wölklein zeigt, das nun allmälig in zarten Wollenstreifen auseinanderfließt; der erste Strahl der aufgehenden Sonne verwandelt es zauberisch in lauteres Gold, dann erweitert sich verdichtet die Wolke immer mehr, und Goldstreifen durchzucken sie wie Blitze, und verbrämen sie um und um wie mit leuchtenden Rubinen, und es lösen sich dann Wolken von der Wolke ab, und verschwimmen in dem Meere des azurnen Firmamentes, und Lichter und Farben wechseln und spielen in unendlichen Abstufungen in und aus einander, und das Auge vermag schon nicht mehr alle die herrlichen Gestaltungen zu überschauen und den Glanz und die Fülle und die Mannigfaltigkeit der himmlischen Erscheinung zu fassen und zu begreifen: — so mannigfaltig, so reizend und bezaubernd war der Gesang des Vögeleins. Es legten sich die Melodien wie ein Goldgewebe um des Hörers Herz, und umstrickten es ganz und gar wie mit einem Zaubernetze, und durchdrangen und erfüllten es, daß es ganz trunken wurde in überseliger Empfindung. Endlich verstummte das Vögelein, und ward plötzlich nicht mehr gesehen, und der Ordensmann, voll des genossenen Glückes, kehrte zu seinem Kloster zurück.

Es mochte nach seiner Berechnung eine Stunde verflossen sein, seit ihm die Erscheinung geworden, und er stand, noch am frühen Morgen, vor der Pforte und läutete an. Der Pförtner erschien. Sie erkannten sich einander nicht. Der Ordensmann nannte seinen Namen; der Pförtner sagte, es befinde sich kein Mönch dieses Namens im Kloster. Man ging zum Abte. Auch dieser kannte weder den Mann noch dessen Namen; wohl aber setzte er bei, wie die Chronik melde, so sei vor hundert Jahren ein Mönch dieses Namens plötzlich aus dem Kloster ver-

schwunden, und man habe seit der Zeit nichts mehr von demselben vernommen. Da erkannte der Ordensmann, daß er eines großen Wunders von Gott gewürdigt worden, und er fiel dem Abte zu Füßen, und bekannte und beichtete und erzählte, was sich mit ihm begeben.

Und nachdem er noch in derselben Stunde das heilige Sakrament empfangen, that er gegen Niemanden mehr den Mund auf, sondern verharrte in stillem Gebete bis gen Mitternacht, wo er selig in dem Herrn entschlief.

255.

Angelus Domini

von J. Zingerle.

Wird es kaum im Osten helle,
Bei des Tages erstem Schein
Ruft das Glöcklein der Kapelle
In dem morgenkühlen Hain,
Ruft in wunderbarer Weise
Silbertönig, leise, leise:
Gruß, o Jungfrau! dir Maria!

Strahlt die Sonne senkrecht nieder
Auf das frühlingsheit're Thal,
Ruft dasselbe Glöcklein wieder
Milde wie das erste Mal,
Ruft in wunderbarer Weise
Silbertönig, leise, leise:
Gruß, o Jungfrau! dir Maria!

Wühlt im dicht verzweigten Walde
Kühler schon die Abendluft,
Von der veilchenduft'gen Halde
Noch einmal das Glöcklein ruft,
Ruft in wunderbarer Weise
Silbertönig, leise, leise:
Gruß, o Jungfrau! dir Maria!

Und im heil'gen Liebesdrange
Schwebt die Seele himmelan,
Und die Hölle zittert bange,
Und die Himmel beten an.
Engel singen leise, leise,
In gar wunderbarer Weise:
Gruß, o Jungfrau! dir Maria!

256.

Das Dörfchen in Tyrol

von Cl. v. Neumayr.

Auf einer Reise durch Tyrol kam ich nach N . . . Ich fand die Trümmer eines abgebrannten Dörfchens, ehedem auf einer engen Flur, unter jetzt versengten Fruchtbäumen, zwischen drohenden Bergen hingebaut. Kaum die Hälfte der Einwohner hatte in den Resten des Erdgeschosses, mit Brettern eingedeckt, ein erbärmliches Unterkommen sich ausgemittelt. Nur der Wirth hatte im zweiten Stocke ein Zimmerchen für

Fremde hingeflickt und einen Nothstall für ihre Pferde; er selbst mit Weib und Kindern hauste und schlief noch in Küche und Stall. —

Aber doch war viel Betrieb und Muth im Dörfchen, das abgebrannte Gotteshaus wieder herzustellen. Die Soldaten hatten dasselbe erst als Stall und Magazin, dann als Festung gebraucht, endlich beim Abzuge angezündet, und der Brand verzehrte das ganze Dörfchen. Jetzt aber war kein Einwohner, der nicht zimmerte und mauerte am neu erstehenden Gotteshause. Die Weiber und Kinder versahen Dienste der Handlanger; das wenige Gespann fröhnte dem frommen Bauwerke. Die Greise sammelten Beiträge bei der verschonten Nachbarschaft im Gebirge, und die geschlossene Almosenbüchse ward Reisenden nur für Unterstützung des Kirchenbaues hingestellt.

Nach einigen Monaten kam ich wieder nach N. . . Mit dem Aufbauen der Häuser war es nicht viel weiter gekommen; aber das Gotteshaus war hergestellt. Weiß getüncht, mit hellrothem Ziegeldache, schimmerte es über die Ruinen des Dörfchens weit in die Landstraße hinaus. Im kleinen Thürmchen mit grün bestrichener Kuppel prangte die Glocke; eine entlehnte Tragorgel war im Chore aufgestellt, und auf dem einfachen Altare thronte schon das früher geflüchtete Gnadenbild.

Es war ein Sonntag, der Jahrestag der Einäscherung, für des Gottesdienstes erste, neue Feier bestimmt.

Schon mit dem grauen Morgen standen Kinder und das junge Volk auf der Straße, um den ersten Laut der Glocke zu vernehmen, die wieder einmal zum Morgensegen weckte. Mit Thränen in den Augen beteten die Alten am Fenster ihr Angelus Domini. — Aber als um neun Uhr wieder die Glocke zum Gottesdienste rief, da ergoß sich die ganze Bevölkerung des Dörfchens in die Kirche, — Männer und Weiber, die Kinder auf den Armen der Mütter, Knechte und Mägde. „Herr Gott, dich loben wir!“ verkündete der Priester. — Und die Gemeinde stürzte hin, weinte zum ersten Male milde, erleichternde Thränen über das, was sie verloren hatte, und dankte Gott für das, was sie erhalten hatte, dankte Gott für das Geschenk der wiedergegebenen Gottesverehrung, bat um Abwendung weitern Unheils, empfahl dem Allgütigen ihre weitere Wohlfahrt, verzieh dem bösen Nachbar, und kehrte zurück in die Brandstätte, getröstet und erhoben mit der Gewißheit im Herzen, daß es ihnen nun nicht mehr fehlen könnte, auch ihren kleinen Hausstand in den Umgebungen des wieder erhobenen Tempels bald wieder zu erheben.

O, wie war ich tief gerührt! — Weh dem Menschen, der dieser Dörfler spotten könnte, der in ihrem frommen Wesen und Treiben den Geist Gottes verkennt, den Ruf für das Ewige! Dieser Geist, dieser Ruf allein ist es, der (Psalm 112) „die Armen aus dem Kothe aufrichtet", und, wenn er sie auch nicht „zu den Fürsten setzt", doch im Unglücke weit über die Fürsten erhebt, die jenes Geistes, jenes Rufes für das Ewige entbehren.

257.

Kaiser Max auf der Martinswand in Tyrol 1493

von H. J. v. Collin.

„Hinauf! hinauf!
„In Sprung und Lauf!
„Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
„Nur die Gemse springt, nur horstet der Aar,
„Wo das Menschengewühl zu Füßen mir rollt,
„Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
„Das ist der Ort, wo die Majestät
„Sich herrlich den Herrscherthron erhöht!
„Die steile Bahn
„Hinan! hinan!
„Dort pfeifet die Gemse! Ha, springe nur vor;
„Nachsetzet der Jäger, und fliegt empor!

„Gähnt auch die Kluft,
„Schwarz wie die Gruft;
„Nur hinüber, hinüber im leichten Schwung!
„Wer setzet mir nach? 's war ein Kaisersprung!
„Klimm, Gemse nur auf die Felsenwand!
„In die luftige Höh', an des Abgrunds Rand,
„Mach' ich mit Eisen mir doch die Bahn.
„Nur muthig hinauf, und muthig hinan!
„Jetzt ohne Rast
„Den Strauch erfaßt!
„Wenn tückisch der Zweig vom Gesteine läßt,
„So hält mich im Fall die Klippe noch fest."

Der Stein nicht hält;
Der Kaiser fällt

In die Tiefen hinab zwei Klafter lang;
Da ward Herrn Maxen doch gleichsam bang.
Ein Felsen hervor ein wenig ragt.
Das nennet er Glück — Gott sei's geklagt!
Einbrachen die Kniee, doch blieb er steh'n,
Und taumelt sich aus; da mußt er nun seh'n:
Hier half kein Sprung,
Kein Adlerschwung;
Denn unter ihm senkt sich die Martinswand,
Der steileste Felsen im ganzen Land.

Er starrt hinab
In's Wolkengrab,
Und starrt hinauf in's Wolkenmeer,
Und schaut zurück und schaut umher;
Da zeigt sich kein Fleck zum Sprung handbreit,
Kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut;
Aus hartem Felsen wölbt sich ein Loch
Schroff hinter ihm, wie ein Dom so hoch.
Der Kaiser ruft
In taube Luft:
„Ei doch, wie hat mich die Gemse verführt!
„Kein Weg zu den Lebenden niederführt."

Er war's gewillt,
Es ist erfüllt!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar,
Wo das Menschengewühl zu Füßen ihm rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt,
Da steht des Kaisers Majestät,
Doch nicht zur Wonne hoch erhöht.
Ein Jammersohn
Auf luft'gem Thron,
Findet sich Max nun plötzlich allein,
Und fühlt sich, schaudernd, verlassen und klein.

Im Thalesgrund
Ein Hirte stund,
Und sieht auf der Platte sich's regen,
Und bücken und heben und schreitend bewegen.
„Den bannt wohl hinauf des Satans Gewalt?
„Das ist bei Gott eine Menschengestalt!"

So ruft er, und winkt die Hirten herbei,
Daß jeder ihm staunend das Wunder zeih!
„Gott sei mit ihm!“
Ist's eine Stimm':
„Der steht dort oben in großer Noth,
„Muß arg wohl erleiden den Hungertod.“

Auf leichtem Roß
Ein Jägertroß
Kommt nun das Thal hereingesprengt,
Wo sich die Menge schon gaffend drängt,
Und rufet den nächsten Hirten an:
„Nahm wohl der Kaiser anher die Bahn?
„Hoch auf den Alpen klomm er empor,
„Daß ihn des Jägers Blick verlor.“
Der Hirte blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Hindeutend sagt er zum Jägerschwarm:
„Dann schaut ihn dort oben! daß Gott erbarm!

Der Jäger blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Und hebet nun schnell sein Sprecherrohr,
Und ruft, was Menschenbrust mag, empor:
„Herr Kaiser, seid ihr's, der steht in der Blend',
„So werft herab einen Stein behend'!“
Und vorwärts nun woget das Menschengewühl,
Und plötzlich ward es nun todtenstill.
Da fällt der Stein
Senkrecht hinein,
Wo unter dem Felsen ein Hüter wacht,
Daß, zerschmettert, das Dach zusammenkracht.

Des Volks Geheul',
Auf eine Meil',
Im ganzen Umkreis zu hören,
Macht rings das Echo empören.
Und zum Kaiser auf dringet der Jammerlaut,
Der kaum mehr menschlicher Hülfe vertraut.
Er spannet das Aug', er strecket das Ohr:
„Was wühlet dort unten? was rauscht empor?
Er sieht und lauscht;
Fort wühlt's und rauscht —

So harret er aus, ohn' Murren und Klag',
Der edle Herr bis zu Mittag.

Doch Sonnenbrand
Der Felsenwand
Zurück mit glühenden Strahlen prallt;
Da wird unleidlich der Hitze Gewalt.
Erschöpft von der mattenden Gemsenjagd,
Von Durst gequält, von dem Hunger geplagt,
Fühlet sich Max ganz matt und schwach: —
War's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach?
Doch wünscht' er allein,
Gewiß zu sein,
Eh' die Besinnung ihm verfließt,
Ob Hülfe bei Menschen noch möglich ist?

Bald wußt' er Rath,
Und schritt zur That,
Und schrieb mit Stiften auf Pergament
Die Frag' an's Volk, und wickelt behend
Mit goldenem Bande das Täfelein
Auf einen gewicht'gen Marmorstein;
Ließ fallen die Last in die Tiefe hinab, —
Und horcht — kein Laut, der ihm Antwort gab.
Ach Gott und Herr!
Man liebt ihn so sehr;
D'rum findet vom Volke sich Niemand ein
Dem Herrn ein Bote des Todes zu sein.

Der Kaiser, wie hart,
Auf Antwort harrt,
Und sendet den dritten und vierten Stein,
Doch immer wollt' es vergebens sein.
Bis schon am Himmel die Sonne sich senkt,
Und nun erseufzend der Herr sich denkt:
„Wär' Hülfe möglich, sie riefen es mir,
„So harr' ich nun sich'rer des Tod's allhier."
Da hob sein Sinn
Zu Gott sich hin;
Ihm entflammt das Herz der heilige Geist,
Daß er sich schnell von dem Irdischen reißt,

Wegstößt die Welt,
Zum Ew'gen hält.

Jetzt wieder ein Täflein nimmt zur Hand,
Beschreibt es eifrig. — Weil fehlte das Band,
So band er's am Stein mit dem goldenen Vließ:
Was soll's ihm? Er war ja des Todes gewiß!
Und aus dem erhöheten luftigen Grab
Wirft er den Stein in das Leben hinab.
Wohl peinlicher Schmerz
Durchwühlet das Herz
Jedem, der nun, was der Kaiser begehrt,
Weinend vom weinenden Leser hört.

Der Leser rief,
So heißt der Brief:
„Viel Dank, Tyrol, für deine Lieb',
„Die treu in jeder Noth mir blieb.
„Doch Gott versucht' ich mit Uebermuth;
„Das soll ich nun büßen durch Leib und Blut.
„Bei Menschen ist keine Rettung mehr;
„Gott's Wille geschehe! Gerecht ist der Herr!
„Will büßen die Schuld,
„Mit Muth und Geduld.
„Mit Einem wohl könnt' ihr mein Herz erfreu'n,
„Ich will euch den Dank im Tode noch weih'n.

„Nach Zierlein eilt
„Nun unverweilt
„Ein Bot' um das heilige Sakrament,
„Nach dem mir dürstend die Seele brennt.
„Und wenn der Priester steht am Fluß,
„So kündet's mir, Schützen, durch einen Schuß.
„Und wenn ich den Segen nun soll empfah'n,
„So deut' es ein zweiter mir wieder an.
„Sehr bitt' ich euch,
„Fleht dann zugleich
„Mit mir zum Helfer in aller Noth,
„Daß er mich stärk' in dem Hungertod.

Der Bote fleucht;
Der Priester keucht
Nun schon herbei, nun steht er am Fluß;
Schnell kündet's dem Kaiser der Schützen Schuß.
Der schaut hinab, erblickt die Monstranz;
Denn blitzend erglänzt ihr Demantkranz,

Und wirft sich vor ihr auf die Kniee hin,
Mit zerknirschtem Herzen, mit gläubigem Sinn.
Die Menschheit ringt
Und siegt und schwingt
Auf entfesselten Flügeln empor sich schnell
Zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell.

Und, o! wie fleht
Sein heiß Gebet!
„O Gott, du Vater, allmächtig am Himmelsthron,
„Du Lieb' aus Lieb' entquollener Gottessohn,
„Und du hochheiliger Gottesgeist,
„Der beide vereint, das Heil uns weist;
„O Gott, deß Lieb' auf jeder Spur
„Verkündet laut die weite Natur!
„O, tauchte sich schnell
„Im Liebesquell
„Mein liebender Geist, umfaßte die Welt,
„Die liebend am Herzen dein Arm erhält!"

„Vor meinem Tod
„Dein Himmelsbrod
„Wünsch' ich Unwürdiger, o wie sehr!
„O, sieh auf mich erbarmend her!
„O, Christus Lieb' tritt bei mir ein,
„Und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein,
„Die deine Lieb' so feurig beseelt,
„Daß Eines sie werden mit Gott und Welt.
„Und weil ich nicht werth,
„Was ich begehrt,
„Ein einzig Wort aus deinem Mund
„Macht deinen Knecht auch wieder gesund."

So will er im Fleh'n
Vor Liebe vergeh'n.
Da kündet ein zweiter Schuß ihm an,
Daß er den Segen nun soll empfah'n,
Der Herr sogleich auf Felsengrund,
Wirft sich die Stirn' und die Hände wund.
Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr
Sagt ihm des Priesters Worte vor:
„„Dich segne Gott
„„In deiner Noth,

„„Der Vater, der Sohn und der heilige Geist,
„„Den Himmel und Erd' ohn' Ende preist.““

Nun allzumal
Im ganzen Thal
Das Volk auf den Knieen harrt im Gebet,
Und laut für das Heil des Herren fleht.
Den Kaiser rührt's; der Betenden Schall
Bringt ihm zu Ohren der Wiederhall.
Auch er bleibt knieen im Gebet,
Und Gott für das Wohl der Völker fleht. — —
Schon flammt der Mond
Am Horizont,
Und herrlich das grünliche Firmament
Von funkelnden Sternenheeren brennt. —

Des Himmels Pracht
Erweckt mit Macht
Die Sehnsucht zum himmlischen Vaterland;
Ihm löset sich jedes irdische Band.
Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt,
Der Seligen Chor das Heilig singt,
Wo das Leiden schweigt, die Begierde sich bricht,
Zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht,
Dahin, dahin
Schwingt sich sein Sinn,
Und mit hoch emporgehobenen Händen
Denkt er entfliehend sein Elend zu enden;

Als schlank und fein
Ein Bäuerlein
Wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihm stund,
Und grüßt' ihn mit lieblich ertönendem Mund:
„Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit,
„Doch folgt mir schnell. Der Weg ist weit.“
Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht,
Und trauet den Augen und Ohren nicht.
Und wie er schaut,
Ihm heimlich graut;
Denn es wallt um den Knaben gar sonderlich
Ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem glich.

Doch der Kaiser in Hast
Sich wieder faßt,

Und fragt das Knäblein: „Wer bist du? — Sprich!"
„„Ein Bote, gesandt, um zu retten dich.""
„Wer zeigte dir an zur Klippe den Weg?"
„„Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg.""
„So hat dich der Himmel zu mir geschickt?"
„„Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt!""
Drauf es sich dreht,
Zur Höhlung geht,
Und gleitet nun leicht durch den Riß in die Wand,
Den vorher sein forschendes Auge nicht fand.

Durch den Riß gebückt,
Der Kaiser sich drückt;
Sieh! da hüpfet das Knäblein leuchtend voran,
Durch steile Schluchten tief ab die Bahn,
Wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt,
In der Tiefe der Schwaden aufblitzend schwimmt;
Am Gewölb' ertönt der Schritte Hall,
Fern donnert des Bergstroms brausender Fall
Tiefer noch ab,
Meilen hinab:
Da gleitet das Knäblein in eine Schlucht;
Die Fackel erlosch. — Mit den Händen bange nun sucht

Max sich den Weg hinvor,
Und dringt empor,
Und schaut aufathmend der Sterne Licht,
Und sucht den Knaben — und findet ihn nicht.
Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt.
Wohl war es ein Engel, der ihn geführt.
Und schon erkennt er Zierleins Thal,
Hört brausen der Menge verworrenen Schall.
Mit bebendem Tritt
Er weiter schritt,
Wie oft ermattet er weilen muß,
Bis er naht dem weit erglänzenden Fluß.

Noch stand er weit, —
Doch hocherfreut
Schaut er den Priester bei Fackelglanz
Steh'n unermüdlich mit der Monstranz.
Und noch die treuen Gemeinden knie'n,

Und heiß im Gebete für ihn glüh'n.
Sein Auge ward naß, sein Herz hoch schwoll,
— 's war ja von tausend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor,
Ruft laut empor:
„Lobet den Herrn und seine Macht!
„Seht! mich hat sein Engel zurück gebracht!"

258.

Thue Gutes, so lange es Zeit ist

von Hildebert von Tours.

Der Herr ermahnt uns, Werke der Liebe und Barmherzigkeit zu thun, so lange wir noch auf dem Acker des Lebens stehen. Denn wenn erst die Zeit vorübergeschwunden und die Ewigkeit gekommen ist, dann ist es zu spät. Keiner wird dort zu dir sprechen: Kleide den Armen, wo Alle in den Kleidern der Unsterblichkeit prangen. Niemand wird zu dir sagen: Bewirthe den Fremdling, wo Alle im Vaterlande leben. Niemand wird sprechen: Besuche den Kranken, wo eine ewige Gesundheit blüht. Niemand wird sagen: Bestatte den Todten, wo der Tod verschlungen ist in den Sieg. So lasset uns denn hier Gutes thun, so viel wir vermögen, lasset uns hier mit Eifer Samen streuen. Die Ernte mag dann früher oder später kommen; wenn sie kommt, wird sie in Ewigkeit nicht aufhören.

259.

Die Herrgottskinder von Kaltern

von G. Görres.

An einem Freitag in der Früh,
Das Jahr fällt mir nicht ein:
Da ging ein fremder Wandersmann
Zu Kaltern einst zu Wein.

Da fing ein kleines Glöcklein an,
War gar ein winzig Ding,
Das klimperte bescheidentlich,
Ganz leise bing! bing! bing!

Das Glöcklein ist die Freitagsglock,
So sprach der Wirth mit Stolz,
Die läutet, weil den Tod empfing
Heut Gott am Kreuzesholz.

Die Glocke dünkt mich sprach der Gast,
Herr Wirth! doch gar zu klein;
Mir scheint, zu Kaltern müßten wohl
Die Glocken größer sein.

Die größte haben freilich wir,
Erwiedert jener froh;
Doch ihr begreift, man läutet sie
Nicht mir nichts dir nichts so.

Das muß ein Kaltrer Bürger sein
Bei dessen Tod sie spricht,
Und ist's ein Kaltrer Bürger nicht,
So läutet man sie nicht.

Nehmt hin! sprach drauf der Wandersmann,
Die Taxe zahl ich gern
Und kauf dafür das Bürgerrecht
Zu Kaltern Gott dem Herrn.

Seit also Gott das Bürgerrecht
Zu Kalteren erwarb,
Erklingt die große Glocke auch
Am Tage da er starb.

Und Herrgottskinder hat der Scherz
Die Kalterer getauft,
Seit Gott ward in das Bürgerrecht
Zu Kaltern eingekauft.

Doch wer dieß neue Liedlein hört,
Der nehme sich in Acht,
Daß er es wie die Kaltrer nicht
Mit seinen Glocken macht.

Die größte schlägt gar Mancher an,
Wenn er sich selber preist,
Die kleinste dünkt ihm groß genug
Wenn Gott er Ehr erweist.

260.

Aus dem Gasteiner Gebirge.

Nun sitze ich endlich in meinem freundlichen Zimmer und überblicke den Hauptplatz des berühmten Heilbades Gastein. Mir gegenüber liegt ein mächtiges Denkmal des einst so blühenden Lebens und Treibens im Handel und Bergbau, das während des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in der Gasteina heimisch gewesen, das alte Gewerkenhaus, in dessen hohe Trümmer die junge Zeit sich mit einem bescheidenen Pfleggerichte eingebaut hat. Aber noch manch andere Bauwerke, die verfallenen Paläste der Straße, Zobten, Weitmoser zeugen für die gewinnreiche Thätigkeit und für den Glanz jener Zeit, wo hier im hohen Alpenthale der levantisch-italienische und der süddeutsche Handel sich vereinigten; wo die alte Römerstraße über die Korntauern von unzähligen Saumrossen beschritten wurde, und die wohlhabendsten Patrizier und Kaufherrn von Augsburg, Nürnberg, Köln und Aachen sich hier niederließen, um den ergiebigen Kreislauf zu nähren und zu beleben.

Wenn man diese Leichensteine der Vergangenheit genau ins Auge faßt, dann heben sich auf solchem Hintergrunde die bunten zierlichen Kartenhäuser und Pappearbeiten der Gegenwart, die man als Schön-

pflästerchen der Civilisation den schroffen Gebirgswänden anklebt, seltsam genug hervor.

Doch die Felsenhäupter des Hörnle, Geiskogl, Gamskahrkogel, des Weintsberger und Wiednerbergs sehen über die lichten Bergwälder herab und mir grüßend in die Stube. Da eile ich hinaus ins Freie und besehe mir das Thal und die Höhen. Ringsum ist Alles grün und angebaut auf beiden Ufern der Ache; Wiesen und Getreidfelder, Hanf, Flachs, und Erdäpfelpflanzungen ziehen sich rechts und links an den Höhen hinauf; Dörfer und einzelne Höfe liegen im Thal und an den Abhängen der Berge zwischen Bäumen und Buschwerk versteckt; die Reihen der Eschen, Ahorne, Lärchen, Fichten, Birken, Vogelbeer- und Kirschbäume schlingen sich dunkler und heller am Gelände hin; allenthalben sprudeln und rauschen Quellen und Sturzbäche, und hoch im dunkeln Himmelblau glänzen die Eis- und Schneefelder des Tischllahrgletschers, Ankogels, Rathhausbergs, der Erzwiese, Türchelwand und Wetterwand. Und wohin der Blick sich wendet, funkelt ihm ein reicher Blumenschmuck entgegen; denn wie in sorgsam gepflegten Gartenbeeten wuchern und duften auf freiem Felde die dreifarbigen Veilchen, zarten Gentianen, bunten Glockenblumen, glühenden Blutnelken, vielfarbigen Geranien und rosenrothen Heiden in einer Größe und Fülle, wie sie nur in der höheren Gebirgsgegend heimisch sind. Ja, dort an der westlichen Thalwand so wie im Angerthal steigt die Alpenrose so tief herab, daß es dem bequemsten Städter leicht wird, das spröde, stolz blühende Gebirgskind zu gewinnen. Und auch viele fröhliche Singvögel werden laut; Baum und Busch ist anmuthig mit Grasmücken, Schwarzblättchen, Buchfinken, Rothschwänzchen und Goldämmerlingen bevölkert, und als eigentlicher Concertmeister schien mir besonders Meister Kukuk beschäftigt zu sein, denn immer hallte die runde volle Altstimme des prophet'schen Blüthensängers.

Steigen wir nun dort östlich in der engen Felswindung des Kirchbachs hinauf und suchen wir eine wohlgelegene Stelle zur Uebersicht des Thals, welches hier zwei Stunden lang und eine halbe breit sich gegen Süden wendet. Da finden wir ungefähr 1000 Fuß über dem Spiegel der Gasteiner Ache auf einer grünen Berghalde, hart an dem Pfade, der zur Spitze des Gamskahrkogels führt, die Annakapelle, aus den Baumstämmen des Gebirges ohne zierliche Zimmerarbeit zusammengefügt, doch von treuer Andacht und gläubiger Dankbarkeit mit kleinen Bildern, mit duftenden und verwelkten Sträußen und Alpenblumen geschmückt. Und

während die Rinder, Ziegen und Schafe, auf den steilen Abhängen und in den jungen Lärchen= und Fichtenschlägen zerstreut, die gewürzigen Alpenkräuter abweiden, versammeln sich gegen Abend die jungen Bursche und Mädchen an der Capelle. Da wird nun fröhlich gescherzt und gespielt, aber auch fromm gebetet. Auf dem glatten Grasboden ist eine Kegelbahn eingerichtet, und hier sitzen die hübschen Kinder strickend, singend und Blumensträuße windend, während die Männer sich mit dem Schieben und Schleudern der schweren Kugeln ergötzen. Auch gerungen wird oft in landesüblicher Weise; und wenn sich die jungen Kämpfer lauernd und in sich zusammengezogen umkreisen, im blitzschnellen Anlauf einander fassen, schlangengleich mit den mächtigen Gliedern sich umstricken und mit eiserner Kraft und Andauer drängen, beugen und schwingen, bis der Sieger endlich den Ermattenden mit plötzlicher Ueberwucht zu Boden schleudert: so blickt der fremde Wanderer etwas zaghaft auf dieses rüstige Reckengeschlecht.

Die Bewohner des Gasteiner Thals erschienen mir einfach und treuherzig, doch nicht so gewandt und federkräftig wie der Tiroler und bayerische Hochländer, diesen auch an körperlicher Schönheit nachstehend. Freundlicher begabt sind die Frauen, die sich besonders durch einen reichen Haarwuchs meistens von glänzender kastanienbrauner Farbe auszeichnen, der, unter dem schwarzen blumengeschmückten Kegelhute in zierliche Flechten gewunden und mit einem metallenen Pfeile durchstochen, die frischen jugendlichen Gesichter gar anmuthig umschattet.

Doch die Sonne sinkt tiefer, und es wird einsam und still hier oben, denn Alles zieht mit den Heerden hinab nach Hause. Immer ferner klingen die vielstimmigen Schellen; hier und dort hallt noch der laut aufjauchzende Alpengruß; schon lagern sich goldene Wolken auf den westlichen Bergzinnen, und wie die Strahlen des scheidenden Tags warm und mild in das dunkelgrüne Thal fallen, senden die Abendglocken ihre heilige, fernhintönende Mahnung herauf zu meiner luftigen Höhe. Wie ein zarter Silberfaden schlingt sich die Ache zwischen den dämmernden Fluren hin; aus dem Dunkel des Rastetzen=, Anger= und Korkschachthals blinken schäumende Sturzbäche hervor, das alte Schloß der Weitmoser schimmert weit durch die dichten Baumgruppen, während die braunen Holzwohnungen von Gadaunern, Lavern und Mersbach im Dufte verschwimmen. Dort aber hoch oben, wo sich am Fuße des Graukogl's das Thal in Waldesnacht verliert, prangt noch im Abendrothe die alte

Kirche vom St. Nicolaus, und hinter ihr treten die stattlichen Neubauten des Wildbads hervor und der mächtige Wasserfall senkt sich wie eine kristallene Brücke im hellen Glanze von dem Schreckfelsen hinab in die finstere Tiefe. Da schlägt der letzte Sonnenblitz um die Häupter des Ankogl's, Rathhausbergs, der Erzwiese und Türchelwand; sie funkeln noch einmal auf im freudigen Licht, und die Nacht breitet sich aus über die verstummte, schlummernde Natur, und die mild leuchtenden Gestirne erblühen im Frieden Gottes am klaren Himmel.

261.

Das Buch ohne Buchstaben

von Christoph von Schmid.

Vor seiner Thür ein Bäurlein saß,
In einem kleinen Büchlein las;
Die liebe Einfalt war der Greis,
Sein Haar und Bart war silberweiß,
Doch röthlich noch sein Wangenpaar,
Benetzt mit Thränen hell und klar.

Schmelfungus auch des Weg's herkam,
Und wahr des armen Bäurleins nahm.
Der dicke Herr, gar hochgelehrt,
Das Bäurlein mit dem Gruß beehrt:
„Was machst du, alter Narre, da?
Du kennst ja nicht einmal das A." —
„Herr Doktor, in dem Büchlein steht
Nicht A noch Z, wie ihr da seht;
Leer sind die Blättlein allzumal,
Nur ihrer sechse an der Zahl,
Die Farben sind auch sechserlei —
Merkt, was mir die Bedeutung sei!

Das erste Blatt ist himmelblau,
Und sagt: Mensch, oft nach oben schau!
Das andere, wie Rosen roth,
Mahnt an des Heilands Blut und Tod.
Das dritte, wie die Lilien weiß,
Spricht: Rein zu leben dich befleiß'.

Das vierte Blatt, so schwarz wie Ruß,
Lehrt, daß ich auf die Bahre muß;
Des fünften feuerfarbner Schein
Erinnert an der Hölle Pein;
Das sechste Blatt, von Golde ganz,
Mahnt an des Himmels Pracht und Glanz.
Bedenk' ich, was das Büchlein spricht,
Mein Aug sich netzt, das Herz mir bricht.
Was ich nur brauch, mein Büchlein lehrt;
Drum halt' ich's tausendmal mehr werth,
Als eure Elephanten *) all
In eurem großen Bücherstall." —

Still gehet der gelehrte Mann:
„Hm! — denket er — es ist was dran!
Wer wenig thut, weiß er gleich viel,
Der kommet nimmermehr zum Ziel;
Wer wenig weiß, es aber thut,
Ist eben weise, froh und gut.

*) Folianten.

262.

Drei Bücher

von Ruysbroeck.

Immer, wenn du des Abends zu Bette gehen willst, lies zuvor drei Bücher, die du überhaupt stets bei dir haben mußt. Das erste ist ein recht altes, graues und häßliches, mit ganz schwarzer Tinte geschrieben; das zweite ist weiß und schön mit rother Schrift; das dritte prangt mit goldenen Buchstaben. Zuvörderst also lies das alte Buch, das heißt, betrachte dein vergangenes Leben, das, wie bei allen Sterblichen, auch bei dir voll von Sünden und Irrthum ist. Gehe in dich und öffne das Buch des Gewissens, das bei dem letzten Gerichte Christi vor Gott und aller Welt wird aufgeschlagen werden. Denke daran, wie schlecht du gelebt hast, wie nachlässig du gewesen bist in Worten, Werken, Wünschen, Gedanken; schlage die Augen nieder mit dem Zöllner und sprich: G o t t s e i m i r S ü n d e r g n ä d i g! Ich habe gesündigt, o Herr, ich habe gesündigt, erbarme Dich meiner! Dann wird der Herr Furcht und Angst vertreiben, und dir Glauben und Hoffnung verleihen. Zugleich wird in dir die Sehnsucht erwachen, Ihn zu loben und Ihm treu zu sein bis in den Tod. Nun lege das alte Buch bei Seite und hole aus dem Gedächtnisse das weiße. Siehe, es ist das unschuldige Leben Christi, dessen Seele rein, dessen herrlicher Leib aber überall von Geißeln zerschlagen und mit rosenfarbenem köstlichen Blute gezeichnet ist. Das sind die rothen Buchstaben, die Seine wahre Liebe gegen uns bezeugen. Schaue sie an in tiefem Mitgefühl und danke Ihm, daß Er dir durch Seinen Tod die Thür des Himmels aufgeschlossen und die Stätte bereitet hat. Zuletzt hebe deine Augen in die Höhe und lies das dritte Buch mit goldner Schrift geschrieben, das heißt: betrachte die Herrlichkeit des ewigen Lebens, gegen welches das irdische also verschwindet, wie Kerzenlicht vor dem Glanze der Mittagssonne.

263.

Die Trauerweide

von K. G. F. Wetzel.

Als der Herr am Kreuz gestorben,
Finstert sich der Sonne Licht,
Trauern alle Creaturen,
Ja, das Herz der Felsen bricht.

Aber tiefbetrübt vor Allen
Steht ein Baum an dunkler Fluth,
Stille Weid' am stillen Bache,
D'runter oft der Herr geruht.

Ach die Arme mußt' es dulden,
Daß mit ihren Zweigen hart,
Bis auf's Blut mit Weidenruthen
Unser Herr gegeißelt ward.

Und sie senkt seitdem der Zweige
Bleiches Laub zur Erd hinab,
Wird zur stillen Trauerweide
An des lieben Heilands Grab.

264.

Der Aetna

von J. F. Schouw.

Wo sich die Erdoberfläche zu einer bedeutenden Höhe erhebt, dort tritt die Unebenheit gewöhnlich nicht als ein einzelner Berg, sondern als eine Vereinigung mehrerer Berge, als eine Gebirgsmasse auf; bald als ein im Verhältniß zur Länge schmaler First, mit Berggipfeln auf dem Rücken und den Seiten des Gebirges, bald als eine Sammlung von Bergen, um einander gelagert, gewöhnlich auf einem flacheren Fuß, bald endlich als ein großes Alpenland mit mehreren Bergfirsten, Seitenzweigen, Mittelbergen, Vorbergen und vielen Gipfeln, der eine innerhalb des andern und neben dem andern. Bei allen diesen Gebirgen sehen wir Thäler, welche von Flüssen durchströmt werden, Nebenthäler, deren geringerer Wasserlauf zu jenen Hauptströmen stößt, oft Terrassen und Hochebenen. Auf diese Weise treten die Alpen, die Pyrenäen, Norwegens Gebirge, die verschiedenen deutschen Bergsysteme und die Apenninen auf.

Ganz anders zeigt sich der Aetna. Obgleich von sehr bedeutendem Umfang und bedeutender Höhe, ist er doch nur ein einziger Berg, eine einzige kegelförmige Unebenheit der Erdoberfläche, ohne First, ohne Hochebenen und Terrassen, ja ohne Thäler und Flüsse. Er ist deßhalb, wenn man dabei auf Umfang und Höhe Rücksicht nimmt, in Europa der einzige seiner Art.

Sein Umfang beträgt etwas über 20 geographische Meilen. Die Höhe ist 10,500 Pariser Fuß; er ist also viel höher als irgend ein Punkt in dem ganzen nördlichen Europa, höher als die höchsten Gipfel der Apenninen und der griechischen Berge, und ebenso hoch als die Pyrenäen. Nur die Gipfel der Alpen und ein paar Punkte in Sierra Nevada übertreffen ihn an Höhe.

Der Aetna ist gänzlich abgesondert von den übrigen Gebirgen Siciliens; gegen Süden liegt Catanias Ebene, gegen Westen und Norden befinden sich die Flüsse Garretta und Alcantara, gegen Osten das Meer.

Der Fuß des Berges hat eine rundliche Form, doch ist die Ausdehnung von Norden nach Süden etwas größer als von Osten nach Westen. Sein höchster Gipfel liegt in der Mitte, und der ganze Berg erhält also die Form eines Kegels. Sanfte Abhänge bilden die Seiten, mit Ausnahme des obersten Gipfels, welcher einen steilen Kegel darstellt, der in einer trichterförmigen Vertiefung, Krater, endet, dessen Mündung ungefähr eine drittel bis eine halbe geographische Meile im Umfang beträgt. Der Aetna zeigt nicht ein einziges Thal; die große Vertiefung an der Ostseite, welche den Namen Valle di bue führt, wird von den Seiten eines alten, außerordentlich großen Kraters gebildet.

Dagegen hat der Aetna mehrere hundert kleiner Krater, kegelförmige, abgesonderte kleine Berge mit trichterförmigen Vertiefungen. Durch diese haben die eingeschlossenen vulkanischen Dämpfe sich im Laufe der Zeit den Ausweg verschafft; aber obgleich verschiedene dieser Krater an und für sich bedeutend sind, so sind sie doch im Verhältniß zur ganzen Masse zu klein, um die Kegelform zu unterbrechen. Einige liegen auf einer geringen Höhe, z. B. Montirossi (von dem der Lavastrom kam, welcher Catania verwüstete), auf einer Höhe von 3000 Fuß.

Der Boden ist überall vulkanisch; er besteht nämlich aus Lava, vulkanischem Sand oder vulkanischer Asche, oder aus den ausgeworfenen Steinmassen. Die Menge des Sandes und der Asche nimmt natürlich in dem Verhältniß zu, wie man sich den Kratern nähert, und da diese um so häufiger werden, je höher man kommt, so nimmt auch mit der Höhe die Asche zu; der oberste Theil ist beinahe ganz von derselben bedeckt.

Mit der Form des Berges und der Beschaffenheit des Bodens steht die charakteristische Eigenschaft, daß nämlich der Aetna der Flüsse, Bäche und Quellen entbehrt, in naher Verbindung. Das Regenwasser und das von den großen Schneelagen kommende Schneewasser, fließt an den schrägen Seiten hinunter, ohne sich zu Flüssen anzusammeln, weil es dort keine Thäler gibt, und auf dem obern Theil auch keinen Rasen, welcher sonst so wesentlich dazu beiträgt, das Wasser zu sammeln; die lockere Asche und die harte Lava sind gleich ungeeignet die Bildung des Quellwassers zu fördern. Nur in den untersten Theilen des Berges zeigen sich, obgleich sehr spärlich, Quellen, und am Fuße einzelne kleine fließende Wasser. Die Bewohner sind, besonders in den höhern Theilen, auf Cisternenwasser beschränkt.

Die abgesonderte Lage und die zusammengedrängte Form machen den Aetna besonders dazu geeignet, den großen Einfluß zu zeigen, welchen die Höhe auf das Klima und dadurch mittelbar auf die Pflanzen hat. An wenigen Stellen, vielleicht an keiner in Europa, sind die verschiedenen Pflanzengürtel so in die Augen fallend und so gut begrenzt wie hier, und können so leicht mit einem Blick übersehen werden. Deßhalb haben die Bewohner, ohne irgend einen Begriff von der Pflanzen-Geographie zu haben, den Berg in drei sehr natürliche Gürtel eingetheilt, in den angebauten Gürtel, den Waldgürtel und den nackten Gürtel.

In dem angebauten Gürtel, welcher bis zu einer Höhe von 2500 Fuß geht, finden wir ausgedehnte Aecker, wo man Weizen und Gerste baut, jenen zur Nahrung der Menschen, diese zu Pferdefutter. Noch ausgedehnter ist der Weinbau; der heiße, trockne Sommer und der dunkle Erdboden machen diesen Gürtel besonders geeignet dazu. An einigen Stellen hat man in der schwarzen, vulkanischen Asche Löcher gegraben, diese mit Dammerde ausgefüllt und Weinreben hineingepflanzt; obgleich die Wurzeln sich nicht weiter als die Dammerde erstrecken, so trägt der Weinstock dennoch, umgeben von der schwarzen Asche, vortreffliche Trauben. Auch der Olivenbau ist an den untersten Abhängen des Aetna bedeutend; nicht weniger der Mandel- und Feigenbau. Orangen gedeihen nur dort, wo hinreichend Wasser vorhanden ist; deßhalb zeigt der Aetna keinen großen Ueberfluß dieser Frucht. Etwas Baumwollen- und Safranzucht findet man auch.

Der Anbau der Erde und die Bevölkerung dieses Gürtels sind so bedeutend, daß man in demselben beinahe gänzlich den freiwilligen Pflanzenwuchs vermißt; dieser ist fast nur auf die Lavaströme beschränkt, welche zu jung sind, um eine hinreichende Schicht Dammerde zu bieten. Die Pflanze, welche hier besonders herrscht und charakteristisch ist, ist die sogenannte indianische Feige (Opuntia vulgaris), deren saftvolle Stämme und Zweige Nahrung aus den Wasserdünsten der Luft ziehen. Diese Pflanze wächst deßhalb in dem trockensten Boden, und da sie üppig gedeiht, so bildet sie bald durch abfallende Zweige und durch ihre Wurzeln eine Erdschicht, welche für das Wachsthum anderer Pflanzen geeignet ist. Zu diesem wichtigen Vortheil kommt noch der Nutzen, welchen die Bewohner anderweitig von ihr haben; durch die verwickelten Zweige und Dornbüschel bildet sie eine herrliche, beinahe undurchdringliche Hecke, und

die saftigen Früchte bieten während des heißen Sommers eine kühle Labung, und werden deßhalb in großer Menge verzehrt.

Der zweite Gürtel ist der Waldgürtel, welcher sich von 2500 bis 6000 Fuß erstreckt. Die Orangenbäume, die Baumwolle und der Olivenbaum sind verschwunden, Mandel- und Feigenbäume, so wie die Weinreben verschwinden allmälig. Freilich findet man hier noch Getreide und Weinbau, aber der Wald nimmt doch den größten Theil ein, und dessen Benutzung zum Holzschlag und Weiden ist hier die Hauptsache. Bei den höher liegenden Dörfern wird der Weizen nicht mehr gebaut, sondern der Roggen tritt an dessen Stelle, welchen man hier deutsches Korn nennt, vermuthlich weil er aus Deutschland eingeführt worden ist. Die Wälder werden in dem untern Theil des Waldgürtels hauptsächlich von Eichen mit abfälligem Laube und von Kastanien gebildet. Hier findet man die, durch den Umfang ihrer Stämme so berühmten Kastanienbäume, unter welchen Castagno di cento cavalli, dessen Umkreis des Stammes an der Wurzel 180 Fuß beträgt, besonders berühmt geworden ist. Da indessen die Höhe dieses Baumes durchaus in keinem Verhältniß zum Umfang des Stammes steht, so sieht er in der Entfernung nicht als ein einzelner Baum, sondern als eine Gruppe von Bäumen aus. Kommt man dem Baume nahe, so erscheint er noch als fünf Stämme, welche dicht neben einander stehen, aber die gegenseitig abweichende Richtung dieser, und hier und dort zwischen ihnen einige Spuren von dem Aeußern des Hauptstammes, deuten darauf hin, daß sie früher vereinigt gewesen sind und Einen Hauptstamm gebildet haben, der größtentheils von Erde bedeckt ist. Aber gerade der Umstand, daß der Hauptstamm vernichtet ist, macht es zweifelhaft, ob es nicht mehrere zusammengewachsene Stämme gewesen sind. Andere Stämme sind jedoch in der Nähe, welche freilich keinen so großen, aber doch einen sehr bedeutenden Umfang haben und die so gut erhalten sind, daß man sehen kann, daß sie nicht aus mehreren zusammengesetzt sind. Unter andern Castagno di St. Agata 70 Fuß, della nave 64 Fuß an der Wurzel, und 57 Fuß in einer Entfernung von 4 Fuß von der Wurzel.

Der obere Theil des Waldgürtels besteht hauptsächlich aus Buchen (welche nicht unter 3000 Fuß gefunden werden), einer Art Föhre (Pinus laricio) und Birken. Hier ist kein Getreidebau, man findet keine oder nur sehr wenige Dörfer. Dieser Gürtel wird nur benutzt, um Schweine zur Mast zu bringen, zum Weiden der Ziegen und zum Holzschlag. Ein

durch den ganzen Waldgürtel verbreiteter und charakteristischer kleiner Baum oder hoher Busch ist eine Art Ginster (**Genista aetnensis**).

Wenn man in den Alpen, Pyrenäen und Norwegens Bergen die Baumgrenze übersteigt, so trifft man die schöne, früher schon beschriebene Alpenflora; kleine Büsche oder niedrige Kräuter, mit verhältnißmäßig großen, zierlichen Blumen von reinen Farben, und mit einer großen Mannigfaltigkeit der Formen und Farben. Diese Alpenflora vermißt man gänzlich auf dem Aetna, ungeachtet die Höhe hinreichend genug ist, um ein ebenso kaltes Klima hervorzubringen. Der Pflanzenwuchs über der Baumgrenze ist außerordentlich arm, höchst einförmig, und es ist keine Spur der Formen oder Charakterzüge vorhanden, welche die Alpenflora bietet. Auch dieser Gürtel kann in zwei getheilt werden. Der untere ist noch ein wenig grün; die herrschenden Gewächse sind der Tragantbusch (**Astragalus siculus**), welcher kleine, runde Kissen auf der Lava und der Asche bildet, die dem Reisenden bei der mühsamen Besteigung willkommen sein würden, wenn sie nicht mit unzähligen spitzen Stacheln besetzt wären, dann der Berberizenstrauch, welcher hier ganz niedrig und mit starken Dornen besetzt ist, und endlich der Wachholderstrauch.

In dem obern Theil, von 7500 Fuß bis zum Gipfel, sind diese Büsche verschwunden; die Asche und die Lava sind beinahe völlig nackt; im Ganzen findet man kaum 10 Pflanzenarten, und besonders sind es zwei, welche sich hier und dort in der Asche zeigen, nämlich unser gewöhnlicher Rainfarren (**Tanacetum vulgare**) und **Senecio chrysanthemifolius**. Fragen wir, weßhalb der obere Theil des Aetna eine so ärmliche Vegetation hat, und gänzlich der Alpenflora entbehrt, so fällt die Antwort nicht schwer: auf die harte Lava und die harte Asche wirkt die Atmosphäre nicht so leicht ein wie auf anderes Gestein, welches durch sie zu dem für die Alpen so fruchtbaren Kies verwandelt wird; dann verhindert jeder neue Ausbruch, durch die neuen Lavaströme und neuen Aschenregen, diese Umbildung des Erdbodens und vernichtet zugleich die Pflanzen, welche aufzutreten beginnen; endlich kommt noch der große Mangel an Quellen und Bächen hinzu.

Der Aetna hat in verschiedenen Jahreszeiten und unter verschiedenen Verhältnissen ein verändertes Aussehen. Dieß verdient vielleicht näher entwickelt zu werden, und es muß mir deßhalb erlaubt sein, einige kleine Züge, welche ich auf meinen Reisen erlebte, über diesen merkwürdigen Berg mitzutheilen.

Den Aetna sah ich im Anfang des März 1830 in seiner Wintertracht. Drei Viertheile des Berges, nämlich der ganze nackte Gürtel und beinahe der ganze Waldgürtel lagen unter einer zusammenhängenden Schneedecke, am Fuße dagegen waren alle Felder mit dem schönsten Frühlingsgrün bekleidet; Erbsen, Bohnen und der Flachs standen schon in voller Blüthe, die Mandelbäume waren schon abgeblüht und mit Blättern besetzt, und die Feigenblätter begannen sich zu entfalten; die Fluren waren mit Hyacinthen, Narcissen, Krokusarten, Anemonen und unzähligen anderen Blumen geschmückt. Der Aetna stand da als ein ungeheuer großer Schneekegel, dessen Fuß von einem riesengroßen Blumenkranz umgeben war.

Gegen Schluß des August und Anfang September 1818 besuchte ich den Aetna zum ersten Mal. Der Berg war damals in seiner Sommertracht. Der Schnee war gänzlich verschwunden, mit Ausnahme einiger kleinen Anhäufungen in den Vertiefungen des allerhöchsten Theils, welche nur an Ort und Stelle selbst sichtbar waren. Der Wald prangte grün und frisch, aber der angebaute Gürtel bot ein welkes, todtes Aussehen. Der beinahe regenfreie Sommer, die starke Hitze hatten hier fast alles Gras und alle Kräuter vertrocknet; nur die immergrünen Büsche und Bäume standen noch mit ihren harten, glänzenden Blättern da, dann Cactus (Opuntia) und Agaven, welche ihres reichen Saftvorrathes wegen die Dürre aushalten konnten. In dem untersten Gürtel war für den Botaniker nichts zu thun; ich eilte also nach dem Waldgürtel, diesen und den nackten Gürtel wollte ich untersuchen. Auf die Höhemessungen mußte ich dieses Mal verzichten, denn mein Barometer war in Kalabrien zerbrochen, und ein anderes, welches ich in Catania erhielt, zeigte sich, als ich zum Waldgürtel kam, als unbrauchbar. Das Wetter war, wie es während des ganzen Monates gewesen, klar, trocken und warm. Aber kaum war ich über die Grenze des Waldes hinausgekommen, als Wolken sich am Gipfel des Berges zu sammeln begannen, und ehe ich das sogenannte englische Haus erreichte, ein kleines Gebäude von Lava, unmittelbar am Fuße des obersten Kraters, war es in den dichtesten Nebel eingehüllt, und es begann zu regnen. In diesem unbewohnten Hause, welches 9200 Fuß über dem Meere liegt, und das während acht bis neun Monaten des Jahres unterm Schnee begraben ist, hatte ich mein Quartier zu nehmen beschlossen; zwei Maulthiere trugen, außer meiner übrigen Bagage, Wasser und Feuerung hinauf; denn von diesen

Bedürfnissen, welche man auf anderen Bergen nicht vermißt, war hier nichts vorhanden. Die Witterung ward schlechter und schlechter; Donner, Blitz und Sturm rasten; der Regen strömte hinunter, es hagelte und schneite, und das Thermometer sank auf + $2\frac{1}{2}$° R., während selbigen Tages die Wärme in Catania, am Fuße des Berges, auf 26° gestiegen war. Ich war hier, in dem am höchsten liegenden Hause in ganz Europa, zwei Tage mit meinem Führer allein; ich konnte beinahe mit Bestimmtheit wissen, daß kein anderer Mensch in dieser Luftschicht übernachtete. Durch das Wetter, innerhalb der Wände des Hauses eingeschlossen, konnte die Zeit leicht lang werden, aber der Naturforscher hat das Glück, daß er überall Beschäftigung findet. Es fiel mir ein, zu jeder halben Stunde Thermometer-Beobachtungen anzustellen, um dadurch zur Kenntniß über den Gang der Wärme innerhalb 24 Stunden auf einer so bedeutenden Höhe zu kommen, und um zugleich, da nach Abrede zu mehreren Zeiten in Catania beobachtet ward, den Unterschied zwischen der Wärme am Meere und an einem Punkt auf einer Höhe von mehr denn 9000 Fuß über dem Meeresspiegel kennen zu lernen. Am dritten Tage hörte das Unwetter auf, es ward hell, und ich war im Stande den obersten Krater, welcher den Gipfel des Aetna bildet, zu besteigen.

Die Aussicht von der Spitze des Aetna hat etwas ganz Eigenthümliches, darauf gegründet, daß der Berg ganz isolirt und kegelförmig ist; keine anderen Gipfel, Firste oder Terrassen verhindern die Aussicht, und es ist fast, als ob man in einem Luftballon hoch oben in der Luft schwebte. Land und Meer liegen unter einem, wie auf einer Landkarte; vielleicht mit Ausnahme des westlichen vierten Theils übersieht man ganz Sicilien; wenn der Aetna in der Mitte, anstatt auf der einen Küste läge, so würde man die ganze Insel, obwohl sie einen Flächenraum von gegen 600 □ Meilen einnimmt, und einen Theil des angrenzenden Meeres übersehen; so aber übersieht man nur die Nordküste und über dieselbe hinaus die liparischen Inseln, welche dergestalt liegen, als ob man sie mit Händen greifen könne; man erblickt auch die Südspitze Siciliens; gegen Osten sieht man die Meerenge als ein schmales Wasser; an der entgegengesetzten Seite Calabrien, dessen Berge bis auf 6000 Fuß steigen und dennoch sieht man das Meer jenseits dieser Berge. Merkwürdig ist der große Schlagschatten, welchen der Aetna wirft; wenn die Sonne Morgens aufgegangen ist, und die Meerenge und die Ostseite des Aetna

beleuchtet, so sind die Westseiten des Berges und die westlich von demselben liegenden Theile Siciliens noch im Dunkel.

Damals war der Aetna in der vollkommensten Ruhe; der Krater war geschlossen und nur eine schwache Rauchwolke stieg aus demselben auf. Im folgenden Jahre hatte ich Gelegenheit, diesen Vulkan in Thätigkeit zu sehen.

Während die Ausbrüche des Vesuvs häufig aufeinander folgen, bald in stärkerem, bald in schwächerem Grad, so sind die des Aetna viel seltener, aber wenn sie kommen, sind sie desto heftiger. Seit 1811 hatte kein Ausbruch stattgefunden; ich mußte es deshalb als ein besonderes Glück ansehen, daß, als ich im Mai 1819 diesen Berg wieder besuchte, am Tage vor meiner Ankunft ein Ausbruch begonnen hatte. Ich eilte sogleich während der Nacht den Berg hinauf und erreichte noch vor Anbruch des Tages einen Punkt, Montagnola, ungefähr 9000 Fuß über dem Meere, wo man den neuen Krater unter sich hatte. Hier bot sich mir nun die herrlichste Gelegenheit, den Flammenrachen zu sehen, aus welchem der Rauch aufsteigt und aus dem die glühenden Steine hinausgeworfen werden; etwas weiter unterhalb die ausströmende Lava, und da dicht dabei ein jäher Sturz nach Valle di bue war, bildete der Lavastrom einen Fall von mindestens einer Höhe von mehreren hundert Fuß. Unten im Thale oder richtiger im Schlunde erweiterte er sich und strömte gleich einem breiten Feuerfluß von der Länge einer Meile; der von der Lava angezündete Wald stand in lichten Flammen, schon waren Roggenfelder von der herniederfließenden Lava vernichtet, und ängstlich berechneten die Bewohner der nächsten Dörfer, welchen Weg der Strom aller Wahrscheinlichkeit nach wohl nehmen würde. Doch stand er bald still, wovon ich mich nach einigen Tagen, als ich seinen Fuß besuchte, überzeugte, indem er erstarrte Lavamassen auf Lavamassen häufte und sich dadurch selbst einen Damm schuf.

Während ich diesen Ausbruch betrachtete, und mich dem Krater so nahe als rathsam zu nähern suchte, ging die Sonne auf. Das Licht der Sonne kämpfte mit den so verschiedenen Lichtern von dem Feuer des Kraters, der brennenden Lava und des brennenden Waldes. Endlich siegte die Sonne; die Feuersäule des Kraters ward zu einer grauen, die der Lava zu einem weißen Rauch verwandelt; rund umher war Alles mit Schnee bedeckt. Diese Vereinigung von Feuer und Schnee, und dieser

Gegensatz und Kampf der verschiedenen Beleuchtungen, ist eine der interessantesten Naturerscheinungen, welche ich erlebte.

Acht Tage später bestieg ich den Hauptkrater. Das englische Haus und der größte Theil des nackten Gürtels waren von Schnee bedeckt; auf dem Gipfel maß ich die Höhe des Berges, während die Erde unter meinen Füßen zitterte. Der neue Krater war durch hinausgeworfene Asche und Steine in den acht Tagen zu einem ansehnlichen Berge angewachsen.

Als ich fünf Wochen später, im Anfang des Juli, von Messina nach Neapel segelte, brannte der Krater noch, und da zu gleicher Zeit Stromboli in Flammen stand, so hatte ich auf einmal zwei brennende Vulkane vor mir.

265.

Plinius auf dem Meere

von A. Knapp.

(Nach einer Sage.)

An jenem Tage, da auf Golgatha
Der Lebensfürst den Todesbecher trank,
Als jenes Haupt, das Himmel werden sah,
Am blut'gen Kreuz erbleichend niedersank,
Verdunkelte sich auch die Sonne tief,
Weil aller Geister Lebenssonn' entschlief.

Die Finsterniß ging über Meer und Land:
Es stockte der krystall'nen Lüfte Strom,
Und zitternd floß der Trauer dunkles Band
Um's Parthenon, um's Capitol in Rom,
Und alle Heiden staunten; doch sie sah'n
Nicht, was der Schöpfer für die Welt gethan.

Seid still, ihr Heiden! seht die Finsterniß,
Die mahnend euer todtes Haupt umhüllt!
Ein Zeichen der Vollendung ist ja dieß
Für Ihn, der uns're Nacht mit Glanz erfüllt!
Ach dieses Dunkel, es belastet Ihn,
Damit ihr sollt zum Himmelslichte zieh'n!

Wie dumpf, ach, blickte damals alle Welt
Auf jenen dunkeln, tiefen Trauerflor!
Sie wußte nicht, welch himmlisches Gezelt,
Welch Erb' einst durch die Sünde sie verlor,
Sie fühlte nicht, um was dieß Dunkel warb,
Und daß die Sonne für die Schatten starb.

Nur Einer ahnt's im Calabresenmeer,
Der alte Plinius. — Er schiffte grad
Von Syrakus still nachmittäglich her,
Vertraut mit der Gewässer blauem Pfad;
Doch faßt er nicht, was jenen Nachmittag
Für eine Nacht auf Meer und Himmel lag.

Er rief: „Entweder leidet die Natur,
Wie! oder sinkt zum Tode heut' ein Gott?"
Ja', Plinius, du bist auf rechter Spur,
Dein ahnendes Gemüth wird nicht zum Spott!
In Christus litt der Schöpfung weites All,
Der Schöpfer starb für seiner Schöpfung Fall.

Nicht Jupiter, nicht Mavors, noch Apoll
Sind todesfähig, weil sie nie gelebt.
Er, der von allem Gottheit-Leben voll,
Deß Geist auf Erden und im Himmel schwebt, —
In Ihm wird aller Creaturen Last
Zusammen an den Marterpfahl gefaßt.

O große Wahrheit, die durch Heidenbrust
In jenem Dunkel gleich dem Blitze schlug!
O süße Wahrheit, die mit ew'ger Lust
Ein Herz erfüllt, das je nach Frieden frug!
Die tiefste Bitt' und Ahnung stimmet ein
Mit jenem Tag, der finster mußte sein.

Mit jeder Woge, stolzes Mittelmeer,
Verkünde nach Jahrtausenden auch du
Des Heiland's Tod! — Ihr, um die Erde her,
Ihr Oceane, donnernd, und in Ruh',
Sprecht's nach, daß einst ein Schöpferherz zerbrach,
Und du, o Seele, sing es ewig nach!

266.

Die Wahl Leo IX.

von C. Höfler.

Als durch den unvermutheten Tod Papst Damasus II. die Christenheit ihres Oberhauptes beraubt worden, kamen zum zweiten Male in demselben Jahre römische Gesandte zu Kaiser Heinrich III., den Wiederhersteller der kirchlichen Ordnung zu bitten, ihnen auf's Neue einen Papst zu bezeichnen. Der Kaiser hielt sich damals in Freising auf; da die ernste Angelegenheit umsichtige Berathung heischte, berief er die geistlichen und weltlichen Fürsten des Reiches zu einem großen Tage nach Worms, der Wiege seines Geschlechtes, aus welcher schon früher einmal ein Papst hervorgegangen war. Unter den vielen und angesehenen Herren, die zu diesem Zwecke Anfangs Decembers in Worms zusammenkamen, befand sich auch Bischof Bruno von Toul, welcher, aus dem Geschlechte der im Elsaße höchst begüterten Grafen von Dachsburg und ein naher Verwandter des Kaisers, sich schon der Gunst Kaiser Conrads in so hohem Grade erfreut hatte, daß ohne seine Zuziehung und Beistimmung kein wichtiges Geschäft am kaiserlichen Hofe verhandelt worden war. Während seiner Amtsführung als Bischof bewies Bruno wie er mit Milde und Güte des Herzens, die Alle, welche ihn kannten, nicht genug zu rühmen vermochten, auch unerbittliche Strenge gegen die Störer des Friedens und der kirchlichen Ordnung zu paaren wisse. Er stiftete nach dem Beispiele seiner Ahnen, welche sich durch Mildthätigkeit gegen fromme Diener des Herrn ausgezeichnet hatten, von seinem Erbe Klöster, vermehrte die Besitzungen und Freiheiten der von seinen Vorfahren gegründeten, verjagte untaugliche Aebte und setzte an ihrer Statt tüchtige und fromme Männer ein, welche gemeinsam mit ihm ihre Untergebenen auf den Weg des Lebens zu führen vermöchten, und während er selbst in religiösen Uebungen ganz versenkt zu sein schien, wußte er dennoch Toul gegen feindlichen Anfall mannhaft zu vertheidigen und vermittelte vor nicht zu langer Zeit einen Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche. Auf diesen Mann, er stand damals im 46. Jahre, richteten sich jetzt die Hoffnungen und Wünsche der zu Worms versammelten Fürsten. Da er im Kleinen sich treu bewiesen, war kein Zweifel, er werde, über Größeres gesetzt, noch Größeres leisten und die Reinheit seiner Gesinnungen und Handlungen auch auf Andere überzutragen vermögen. War doch sein ganzes Leben

von der ersten Kindheit an eine ununterbrochene Reihe freiwilliger Entbehrungen und dem Ruhme seines Heilandes gewidmet gewesen. Gegen sich selbst so strenge, daß Viele glaubten, er habe die Regel des heiligen Benedicts auf sich genommen, hatte er mitten im Geräusche der Welt die kindliche Einfalt des Herzens ungetrübt bewahrt. Je mehr jetzt die Welt im Argen lag und der Grimm der Frevler sich gegen das Heiligthum kehrte, desto mehr that ein Mann Noth, der an die Spitze der Christenheit gestellt, mit Schlangenklugheit, welche Bruno im Rathe der deutschen Großen so oft bewiesen hatte, engelgleiche Geduld und die Einfalt der Taube verbände. Ihn bezeichnete deshalb der Wille des Kaisers und die Stimme der versammelten Fürsten zum Oberhaupte der Christenheit. Als Bruno dieß hörte, erschrack er; die Leiden der Kirche, welchen erst jetzt zwei treffliche Männer, ein vergebliches Opfer, gefallen waren, die entsetzliche Verantwortung der ihm bestimmten Würde machten ihn zagen; flehentlich bat er, ihn der Ehre, die er nicht gesucht, zu entheben. Aber vergebens; je mehr er bat, desto mehr drangen die Anderen in ihn, kaum daß ihm eine Frist von 3 Tagen zur Entschließung gestattet wurde. Diese brachte er ohne Speise und Trank in Betrachtung seiner Unwürdigkeit und im Gebete zu. Als er dann wieder in die Versammlung trat, bekannte er statt aller Antwort den Anwesenden unter einem Thränengusse seine Sünden, noch immer hoffend, sie von seiner Unwürdigkeit zu überzeugen. Aber gerade dadurch wurde die Reinheit seines Herzens offenbar. Es wolle Gott nicht, rief nun der Kaiser mit den deutschen Fürsten und den römischen Gesandten aus, daß, wem Gott die Gnade solcher Zerknirschung gewährt, seiner Kirche verloren gehe. Als Bruno sah, es vermöge nichts, den gefaßten Beschluß zu erschüttern, so versprach er, sich ihrem Willen zu fügen und das hohe Amt zu übernehmen, wenn mit ihrer Wahl der gemeinsame Beschluß des Clerus und Volkes von Rom übereinstimmen würde. Obwohl durch diese Bitte dem Ansehen des Kaisers Eintrag geschehen konnte, so stand dieser dennoch nicht an, dem Besten der Kirche zu lieb, dem Gesuche des Bischofs zu willfahren, worauf die getroffene Wahl allgemein bekannt gemacht wurde.

Da das Fest der Geburt Christi nahe war, so verabschiedete sich der neugewählte Papst von dem Kaiser und ging von Hugo von Ciza, dem Erzbischofe Eberhard von Trier und den Bischöfen Adalbero von Metz und Theodorich von Verdun begleitet, nach Toul zurück. Mit ihm ging auch der junge Hildebrand von Saono, welcher mit dem abgesetzten Papst

Gregor VI. als dessen Caplan von Rom nach Deutschland gekommen war und sich an dem Hoflager des Kaisers aufgehalten hatte, der nicht ohne Bewunderung den feurigen Eifer gewahrte, mit dem der junge Mönch die Lehre der Kirche verkündigte. Bruno hatte ihn aufgefordert, mit ihm die Reise nach Rom zu machen. Aber anstatt diese Gelegenheit zu benützen, zu Gunst und Einfluß bei dem künftigen Papste zu gelangen, weigerte sich Hildebrand, festhaltend an den alten Canonen der Kirche, nach welchen ein Bischof nur von Clerus und Volk der Diöcese gewählt werden sollte, der Aufforderung Bruno's Folge zu leisten, und erst als ihn dieser, welcher den Ernst und untadelhaften Wandel des viel jüngeren Mannes hochschätzte und sich mit ausgezeichneten Männern zu umgeben wünschte, mit dem Hergange der Sache bekannt gemacht hatte, schloß auch Hildebrand sich willig an Bruno an, dessen seltene Tugenden ihm die Bürgschaft einer glücklichen Wendung des heillosen Zustandes der Kirche waren. In Toul feierte Bruno mit großer Andacht das heilige Fest und trat dann am dritten Feiertage, nachdem er die nöthigen Anstalten zur Leitung der Diöcesanverhältnisse während seiner Abwesenheit getroffen hatte, ohne sich jedoch selbst der bischöflichen Würde von Toul zu entschlagen, die Reise nach Rom an. Anstatt aber im Glanze der Würde einherzuziehen, zu welcher ihn die Wahl des Kaisers erhoben hatte, nahm er das Kleid eines Pilgers und zog so, auch im Aeußern zu erkennen gebend, daß er sich so lange nicht als Papst betrachte, als sich nicht die Wahl des Volkes und Clerus von Rom für ihn ausgesprochen habe, zu Fuß mit dem Erzbischofe von Trier, Hildebrand und einigen andern Begleitern unter fortwährendem Gebete und religiösen Betrachtungen die italische Straße. Wohin er kam, versammelte sich das Volk, den demüthigen Fürsten der Kirche zu erblicken, welcher die Zeiten apostolischer Einfalt vergegenwärtigte und alle Völker, deren Länder er durchzog, durch sein Beispiel zur Nachfolge aufforderte. So ward seine Reise ein wahrer Triumphzug christlicher Demuth und Einfalt, an welchem Himmel und Erde gemeinsames Wohlgefallen trugen. Es ist aufgezeichnet worden, daß, als Bruno gen Augsburg kam, er von den lieblichsten Tönen himmlischer Stimmen begrüßt wurde, die ihm die Worte des Psalmisten zuriefen: „Es spricht der Herr, ich hege Gedanken des Friedens und nicht der Trübsal; ihr werdet mich anrufen und ich will euch erhören und an allen Orten euch aus der Gefangenschaft befreien.“ Dadurch in seinem Unternehmen gestärkt, weihte er die Kirche

des hl. Gallus zu Augsburg und setzte seine Reise weiter. Wie ein Bote des Friedens begrüßt und vom herzuströmenden Volke begleitet, kam er von Ort zu Ort bis an die Tiber. Hier mußte er mit allem Volke, das sich um ihn versammelt hatte, 7 Tage lang warten, bis der heftig angeschwollene Strom wieder abgelaufen war. Bruno weihte unterdessen in der Nähe eine Kirche dem hl. Johannes zu Ehren und setzte, als während dem der Strom wieder in sein Rinnsal getreten war, sodann die Reise ohne weiteres Hinderniß fort. Als er sich Rom näherte, zogen ihm Clerus und Volk in festlichen Kleidern, Hymnen singend, entgegen; er aber bedachte nur seine eigene Unwürdigkeit, betrat barfuß die Stadt, aus welcher der Herr den Völkern des Abendlandes das Heil gesendet hatte, und zog unter Vergießung vieler Thränen, von den Römern begleitet zu der Kirche des hl. Petrus. Nachdem er daselbst am Grabe des Apostels gebetet, wandte er sich an die Römer und sprach: „Euren Willen über mich zu erfahren, bin ich, obgleich vom Kaiser zum Päpste bezeichnet, wie ihr mich seht, hieher gekommen. Denn nicht freiwillig, sondern gezwungen wurde ich in meinem Vaterlande zu der hohen Würde, Euer Bischof und der ganzen Christenheit Papst zu sein, erhoben. Da aber nach canonischem Herkommen nicht die Bestimmung eines Anderen der Wahl, sondern diese jener vorhergehen muß, so bin ich bereit, wenn ihr durch gemeinsame Beistimmung die auf mich gefallene Wahl nicht bekräftigen werdet, so, wie ich gekommen bin, auch wieder in mein Vaterland zurückzukehren." Als der Clerus und das Volk von Rom dieß hörten, erklärten sich Alle einstimmig für die Wahl Bruno's zum Papste, den nun der Archidiaconus der römischen Kirche unter dem Namen Leo IX. als solchen ausrief und das Volk mit dreifachem Zurufe bestätigte. Auf dieß widerstand auch Bruno nicht länger, sondern ihrem Gebete sich empfehlend nahm er nun die hohe Würde an und wurde hierauf am Tage der Reinigung Mariä (2. Februar 1049) unter dem Zujauchzen des römischen Volkes, das seit undenklicher Zeit sein Wahlrecht nicht mehr so frei von fremdem Einflusse ausgeübt hatte, feierlich von den 3 Cardinalbischöfen in der Kirche des hl. Petrus zum Papste consecrirt und sodann am ersten Sonntage in der Fasten, 12. Febr., in der Kirche des hl. Johannes im Lateran auf den Thron des hl. Petrus erhoben.

267.

Sonnengesang des heil. Franciscus von Assisi

überſetzt von J. F. H. Schloſſer.

Höchſter, allmächtiger, gütiger Herr!
Dein iſt der Preis, die Herrlichkeit und die Ehre und jegliche Benedeiung;
Dir allein gebühren ſie,
Und kein Menſch iſt würdig dich zu nennen.

Geprieſen ſeiſt du, Gott mein Herr, mit allen deinen Geſchöpfen, vornemlich mit dem edlen Bruder Sonne,
Welcher den Tag wirkt und uns leuchtet durch ſein Licht;
Und ſchön iſt er und ſtrahlend in großem Glanze:
Von dir, o Herr, iſt er das Sinnbild.

Geprieſen ſei mein Herr um der Schweſter willen, des Mondes und um der Sterne willen;
Am Himmel haſt du ſie geformet klar und ſchön.
Geprieſen ſei mein Herr um des Bruders willen, des Windes, und um der Luft willen und der Wolken, und der heitern und jeglichen Witterung,
Durch welche du deinen Geſchöpfen Erhaltung ſchenkeſt.
Geprieſen ſei mein Herr um der Schweſter willen, des Waſſers:
Welche ſehr nützlich iſt und demüthig und köſtlich und keuſch.
Geprieſen ſei mein Herr um des Bruders willen, des Feuers, durch welches du die Nacht erhelleſt:
Und er iſt ſchön und freudig, und ſehr ſtark und gewaltig.

Geprieſen ſei mein Herr um unſrer Mutter willen, der Erde,
Die uns ernähret und träget und mannigfaltige Früchte gebiert, und farbige Blumen und Kräuter.
Geprieſen ſei mein Herr um deren willen, welche verzeihen aus Liebe zu dir und Siechthum dulden und Trübſal;
Selig diejenigen, welche dulden in Frieden: denn von dir, o Höchſter, werden ſie gekrönet werden.

Geprieſen ſei mein Herr um unſerer Schweſter willen, des leiblichen Todes:
Welchem kein lebender Menſch entrinnen mag.
Wehe dem, der in einer Todſünde verſtirbt.
Selig diejenigen, welche ruhen in deinem allerheiligſten Willen:
Denn ihnen mag der zweite Tod kein Uebel thun.

Preiſet und benedeiet meinen Herrn und ſaget ihm Dank,
Und dienet ihm in großer Demuth!

268.

Des heil. Franciskus von Assisi Liebe zur Natur

von A. F. Ozanam, übersetzt von H. Julius.

Die Liebe zur Natur bietet das gemeinsame Gebiet aller Dichtungen. Es gibt keinen Minnesänger, der nicht so gut er es vermochte, den lieblichen Mai, die süßen Gesänge der Vögel und das Gemurmel der Bäche in den Wäldern feierte. Man nimmt aber nur allzuoft wahr, daß es beim Wiederkehren der nämlichen Bilder in gleicher Ordnung und in denselben Ausdrücken, weniger darauf hinauslief ein Gefühl auszudrücken, als einer Anstandsregel der Literatur nachzuleben. Denn es ist gar nicht leicht noch so allgemein als man wohl meint, die Natur zu lieben, das heißt, aus sich herauszugehen, um die Außenwelt uneigennützig und achtungsvoll zu betrachten, und in ihr nicht bloß Genüsse, sondern auch Belehrungen zu suchen. Auch hat das Christenthum, so oft angeklagt, die Natur mit Füßen zu treten, den Menschen allein gelehrt, sie zu achten, sie wahrhaft zu lieben, indem es die Weisheit Gottes ins Licht stellte, welche sie erhält, sie erklärt und sie heiligt. In diesem Lichte betrachtete Franciscus die Schöpfung, durchlief sie in allen ihren Abstufungen, um die Spuren seines Gottes in ihr zu suchen und fand in ihr Denjenigen wieder, der in der Schönheit der Geschöpfe über Alles schön ist. Er verachtete auch die Kleinsten und Geringgeachtetsten nicht, er erinnerte sich ihres gemeinsamen Ursprungs, und nannte sie seine Brüder und seine Schwestern. Im Frieden mit allen Wesen, gewissermaßen zur ersten Unschuldszeit zurückgekehrt, floß sein Herz über von Liebe, nicht allein für die Menschen, sondern auch für alle Thiere, die weiden, die fliegen und die kriechen; er liebte die Felsen und die Wälder, die Kornfelder und die Weinberge, die Schönheit der Fluren, die Frische der Quellen, das Grün der Gärten, die Erde und das Feuer, die Luft und die Winde, und er mahnte sie rein und lauter zu bleiben, Gott zu ehren und ihm zu dienen. Wo die Augen Anderer nur vergängliche Schönheiten erblickten, entdeckte er mit höherer Scharfsicht die ewigen Beziehungen, welche die sächliche Welt mit der sittlichen Ordnung verknüpfen und die Geheimnisse der Natur wie des Glaubens. So wurde er nicht müde, die Zartheit der Blumen zu bewundern, und ihre Düfte zu athmen, indem er an die mystische Blume dachte, die aus der Wurzel Jesse entsprossen war, und wenn er eine Menge derselben beisammen fand, predigte er ihnen, als seien sie mit Vernunft begabt.

Manchmal lobte er stundenlang den Kunstfleiß der Bienen, und ließ ihnen, selbst Alles entbehrend, im Winter Honig und Wein spenden, damit sie nicht vor Frost umkämen. Seinen Schülern stellte er als Muster den Fleiß der Lerchen, die Unschuld der Turteltauben auf. Nichts kam aber seiner Zärtlichkeit für die Lämmer gleich, die ihn an die Demuth und die Sanftmuth des Heilandes erinnerten. Die Legende erzählt, er habe, als er mit einem Ordensbruder in der Mark Ankona wanderte, einen Menschen getroffen, der zwei kleine Lämmer, an einem Stricke aufgehängt, auf der Schulter trug. Als er ihr Blöcken vernahm, wurde er aufs Innigste davon gerührt, und näherte sich dem Manne, zu dem er sagte: „Warum quälst du meine Brüder, die Lämmlein, indem du sie also gebunden und aufgehängt trägst!“ Dieser antwortete ihm, er brauche Geld, und trage sie auf den nächsten Markt, um sie den Metzgern zu verkaufen, die sie schlachten würden. Da rief der Heilige: „Das wolle Gott verhüten! nimm lieber diesen Mantel, den ich umhabe und schenke mir dafür diese Lämmer.“ Dieß gefiel dem Andern sehr, er gab ihm die Lämmer, und nahm dafür den Mantel, der groß und viel werthvoller war, und den ein gläubiger Christ dem Heiligen am nämlichen Morgen wegen der großen Kälte erst verliehen hatte. Da hielt nun Franciscus die Lämmer in seinen Armen, ohne zu wissen, was er mit ihnen machen solle, gab sie aber, nachdem er darüber mit seinem Reisegefährten zu Rathe gegangen war, ihrem ersten Besitzer zurück, indem er ihm das Versprechen abnahm, sie niemals zu verkaufen und ihnen kein Leid zuzufügen, sondern sie zu behalten, zu füttern und rechte Sorge für sie zu tragen. In diesem Geschichtchen ist Alles rührend, und man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die zärtliche Sorgfalt des Heiligen für die kleinen Lämmer oder sein aufrichtiges Vertrauen zu ihrem Besitzer.

Wenn Franciscus in seiner Unschuld und seiner Einfalt gleichsam zu Adams erstem Zustande zurückgekehrt war, als dieser Erzvater alle Geschöpfe noch im göttlichen Lichte betrachtete und sie mit brüderlicher Liebe umfaßte; folgten ihm auch ihrerseits alle Geschöpfe mit gleichem Gehorsam wie dem ersten Menschen, und kehrten für ihn in die Ordnung zurück, die der Sündenfall zerstört hat. Man hat diesen nämlichen Zug bei mehreren Heiligen bemerkt, daß diese wiedergebornen Seelen die alte Herrschaft des Menschen über die Natur von Neuem erlangt hatten. Den Vätern in der thebaischen Wüste dienten die Raben und die Löwen; der heilige Gallus hatte Gewalt über die Bären der Alpen,

als der heilige Columban durch den Wald von Luxeuil wanderte, kamen die Vögel, die er rief, mit ihm zu spielen, und die Eichhörnchen kletterten von den Bäumen herab, um sich auf seine Hand zu setzen. Das ganze Leben des heil. Franciscus ist voll von solchen durch Augenzeugen bestätigten Ereignissen, die man wohl zugeben muß, man mag sie nun durch die Gewalt der Liebe erklären, die früh oder spät Liebe gebietet und erwirbt, oder vielmehr daraus, daß die Thiere vor den Dienern Gottes nicht mehr jenen unwillkürlichen Widerwillen empfinden, den unsere Verderbniß und unsere Härte ihnen einflößen. Es scheint, daß wenn der Büßer von Assisi seine Zelle verließ, und sich erschöpft vom Fasten und Nachtwachen in Umbrien zeigte, die Thiere in dieser abgemagerten, fast nicht mehr irdischen Gestalt, nur noch das Abbild Gottes erblickten, und den Heiligen umgaben, um ihn zu bewundern und ihm zu dienen. Die Hasen und Fasanen flüchteten in die Falten seines Gewandes, und wenn er bei einer Trift vorbeigehend die Schafe nach seiner Gewohnheit mit dem Schwesternamen begrüßte, sollen sie ihre Häupter erhoben haben und ihm gefolgt sein, indem sie ihren erstaunten Hirten verließen. Er selbst fand, bereits längst den Genüssen der Menschen entfremdet, süßes Vergnügen an diesen Festen, welche ihm die Thiere des Waldes bereiteten. Als er eines Tags auf den Berg Alvernia gestiegen war, um dort zu beten, umgaben ihn viele Vögel mit Freudengeschrei, flügelschlagend, als wollten sie seine Ankunft begrüßen. Da sprach der Heilige zu seinem Begleiter: „Ich sehe, es ist Gottes Wille, daß wir an diesem Orte etwas verweilen, denn meine Brüder die Vögelein scheinen durch unsere Gegenwart gar sehr getröstet zu sein.“ In seiner ersten Predigtzeit kam er nahe bei Bevagna an einen Platz, wo sehr viele Vögel, besonders Sperlinge, Krähen und Tauben nisteten. Als der heilige Diener Gottes dieses wahrnahm, verließ er dorthin eilend, in seiner großen Liebe auch für die vernunftlosen Geschöpfe, auf kurze Zeit seine auf der Straße wandernden Gefährten. Da sah er, wie er nahe kam, daß die Vögel ihn erwarteten, und grüßte sie nach seiner Gewohnheit. Bewundernd, daß sie bei seinem Anblicke nicht davon geflogen waren, freute er sich innig und bat sie demüthig, das Wort Gottes zu vernehmen. Er sprach zu ihnen: „Ihr Vögelein, meine Brüder, ihr besonders müßt euren Schöpfer loben und ihn stets lieben, denn er hat euch Federn gegeben, um euch zu decken, Flügel, um zu fliegen, und Alles, dessen ihr bedürftig seid. Er hat euch unter allen Werken seiner Hände besonders

geadelt und euch eure Wohnung in dem reinen Strich der Luft bereitet. Er nährt und liebt euch, ohne daß ihr säet oder erntet, und ohne daß ihr deshalb zu sorgen braucht". Wie er selbst berichtet und seine Gefährten bestätigen, nahmen die Vögel bei diesen Worten jeder seine eigenthümliche Stellung an und schlugen mit den Flügeln. Er aber ging mitten unter ihnen hin und her, und streifte sie dabei mit dem Saume seines Gewandes. Darnach segnete er sie und gestattete ihnen, nachdem er das Zeichen des Kreuzes über sie gemacht hatte, davonzufliegen, worauf er sich innerlich sehr getröstet wieder zu seinen Schülern begab. Einfältig wie er, nicht durch die Natur, sondern durch die göttliche Gnade war, begann er aber sich der Nachlässigkeit anzuklagen, daß er bis zu diesem Tage noch nicht den Vögeln gepredigt, da sie doch das Wort Gottes mit so viel Ehrfurcht vernähmen.

269.

Die Gründung der Rialtobrücke in Venedig.

Sage von **Mautner.**

Wo jetzt am Canal grande
In steinern todter Pracht,
Gleich einem Feenmärchen,
Ersonnen über Nacht,
Sich wölbt ob der Lagune
Der Brücke Wunderbau,
Ein riesig Denkmal, ragend
In's heit're Himmelsblau
Dort vor so manchen Jahren
Ein müder Bettler stand; —
Sehnsüchtig blickt sein Auge
Zum andern Uferrand.
Vielleicht ein Weib, ein Kindlein,
Das drüben seiner harrt!
Umsonst! zwei Soldi kostet
Die kurze Ueberfahrt;
Die Gondoliere spotten
Muthwillig seiner Pein:
Wem nicht zwei Soldi eigen,
Der lass' das Schiffen sein.

So stand er manche Stunde
Schon sank das Abendroth
Sein Weib, sein Kind verschmachten
In herber Hungersnoth.
Da zuckt's durch seine Züge
Bald wie ein wilder Fluch,
Bald faltet er die Hände,
Als wär's zum frommen Spruch.
Und endlich spricht er sinnend
Und tief in sich gekehrt:
Herr! deine schwere Rechte
Hat Demuth mich gelehrt:
Den jetzt in seine Gondel
Kein Schiffer läßt hinein,
Der nannt' einst stolze Flotten
Auf fernen Meeren sein;
Dem jetzt der kalte Marmor
Das Kissen in der Nacht,
Der hatt' einst Prunkpaläste
Voll sybarit'scher Pracht. —

Die Flotten sind versunken
In tiefem Meeresplan,
Es fraß die Prunkpaläste
Der Flamme gier'ger Zahn;
Mein stolzer Name blieb mir; —
Wie ist er mir zur Qual!
Ein Edler von Venedig,
Mehrt jetzt der Bettler Zahl. —
Doch feierlich gelob' ich's
In dieser ernsten Stund':
Wenn einst das Glück mir wieder
Reicht seine Hand zum Bund,
Dann sollen sich erheben
Tief aus des Meeres Schacht
Viel schlankgebaute Pfeiler
Und breiter Bogen Macht:
Des Meeres Nacken beugen
Soll eine stolze Brück',
Wenn's mir gelingt zu beugen
Das widerspenst'ge Glück.

Und Jahre sind verflossen —
Da, an dem Uferplan
Hebt ein geschäftig Treiben,
Ein reges Schaffen an.
Sie führen Kalk und Steine
Zum stolzen Bau herbei;
Bedächtig sieht der Meister
In's wirre Bunterlei.
Er sinnt und schafft und ordnet
Und facht den Eifer an;
Noch wenig kurze Monden
So ist das Werk gethan. —
Schon heben starke Pfeiler
Empor sich aus dem Meer,
Ein ries'ger Bogen wölbet,
Sich drüber hoch und hehr,
Und tausend Hände schaffen
Daran so Tag wie Nacht.
Jetzt schlägt die große Stunde,
Jetzt ist das Werk vollbracht.
Da naht im Festeszuge,
Die Brücke einzuweih'n,
Der neuerwählte Doge,
Die Glocken klingen d'rein. —
Welch ein Gewühl von Häuptern
Am Ufer ausgesä't,
Wie ihr vor lauter Gondeln
Kaum die Lagune seht! —
Und als die Brück erreichet,
Und als die Glocken stumm,
Entblößt sein Haupt der Doge,
Und blickt im Kreis herum:
Hier, wo ich einst gestanden,
Verzweiflung im Gehirn,
Steh' ich zum zweiten Male
Heut mit entblößter Stirn,
Und sinke in die Kniee
Und dank' der ew'gen Macht,
Daß durch mich niedern Knecht sie
So Herrliches vollbracht,
Denn was ich einst gelobet,
Ich hab's erfüllt fürwahr:
Sclavin ist die Lagune,
Die lange Herrin war.
Doch statt mich stolz zu preisen,
Will Gott ich benedei'n,
Das stolze Werk soll Denkmal
Der tiefsten Demuth sein.

270.

Ueber Dante

von F. X. Wegele.

Dante hat nicht bloß durch seinen feinen historischen Sinn und durch die Anregung der classischen Studien vorwärts auf die kommenden Geschlechter gewirkt: der Ruhm, der seinen Namen in die Reihe der Unsterblichen versetzt hat, ist der Dichterruhm. Er ist der erste große moderne Dichter, seine göttliche Comödie das erste große moderne Originalgedicht. Darüber hat eine fünfhundertjährige Geschichte und die Stimme von Europa gerichtet. Er ist der einzige Dichter des gesammten Mittelalters, zu dem alle gebildeten Nationen nicht aus sprachlichem, antiquarischem oder historischem Interesse, sondern wegen des poetischen Genusses, den sie dort finden, immer und immer wiederkehren. Er hat einzig und allein durch den Zauber einer von ihm fixirten Sprache, durch die Plastik der Gestaltung, durch die Macht und Wahrheit seiner Gefühle jene Hindernisse besiegt, die ihm seine Zeit in den Weg stellte. Denn in jedem großen Dichter leben zwei Dichter, deren Einer allen Zeiten und Ländern angehört, der sich zum Organe allgemeiner Gefühle und Zustände macht, der die beweglichen Schauspiele vorführt, die die Menschlichkeit, die Leidenschaften, die Natur dem Gedanken überall und stets darbieten; deren Anderer aber das besondere Gepräge seines Zeitalters trägt und abspiegelt, die Freuden und Schmerzen, die den Menschen desselben gerade eigenthümlich sind. Der eine von diesen beiden Dichtern, die sich in der Einheit Eines Genius verknüpfen, ist ewig und stets zugänglich und gefeiert, der andere trägt ein sterbliches Gewand und ist die Hülle, in welcher der erste eingeschlossen ist. Je schwerer diese Hülle zu durchdringen ist, mit desto stärkerer und höherer Kraft muß der erste ausgestattet sein, soll er nicht die Schuld seiner Zeit, mehr als billig ist, tragen müssen. Bei Dante war der eine und der andere Dichter in hohem Grade vorhanden, der unvergängliche und der vergängliche. — —

Die göttliche Comödie ist aber auch das erste große Originalgedicht der modernen Zeit, das fertig wie es ist das Gepräge Eines Geistes und Eines Gusses an sich trägt. Mustern wir die größern langathmigen Gedichte der übrigen romanischen oder germanischen Völker; von keinem Gedichte wird man mit Grund Aehnliches behaupten können. Die epischen Gedichte der Isländer, die Nibelungen und die Gudrun der Deutschen,

der Romanzencyklus des Cid, — sie alle sind Collectivgedichte, an denen verschiedene Menschen zu verschiedenen Zeiten gearbeitet haben, und die also ihrer Natur nach nicht auf jene Ehre Anspruch machen können. Das Gleiche muß von den Kunstgedichten des französischen und deutschen Mittelalters gesagt werden, — auch hier erkennt man überall mehrere Hände und oft wird ein Deutscher der Nachfolger des Franzosen und setzt deutsches Gepräge auf das französische, und bei aller Selbstständigkeit, welche z. B. der Parzival Wolfram's von Eschilbach an sich trägt, wird es doch Niemand in den Sinn kommen, ihm den gleichen Preis der Originalität in Erfindung und Ausführung zuerkennen zu wollen. Es ist eben namentlich auch die Individualität des Dichters, welche Dante's göttlicher Comödie einen so unvergleichbaren eigenthümlichen Stempel aufdrückt. Wenn Dante selbst die Verworfenheit seiner Nation brandmarkt, so möchte man dieses Urtheil für ungerecht halten, eben weil sie noch so starke Charaktere hervorbringen konnte. Aber freilich war er auf lange Zeit hinaus der letzte. Wie steht jener Petrarca von ihm ab! Petrarca war Literat, sein Leben ein glänzendes Literatenleben, in dem Bewußtsein und der Absicht, eine große Rolle zu spielen; Dante war Staatsmann und Gelehrter, seine Dichtkunst ist ohne alle weltlichen Nebenzwecke, einzig und allein die Frucht seines innern Dranges und seiner seelischen Entwicklung. Petrarca war Verstandesmensch, ein nüchterner Schwärmer, und wußte sich mit aller Welt zu vertragen; Dante hielt fest an seinen Ueberzeugungen und machte den Verhältnissen überall — keine Zugeständnisse. Darum führte der Eine ein behagliches schimmerndes Leben und verließ am Ende seiner Laufbahn vielleicht ungern die Welt; der Andere starb arm und verbannt sicher und ruhig in sich. — —

Dante ist der Lehrer seiner Nation geworden. Nicht bloß die Gelehrten haben sich an der göttlichen Comödie herangebildet; nicht bloß die Künstler haben sich von ihm bis auf Michel Angelo anregen lassen: das Volk selbst hat sich mehr als irgend anderswo unterrichtet. Die göttliche Comödie ist aber nicht bloß ein Repertorium aller damals vorhandenen und erreichbaren Kenntnisse, sie schließt auch alle Sagen und Vorstellungen des Mittelalters nebst seinem politischen und religiösen Inhalte in sich und dieser Umstand gibt dem Gedichte ein eigenthümliches, auszeichnendes Gepräge und macht es zum Epos einer untergehenden Ideenwelt, die hier zum letztenmale im Zusammenhange und von orthodoxer Hand vorgeführt wird. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß der

Geist eines hinsterbenden Zeitalters sich noch einmal aufrafft, um sein erschüttertes Reich zu vertheidigen; auch Dante zog in diesem Sinne zu Felde. Er konnte das stürzende Mittelalter nicht halten; aber ein kolossales Denkmal hat er ihm gesetzt, wie kein anderes an der Grenze einer verendenden Weltanschauung steht. Er hat in der göttlichen Comödie den Schwanengesang des Mittelalters gesungen.

271.

Carolus Borromäus*)

von H. Bone.

„Nie verlaß ich meine Heerde,
Ihr habt weiter keine Pflicht;
Eilt und rettet euer Leben,
Ich verlasse Mailand nicht.“

Muthig sprach es Borromäus,
Erzbischof und Cardinal,
Als die Pest zusammenraffte
Grausenvoll der Todten Zahl.

Wie ein off'nes Grab, voll Schrecken,
Still und leer und angstumspannt,
Lag die Stadt; wer fliehen konnte,
Floh wie aus des Todes Hand.

Thüren, Fenster sind verschlossen,
Mütter grau'n vor eig'nem Kind;
Rasselnd eilen Leichenwagen,
Halten, wo die Zeichen sind.

Und dann wieder Alles schweigend,
Nur durchseufzt von Sterbeton.
Wer am Morgen noch voll Kräften,
Ist am Abend Leiche schon.

Aber ohne Furcht des Todes,
Unermüdlich, stets gefaßt,
Eilet durch die öden Straßen
Borromäus ohne Rast.

Geht vom Morgen bis zum Abend,
Ganze Nächte wandert er,
Geht von Haus' zu Haus' und tröstet,
Hilft und stärkt mit That und Lehr.

In der Armuth dumpfen Hütten
Sitzt er zwischen Sterbenden;
Sorgt für Alle, lenkt das Ganze,
Sorget für den Einzelnen.

Alles hat er hingegeben,
Zum Spitale ward sein Haus;
Froh entzieht er sich die Speisen,
Theilet sie den Armen aus.

Einer Hütte, spät am Abend,
Kömmt er müde einst vorbei,
Hört ein Klagen, blickt durch's Fenster,
Sieht des Kranken harte Spreu.

---

*) Carl Borromäus Cardinal und Erzbischof von Mailand, wurde geboren 1539 auf dem Schlosse Arona im Mailändischen, und starb im 47ten Jahre seines Alters. Er war einer der vortrefflichsten Menschen, die je gelebt haben. Die ganze Fülle seines edlen Charakters zeigte sich besonders während der Pest, welche im Jahre 1566 zu Mailand wüthete.

Eilt nach Hause, will nicht ruhen,
Nimmt sein Bett und trägt es fort
Selber auf den müden Schultern
Zu der Armuth Jammerort.

Legt den Kranken tröstend nieder,
Fachet seinen Glauben an,
Spendet ihm die Sakramente,
Geht, und wandelt seine Bahn.

272.

Ueber Italien

von H. Leo.

In einem Volke kann der Sinn, das Geistige in der sinnlichen Gestalt zu fassen, jener Sinn für das Schöne nie stattfinden, wenn ganze Classen desselben durch rohe Arbeit sinnlich abgestumpft und selbst aller graciösen Haltung beraubt werden. Die Muße ist die Mutter der Künste. In Italien hat sie so fruchtbar sich gezeigt, daß selbst der gewöhnliche Acker mit seinen Baumreihen, seinen Rohrbüschen und Weinguirlanden, daß selbst das gewöhnliche Gehöft des Bauern mit seinen offenen, wie auf Säulen ruhenden Vorrathsgebäuden, mit den Häusern, die das schöne flache Dach bedeckt, daß selbst die Kleidung der gemeinsten Frau vom Lande mit ihren fast überall geschmackvoll zusammengestellten Farben und mit dem einfach und zierlich geordneten Haar noch als Beweis eines der ganzen Nation eigenthümlichen Schönheitssinnes angeführt werden kann. Doch wer beschreibt die Herrlichkeit einer Aussicht über jene Kunststadt Toscanas und der Welt, über Florenz, und den Garten ihrer Umgebung! Wer malt die äußerste Begrenzung derselben von da an, wo Fiesole mit seinen freundlichen Thürmen herüberwinkt, bis wo die blauen Buckel der Luccheserberge auf dem goldnen Hintergrund des westlichen Abendhimmels sich erheben; wie hier Alles, Alles die Spuren mehrtausendjähriger Arbeit geistvoller Menschen an sich trägt! Wie eine Wasserlilie hervorragt über den Spiegel des Sees, so ruht auf diesem reizenden Boden das reizendere Florenz mit seinen ewigen Werken, mit seinem unerschöpflichen Reichthum. Von dem kühnen luftigen Thurme des Palastes, der wie ein schlanker Mast emporsteigt, bis zu Brunelleschis Wundergebäu, der herrlichen Kuppel der Kathedrale; von dem alten Hause der Spini bis zu dem großartigsten Palast, den die Welt gesehen, dem Hause des Pitti; von dem Garten des Franziscanerklosters bis zu den wunderwürdigen Anlagen der Cascinen ist Alles unvergleichlich herrlich und voll Gra-

zie; jede Straße von Florenz ist eine Welt für die Kunst; die Mauern von Florenz sind der Kelch, der die schönste Blume des menschlichen Geistes umschließt.

Und dieß ist nun der reichste Edelstein in dem Diadem, womit das italienische Volk die Erde geschmückt hat. Und wenn auch kein anderer ihm an die Seite gesetzt werden kann, verschwindet doch fast sein Glanz unter der Menge der ihn umgebenden, die Alle in eigenthümlicher Herrlichkeit leuchten. Man muß sehr armseligen Geistes oder sehr schwächlichen Gemüthes sein, um sich durch irgend ein Ungemach abhalten zu lassen, Italien in seiner Hoheit und die Italiener wie sie der Geschichte angehören, in ihrer Tüchtigkeit und Eigenthümlichkeit anzuerkennen.

273.

Auf dem Lago-maggiore

von **Fr. v. Gaudy.**

Träumend schwanken die Kronen
Der Cypressen auf der Höh!
Goldschimmernde Citronen
Glüh'n aus dem Laub am See.

Vom Berg und aus den Klüften
Quillt leiser Glockenklang,
Wie wenn hoch in den Lüften
Verhallt der Schwäne Sang.

Und wenn die Töne der Glocken
Hinsäuseln über die Fluth,
Dann hebt von den schwarzen Locken
Der Steuermann den Hut.

Es murmeln seine Lippen
Halblaut ein Ave Marie,
Er kreuzt vor den schroffen Klippen
Die Brust, und beugt das Knie.

Am Riff auf zack'gem Steine
Steht der Modonna Bild,
Umzirkelt von gold'nem Scheine,
Und segnet den Schiffer mild.

Von ihrer Stirne glänzt
Die Krone von Flitter und Schmelz,
Und ihren Fuß umkränzt
Mit Epheu der starre Fels.

Im Spiegel des Seees zittern
Die zum Segen erhobene Hand,
Der Krone Silberflittern,
Die braune Felsenwand.

Mein Herz bebt, in der Welle
Das Bild der Königin — —
Ueber Italiens Schwelle
Gleitet die Barke hin.

274.

Nord und Süd. Fremde und Heimath

von M. v. Freyberg.

Wie herrlich ist es hier in diesem Lande; wie himmlisch leuchtet die Sonne, und macht das bunte Kleid der Erde in den üppigsten Farben erglühen; wie prächtig erprangen die vielen durch die Kunst verherrlichten Städte; welch' reizende Lebensfülle entwickelt der Menschenstamm, der diese paradiesischen Auen bewohnt — woher also diese Sehnsucht, die mich wie magnetische Kraft dennoch dahin zieht, über die Alpen nach dem Vaterlande, mit seinen schwarzen Wäldern, seinen rauhen Winden, seinen kahlen Gebirgen? Das Athmen der heimathlichen Luft, der gewohnte Laut der heimathlichen Sprache, der Gruß und Händedruck des Bruders gleichen Stammes ist also demnach etwas Unersetzliches! Wenn ich meine Berge sehe und schaue die Burgen, wo meine Väter gehauset, die dem Lande und seinen Fürsten seit einem halben Jahrtausend gedient und mir diese Liebe zu den Wittelsbachern als heiliges Erbstück zugewendet haben; wenn ich dann höre das Sausen der Lüfte durch die Gipfel der vaterländischen Eichen und höre unsere Flüsse strömen und schaue in den Spiegel unserer Seen: wie unendlich wohl und ruhig ist's mir denn um's Herz! Spurlos bleibt der Wandel des Fremdlings in dem fremden Lande — ihm ist doch stets am wohlsten beim Grabe seiner Väter.

275.

Eins nur traf ich aller Ort

von A. Stöber.

Schon entgegen ruft mir helle
Meiner Heimath Glockengruß;
An des Vaterhauses Schwelle
Schüttl' ich froh den Staub vom Fuß;
Gottes reiche Welt durchschritten
Hab' ich frisch in Jugendhaft,
Und in manchen Volkes Mitten
Saß, ein Lehrling, ich zu Gast.

Hoch im Nordland, wo die Fichte
Lauschend ihren Wipfel wiegt,
Wo verklärt vom Nordscheinlichte
Die beschneite Haide liegt:
Traf ich Männer, ernster Weise,
Traumhaft stillen Sinnes voll,
In der Seele tiefstem Kreise
Helle Seherkraft entquoll.

Wo im Süden aus dem Laube
Golden die Orange glüht,
Wo die heißdurchsonnte Traube
Aus dem Lavaboden sprüht:
Sah ich heit're Völkchen scherzen,
Und wie Lacryma Christi
Quoll aus glutherfüllten Herzen
Süßer Wein der Poesie.

Anders hier und anders dorten
Fand ich Welt und Menschenthum;
Eins nur traf ich aller Orten
Fern und nahe, längst und nun:
Das ist über Land und Wolke
Gottes Himmel um und um!
Das ist unter allem Volke
Manch ein Herz voll Christenthum.

276.

Der alte Bonifaz

von Fr. Trautmann.

Mittlerweile am Grund der Frauenkirche zu München fortgebaut wurde, blieb das alte Marienkirchlein, wie bekannt, noch viele Jahre stehen. Der Thurm aber mußte weichen. Wie nun derselbe Thurm umgeworfen wurde, begab sich etwas dabei, und das mag Einem oder dem Andern stille Wehmuth schaffen.

Der älteste Mann in München war dazumal Einer Namens Bonifaz, voreinst ein tüchtiger Meister im Gezimmer. Nun hatte er aber schon überlang kein Beil mehr angefaßt. Denn einhundert und achtzehn Sommer hatte er schon erlebt, und der neunzehnte floß eben dahin.

Wann immer und wo derselbige Meister Bonifaz dahin schritt, hatte Jeder seine Freude an ihm, so fromm und lieb war er anzuschauen. Er selbst aber, so oft er am Thurm des alten Marienkirchleins vorbeikam, sah nickend hinauf und verfolgte dann zufrieden seinen Weg, wo er sich nicht etwa noch einmal umwandte, und, auf seinen Stock gestützt, recht kindlich vor sich hin sagte: „Den Dachstuhl den hab' ich neu gesetzt. Das ist schon über die achtzig Jahr' her — ja dazumal!"

Das hörte gar Mancher von ihm und dachte: Ei jetzt wird er aber doch bald sterben. Derweil starb er selber weit früher, der Meister Bonifaz aber lebte immer länger, als stürb' er gar nie, sondern blieb etwan gar übrig.

Jetzt war die Zeit angerückt, daß der Thurm fallen sollte, just am ersten Tag Augusti 1468.

Wie nun am Morgen desselben Tags viele Hunderte und Hunderte herzu und auf den Friedhof kamen, um den Einsturz mit anzuschauen, war der Bonifaz auch dabei. Stand demnach, die Linke auf seinen

Stock gestützt, so da und sah nickend, aber recht wehmüthig hin, wie sich der Thurm allgemach neigte. Wenn aber Einer oder der Andere hintrat und sagte: „Guten Tag, Meister Bonifaz, wie geht's —?" Da sagte er hinwieder: „Ja, ja, geht schon gut." Dabei waren seine Augen stets ein wenig naß. Wie's aber zu Zeiten geht — so viel es Jedem bekannt war, daß der alte Dachstuhl des alten Bonifaz ganze Lebensfreud' sei, es fiel doch Keinem so recht ein, wie weh es Dem etwa gethan habe, als sein Werk vornächst abgenommen ward. Und nun ging's gar mit dem Thurm selbst zu Ende — und mit schier aller Erinnerung.

Schon war es zehn Uhr vorüber, als Herzog Albertus, Sigmund, Christoph und Wolfgang mit Gefolge von der Schäfflergasse daherkamen. Vor Denen entblößten Alle das Haupt oder grüßten sie sonst, was die Weibsen betraf — sie hinwieder dankten recht gnädig.

Wie nun die Herzoge so daherkamen, hielt Herzog Christoph ein und sagte: „Dort seh ich den alten Bonifaz stehen. Denkt Euch, wie ihm zu Muth sein mag und laßt uns ihm ein tröstlich Wort spenden." Er näherte sich ihm, die fürstlichen Brüder folgten langsam und das Volk drängte allgemach nach.

Da nun Herzog Christoph hinkam, sagte er: „Guten Tag, Meister Bonifaz! Wollt Ihr auch sehen, wie der Thurm fällt? Ihr kennt mich wohl nicht? Ich bin der Herzog Christoph — der hier ist der Herzog Albrecht, Euer Landesherr. Da ist mein vielliebster Bruder, der Wolfgang, und Der dort ist der Herzog Sigmund, so Unser Lieb Frauen Dom erbaut."

Auf diese Worte wischte der Bonifaz ein wenig über die Augen, weil er nicht gut sah — und mit dem Hören ging's in letzter Zeit auch nimmer zum Besten — dazu sagte er: „So — so! Ja, ich — ich habe alle Unterthänigkeit — ja ja." Dazu beugte er sich ein wenig.

„Ist nicht deßhalb," sprach Christoph. „Wissen schon, daß Ihr jeder Zeit fromm und treu waret. Wir meinen Eueren Dachstuhl. Hat Euch wohl leid gethan, daß er abgetragen wurde?"

„Hat mir wohl leid gethan — recht leid!" erwiederte der Greis, halb vor sich hinsprechend. Dann sah er gar lieb zum Herzog Christoph auf und setzte ziemlich rasch bei: „Aber was ist's, itz ist er halt nimmer da."

„Freilich," entgegnete Christoph. „Da ist er nimmer und viel schad ist's um ihn. Nach hundert Jahren wär' er auch noch gut gewesen. Aber der Thurm mußt' eben weichen, also ward zu öberst angefangen.

Wärt Ihr in jüngeren Jahren, hättet Ihr wohl dem neuen Dom seinen Dachstuhl setzen müssen."

Wie Herzog Christoph so sprach, ging's Allen ringsum fast zu Herzen. Der Meister Bonifaz selbst war ganz überkommen von stiller Seligkeit über so viel Gnade, Herablassung und schöne Trostworte. Herzog Christoph legte ihm dann die Hand auf die Schulter und ermahnte ihn noch heimzugehen, weil er erschrecken könnte. Dann schritt er mit seinen fürstlichen Brüdern hinweg. In einiger Entfernung blieben sie alle Viere stehen. Der alte Bonifaz aber wollte nicht von der Stelle und blieb auch.

Näher und näher rückte der Augenblick. Bald durchlief die Menge ein ängstliches Gemurmel, bald harrte Alles schweigsam dem Schauspiel entgegen und sah zu, wie sich der Thurm stets mehr und mehr neigte.

Und so verstrich Viertelstunde um Viertelstunde.

Urplötzlich hallte weithin ein Ruf des Staunens und Schreckens — sogleich darauf sank lautlos der ganze Thurm durch die Luft — aber mit furchtbarem Gepolter und Gekrach schlug er zu Boden, daß die Erde schier bebte und schwankte — und in großen und kleineren Trümmern barst das ganze Gemäuer auseinander. In riesenhaften Staubwolken stieg's empor, Alles rings einhüllend — und lange vermochte kein Mensch den Anderen zu sehen.

Da es allgemach wieder hell und licht ward und sich die Menge hindrängte, eifrige Fragen stellend oder schauend, ob sich kein Unglück ereignet habe, erwies sich des Wagestücks bester Verlauf. Drob waren Alle hoch erfreut, nahmen es für ein neues, treffliches Zeichen und riefen dem Meister Jörg von Halsbach viel Lob zu.

Frohen Antlitzes schritt Der herüber. Die Herzoge gingen auf ihn zu und lobten, wie alle Anderen, sein Geschick in jeder Art. Drauf sagte Herr Jörg von Halsbach: „Hohe Herren, ich hab' mein Bestes gethan, die Sach' anzurichten. Daß aber nichts bricht an Winden und sonstigem Werkzeug, da bedarf's immerhin Gottes Hilfe." Deutete dann auf der Menge großen Eifer, die sich schon anschickte, die Trümmer wegzuräumen, dazu habe sie sich verlobt, und sagte dann: „Nun haben wir bald Raum genug zu bauen und — weil nur kein Unglück geschehen, das erfreut mich selber zum Meisten."

„Einer wird aber seine fromme Neugier doch büßen müssen —"

entgegnete Herzog Christoph. — „Der Meister Bonifaz! Gebt Acht, ob ich nicht recht hab'!"

Alle wandten die Blicke hin.

Fast einsam stand der Bonifaz dort, auf seinen Stock gestützt, und das Haupt beugte er tief herab auf seine Hände. Er sah aus, als wollte er sagen oder dächte: „Jetzt ist Alles aus — und mit mir ist's auch zu Ende!"

Da wurde ihm manches tröstliche Wort und Mancher drückte ihm die Hand. Das erwiderte er leise zitternd und nickte freundlich zu. Aber er sagte nichts. Da sie ihn sorgsam heimführten bis über den Markt und dem Thal zu, wo er im Spital schon überlang gelebt hatte, ließ er's ganz gerne geschehen. Dort oder da blieb er aber stehen, und vor er unter's Thalburgerthor wankte, noch einmal. Dort sah er auf den schönen Marktplatz zurück und sonst noch ein wenig umher, und Jeder sah ihm an, daß er vom lieben, guten München und der Welt Abschied nehme.

Am dritten Tag Morgens trat Herzog Christoph und Sigmund in's Pfründnerhaus, wie schon beide Tage vorher, gingen auf des Bonifaz Zelle hin, die war die vierte zur rechten Hand, und fragte der Erste den Meister Jörg, so ihnen entgegen kam: „Wie gehts ihm, schläft er?" „Ja, er schläft hoher Herr —" sagte Herr Jörg „und im Himmel ist seine Seel wieder ganz erwacht. Wie ihm zu Muthe war, daß sein Werk und das Andenken d'ran hinweg mußte, vermag ich zu ermessen, an eigener Sehnsucht, was Treffliches aufzurichten. Und wie groß, oder 'ring und klein — was Einer geschaffen hat, das mag er sonder Gram nicht vergehen sehen. Ihr aber habt ihm die letzten Tage noch recht versüßt!"

„Gott hab' ihn selig!" sagte Herzog Sigmund. „Wann starb er?"

„Vor einer halben Stunde, hoher Herr! Meine Margareth hat ihn bis zu letzt auf's treulichste gepflegt — als ich kam, ging's eben zu Ende mit ihm, und in meinen Armen ist er eingeschlummert. Ein Segen über Euch, Herr Herzog Christoph, und Euere fürstlichen Brüder war das Letzte, was er gelispelt."

Sie schritten an die Zelle. Die Pfründner und Pfründnerinnen die da knieten oder standen und beteten, rückten ein wenig zurück, daß Jene eintreten konnten.

Einen theilnehmenden Blick sandte Herzog Christoph und Sigmund

auf die Leiche und thaten ein still frommes Gebet. Dann gab Herzog Christoph dem entseelten Bonifaz einen Weihbrunn, nickte Denen umher gnädig und christlich milde zu, als sage er für sich: Das trifft uns Alle, Hoh und Nieder, und damit werden wir Alle Eins! Hiemit verließ er die Zelle, Herzog Sigmund that wie er und folgte ihm.

Tags darauf wurde des Bonifaz irdische Hülle nächst dem Marienkirchlein zu Grab gelegt. Das war sein sonderlicher Wunsch gewesen. Noch lange, als der Dom schon stand, war des uralt gewordenen Meisters Denkstein zu sehen — den hatte ihm Herzog Christoph setzen lassen.

So Ihr an Unser Lieb Frauen Dom hinwandelt, auf der Seite, wo die Sonnenuhr über'm Kirchenthor — unter'm Bogen desselben zur Linken der Denkstein des ganzen Baues, zur Rechten aber in Stein gehauen, ein schöner lateinischerVersspruch des Herzogs Sigmund befindlich ist — und Ihr steht auf halbem Platze still, so wird der Ort nicht so fern sein, wo der Bonifaz eingegraben ward.

Jetzt ist wohl kein Stäublein von ihm da.

277.

Abendbetrachtung einer alten Wittwe

von F. v. Maltitz.

Einsam im Kämmerlein
Weil' ich, gebückt, allein,
Hoch unter'm Dach.
Schon bricht der Sterne Schein
Dämmernd in dich herein,
Stilles Gemach!

Wenn auch, dem Leben gleich,
Dieser Tag dornenreich,
Mühevoll war:
Bot doch im Abendglanz
Blüthen dein Rosenkranz,
Jungfrau, mir dar!

Oeffne dich, Fensterlein!
Will mich der Kühlung freu'n,
Muthig und wach!
Ueber der Dächer Höh'n,
Send' ich der Blicke Späh'n,
Sonne, dir nach!

Sieh, der Paläste Pracht
Sank schon in dunkle Nacht!
Nebel umzieht
Mauern und Stadt bereits;
Aber Liebfrauenkreuz
Golden noch glüht.

Ach, wie im Purpurduft
Schwebst du in reiner Luft,
Heilige Zier!
Wie du den Flammenstrahl
Sendest ins Nebelthal,
Und auch zu mir!

Stößt gleich der Reichen Haus,
Stößt gleich die Welt mich aus,
Wankt auch mein Lauf:
Glänzt mir doch, Kreuz, dein Stern,
Nimmt doch dein Tempel gern,
Herr! mich noch auf.

Heiliger, grauer Thurm,
Der in der Jahre Sturm
Trotzte der Zeit,
Bald sind es achtzig Jahr,
Seit mich zum Traualtar
Rief dein Geläut!

Und all mein Lebelang
Hast du mit Glockenklang,
Moosiger Freund,
Oft mir den Schmerz geheilt,
Mit mir das Glück getheilt.
Mit mir geweint.

Wie du zur Vorwelt sprachst,
Heut du noch mahnst und klagst!
Silber im Haar,
Ruft mich dein Feierlaut,
Dem einst gehorcht die Braut,
Noch zum Altar.

Freundlich bei Tag und Nacht,
Wenn mit mir Niemand wacht,
Rührst du mein Ohr.
Zählend den Puls der Zeit,
Führst du der Ewigkeit
Wonnen mir vor.

„Angelus Domini"
Rufst du in stiller Früh'
Tröstend mir zu;
„Angelus Domini!"
Tönt deine Melodie
Abends voll Ruh'.

Bald aus der Kammer klein
Regt nach Sanct-Annen mein
Leichenzug sich;
Wenn dann auch Niemand weint
Wirst du doch, alter Freund,
Klagen um mich!

278.

L. von Westenrieder an seine Landsleute.

Unsere Aeltern sangen im Sturmwind, ertrugen freudig Hitze und Kälte, Hunger und Durst, jauchzten in Gefahren und im Würgen des Kriegs; waren unverstellt und ernst im Reden und Thun, waren redlich, inländisch, deutsch: laßt uns stets denken, daß wir ihre Söhne sind, und, wie wirs an Tapferkeit thun, auch an Gefühl und Denkungsart keinem Sterblichen fremder Provinzen je nachgeben! Nun das Jahr beginnet, werden Quellen zunehmen, und Bäume werden wachsen: möchte doch keiner von uns bleiben, was er ist, sondern, gleich dem Aufblühen einer jungen Eiche, Säfte ziehen aus den Lehren der Weisen, aus den Gefühlen der Künste, und unmerklich dastehen gesünder und voller an Geist und Sinn! Wenn wir einst ruhen an der Seite der Väter, und wenn dann jeder unserer Auftritte, und dieß unser Zeitalter vorüber ist; (wie bald wird's vorüber sein!) wenn unsere Enkel ihre Kinder vor unsere Portraite führen, und von unsern Urnen den Staub wischen; wenn der einsamen Jünglinge einer, der mit traurigen, vielahnendem Herzen,

die Bahn alter Unsterblichen sucht, von den Freuden und dem Schimmer des Tags in unsere Gewölbe sich schleicht: wer dann von uns der süßen Erinnerung gewiß wäre, Theil zu haben an dem Wohlsein des Vaterlandes! Wer sie dann sagen hörte: Seht, dieß sind die Bayern aus dem schönen Zeitalter Bayerlands! Diese reinigten die Quellen, aus denen wir trinken, pflanzten die Bäume, unter deren Schatten wir ruhen; diese stritten wider die mächtigen Ungeheuer, welche ihren Zeitgenossen das Mark aus den Beinen sogen, und Herz und Kraft benahmen; diese lehrten uns die einfache Ruhe und Hoheit unserer ursprünglichen Sitten, den wahren Geist der Gesetze, die Stärke und Wärme in unserm Ausdruck, den wahren Geschmack in unserm häuslichen Aufwand: — wir schwebten dann um sie unsichtbar, oder sängen in der Mitte unserer Väter Lieder des Himmels dem Schöpfer der Geister!

279.

Die Thräne

von S. Schier.

Stunden giebt es in dem Leben, wo den tief gesunk'nen Muth
dir allein kann wiedergeben eine stille Thränenfluth.
Wie die Veilchen sich erheben von des Thaues süßer Last,
so regt sich dein innres Leben, wenn du ausgeweinet hast.
Ha, wie muß dem Herzen werden, wenn die letzte Thräne rinnt,
und im kühlen Schoß der Erde dann die lange Ruh' beginnt!

280.

Brief an die Töchter des N. N. bei dem Hinscheiden des innig geliebten Vaters

von Sambuga.

Geliebteste Kinder eines unvergeßlichen Vaters!

Bei der christlichen Fassung, in welcher Sie sich durch Gottes Gnade, wie ich höre, befinden, wäre es vergeblich, wenn ich Ihren wegen des Verlustes eines so ausgezeichneten Vaters noch fortlebenden Kummer durch irgend ein Wort zu lindern suchte. Was der höhere Einfluß in Ihnen erwirkt hat, macht jedes Menschenwort entbehrlich. Wie gegründet ist Ihre fromme Fassung, die von dem Geiste einer so heiligen Religion

herrührt, die Sie mit einem so großen Vater beglückt hatte! Wenn schon in der sichtbaren Natur nichts verloren geht, die nur ein armes Bild der unsichtbaren ist, wie sollte das verloren gehen, was an Vortrefflichkeit alles Erdengeschöpf unaussprechlich übertrifft, — der Geist des Menschen, der nach einer so großen Aussaat mit einer vom Himmel selbst in uns gelegten Hoffnung einer alle Vergleichung übersteigenden Freuden-Ernte entgegensieht! Der vortrefflichste Vater ist demnach Ihren Augen wie den Augen derer, die ihn liebten, nur auf einige Momente entrückt. Die Religion, von Gott selbst gelehrt, sagt uns: Er ging hin, nicht etwa ein schwindendes Erdengut, sondern Gott selbst in Besitz zu nehmen. Und wir werden ihn mit Gottes Herrlichkeit überkleidet sehen, wenn wir mit ihm uns hier fähig machen, Gottes Herrlichkeit zu schauen. Nach einer langen und gefährlichen Schiff-Fahrt empfängt man jene mit Glückwunsch und Frohlocken, welche aus dem gebrechlichen Holze steigen, und am festen Ufer die Gefahren des unsteten Elementes vergessen. So, glaube ich, müssen wir einem Manne zujauchzen, der in dem Laufe seines Lebens durch alle Stürme der Zeit unverletzt hingefahren ist, und nun am seligen Ufer wohnt.

Niemand war mehr der Gefahr ausgesetzt, von der Verdorbenheit des Zeitalters, von dem Glanze des Hoflebens, vom Schimmer der Gelehrsamkeit sich blenden zu lassen, als er. Was aber für andere Gefahr gewesen, war für ihn Gelegenheit des Sieges. Er suchte nie dem Zeitalter, sondern nur Gott zu gefallen, dessen Zufriedenheit mit uns allein beruhiget. Er verlor sich bei allem Hofdienste nie in Hofgesinnungen, und erkaufte den Ruhm eines Gelehrten nie durch Aeußerungen, welche den Leidenschaften schmeicheln, sondern durch Wahrheiten, welche sein Andenken so lange erhalten werden, als die Tugend noch Freunde findet. Er zog dem Zeitgenusse den Genuß Dessen vor, durch Den die Zeiten sind, und Der die Zeiten werden ließ, damit sie Zeugniß von Ihm ablegen, nicht damit wir über ihnen ihren Urheber vergessen.

Wie einleuchtend macht es uns dieses, daß uns seine Versetzung nicht betrüben, sondern nach einiger Erholung vom ersten Eindrucke, ungewöhnlich erfreuen soll! Wäre ihm irgend ein Erdenglück zu Theil geworden, theilnehmend drängten wir uns zu ihm hin, und freuten uns mit ihm. Wie schwindet alles Erdenglück, wenn wir dem Glauben gehorchen, der uns sagt, er sei im Besitze dessen, was Gott denen zubereitet hat, die Ihn lieben. Und wir Alle sind Zeugen, daß er Gott liebte. Diese Versicherung aber, welche wir uns selbst geben, bürgt uns dafür,

daß er im Besitze dessen ist, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, keine Vorstellung erreicht hat.

Sei es auch, daß für unser Auge einige Leerheit eintritt; für unsern Glauben ist und bleibt Alles, was es ist und war. Die Stelle dessen, welchen gute Kinder als den beßten Vater liebten, füllt der aus, der wahrer Vater ist. Er, von dem zeitliche Aeltern nur Kinder sind, stirbt niemal. An die Stelle des sterblichen tritt nun der unsterbliche Vater, und wenn es uns nicht mehr gegönnt ist, eine sterbliche Hülle mit diesem schönen Namen zu benennen, so dürfen wir mit desto größerm Rechte zu dem Vater der Väter sagen: „Vater unser, der du bist in dem Himmel!“ So ist unser Verlust schon wieder ersetzt durch Den, in welchem wir leben, uns bewegen und sind; und der ehemalige Vater ist mit und in Ihm, obgleich nur unsichtbar bei uns. So bleibt es denn immer wahr, mein Gott! Deine heiligen Verfügungen entziehen uns nichts! Sie ersetzen reichlich, was sie nehmen; und wenn es uns kränkt; den Namen „Vater“ dem Diener des Vaters nicht mehr geben zu können, so ist es aber auch andererseits tröstlich, ihn in Gottes Unendlichkeit wieder zu sehen, und mit dem einen Worte beide zu benennen. Wer dich ausspricht, nennt auch den zeitlichen Vater, der in Dir ist. —

Jedoch wird er auch hier noch lange unter uns leben. So oft man die Seinigen sieht, wird man sich nicht entwehren können, zu sagen: Sie sind Kinder eines großen Vaters; und er lebt in Ihnen fort. Er wird so oft genannt werden, als man ein Muster eines Geschäftsmannes, eines Lehrers, eines Vaters, eines Christen nennen will. Er ließ ein Andenken zurück, das im Segen ist.

Ohne Zweifel erbittet er die Gnade von Gott für die Seinigen, daß auch an Ihnen wahr werde, was dort steht: „Mit seinen Kindern bleibt das Gute, welches er so reichlich gestiftet hat; seine Nachkömmlinge sind ein heiliges Geschlecht, und sie bleiben fest im Gesetze.“ Wollte er doch für uns Alle bitten, daß wir unser Leben mit eben so viel Gewinn zum Vater zurückbringen, wie wir es an ihm bewundern, und mit ihm die göttliche Einladung hören: Gehe ein in die Freude deines Herrn! Da nur liebliche Aussichten sich Ihnen darstellen können; da die Religion auch jene aufheitert, die unsere Empfindung, welche nur auf den gegenwärtigen Eindruck merkt, uns so traurig malt, und nicht zuläßt, daß wir unter dem Kummer der Zeitvorstellungen erliegen, so hab' ich weiter nichts zu thun, als zu wünschen, daß Sie Gott bei diesen Ansichten er-

halten möge. Sie sind Wahrheit, und uns darum im Augenblicke des Kampfes mit der Sinnlichkeit tröstlich, und endlich gar erfreulich, sobald der vom Gewölk' gedeckte Glaube hervorbricht.

282.

Churfürst Maximilian I. und seine väterlichen Ermahnungen an seinen Sohn

von G. Phillips.

Maximilians Thaten sind allbekannt, laut verkündet die Geschichte seine Siege, seine weise Regierung hat Bayerns fortdauerndes Glück begründet! Darum bedarf es dessen nicht lange zu verweilen bei der Betrachtung solch glänzender Farben, mit welchen die Welt überhaupt versteht, sich ihr Bild menschlicher Größe auszumalen. Aber einzudringen in dieß wahrhaft edle Herz, das unter dem ritterlichen Panzer schlug und hier den Quell zu erforschen, woraus jene Größe hervorgegangen ist, das sei unsere Aufgabe. Also nicht von dem, was wir gewöhnlich Geschichte nennen, soll hier die Rede sein, sondern wir schlagen eine Urkunde nach, die werthvollste, welche nur immer ein fürstliches Archiv bewahren kann, eine Urkunde, welche ganz eigentlich Zeugniß gibt von Maximilians Gesinnung, so wie von seinem Denken und Wollen. Jene Urkunde sind die väterlichen Ermahnungen, welche Maximilian seinem Nachfolger hinterlassen hat. „Mein Sohn Ferdinand!" schreibt er zu Anfang derselben „ich habe Dir, was Dir zur sichern Richtschnur des Lebens und zur Beförderung eines wahren Ruhmes dienen mag, mit wenigen Worten aufgezeichnet. Wenn Du einst die Herrscherbürde übernimmst, wirst Du eines Führers bedürfen, der Dich nicht nur einmal und sparsam, sondern oft und reichlich mahnt; ich aber werde zu Grabe gehen und Dir nicht mehr mit meinem Rathe beistehen können: so mögen denn diese schriftlichen Ermahnungen, als das letzte Vermächtniß Deines liebenden Vaters, meine Stelle bei Dir vertreten. Ich hoffe, daß Du diese Ermahnungen um so lieber und öfter lesen, dem Gemüthe immer tiefer einprägen und in Gesinnungen und Wandel treu befolgen werdest, je inniger ich von Deinem brennenden Eifer für die Ehre Gottes, für Dein Heil und für das Wohl des Dir anvertrauten Volkes, so wie von Deiner Liebe gegen mich überzeugt bin. Ich übergebe Dir also als Ausfluß meines väterlichen Herzens einen kurzen Inbegriff Deiner Pflichten gegen Gott,

gegen Dich selbst und gegen Deine Unterthanen." In diesem Werke hat nun in der That Maximilian sein väterliches Herz ergossen, und wer den großen Mann kennen und lieben lernen will, der lese dasselbe. Zugleich aber ist dieß der Weg, um zu ergründen, wodurch Max gerade zu der sittlichen Höhe emporgestiegen ist, auf welcher wir ihn in der Geschichte erblicken und worin selbst seine Gegner ihn anerkennen mußten. Wohl der Seele, die von den ersten Jahren ihres Lebens, zu welchem sie in die Welt berufen, erleuchtet ward von der Sonne des Glaubens! Wohl der Seele, die dieses Licht bewahrt und durch dasselbe so erhellt und erwärmt wird, daß sie selbst Andern zur Leuchte dient. So ward Max das Gestirn des Wittelsbachischen Hauses! Das Andenken an ihn ist das Andenken an die schönsten Tugenden, welche nur immer einen Fürsten zieren können. Schon in den Jahren der zartesten Kindheit war das Herz Maximilians den Wahrheiten der christlichen Religion so geöffnet, daß diese für ihn das Fundament wurden, auf welchem er Zeit seines Lebens gestanden hat; von hier aus übersah er die Welt; und nur das hatte in seinen Augen einen Werth, was zur Verherrlichung Gottes diente. Mit Gott war er einig, und darum auch einig mit sich selbst; er war ein ganzer Mann, keine Halbheit, keine Zerrissenheit im Innern, keinen Zweifel an der Wahrheit der von Gott auf den Felsen gegründeten Kirche findet man bei ihm, keinem Uebermuthe gab er sich hin im Glücke, wenn der Herr ihm Sieg verlieh, keiner Zaghaftigkeit, wenn dieselbe Hand Leiden und Prüfungen über ihn und sein Volk verhängte. Die Geschichte hatte ihn gelehrt, wie ohne Gott noch nie ein Fürst glücklich regiert hat, und sein eigenes frommes Gemüth trieb ihn dazu an, zuerst sich selbst in kindlichem Gehorsam Gott unterthänig zu machen, um dadurch zu seinen Unterthanen in einem Gott wohlgefälligen Verhältnisse stehen zu können. Er bedachte es wohl, daß ein strenges Gericht über die Herrscher ergeht, die nicht nur für sich, sondern auch für ihre Unterthanen dereinst vor Gottes Thron Rechenschaft geben müssen. Dieß war die Grundlage, auf welcher er für seinen Sohn eine bewunderungswürdige Regierungslehre construirte, die den großen praktischen Vortheil hatte, daß sie das zeitliche und ewige Wohl des Fürsten und seiner Unterthanen beförderte. Goldene Worte sind es, welche Max seinem Sohne über die Handhabung der Gerechtigkeit, über den Schutz des Volkes, die Rechtschaffenheit, Demuth und Klugheit des Fürsten, die Treue im Versprechen, die Wahl der Freunde, guten Räthe und der höheren Beamten,

die Liebe zur Wahrheit, den Haß der Schmeichelei und die strenge Aufsicht in Betreff der Sitten zuruft. Einige Beispiele werden dieß bekräftigen:

„Der Fürst soll nichts wollen, was er nicht darf. Er richte sein beständiges Augenmerk nicht bloß darauf, welche Macht, sondern auch darauf, wozu und wie weit sie ihm anvertaut ist."

„Damit unter Deiner Regierung die Gerechtigkeit um so ungeschwächter und kräftiger blühe, so dulde nur solche Richter, deren Gewissen nicht käuflich, die rein von Schmutz und Bestechlichkeit, erhaben über Gunst und Ehrsucht, dem Rechte allein zugänglich sind."

„Wenn Du Deine Macht durch Milde und Gnade mäßigst, so wird um Deinen Thron Alles freudig blühen und gedeihen; denn jene Regierung ist die festeste und ruhigste, welcher man mit Freuden gehorcht; man gehorcht aber freudig, wenn man nicht so fast den Fürsten fürchtet, als ihn wie einen Vater liebt."

„Die Milde soll Dich aber nicht so weit führen, daß durch Straflosigkeit der Verbrechen die Bosheit und der Muthwille freien Spielraum gewinnen."

„Hüte Dich, gegen Jemand beständigen oder unversöhnlichen Zorn zu nähren, damit nicht einst auch Gott Dir mit seinem ewigen Zorne vergelte. Oft ist der Fürst in der größten Gefahr, daß ihn eine heimliche Abneigung, persönlicher Haß und zu heftige Rachbegierde unter dem Scheine der Gerechtigkeit blenden und verleiten."

„Das unverrückte Ziel aller Deiner Sorgen für das gemeine Wesen sei Dir das Heil, der Wohlstand, die Sicherheit Deiner Unterthanen. Diese wichtigen Interessen darfst Du nie Deinem persönlichen Vortheile aufopfern."

„Nicht zur Knechtschaft, sondern zum Schutze ist das Volk dem Fürsten übergeben; der Fürst, als Hirt und Vater der Völker, ist mehr da wegen der Unterthanen, als die Unterthanen wegen des Fürsten. Seine Würde und Hoheit ruht erst dann auf unerschütterlichen Grundpfeilern, wenn es alle Unterthanen fühlen, daß er nicht so fast über sie herrscht, als für sie sorgt. Dieses Ansehen aber erhält nur ein Fürst, der selbst gut und weise ist, und der sich unablässig bemüht, frömmer und besser zu sein als jene, welchen er gebietet."

„Nach Deinem Beispiel bildet sich der moralische Charakter des Volkes — das Schlechte ahmt es noch eifriger und schneller nach, als das Gute. Damit Du also gute Unterthanen habest, so strebe danach, selbst

der Beste zu sein. Noch mehr! wenn Dein häusliches Leben rein und tadellos ist, und im Lande Gerechtigkeit und Milde blüht, so füllet sich das Reich mit wahren Schätzen, die dem Fürsten zum schönsten Ruhme, dem Volke zur höchsten Glückseligkeit gereichen."

„Halte pünktlich auf Wort und Treue; denn wo die öffentliche Treue verletzt wird, zerreißt das stärkste Band der menschlichen Gesellschaft."

„Je höher der Fürst steht, desto mehr Bescheidenheit soll er haben. Er bedenke, daß er, selbst nur ein Mensch, über Menschen zu gebieten habe und daß ihm diese Gewalt von Gott übertragen sei, der seine Gaben jeden Augenblick nach seiner Willkür zurücknehmen, den mächtigsten Fürsten in den Staub werfen und das höchste irdische Glück zernichten kann."

„Er denke an die Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge. Die fürstlichen Häuser gleichen großen Bäumen; sie wachsen langsam, und zu ihrer Höhe und Ausdehnung bedürfen sie langer Zeit; aber plötzlich, in einem Augenblicke sind sie entwurzelt."

„Der ist ein lobenswürdiger Fürst, der mit seinem eignen Einkommen eine edle Freigebigkeit übt, ohne Verschwendung; in Bezug auf die Staatseinkünfte aber sparsam ist ohne Geiz."

„Klugheit schmückt den Herrscher ganz besonders. Der besitzt die höchste Klugheit, der sich in jeder Angelegenheit selbst zu rathen weiß; ihm zunächst steht, welcher die nützlichen und weisen Räthe eines Andern ernst beachtet. Der Fürst wird nur dann glücklich regieren, wenn er von erfahrenen Räthen unterstützt wird."

„Der Fürst ist ein unglückseliges Opfer des Betrugs und der Arglist, vor welchem die Wahrheit sich scheut, zu sprechen. Weh ihm, wenn er sein Ohr nur zarten Worten, Schmeicheleien und erkünstelten Artigkeiten leihet."

„Wenn etwas geschehen soll, so berathschlage man ohne allen Aufschub. Durch heillose Zögerung vergeudet man die Zeit des Handelns mit Berathen. Wo die Beschlüsse zu spät oder zu langsam gefaßt werden, wird der rechte Augenblick, sie auszuführen, gewöhnlich versäumt."

„O mein Sohn! hüte Dich ja vor den Eingebungen und Rathschlägen der Schmeichler und vor dem Lobe kriechender Hofleute. Solche Creaturen erheben, um sich Gunst und Ansehen zu erheucheln, alle Bewegungen und Handlungen des Fürsten mit begeisterten Lobsprüchen, er mag edel oder unedel handeln. Sie blasen ihm mit heuchlerischer Zunge Alles in die Ohren und begeifern ihn mit ihren heimlichen Begierden; ihren Haß, ihren Neid, ihre Heuchelei legen sie in sein Herz."

„Eifere mit allem Nachdruck gegen übertriebenen Luxus und gegen Ausgelassenheit der Sitten; dadurch wirst Du Wohlanständigkeit, Ehrbarkeit und Ruhe in der bürgerlichen Gesellschaft herstellen, und verhindern, daß das Vermögen der Bürger, welches zum Wohl der Familien und des Staates dienen soll, auf Ueppigkeit, Schwelgerei und andere Leidenschaften vergeudet wird."

Schließlich sagt vom Kriege der kriegserfahrene Held: „Nur Weniges will ich berühren und dieses Wenige sei mehr dazu, daß Du es wissest, als daß Du es übest. Der beste Krieg ist — keiner; ein erträglicher der, welcher gegen Fremde, fern von Deinem Lande, auf feindlichem Boden geführt wird und diejenigen drückt, die Deinem Glücke nachstellen. Uebrigens hängt an dem Worte Krieg der Inbegriff alles Jammers. — Solltest Du je (o möge Dich Gott gnädig davor bewahren!) durch die Ungerechtigkeit Anderer in die Nothwendigkeit gesetzt werden, Krieg zu führen, so beginne ihn nicht eher, als bis Du alle friedliche Mittel erschöpft hast. Wehe dem Fürsten, welcher sich durch Ehrsucht, Haß, oder durch andere noch schlechtere Begierden und Leidenschaften zum Kriege verleiten läßt. Ergreife die Waffen unter Gottes Beistand, wenn es gilt, die Religion zu schützen, die Treue gegen Kaiser und Reich zu leisten, Deine Bundesgenossen mit der versprochenen Hilfe zu unterstützen; wenn es sich handelt um das Heil des Vaterlandes, um Abwehrung feindlicher Angriffe, um Sicherheit Deiner Unterthanen und um das Recht, wenn Du es nur mehr durch die Gewalt der Waffen erkämpfen kannst."

In solcher Weise hat Max den Krieg geübt, da wo es sich darum handelte, für Gott und die Kirche zu streiten. Aber auch in diesem Kampfe bietet er das Muster der Mäßigung. Hier wie in allen seinen Lebensverhältnissen blickt die tiefe Religiosität des erhabenen Fürsten, von welcher die rührendsten Beispiele sich anführen lassen, hindurch. Er gehörte nicht zu den aufgeklärten Geistern, welche da glauben, die christliche Religion sei gut für das Volk, während die Großen und Gebildeten ihrer nicht bedürften, sondern im Gegentheil war er der Ansicht, daß vor allen Andern die Fürsten sie praktisch üben müßten. Daher begann und endete er den Tag mit Gebet und nie ging er an seine Geschäfte, ohne zuvor Gott um seinen Beistand angefleht zu haben; zu bestimmten Tagen im Jahre empfing er die Sacramente der Buße und des Abendmahles. Lag er überhaupt gern der Andacht ob, so fühlte sich sein Herz insbesondere zu einer kindlichen Verehrung der Mutter unsres Heilandes hin-

gezogen. Sie betrachtete er als die stete Beschützerin seines Hauses, sie als die **Patrona Bavariae**; und wo gibt es ein gläubig katholisches Herz, das nicht wüßte, was es heißt, die allerseligste Jungfrau zu verehren, und welches die rührende Demuth nicht tief empfände, die Max dadurch offen an den Tag legte, daß er auf seinen Goldmünzen sich zu den Füßen der Muttergottes knieend, den Churhut zur Seite, abbilden ließ? „Mit kindlichem und demüthigem Herzen" empfahl er seinem Sohne, sie als seine „liebreiche Mutter" zu verehren. „So wirst Du Dich" verheißt er ihm „auch ihrer mütterlichen Liebe, ihrer Fürbitte bei Gott, ihres mächtigen und gütigen Schutzes, ihrer Hülfe und ihres Trostes in Freuden und Leiden erfreuen." Bei seinem Regierungsantritte wallfahrtete er ihr zu Ehren nach Altötting, wo seit Jahrhunderten Bayerns Fürstenhaus und Volk in allen Nöthen Trost gefunden, um an diesem Gnadenorte sich Kraft und Ausdauer für die Beschwerden des Herrscheramtes zu erflehen. Gott hat ihm diese Kraft und zu seiner Frömmigkeit ruhige Klarheit und Schärfe des Blickes auch in allen weltlichen Dingen im höchsten Maße geschenkt, und ihn dadurch zu der Größe emporgehoben, in welchen er sich unsern Augen auf dem Schauplatze der Geschichte darstellt. Mit Stolz blickt Bayern auf den Wittelsbacher, den ersten unter seinen Churfürsten; er hat Großes auf Erden gewirkt, und Gott wird dem treuen Diener gelohnt und seine Bitten erhört haben.

Denn als Max die Todesstunde nahen fühlte, empfahl er den Predigern in einer eigenhändig von ihm geschriebenen Anordnung, ihre Zuhörer Namens seiner um Verzeihung zu bitten, falls er Einen oder den Andern derselben beleidigt oder geärgert hätte und Alle um ihr Gebet für ihn zu ersuchen, „mit dem Erbieten" wie er sich darin ausdrückte, „daß ich hinwieder, da ich des Angesichtes Gottes durch seine unendliche Güte und Barmherzigkeit theilhaftig würde, solches zu thun nicht unterlassen will."

282.

Die Kaisergräber in Speyer

von Ludwig, König von Bayern.

Ehrfurchtsvoll betret' ich diese Stätte,
Meiner alten Kaiser stilles Grab,
Welche längstens zu dem kalten Bette
Stiegen von dem höchsten Thron hinab.

Kahle Mauern, alte stumme Zeugen,
Dennoch durch Jahrhunderte beredt;
Daß auf Erden Macht und Glanz entweichen,
Sprecht ihr laut, daß alle Größ' verweht.

Der voll Frömmigkeit den Dom gegründet,
Konrad, seinem Volk ein Schirm und Hort,
Dessen Ruhm, was er vollbracht, verkündet,
Ruhet hier, an diesem heil'gen Ort.

Auch sein kräft'ger Sohn, wie nie ein Kaiser
Mächtiger, der dritte Heinerich;
Und der seine, leider nicht ein Weiser,
Dessen Hand der Scepter bald entwich.

Dieses Kaiserhaus ist hier begraben,
Dieses mutherfüllte; alle hier,
Franken, die beherrschet Deutschland haben,
Müd' gerungen, ruhen friedlich hier.

Von den acht, die einst der Thron getragen,
Die in diesem Dom beerdigt sind,
Hat des Schwertes Schärfe drei erschlagen,
Doch die Rache folgte nach geschwind.

Nicht von Allen nur, die hier bestattet,
Teutscher, Teutschlands Krone Keiner trug,
Als sie Habsburgs Rudolf, der ermattet
Nie im Kampf für's Recht, der kühn und klug.

Von dem lichten Schimmer nicht geblendet,
Von Italiens Lockung nicht bethört,
Hat sich Rudolf niemals hingewendet,
Ganz dem Vaterlande er gehört.

An des teutschen Rheines ernsten Wogen,
Welcher ernst mit Würde weiter rinnt,
Sind sie oftmals, thatenreich, gezogen,
Wo sie in dem Tode auch noch sind.

Haben ausgekämpfet, ausgestritten;
Längst verklungen ist das Siegsgeschrei,
So wie Alles, was sie einst gelitten,
Wie wenn's nie gewesen, ist's vorbei.

Auch das teutsche Reich, es ist versunken,
Es verschwand der alte Kaiserthron;
Und der ihn zertrümmert, siegestrunken,
Sah auf alles Teutsche nur mit Hohn.

Uebermüthiger und immer dreister
Im Eroberungssturme ward der Feind,
Bis er stürzte. Zürnt nicht mehr, ihr Geister,
Euer Grab mit Teutschland ist vereint.

Wieder ist's, es wird vereinigt bleiben,
Und auf teutscher Erde Speyer's Dom.
Mag die Zeit zerstören und zerreiben,
Immer bleibt der Rhein ein teutscher Strom.

283.

Der 12. 13. 14. October 1822 zu München.

Es waren drei laute festliche Tage, die mich aus dem einsamen Brüten weckten und gleich Frühlingssonnenschein aus der Verpuppung, worin Dienstpflicht mich eingesponnen, ins frische Leben lockten. Zuerst des Königs Namensfest. Im funkelnden Waffenschmucke zogen die rüstigen Schaaren zur Kirche, Musik schallte ringsum in hellen muthigen Tönen, Kanonendonner braus'te durch die Lüfte, und von allen Thürmen hallte der ernste Friedensruf geweihter Glocken. Auch ich stand unter den hohen Gewölben des Domes und vernahm im stillen Gebete,

wie die Orgel in schwellenden Accorden die Bitten und Gesänge der Priester begleitete, wie die Strahlen der Harmonie wie in mächtigen Wirbeln aufsprühten, wie das heiligste Opfer am hohen Altare vollbracht wurde. Da erbebten, wie vom schmetternden Blitze berührt, alle Töne und alle Herzen; denn Gott war im irdischen Brode eingekehrt, und die kühnen Krieger sanken in den Staub, durchdrungen von dem Allmächtigen, aufgelös't in Schauern der zagenden Andacht vor dem Allgegenwärtigen. Und als das Te Deum angestimmt und das Gebet der Kirche laut wurde für den sterblichen König und Herrn, als die Geschütze wieder aufdonnerten und alle Glocken erklangen, — wer mochte so kalt und starr sein, daß er nicht mit bewegter Seele den Herrn der Heerschaaren angefleht hätte um Gnade und Segen für das königliche, väterlich liebende Herz?

Darauf begann am zweiten Tage das jubelnde Octoberfest. Da war ein reges, buntes, großartiges Spiel aufgethan, wozu der Himmel sein reines Blau und die Erde einen weichen grünen Boden hergegeben hatte, damit das treue kernhafte Volk einen würdigen Platz finde für Lust und Scherz und für den vollen Ausdruck seiner frischen Herzen. Denn sein frommer einfacher Sinn wird ja nicht verführt durch den heidnischen Spuk und Dünkel, womit unsere Zeit dergleichen Feste zu feiern und zu verklären sucht.

Sechzigtausend Menschen wogten brüderlich mit und neben einander jeder dem andern nahe und freundlich, jeder dem andern verbündet durch die tiefe aber schweigsame Liebe zu seinem Könige, zu seinem Lande. Ringsum wirbelten Musikchöre, hochauf jauchzten hier und dort kecke Zecher, die Büchsen knallten, die Renner brausten über die Fläche, und wie das Riesenbild im farbigen Schimmer schwankte, blickte die Sonne mit heißen Sommeraugen auf die frohe Erde, und machte Alles mild und licht. Als dann mit einem Male die bis jetzt ruhigen, festgebundenen Massen sich lös'ten, als nach geendigtem Wettlaufe der geliebten Rosse, beim Scheiden des königlichen Vaters mit seinen holden blühenden Kindern die Wellen des Volks durcheinander strömten und die mächtigen Haufen aufjubelten mit hellem Freudenrufe, da ergriff auch mich der gewaltige Strom. Und dort im Süden ragten empor ins reinste Himmelsblau die leuchtenden Alpenspitzen, wurzelnd in dem finstern Grunde, wie der Mensch in der Nacht und Noth seiner irdischen Wanderung, aber mit kühnem Scheitel aufstrebend zur Klarheit des Aethers, wie auch

wir in jeder Stunde uns sammeln und aufrichten sollen und bauen an der geistigen Brücke von der Erde hinüber in die ewige Heimath, zum Frieden im Lichte Gottes.

Da kam nun der dritte Tag, ein Todtenfest, das alljährlich mit kirchlicher Feier zum Andenken an die Kriegsleute begangen wird, die für kühne Thaten mit dem Ritterkreuze geschmückt, im Sturme der Schlacht oder in ruhiger Friedenszeit zu Gott gerufen worden. Vom frühen Morgen an kündet in jeder Viertelstunde ein Kanonenschuß, daß von den Brüdern und von dem Lande für ehrenwerthe Männer getrauert wird, und von den Thürmen klingt der Ruf zur Vereinigung im Gebete. Durch die weiten Hallen der Kirche sind die schwarzen Decken gebreitet, Altäre und Säulen umhüllend und mit dunkelm Schleier den mächtigen Katafalk umschließend, der in der Mitte aus dem Lichterkranze aufsteigt mit den funkelnden Ehrenzeichen der Geschiedenen. Und aus den ernsten Kriegerschaaren, womit die Räume des Doms angefüllt sind, treten die nächsten Genossen der Todten hervor, in gleicher ritterlicher Geltung vom ersten Führer bis zum jüngsten Degen, und umringen als schirmende Wächter das Denkmal der verblichenen Kraft und unsterblichen Ehre. Dann beginnt das heilige Todtenopfer; die Mahnungen an die Schrecken des Jenseits, an das Gericht ertönen; die Bitten, die Gesänge der Priester steigen zu dem Ewigen empor, und die Verheißungen der Barmherzigkeit durchwehen mild und tröstend gleich lauer Frühlingsluft die ahnende Seele.

285.

Gründung des Klosters Wessobrun

von F. v. Pocci.

Herr Thassilo besteigt sein Roß, zu reiten in den Wald;
Will jagen dort mit seinem Troß, dieweil das Hörnlein schallt,
Er zieht durch den grünen Hag und über Wiesen hin,
Und pürschet froh den ganzen Tag; die Thierlein alle flieh'n.
Das Rößlein schnaubet müd und matt und mäßigt seinen Trab,
Herr Thassilo des Jagens satt, steigt von dem Sattel ab.
„Knecht Wesso, laß den Gäulen Luft, laß weiden sie im Thau,
Will rasten hier in Waldesduft und schau'n in's Himmelblau.
Die Sonne senket ihren Lauf, es nahet sich die Nacht,
Dort steigt der Mond am Himmel auf und zeiget seine Pracht."

Herr Thassilo ruht mit dem Knecht auf grünem sammt'nen Moos
Und wahrlich schlummert er nicht schlecht in dunkler Waldung Schooß.
Ein schöner Traum erquicket ihn; er sieht der Englein viel
Auf Himmelsleitern her und hin bewegen sich im Spiel.
Er sieht sie geh'n an einen Quell und schöpfen wohl daraus,
Das Wasser ist so rein und hell, die Eng'lein trinken d'raus.
„O gebt ein Tröpflein nur auch mir, mich dürstet allzusehr,
Credenzet Himmelslabung hier, o höret mein Begehr!"
So träumt Herr Thassil' und erwacht: „Knecht Wesso sah'st du's nicht?
Ich hatte in der heut'gen Nacht ein wunderbar Gesicht'
Und flöß der Quell, den ich geseh'n, auch in dem fernsten Land,
Ich wollte gerne zu ihm geh'n zum Trunk aus hohler Hand."
Da rauscht es plötzlich aus dem Stein und sprudelt durch das Moos:
Fürwahr ein Bächlein muß es sein, das gestern noch nicht floß!
Welch' heil'ger Morgentrunk! wohlan, Knecht Wesso, schöpfe nun!
Du schöpfst daraus, der erste Mann, der Quell sei „Wessobrun!"
Der Knecht, er schöpft — der Herzog trank; labt sich, als sei es Wein,
Und spricht: „hier bau ich Gott zum Dank ein frommes Klösterlein."
Gelobt, gethan; bald füget Stein an Stein zum Baue man,
Die Mönche ruft das Glöckelein und das war wohlgethan.

285.

Ueber Bayern

von G. Görres.

Will man sich eine ächt bayerische Landschaft vorstellen, wie der Wanderer sie hier bei jedem Schritte begegnet, so denke man sich ein kleines, grünes Thal. Eine nur wenig betretene Straße durchschneidet es; seine Bergwände sind mit dunkelen Tannen bewachsen, sein von einem Bache durchflossener Boden ist zur Hälfte Ackerfeld, zur Hälfte Wiese; hie und da stehen mit halbdürren Aesten, die Zeugen vergangener Jahrhunderte, uralte im Winde ächzende Eichen mit weißbemooster Rinde. Mitten aber in dieser Einsamkeit, von einem kleinen Garten und einigen Obstbäumen umgeben, liegt der Hof des Bauern; ein schlanker mit „einem Buschen," bunten Bändern und vielen Figuren geschmückter Kirchweihbaum überragt ihn hoch und grüßt den Wanderer schon aus der Ferne; der Hausthüre gegenüber rinnt ein Brünnlein klaren Wassers; ihm zur Seite steht ein hohes, altes Crucifix von Holz, frische Blumen schmücken die Füße des Heilandes, ein Betstuhl steht darunter. Unweit

davon in der Wiese, von einer jener alten Eichen beschattet, liegt eine kleine weiße Kapelle mit einem Glöckchen; dicht vor dem Hause aber selbst läuft eine lange Kegelbahn hin; die schwere Kugel und der Krug klaren, kräftigen Bieres gehen abwechselnd von Hand zu Hand; eine Kastanie beschattet die Spieler; auf der hölzernen Gallerie des Hauses stehen einige „Nagerlstöcke", dahinter an der Wand, unter dem Dache, hangen drei von unzähligen Kugeln durchschossene Scheiben längst erbleichter Farbe; durch die offenen Fenster des Hauses hört man den hellen wehmüthigen Klang der Zither; man sieht die Bursche, eine Feder und Blumen auf dem Hut, mit stampfenden Füßen und schnalzenden Händen und Zungen, die lachenden Mädchen in ihrem heiteren Feiertagsgewand umtanzen. Dazwischen hört man eine kräftige Stimme in fröhlicher Weise singen. So wird getanzt und gesungen, getrunken und gekegelt, die Musik wird lauter, wilder, da erschallt plötzlich das Glöckchen in der kleinen Wiesenkapelle, es läutet zum Ave Maria; jetzt wird auf einmal Alles stille, die Musik schweigt, die Kegel ruhen, Tänzer, Sänger, Trinker und Spieler und Schützen, alle entblößen ihr Haupt und beten bei dem einsam tönenden Klang der Glocke den jungfräulichen Gruß.

Verlassen wir den friedlichen Hof des Bauern; wandern wir aus dem stillen Wiesenthale des Niederlandes den Bergen zu; folgen wir den Alpenwassern, die raschen Sprunges gleich den tanzenden Burschen die Hochebene durcheilen, zu den Bergen des Hochlandes:

„Wo's Edlweiß blüht in der Felsenwand".

Hier in dem Gebiete schäumender Wasserfälle und rauschender Wildbäche, wird Alles luftiger, großartiger, kühner; steile Berghänge und tief verborgene Felsenthäler und finstere Schluchten finden wir hier, wo die mächtigen, von Alter und Wind zusammengebrochenen Tannen zu Hunderten, ja zu Tausenden, mit fußhohem Moose überdeckt, dahinmodern, und den jungen Nachwuchs aus ihren Leichen aufwachsen lassen. In dieser wunderreichen Alpenwelt tönt das jodelnde Lied jauchzender Lust durchdringender und heller; allein auch die düstere, in der Einsamkeit brütende, tiefe Melancholie und die wehmuthvollste Sehnsucht singen ihre Klagen hier in schmerzlicheren, herzdurchschneidenden Tönen.

Da steigt der Hirt sicheren Fußes die höchste Felsenwand hinan, eine Blume, den Preis seiner Kühnheit zu pflücken; er steckt sie auf den Hut und, ihn auf der schwindelnden Felsenspitze schwenkend, singt er:

„Lusti, was alberisch is!
Alberisch bin I,
Z' A'lbm ob'm hant frischi Leut,
Und daß'n sag I.

Auf einer andern Höhe aber, weit von ihm, wo seine Lust nicht hindringt, sitzt vielleicht in der todtenstillen Einsamkeit nackter Felsen, wo keine Blumen blühen, eine Sennerin, die in Wind und Wetter ihr Lied in das Thal hinabsingt; der Hirtenbube der nächsten Alpe hört es; er singt es weiter und bald erschallt es von Mund zu Mund, die Thäler auf und ab.

Je höher wir aber in dem tieferen Hochgebirg hinansteigen, um so finsterer, wilder, menschenfeindlicher wird die im Eishauche der Gletscher erstarrende und ersterbende Natur; hier in der stummen Oede

Wo gar koa Baam,
Koa Latschn nimmer steht,
In lauter Felsn, lauter Gwänd',
Wo 's grausi aba geht,
Da ziegt a weißer Nebi 'rei,
Vom Hoch-Eis kimmt er 'rauf.

Hier braucht es allerdings „a Schneid", wenn der Mensch in diesen Schrecken nicht gleich der Natur in Trübsinn vertrauern und erstarren will.

Aber auch hier schreitet längst den kalten übereisten Felswänden frischen Muthes ein Jäger daher:

„Der fangt ihm a an uralts Gsangl o."

Und die Wände ringsum hallen davon wieder, wenn er singt:

„Wenn der Spielhahn falzt und gurgelt auf'n Schnee,
Ischt a frischer Jager bei der Höh'."

So ist das Volk, das in diesen Bergen und draußen auf der Hochebene wohnt, ein abgehärtetes. Nicht nur von Norden, sondern auch von Süden wird es über die hohen Eisberge von kalten Winden angeweht; es bedarf einer tüchtigen nachhaltigen Nahrung und die gewähren ihm Bier und Knödel, die sein Mark und Bein kräftigen, daß es starken Knochenbaues den Mühseligkeiten und Stürmen des Lebens Trotz bietet. Und daran fehlt es ihm nicht. Heißt ja wetteren bei ihm schon so viel als stürmen und bedarf es beinahe immer des Wettermantels, um sich gegen Sturm und Winde, Schnee und Regen zu schützen.

Sind ihm aber die Tage milden, frühlinglichen Sonnenscheins:

Wenn d'Nachtigall singt
Und der Guku schö' schreit

nur mit karger Hand zugemessen, so fehlt es doch auch seinem Lande nicht an Poesie. Italien so nahe, strahlt sein Himmel an sonnigen Tagen in dem tiefen Blau des Südens, wie nicht leicht anderwärts in deutschen Landen; ist seine Luft auch rauh und kalt, so ist es doch eine reine Alpenluft, die das Leben erfrischt und erweckt; Alpenblumen wachsen an den Ufern seiner raschen Wasse; die Felsen seiner Berge reizen seinen kühnen Geist, sie zu ersteigen; die Einsamkeit seiner Wälder lockt es hinaus und nähret seine Leidenschaft zur Jägerei; kriegerisch ist daher vor Allem sein Sinn und Furcht ihm fremd. Kein deutscher Stamm hat mit mehr Ausdauer die größten Beschwerden und Mühsale des Krieges ausgehalten, und in mehr als einer Hinsicht ist das Wort wahr, welches König Ludwig dichtend seinem Volke zugerufen:

„Bayern! zu verderben seid ihr nicht."

Endlich gibt ihm seine, in allen Drangsalen und Versuchungen vergangener Jahrhunderte heldenmüthig bewährte Treue zum alten, heiligen Glauben einen sichern Halt, daß es mit freudiger Ruhe, voll Vertrauen und Hoffnung, mitten in den Wettern des Lebens fest dasteht.

Mit diesem seinem ihm von Gott beschiedenen Erbe hat der bayerische Stamm seinen Theil an der Geschichte des Vaterlandes gewirkt. Ward ihm durch die Gunst des Glückes auch nicht ein so ausgebreiteter Länderbesitz in den Schoß geschüttet, wie seinem österreichischen Bruder: so hat Bayern doch in großen Wendepunkten nicht minder sein entscheidendes Gewicht in die Waage der Weltgeschichte gelegt. Es ist wahr, der Leu und der Adler haben nicht selten „mit anand sakrisch g'rafft," zu ihrem beiderseitigen Schaden, allein der Löwe hat auch mehr denn einmal, wenn die Pfeile der Jäger des Adlers Flügel durchschossen, mit aufopfernder, brüderlicher Treue und ritterlicher Todesverachtung, die eigene Brust dem feindlichen Geschosse für ihn preisgegeben; siegreich haben seine Fahnen mit dem Blau und Weiß auf der Höhe des weißen Berges bei der Befreiung von Wien und auf den Wällen von Belgrad geweht.

286.

Die Kapelle zum Birkenstein

von A. S.

Komm Menschenkind mit deiner Qual,
Mit deinem wunden Herzen,
Hier thauet Gnade allzumal
Und heilet deine Schmerzen.
Vertraue mir,
Ich reiche dir
Die Mutterhand so gerne,
Und führe dich vor Gottes Thron;
Dein Heiland, mein geliebter Sohn,
Der ist dir nimmer ferne.
Drum sei nur fein,
Dann ist er dein,
Ergieb dich ganz der Liebe! —
Mit feuchtem Auge blickst du her,
Es hebt die Brust sich bang und schwer;
Ward dir das Herz so kalt und leer
Im irdisch eitelm Uebermuth,
Erstarb der Andacht tiefe Glut?
Getrost mein armes irres Kind!
Der Mutter Zucht ist treu und lind.
Woll' nur in Demuth zu mir wenden
Den Sinn, den dir die Welt gestört,
Mein Sohn wird seine Engel senden
Daß dich ihr mildes Licht umklärt.
In meinem Dienste bist du nun,
Laß Bangigkeit und Zweifel ruh'n!
Und daß des Betens süße Lust
Erfülle schneller deine Brust,
Sieh, wie die niedre Kreatur,
Das taube Leben der Natur,
Sich freudig meinem Dienste neiget,
Mit Sehnsucht sich die Hände reichet,
Daß meine stille Siedelei
Geschmücket wie geheiligt sei.
Die Wiese grünt so blütenreich,
Und trägt mein Haus so sanft und weich;
Es grüßt des Berges muntrer Bach,
Leis murmelnd mein geweihtes Dach,
Und ehrfurchtsvoll mit hellem Glänzen
Kristall'ne Quellen mich umkränzen.
Ja selbst der Bäume duft'ge Kronen,
Wo meine lieben Vöglein wohnen,
Sie wollen mich nur kühl umschatten
Auf meinen frischen Blumenmatten,
Auf fromm Gebet und Wunder lauschen,
Und wagen darum kaum zu rauschen.
Die Vöglein aber musiciren
Zu meiner Ehr und jubiliren
Von jener fernen sel'gen Zeit,
Wo alle Schöpfung wird befreit
Von der Verfinst'rung starrem Band,
Womit sie Menschenschuld umwand.
Heb nun den Blick zur Waldesnacht,
Die mich im weiten Kreis umwacht;
Dorthin, wo des Gebirges Zinnen
Im blauen Nebelduft verrinnen,
Zur Steinwand und zum Breitenstein,
Zum kühn gezackten Wendelstein.
Sieh, wie der mächt'ge Felsenbau
Sorglich umschirmet meine Au.
Wie fromm im grünen Schooß gepflegt,
Von alten Bergen treu umhegt,
Mein kleines Haus dem Herrn geweiht
In Frieden, Andacht, Heiligkeit.
Hörst du der Wälder leise Wellen,
Vom Hauche des Gebirgs belebt,
Die in geheimnißvollen Weisen
Den Heiland und die Mutter preisen?
Hör, wie sie seufzen, wie sie schwellen!
Dein Herz fühlt sich erwärmt, durchbeb t,
Die Wangen glüh'n, das Auge funkelt
In bitt'rer Scham, daß so verdunkelt
Der Menschengeist, der höh're Sinn. —
Getrost, aus Schmerzen blüht Gewinn.
Du siehst die Thiere, Pflanzen, Steine
Voll Sehnsucht ihrem Herrn sich neigen,

Und du, mit heil'gem Gnadenweine
Getränkt, willst nicht dem Niedern gleichen?
Wohlan, versuche deine Schwingen!
Die fromme Fahrt wird dir gelingen.

Faß muthig deiner Mutter Hand!
Zum Heimathland
Durch Sturm und Nacht!
Die Gnade wacht!

288.

Unsere liebe Frau zur Linde

von J. P. Kaltenbaeck.

Rathold, ein edler Jüngling aus Baiern, verließ heimlich seiner Aeltern und Geschwister Haus, Allem entsagend, was die Welt hoch schätzt, und flüchtete in's rauhe Stallenthal, das einsam und schauerlich in's Kalkgebirge eingewühlt, sich nordwestlich von Stans ausstreckt. Er ließ sich daselbst in einer Felsengrotte nieder, die von einem gewaltigen Lindenbaume beschattet war, zog später nach Rom und Compostella, um an diesen berühmten Wallfahrtstätten die rechte Einsiedlerweihe zu schöpfen, und stellte heimgekehrt das wundervolle Bild der heiligen Jungfrau unter der Linde auf, daher die Benamung: „Unsere liebe Frau zur Linde." Die geheimnißreiche Nähe der Gottesmutter leuchtete bald mit unzähligen Wundern. Alles Volk der Umgegend strömte in's Gebirge zur Gnadenreichen; Kranke an Leib und Seele fanden Genesung und Trost in allen Wehen des irdischen Lebens. Ubald, Rathold's Bruder, kam aus Zufall als lustiger Jagdgeselle in's Gebirge der Lindenjungfrau, erkannte im abgezehrten Hüter des Heiligthums seinen lange vermißten Blutsverwandten, und gelobte zerknirscht und erschüttert den Bau einer Kapelle und Einsiedlerbehausung zur größeren Bequemlichkeit des pilgernden Volkes. Die Edlen von Freundsberg, Schlitters und Säben schlossen sich fromm gesinnt dem Bauunternehmen an; man bestimmte die Burghöhe ob Stans in herrlicher Landschaft zur Stelle des gelobten Gebäudes, die Bauleute legten Hand an's Werk, aber zu ihrem Nachtheile: ein Unfall folgte dem andern, besonders fielen häufige Verwundungen vor. Die Vögel des Himmels, Deuter der göttlichen Bauansicht, trugen die blutgefärbten Holzabfälle und Splitter auf einen hohen Felsen tiefer in's Thal; man gehorchte der höheren Mahnung, und vollendete leicht und schnell unter dem Walten der mithelfenden Gnade, was irdischem Beginnen nicht gelingen wollte. So entstand die Kirche der schmerzhaften Jungfrau auf Georgenberg mit des Einsiedlers Rat-

hold Behausung. Doch nicht lange blieb dieser allein; Edeljünglinge, von seinem Beispiele angezogen, wurden seine Schüler; der Verein wuchs in gesonderten Zellen um die Gnadenstätte der Lindenjungfrau zu einer Klausnergemeinde unter Rathold's Leitung und Aufsicht, von Rom aus mit einer Reliquie des heiligen Georg, von freigebigen Edelherren mit Gut und Habe beschenkt, durch reichliche Opfer der von weiten Gegenden zusammenströmenden Pilgrime unterhalten. Auf diese Weise erweiterte sich der Verein auch nach Rathold's Tode ungemein, und reifte zu einem geschlossenen Kloster heran. Im Jahre 1125 bestieg Regimbert, Benediktinermönch in Admont, später Benediktinerabt zu St. Peter in Salzburg, den bischöflichen Stuhl von Brixen. Dieser verband die Einsiedler von Georgenberg durch die Regel des heil. Benedikt zu einer geregelten Gemeinde, und bestellte denselben den Abt Eberhard zum Vorstande.

288.

Die letzte Rose

von A. Werfer.

Wem soll ich diese Rose geben —
Die letzte, die dort oben steht,
Bevor der Sturm, der Rosenbrecher,
Sie knickt und von dem Strauche weht?

Wie zart und schön sind ihre Blätter!
Wie lieblich füllt ihr süßer Duft
Ringsum des Gartens öde Räume,
Die herbstlich nebelgraue Luft!

Dir, o Maria, schönste Rose
So je geblüht auf Erden hier,
Will brechen ich die letzte Rose,
Die freundlich noch geblühet mir.

Ich trag' sie hin zu der Kapelle
Und schmück' damit dein Gnadenbild:
An deinem Herzen mag sie welken,
Da stirbt sich's gut und sanft und mild.

289.

Aus der Erntepredigt

von H. Förster.

Ruhe nach langem aber redlichem Mühen predigt Euch die Zeit der Ernte. — Betrachtet die Natur! Immer kürzer werden die Tage, immer länger die Nächte, als wollten sie zur Ruhe winken. Der Baum, der Blätter und Früchte getragen, hat seine Lasten abgeschüttelt, er treibt nicht mehr. Die Fluren, die Euch ihre Garben geboten, haben ihr Kleid

abgelegt, sie ruhen. Tausend lebendige Geschöpfe lagern sich jetzt wieder zum langen Winterschlafe. Wie viel liegt darin für den Menschen, wie viel Hinweis und Trost! Nicht immer soll des Lebens Unruh währen, es kommt eine Zeit der Stille und des Friedens. Nicht immer soll der Schweiß der Arbeit von der Stirne rinnen, es kommt ein Abend mit erquicklicher Kühle vom Himmel herab. Nicht immer soll des Tages Hitze beugen und das Leben beschweren, es winken kühlende Schatten dem getreuen Arbeiter zu. Dem Getreuen, meine Geliebten! O, daß wir getreu erfunden würden! Der Müden sehe ich wohl viele und der Gebeugten, die unter der Last der Arbeit lange geseufzt; aber daß Alle getreu erfunden würden! Wie sanft würdet Ihr dann ruhen! Sanfte Ruhe aber geben nicht die Ehren, nach denen Ihr geizt; nicht die Freuden, die sinnlichen, nach denen Ihr hascht; nicht die Besitzthümer der Erde, deren Ihr nicht genug haben könnt. Sanfte Ruhe gibt ein unverletztes Gewissen, ein lebendiger Glauben und eine gläubige Tugend; sanfte Ruhe gibt ein Leben voll Liebe, Geduld und Gottseligkeit. Darum, wohl Euch, Ihr Getreuen in Amt und Beruf, die Ihr bebaut das Feld der Wahrheit, der Tugend und der Gerechtigkeit! Ihr mögt wohl viel Arbeit gehabt haben, und viel Undank und Verkennung dabei! Aber seid getrost, es folgt der Friede für Euch, und für Euren Namen die Achtung und Ehrfurcht aller Guten und Edlen. Wohl Euch, Ihr Väter und Mütter, die Ihr den Kindern gewesen, was Ihr sein solltet! Ihr mögt wohl viel Mühe und Kümmerniß gehabt haben: aber seid getrost, es folgt die Zeit der Ruhe, und in die Ruhe folgt Euch die Liebe, die Dankbarkeit, das Gebet derer, die Euch Gott gegeben, und die Ihr für Gott gebildet und erhalten habt. Seid auch getrost, Ihr Armen, die Ihr das Ende Eures Mangels und Eurer Mühseligkeit nicht absehen könnet! In Dessen Armen die Welt ruht, in Dessen Armen werdet auch Ihr ruhen von den Sorgen des Lebens. Seid getrost, Ihr täglich geplagten Brüder, die im Dienste ihrer Lebensaufgabe ihre Kräfte aufreiben und recht zur Müh und Arbeit ausersehen scheinen! Der Tag, dessen Sonne Euch auf's Haupt brennt, neigt sich, es wird Abend, und der Abend nimmt Euch Euer Joch ab und bettet Euch zur Ruhe. Seid getrost, Ihr Kranken und Leidenden, die den Tod herbeiseufzen und nicht finden können! Er kommt, er kommt gewiß, wie ihn der Vater der Welt in die Natur sendet, so wird Er ihn Euch senden; darum haltet Euch bereit, denn des Winters Anfang, den wissen wir wohl, aber des Vaters Ruf, den

wissen wir nicht, ob er um Abend ertönt, oder um Mitternacht, ob um Hahnenschrei, oder um Morgen.

Und diese Ruhe, meine Geliebten! fürchtet Ihr sie etwa, weil über der Pforte, die zu ihr führt, das Schreckenswort zu lesen ist: Sterben? Da hört abermal, was die Zeit der Ernte Euch predigt: nach der Ruhe neues, ewiges Erwachen. Darum streut ja der Landmann in die ersterbenden Felder den Saamen aus, weil er weiß, es lebt nicht fort, was nicht zuvor stirbt, und was stirbt, wird wieder aufleben. Die Todtenstille des Winters wird weichen und ein neues Leben sich regen in allen Pulsen der verjüngten Schöpfung. Wo die kalte Hülle von Schnee, wie ein weites Leichengewand, die einsamen Fluren deckte, da werden grüne Saaten aufkeimen, da duftige Kräuter entsprießen und würzige Blumen sich entfalten. Das starre Eis der Flüsse wird wieder zur lebendigen Fluth, in welcher der Sonne Bild sich reiner spiegelt; in dem erwärmten Boden wimmeln von Neuem zahllose Geschöpfe, in der milden Luft ertönt wieder der Vögel munteres Lied, und auf der erwachten neu verklärten Erde bewegt sich ringsum ein frisches, fröhliches Leben. O schönes und doch so schwaches Bild des höheren, reineren Lebens, das unserer wartet über den Gräbern! Was das Allmachtswort des Weltenschöpfers unbegreiflich zwar, aber doch unwidersprechlich und vor Aller Augen thut in der leblosen Natur, das wird Er schöner und herrlicher noch an uns vollenden. Die Natur weist darauf hin, der Apostel bestätigt es, und Christus hat es uns durch seine Auferstehung zur unumstößlichen Gewißheit erhoben. Was du säest, sagt die Schrift, lebt nicht, es stürbe denn zuvor, und was du auch säest, so säest du nicht den Körper, der werden soll, sondern bloßes Korn, Gott aber gibt ihm einen Körper: — so wird der Leib gesäet in Verweslichkeit, auferstehen aber wird er in Unverweslichkeit; gesäet wird ein thierischer, auferstehen wird ein geistiger Leib.

291.

Grabschrift.

„Das dir missevil an mir
Das bewar du an dir.“

A. Verzeichniß der Schriftsteller.

B. Verzeichniß der Uebersetzer.

C. Verzeichniß des Inhaltes.

Erste Abtheilung.

Prosa.

I. Religiöse u. moralische Betrachtungen.

II. Naturgeschichtliches.

III. Landschaftliches.

IV. Länder, Völker und Volksleben.

Erklärung

einiger in der gewöhnlichen Umgangssprache seltener vorkommender Fremd-Wörter und Namen in den Lesestücken des „Buches für die deutsche Jugend."

Aera — (S. 243), Zeitrechnung.

Adept — (S. 62), eingeweiht.

Alchymist — (S. 127), Goldmacher.

Allegorien — (S. 499), Sinnbilder.

Allodbesitzer — (S. 300), Besitzer eines Allodiums, Allodialgutes, d. i. eines freien, der Vererbung fähigen Gutes im Gegensatze zu einem Gute, welches durch die Lehensabhängigkeit gebunden ist.

Apologet— (S. 62), Vertheidiger, insbesonderer des Christenthums.

Apologetik — (S. 274), Lehre von den Beweisen der Wahrheit des Christenthums gegen die Einwürfe seiner Gegner.

Appell — (S. 188), Abrufungszeichen.

Arena — (S. 59), Kampfplatz.

Astralisch — (S. 28), gestirnmäßig.

Bacchantisch — (S. 41) nach Art der Weintrunkenen.

Balliste — (S. 394), gleich dem „Widder" ein Wurfgeschütz der Alten.

Bottega — (S. 42), Bude, Kramladen, Gewölbe.

Breve — (S. 65), ein päpstliches Schreiben.

Burlesk — (S. 41), possenhaft, närrisch.

Canara — (S. 103), eine unter großbrittanischer Landeshoheit stehende Provinz an der malabarischen Küste.

Cascade — (S. 551), Wasserfall.

Chaotisch — (S. 40), im Zustande verwirrende Unordnung befindlich.

Charismen — (S. 60), Gnadengaben.

Centrifugal — (S. 105), vom Mittelpunkt nach Außen strebend.

Centripetal — (S. 105), von Außen nach dem Mittelpunkt strebend.

Centurionen — (S. 519), römische Hauptleute.

Commende — (S. 457), geistliche Pfründe.

Communismus — (S. 185), Gütergemeinschaft.

Concentrirt — (S. 297), zusammengedrängt.

Constellation — (S. 290), jedesmaliger Stand oder das Verhältniß der Gestirne gegen einander, in welchem die Sterndeuterei die künftigen Schicksale der Menschen lesen zu können vermeinte.

Convergiren — (S. 117), zu einander sich neigen, zusammenlaufen.

cylindrisch — (S. 251), walzenförmig.

Dialektische Behandlung (S. 274), d. i. jene wissenschaftliche Behandlung eines Gegenstandes, die sich's zur besondern Aufgabe stellt, mit den Waffen der gelehrten Streitkunst die gegnerischen Angriffe abzuwehren und wirkungslos zu machen.

Dramatisch — (S. 11), nach Art eines Schauspieles.

Empirisch — (S. 152), erfahrungsmäßig.

Energumenen — (S. 62), Besessene.

Estrade — (S. 37). Bodenerhöhung.

Expiation — (S. 25), Sühne.

Facsimile — (S. 500), Nachbildung einer Handschrift.

Ferment — (S. 120), Sauerteig.

Filium tuum nobis post hoc exilium ostende! O clemens, o pia, o dulcis Maria! (S 474) Nach diesem Elende zeige uns Deinen Sohn, o gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria!

Fons perennis — (S. 26), ewiger Brunnen.

Gandersheim — (S. 63), im Leinedistrikt des Herzogthums Braunschweig an der Gande, einem Nebenflüßchen der Leine.

Geognostisch —(S 138), zur Erdlagenkunde geh.

Goëten — (S. 60), Zauberer.

Gladiator — (S. 59), Kunstfechter.

Grottesk — (S. 212), seltsam, wunderlich.

Gymnot (S. 145), Zitterroche, Krampffisch.

Hansa — (S. 244), nach altdeutscher Sprache ein zur wechselseitigen Beihilfe geschlossener Bund. Unter der deutschen Hansa versteht man jenen im 13. Jahrhunderte entstandenen Bund deutscher Städte, zu dem sich dieselben ursprünglich vereint, um sich gegenseitig gegen räuberische Angriffe zu Land und zu Wasser zu schützen. Später wurde dieser Zweck der deutschen Hansa mehr erweitert. Der letzte Hansatag wurde im Jahre 1630 zu Lübeck ausgeschrieben, an welchem die feierliche Lossagung der einzelnen Städte vom Bunde erfolgte.

Hippokratisches Gesicht — (S. 463), ein gewisser Ausdruck des Gesichtes, der den nahen Tod verkündet.

Identisch gleichbedeutend.

In forma pauperis — (S. 224), nach Art eines Armen.

In statu pupillari — (S. 224), im Stand eines Mündels, unter Vormundschaft stehend.

Indiktion — (S. 281), ein Zeitkreis von 15 Jahren, für welchen unter den römischen Kaisern jedesmal die Steuern bestimmt und ausgeschrieben wurden und der zur Berechnung der Zeit diente, bis ungefähr um das Jahr 526 die christliche Zeitrechnung begann.

Intensiv — (S. 13), nach innen gekehrt, oder auch nach seinem innern Gehalte, nach seiner innern Stärke.

Katakomben — (S. 366), unterirdische Gänge mit Grüften und Höhlen, die zu Begräbnissen dienten.

Katarakt — (S. 86), Stromfall.

Kenotaph — (S. 499), ein leeres Grab, zur Ehre eines anderswo Begrabenen errichtet, ein Ehrengrab.

Konkav — (S. 549), hohlrund.

Llannos — (S. 137), Ebene.

Madreporen — (S 587), Sternkorallen, eine steinartige Thierpflanze.

Ministration — (S. 180), Altarbedienung.

Molusken (326), Schleim- oder Weichthiere.

Monotonie (S. 550), Eintönigkeit.

Neologisch — (S. 471), neuer Lehre, Ansicht zugethan.

Objekt — (S. 131), Gegenstand, Vorwurf; objectiv, gegenständlich.

Oblongum — (S. 538), länglichtes Viereck.

Oriflamme — (S. 468), Reichsfahne von Frankreich.

Parabolisch — (S. 86). Wenn die Seitenfläche des Kegels gleichlaufend mit seiner Axe durchschnitten wird, so bilden die Grenzen dieses Kegelschnittes eine krumme Linie, deren Form Parabel genannt wird. Bögen dieser Form heißen parabolisch.

Pampas — (S. 137), Ebene.

Parthenon — (S. 600), Tempel der Minerva.

Peripherie — (S. 487), Umkreis.

Phasen — (487), die veränderlichen Gestalten, welche die Planeten von ihrer verschiedenen Beleuchtung durch die Sonne annehmen.

Philologische und humanistische Studien (S. 533), sprach- und schulwissenschaftliche Studien.

Piedestal — (S. 499), Fußgestell, Säulenstuhl.

Pittoresk — (S. 288), malerisch.

Polenta — (S. 42), Mehlspeise.

Phantastisch — (S. 11) schwärmerisch.

Quae mecum sit mecumque laboret — (S. 471), die mir beistehen und mit mir arbeiten soll.

Rotation — (S. 28), Radumschlag.

Rhythmische Bewegungen — (S. 412), Bewegungen, die nach einem der Bedeutung und Absicht einer gewissen Handlung entsprechenden Maße eingerichtet und geordnet sind.

Sarkophag — (S. 30), ein im alterthümlichen Geschmack gebauter Sarg, gewöhnlich aus Stein gehauen.

Schemen — (S. 10), Schattenbild.

Sierra Nevada — (S. 52), Gebirg in Andalusien (Spanien).

Skizzenhaft — (S. 11), in Umrissen.

Spirituosen — (S. 191), geistige Getränke.

Sporadisch — (S. 131), zerstreut.

Staffage — (S. 41), in der Malerei einzelne Figuren oder ganze Gruppen von Menschen, Thieren, auch Pflanzen, welche im Vordergrunde einer Landschaft angebracht sind.

Stereotypen — (S. 291), eine in der Buchdruckerei vorkommende Bezeichnung jener feststehenden Schrift, bei welcher jede Blattseite nicht aus einzeln zusammengesetzten Buchstaben, sondern aus einem einzigen gegossenen Stücke besteht. Daher „Stereotypes" in uneigentlicher Bedeutung zur Bezeichnung des Feststehenden, Unveränderlichen gebraucht wird.

Super hac captura — (S. 232), über diesen Fang.

Symbol — (S. 371), Sinnbild; symbolisch — (S. 410), sinnbildlich.

Terminiren — (S. 191), das Sammeln freiwilliger Naturalgaben von Seiten der Bettelorden innerhalb der ihnen hiezu oberhirtlich angewiesenen Grenzen.

Terrasse — (S. 551), Erdstufe, Erdbank.

Thermen — (S. 118), warme Bäder.

Theurgisch — (S. 60), wunderwirkend.

Transcendental — (S. 26), übersinnlich.

Typus — (S. 10), Grundform.

Velabrum — (S. 118), ein Platz in Rom an der Tiber und am Aventinischen Berge.

Vertikal — (S. 379), scheitelrecht, lothrecht.

Zabismus — (S. 28), Religion der Sternanbeter im alten Arabien vor Mohammed.